

Biblioteka Główna i OINT  
Politechniki Wrocławskiej



100100212879



Biblioteka  
Politechniki Wrocławskiej

~~M 1903 III~~











alce. 1409  
M 1903 III

# Kunstgeschichte

von

## Tirol und Vorarlberg

von

Karl Ak, Priester

zu Terlan, Südtirol, k. k. Conservator der Kunstdenkmale.



Bozen, 1885.

Im Selbstverlage des Herausgebers. — Druck von J. Wohlgemuth.





Tom. 5383.

344608L/1

aka. 5383/48 R.



## Vorwort.

---

**B**ereits von mehreren kleineren Einzelländern ist eine Geschichte der bildenden Künste und deren Meister erschienen, wie z. B. von Baiern, Böhmen, österr. Schlesien, Salzburg, den Rheinlanden u. s. w.<sup>1)</sup> Mit großem Interesse wurden diese Werke aufgenommen und sie verdienen es auch, denn damit werden wichtige Beiträge zur allgemeinen Kunstgeschichte Europas geliefert.

Die Kunstdenkmale Tirols dürften ebenfalls von nicht geringem Interesse sein. An bedeutsamen Werken ist das Land weniger reich, doch finden sich darunter so manche Ueberreste und zwar aus jeder Periode, welche ein und anderes Interessantes an sich haben, so daß sie ein näheres Erforschen und Eingehen wohl verdienen. Die Einwohner Tirols bekundeten ja von jeher ein angeborenes Kunsttalent, namentlich zum Schnitzen und es entwickelte sich fast ohne Unterbrechung seit den ältesten Zeiten bis zur Stunde ein reger Sinn für die schönen Künste. Den besten Beweis von tirolischen Kunstwerken bieten die vielen öffentlichen und privaten Sammlungen, vor anderem in Süddeutschland wie zu München, Augsburg, Freising, Nürnberg, auch Wien u. a. O.

---

<sup>1)</sup> Geschichte der bild. Künste in Baiern von Dr. Sighart, literar. Institut in München; die Kunst des Mittelalters in Böhmen von Gruber; Kärnthens älteste kirchl. Denkmalbauten von Ankershofen; Kunstdenkmale des Mittelalters im Kreise ob d. Wiener Walde v. Dr. Ed. v. Sacken, alle im Verlag von S. Gerold's Sohn in Wien; über Salzburgs Maler s. Mitth. der k. k. Cent.-Comm. Jahrg. XI, S. 65.



Vereinzelt ist über die Geschichte der Künste in Tirol bereits vieles geschrieben worden, aber noch nie erschien eine Uebersicht aller Perioden. Der Grund davon lag wohl in den vielen Schwierigkeiten, welche einem solchen Unternehmen in jeder Hinsicht entgegenstanden, vorzugsweise auch wegen der unumgänglich nothwendigen und getreuen Abbildungen. Weil unser erster Versuch mit den „Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Baukunst in Tirol, Brixen bei Weger“ eine gute Aufnahme fand, so daß eine 2. Auflage erwünscht ist, wagen wir auch den erweiterten Versuch mit Hereinziehung aller Kunstzweige und Gegenstände, welche uns von den vorgeschichtlichen Funden bis zu den Werken aus neuerer Zeit vor Augen treten.

Auch eine reichere Illustrirung der einzelnen Perioden ist möglich, da die hochlöbliche k. k. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale in Wien die diesbezüglichen Holzschnitte des edlen Zweckes halber bereitwilligst mittheilt, wofür wir hier den verbindlichsten Dank öffentlich ausgesprochen haben möchten.



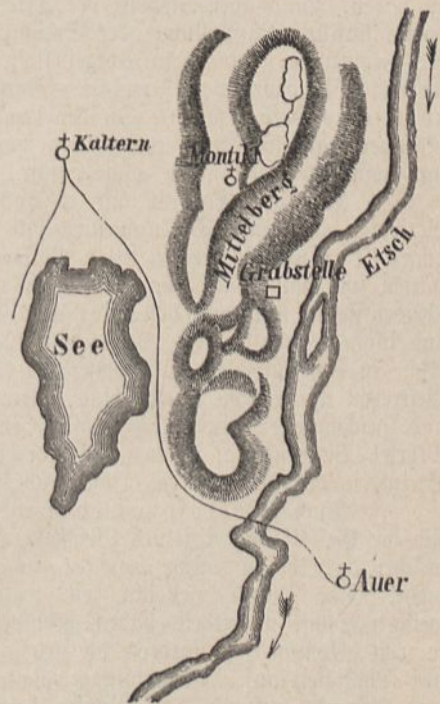


## A. Die vorgeschichtliche Zeit bis ungefähr 13 vor Christus.

(Steinzeit, Bronzealter und Eisenalter).

Die ältesten bekannten Bewohner des Landes Tirol heißen Rätier.<sup>1)</sup> Nach allgemeiner Meinung gehörten sie dem großen keltischen Volksstamme an. Darauf weisen auch viele Ortsbenennungen hin.<sup>2)</sup> Die Rätier erhielten dann, wenigstens in den südlichen Landestheilen einen Zuwachs durch die am Po verdrängten Tusker oder Etrusker. In neuester Zeit hat Dr. Tappeiner vom Standpunkte der Schädellehre aus (Anthropologie Tirols, Innsbruck bei Wagner 1883) nachzuweisen gesucht, daß die Ureinwohner des Landes weder Kelten noch Etrusker, sondern ein verschiedenartiger, eigener Volksstamm gewesen seien. Sei wie ihm wolle, für unsere Zwecke genügt der sichere Nachweis, daß sie keine Barbaren gewesen sind, sondern zu den gebildeten Völkern des Alterthums gehörten. Sie besaßen nämlich eine große Fertigkeit in der Bearbeitung der Gesteine: im Durchbohren, Schleifen und Poliren derselben. Verstanden es Metalle zu schmelzen und schneiden, prägten sie zu Münzen oder verarbeiteten selbe zu Schmuckstücken. Ein gewisser Grad geistiger Bildung kann ihnen nicht abgesprochen werden, da sie im Besitze der Schrift waren. Dies alles läßt sich, wie wir weiter unten sehen, aus den gemachten Funden zur Genüge nachweisen.

Wohl von jeher, besonders aber seit Anfang dieses Jahrhunderts kennt man allerlei Gegenstände, besonders Geräthe und Schmuckstücken, auch Statuetten und Inschriftensteine, welche an verschiedenen Stellen Tirols zu Tage gefördert wurden. Sie gehören einer urthümlichen, von der römischen verschiedenen Kulturepoche an. Bald war es der Inhalt eines Hügelgrabes, bald der zufällige Fund von einzelnen Gräbern aus Thonplatten, den der Pflug des Landmannes machte,



<sup>1)</sup> Den Namen des Landes: Rätien leiten die Einen von einem mächtigen Führer dieses Volkes: Rätus her, die Andern bringen ihn in Zusammenhang mit dem keltischen Worte: Rait, d. i. Gebirgsgegend (viele sonnige Abhänge des Mittelgebirges heißt man heute noch: Ried, im Süden wie im Norden des Landes).

<sup>2)</sup> So z. B. heißt Terlan in der irischen (keltischen) Sprache so viel als Eichenwäldchen; heute noch führt eine Abtheilung dieser Gemeinde den Namen: Siebeneich. Es scheint diese Gegend einst ganz besonders mit Eichen besetzt gewesen zu sein; über andere Ortsbenennungen vgl. Ferdinandeums-Zeitschrift vom Jahre 1845. Innsbruck bei Pfandler.



oder man stieß bei sonstigen Erdarbeiten auf kohlschwarze mit Thonscherben und Schmuckfachen vermischte Erde, wohl eine Verbrennungsstätte der Todten, wie zu Cresin und nächst Cles im Nonsthal, beim Grundgraben der Kirche in Sarnthein, bei St. Georg in Mülten (nächst Bozen) und sehr vielen anderen Stellen in allen Theilen Tirols. Nicht wenige der gemachten Funde sind von künstlerischem Werthe, denn es knüpft sich unmittelbar an dieselben die Frage über das Alter und die Pflege unserer heimatlichen Kunst; es sind zwar zu allen Zeiten und bei allen Völkern die nämlichen, aber nicht überall lassen sich dieselben in gleicher Reinheit und Ursprünglichkeit feststellen.<sup>1)</sup>



Fig. 1.

zu haben. Bald aber erwachte der Trieb über die zufällig hingelagerten Massen zu schalten, durch künstliche Aufstellung oder Schichtung derselben ein deutliches, in die Augen springendes Zeichen zu geben. Aufrechtgestellte, mitunter spitzzugebaute Felsblöcke, die sog. Spitzsteine, oft schwer von gewaltigen Naturspielen zu unterscheiden erregen eine Ahnung der göttlichen Gegenwart. In der dem Lande Tirol benachbarten und verwandten Schweiz begegnet man noch mehreren solchen vorgeschichtlichen Kulturdenkmälern, bei uns erinnert nur noch eine und andere Sage daran.

Wie der Gottheit gilt es auch den Todten eine feste Stätte, einen geweihten Bezirk zu gründen. Die ursprünglichste Auszeichnung des Grabes ist ein schlichter Erdhügel (Tumulus), der bei allen Völkern in vorgeschichtlicher Zeit erscheint. Solche Grabstätten sind dann bald paarweise auch mehrere nebeneinander angelegt. Anfänglich unterscheiden sie sich nur wenig von natürlichen Erhöhungen des Bodens. Der Kern besteht zunächst aus bloßen Schuttmassen, welche unmittelbar über dem Leichnam oder dessen Resten und Asche in den aufgestellten Thongefäßen (Urnen) sich aufthürmen. Erst allmählig tritt das Bestreben hinzu dem Todten eine festere Stätte zu bereiten. Bald ist es ein Trog, bald und gewöhnlicher ein unregelmäßig, roh geschichtetes (cyklopisches) Steingehäuse ohne Mörtel-Verwendung, welches den Körper umschließt, bis endlich in letzter Gestalt ein weiter Steinkreis den Umfang des Hügelgrabes bezeichnet.

Auch das profane Leben entbehrte nicht lange der künstlerischen Weihe. Richtet sich die Gestalt des einzelnen Gefäßes fast ganz von selbst nach der jeweiligen Bestimmung, welcher dasselbe zu entsprechen hat, so genügt dieser Wechsel einfacher Formen bald nicht mehr. Der Zufall vielleicht, ein paar Eindrücke, regellose Linien, Punkte, die sich dem weichen Stoffe mitgetheilt haben, gibt den Anstoß zu weiterer Gestaltung. War man einmal so weit gekommen, so forderte die große Bildungsamkeit des Thones von selbst zu verzierender Thätigkeit auf. Allmählig gewöhnte sich das Auge sogar an ausführlicheren Schmuck und daraus entstand der Wunsch denselben auch anderen Stoffen zu verleihen. Man schmückte metallene Geräte und Waffen durch Einritzten und Einschneiden (durch Gravieren) und lernte endlich die Vorzüge kennen, welche die Gußtechnik für solche Bestre-

Die Kunst beginnt sobald das Streben auftritt: rohe, naturwüchsige Massen vor anderen auszuzeichnen. Eigenartig geformte Felswände oder Finglinge, oft mannhohle Blöcke aus hartem Gestein werden näher ins Auge gefaßt. Steinerne Mandlen nennt man heute in manchen Gegenden und auch bei uns ähnliche Steine z. B. auf der Bergeshöhe über Mülten. Ohne Ahnung von einer höheren Formbildung genügte es den Menschen auf diese Weise der Erinnerung einen dauernden Anhaltspunkt gewählt

<sup>1)</sup> Derselbe Funde hat man gewiß auch das ganze Mittelalter herauf gemacht, aber weniger beachtet; nur hier und da findet man die Bemerkung aufgezeichnet, daß ein heidnischer Tempel- oder Altarstein in einer christlichen Kirche auch unter deren Altar und nicht selten umgestürzt eingesetzt worden sei, zum Zeichen des Sieges des Christenthums über das Heidenthum, wie unter anderem in Cadine bei Trient, am Chore der Pfarrkirche von Mais, am Altare von St. Sebastian in Unterinn (nun verschwunden), besonders viele Stücke an der St. Apollinariskirche in Trient u. s. w.



bungen bietet. Die einfachste und wohl die älteste Art der Zierbildung geschah durch Gravirung. Ein weiterer Fortschritt führt zur plastischen Thätigkeit, das Treiben zum Relief. Man kann die allmähliche Entwicklung dieser kunstgewerblichen Ausübung von dem bloßen Einpressen einer Schnur in den weichen Thon bis zur selbstständigen Reliefbildung aus feier Hand ziemlich genau verfolgen. Im sog. Bronzealter tritt folgerichtig durchgeführt und herrschend freilich das Relief noch nicht auf, sondern erst in den späteren Gegenständen dieser Zeit, im sog. Eisenalter. Schon frühe, in der Steinzeit dagegen begegnet man den anmutigsten Farbenverzierungen, welche roth und schwarz gewöhnlich durch Beimischung von Röthel und Graphit zur Ausführung gekommen sind. Endlich findet sich, zumal in späteren Gefäßen, eine höchst ansprechende Vereinigung beider Kunstgattungen: der Gravirung und Bemalung, nämlich daß die Fläche des Thones an gewissen Stellen ausgetieft und dann mit Einlagen, mit Zinnstreifen oder geschmolzener Masse versehen wurde, auf welchen eine weitere Verzierung vermittelst des Grabstichels angebracht erscheint. Eine große Fülle künstlerischer Verzierungsformen steht freilich nicht zu erwarten, vielmehr liegt der Reiz derselben gerade darin, daß es trotz der Einfachheit, ja Dürftigkeit der zu Gebote stehenden Mittel gelungen ist, eine oftmals überraschende Mannigfaltigkeit der verschiedenen Zusammenstellung zu erzielen.



Fig. 2, Stadthof, unterhalb Bozen.

An den ältesten Fundgegenständen beschränkt sich der Zierrath auf ein einfaches, beinahe zufälliges Linienpiel. Die derbe, mehr an den Kampf und die Mühsale des Ackerbaues und der Jagd gewöhnte Hand übte sich in losen unsicheren Strichen, welche kaum durch ihre parallele Lage einigen Zusammenhang verrathen, oder es sind auch einfache Tüpfel, welche regellos die Fläche bedecken. Zuletzt kommt dann die Kreislinie hinzu und aus diesen drei Grundzügen entwickelte sich die ganze weitere Ornamentik. Die Linien werden zum Zickzack; sie verbinden sich zu aufrechten oder über Eck gestellten Vierecken, der Kreis wird mit mehreren in einander gelegten Ringen gefüllt oder durch seinesgleichen gekreuzt. Sodann erwuchs das Streben nach gleichmäßigeren Wechsel, nach einer Gliederung der verschiedenen Grundformen und deren regelrechten Wiederkehr. Das Zickzack wird z. B. an runden Gefäßen wagrecht wie senkrecht ringsherumgeführt und durch Linien begrenzt, so daß eine hübsche bodenartige Verzierung entstand. Kreise, leer und gefüllt treten in ein bestimmtes Wechselverhältniß unter sich, oder sie werden mit Linienformen versetzt. Die wagrechte Linie wird gebrochen, zieht sich rechtwinklig oder mit Krümmungen ein und wird auf diese Weise fortgesetzt. So wird sie dem Ornament ähnlich, welches die Alten nach jenem, vielfach sich schlängelnden Fluß Kleinasiens als *Mäander* bezeichneten. Sehr beliebt wurde bald die Tau- und Schneckenwindungen oder Spiralen an Griffen und Stängelchen.

Am reichsten entfaltet sich die Verzierungsweise an den Fundgegenständen des Eisenalters. Hier kommen mehrfach Thierfiguren und dann Menschengestalten in Verbindung mit denselben, namentlich mit Pferden als Reiter und Gespannen in langen Reihen wie in feierlichen Aufzügen vor.



Gehen wir auf die einzelnen Fundstellen über, so begegnet uns eine große Menge derselben durch das ganze Land hindurch zerstreut, besonders aber in dessen südl. Thälern.<sup>1)</sup> Indem aber fast überall dieselben Formen in Hinsicht der künstlerischen Behandlung einzelner Gegenstände und Materialien zu Tage treten, z. B. in Borgo, Cles, Morizing bei Bozen, Lienz, Matrei, Sötting, Bregenz u. a. D., so können wir uns auch auf ein paar Fundstellen beschränken, und zwar um so mehr, als interessante Abbildungen mehrerer Funde aus derselben zu Gebote stehen.

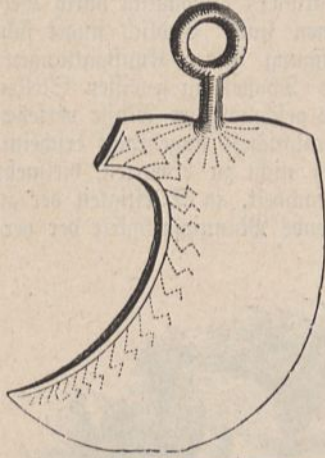


Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

Sehr wichtig sind vor anderen die Urnen-Gräber beim Stadthof, Bezirk Kaltern. Darüber entnehmen wir einem Berichte des Hochw. Herrn Cyp. Beskosta in den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1865 Folgendes: Am rechten Ufer der Etzch, ungefähr 2½ St. von Bozen oder oder 1 St. von der Bahnstation Branzoll hat in unteren Theile der Gemeinde Pfatten (Badum oder Ueberfahrt, Uebergang) das Mittelgebirg einen auffallenden, fahlförmigen Einschnitt, der von den übereinander thronenden Burgruinen: Laimburg und Leuchtenburg beherrscht wird. Noch in der Thalsohle hart an den Porphyrwänden des Mittelgebirges und nur 300 Schritte (nordwestlich) vom genannten gräflich Thun'schen Besitztume stieß man beim Aßern häufig auf schwarze Erde, in der sich viele Scherben von Thongefäßen vorfanden. Daneben erhebt sich auch ein kleiner Hügel von ungefähr 20 M. im Durchmesser (am Grunde) und einer mittleren Höhe von 8 M. Bei seiner Durchgrabung zeigte sich derselbe in seinem unteren Theile aus rother Erde, überdeckt mit einer durch-

schnittlich 0-60 M. mächtigen Schichte schwärzlicher Erde und Steingerölle mit Gebüsch überwachsen. Die Gräber waren ganz einfacher Anlage. Die Aschenurnen nebst einigen anderen Gefäßen wurden in eine zu diesem Zwecke gemachte Vertiefung eingesetzt und mit einer Porphyrplatte, welche die nahen Felsen lieferten, bedeckt; darüber ward noch Erde geworfen. (Fig. 1.) Bisweilen stellte man die Urnen, um sie vor dem Druck der Steinplatte zu bewahren, zwischen zwei Steinblöcke, welche die Deckplatte trugen. Ein einziges Grab gegen die Mitte des Hügels zeigte einen besseren Bau; da waren drei Aschenurnen von verschiedener Form und Größe nebst einem Henkelkreuz mit schwarzer Erde in Form eines runden Hügels überdeckt und darüber noch mit einem Gewölbe aus unregelmäßigen Bruchsteinen, ohne Anwendung von Mörtel versehen. Als freischwebendes Gewölbe würde der Bau kaum gehalten haben. Das Ganze hatte die Gestalt einer kleinen Kuppel oder eines Feldbadofens, am Grund 1-30 M. im Durchmesser und 0-80 M. hoch mit einer Mündung gegen Osten. (Fig. 2.) Es scheint dies ein Familiengrab gewesen zu sein. Die gegen den Grund des Hügels zu gelegenen Gräber waren besser erhalten als die höheren. Mitten auf dem höchsten Punkte des Hügels fand sich ein großer Steinblock von mehr als 4 Kubikmetern, oben wohl zubeauen. Unter demselben standen keine Urnen, wohl aber viele Scherben von Krügen, kleine Messer, Thonröhrchen u. dgl. Nicht unwahrscheinlich war dies ein **Opferaltar**.

In Form, Größe und Verzierungen herrschte unter der großen Zahl der Gefäße eine auffallende Mannigfaltigkeit. — Die Verzierungen an den meist roth, seltener graulich gut gebrannten Thongefäßen bestanden in der Regel in eingegrabenen geraden Strichen und Punkten; vorherrschend erscheinen aber zierliche Zickzackbänder durch Punkte eingefast, welche sowohl um Mündung und Ausbauchung wagrecht herumliefen

<sup>1)</sup> Hier gibt es wenige Ortschaften, wo man oder in deren Nähe keine vorgeschichtlichen Funde gemacht hat, so daß deren Aufzählung den Leser ermüden würde. Wir verweisen daher für eingehendere Studien auf die Museen in Innsbruck, Bregenz und Trient und die Gymnasialsammlung in Bozen, sowie auf das nächst erscheinende Werk: Die Topografie Tirols nach Staffler, II. Auflage Innsbruck bei Wagner und die Jahresberichte der genannten Institute.



als auch in regelmäßigen Zwischenräumen der Länge nach herabgeführt sind, vgl. Fig. 1 und 2. Die Deckel stellten sich bisweilen als recht hübsch gerippte Näpfschen dar. In den größeren Urnen findet man Knochen, jedoch nur die schöneren und mit Ornamenten versehenen enthaltenden menschliche Ueberreste nebst dem Schmucke der Verstorbenen, als: Nadeln, Fibeln, Ketten, Armringe u. s. w. während in den unverzierten Gefäßen; Pferdezaüme, Riemenbeschläge und ähnliches vorkamen. Von den Beigaben finden sich auch mehrere, besonders die größeren neben den Aschentrüben; es waren meist einfache Geräthe und Schmuckgegenstände aus Bronze, Eisen und Bein. Darunter hatten einzelne interessante, ja geschmackvolle und künstlerische Form nebst feinerer Ausführung, wie z. B. das halbmondförmige Messer, wahrscheinlich zum Bartscheeren mit seiner blisförmigen Gravirung, Fig. 3. Zierlich und geschmackvoll gewunden ist die Fibel oder der Gewandhaken in Fig. 4; auf deren Bügel waren bisweilen Buchstaben eingravirt, andere ahmten Thiergestalten als: Pferde und Schlangen nach oder hatten Knöpfe aus weißer oder schwarzer Pasta (glasartige Tropfen), einer Art Schmelzwerk (Email) zur Verzierung. Die Nadeln mit verschiedenartig geformten Köpfen, meist kugelförmigen, zeigten runde Vertiefungen mit Bein ausgelegt, Fig. 4. Die größeren wahrscheinlich zur Zierde des Hauptes bildeten am Kopfe oft einen Kreis, der ein ganz hübsch durchgeführtes gleicharmiges Kreuzchen mit einem Knopf im Mittelpunkte zeigte, wie man es selbst in der christlichen Kunstperiode nicht besser ausgeführt findet, vgl. Fig. 5. Dasselbe gilt von Fingerringen. Interessant war auch das Vorkommen von schellenähnlichen Kapseln mit Oehrchen und Ringelchen zum Umhängen. Auch die Nattier schienen wie alle alten Völker eine Vorliebe für allerlei Anhängsel aus Bronze gehabt zu haben, besonders schellenartige. Das 5 Cm. lange, hübsch gravirte Stückerhen von Bein in Fig. 6 mit acht Löchern dürfte zum Durchziehen der Fäden beim Weben gedient haben. Hinsichtlich von Geweben erhielten sich in Tirol aus so grauem Alterthume keine interessanten Ueberreste wie z. B. in der Schweiz, Ungarn u. a. Ländern. Es fehlen uns bisher nämlich entdeckte Ueberreste von den sog.



Fig. 6.

**Pfahlbauten.** über deren Bestehen am See Prusias bereits Herodot berichtet.<sup>1)</sup> Die ältesten Pfahlbauten reichen in die Steinzeit zurück. Um sich wahrscheinlich vor wilden Thieren und besonders feindseligen Ueberfällen zu schützen, schlugen die friedliebenden Hirtenvölker ein Stückweit in den Seen lange Reihen von Pfählen nahe neben einander ein, so daß sie ein großes Viereck bildeten. Eine Brücke stellte die Verbindung mit dem Lande her. Oben waren die Pfähle mit Querbalken verbunden und darüber kleine Rundhölzer gelegt, auf welchen Bretter und darüber noch ein Estrich aus Lehm gelegt wurden. Die Wände bildeten ein Kiegelwerk mit Ruthen durchflochten und Lehm ausgefüllt; darüber kam noch eine Bretterwand. In der Mitte oder in einer Ecke stellte man einen Herd auf. Eine Oeffnung im Fußboden durch eine Art Fallthür, für gewöhnlich verschlossen, stellte die unmittelbare Verbindung mit dem Wasser her. Zwischen den Pfählen zog man verschiedene höchst interessante Gegenstände noch in unseren Tagen heraus, als: Waffen Geräthe; selbst Reste von gewebten und geflochtenen Stoffen, die nach zwei Jahrtausenden noch nicht ganz verfault waren. Näheres mit Abbildungen findet sich in Lübke's Abriß der Geschichte der Baukunst, Leipzig bei Seeman oder i. d. prakt. Brochüre von Staub, Zürich 1884. Ein weiterer Beweis, wie tüchtig das Kunsthandwerk in damaliger Zeit bereits ausgebildet war, liefert ein 37 Cm. langer Schlüssel, wahrscheinlich ein Weihgeschenk (1870 zu Dambel in Nonsthal gefunden, jetzt im Museum zu Trient.) Sein Bart, der Schaft mit seinem Uebergang von der runden zur mehrseitigen Form und mit Inschrift versehen, könnten nicht hübscher gebaut sein. Der Knopf am Schaft gleicht ganz jener Form, welcher man in der Uebergangszeit von der romaniſchen in die gothiſche Periode wieder begegnet. Das Ornament am kreuzförmigen Griffe ist weniger organisch damit verbunden, gleichsam nur angeklebt, ähnlich einem Schneckengebilde aus der Zopfzeit.

Nach dieser Abschweifung zu den Funden im Stadthof zurückkehrend, haben wir noch auf deren wichtigsten Gegenstand aufmerksam zu machen, nämlich auf die Inschrift an der Porphyrplatte, mit welcher ein reich ausgestattetes, fast in der Mitte des Hügels befindliches Grab bedeckt war. Sie ist um so wichtiger als bisher in Tirol noch keine vorgeschichtliche Grabinschrift vorkam. Die Platte auf aufgestellten Steinen ruhend, wie

<sup>1)</sup> Wie man solche am ehesten auffinden könnte, darüber vgl. Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. vom Jahre 1865, S. XV. Ueber die Pfahlbauten im Gardasee von Freiherr v. Saden i. d. Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaft. Philoſ. Hiſtor. Kl. B. —



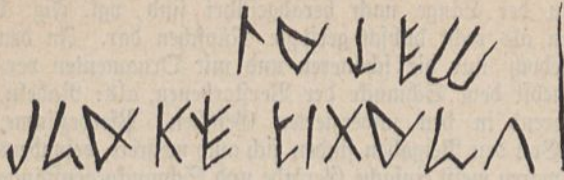


Fig. 7, Stablhof.

jener Ableger des etruskischen Alphabets anzusehen, welches der besonderen Sprache der nördlichen Mischvölker zukommt. Wie auf oben erwähnten Schlüssel begegnen wir zumeist denselben Buchstaben auf einer Bronzestatuetten von Cles im Nonsthal (jetzt im Trienter Museum vgl. Fig. 9 u. 10 und den Tragreifen der Gefäße von Cembra u. Morizing (letzterer nun i. d. Gymnasialsammlung zu Bozen) u. s. w. Ihre Lesung blieb bisher ein Räthsel, wahrscheinlich ist, daß wenigstens an obiger Grabeschrift die ersten Worte Namen geben.<sup>1)</sup>

Was endlich das Alter der Gräber am Stablhof anbetrifft, so dürfte dasselbe in Folge der reichlichen Beigaben aus Eisen in eine schon vorgereiftere Zeit zu setzen sein, die vielleicht der römischen Eroberung des Landes nahestand, trotzdem daß die Form und die Ornamentik der vorherherrschenden Bronzegegenstände noch völlig die des Bronzealters ist. Noch wäre zu bemerken, daß viele dieser Funde jenen aus den etruskischen Gräbern Mittelitaliens auffallend ähnlich erscheinen.

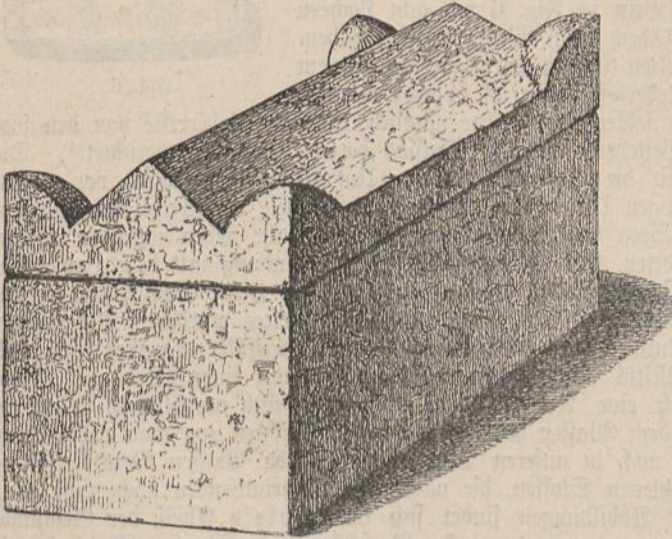


Fig. 8, St. Zeno am Nonberge.

zes in den Stein einzulassen und innen dem Grab entsprechend hohl. Direktor P. Flavian Drgler schreibt diesen Gegenstand erst der christlichen Zeit angehörig zu, weil er in einem in Kreuzesform aus Ziegel gemauerten Grabe entdeckt wurde und eine kleine silberne Schachtel enthielt, auf deren Deckel ein lateinisches Kreuz mit gabelförmigen Balkenenden mittelst eingeschlagener Punkte angebracht war. Die Form mit Hörnern ähnlichen Erhöhungen auf den Ecken des Deckels weist aber auf eine ältere, prähistorische Zeit zurück, denn in einem ganz gleich gebauten zu Trient gefundenen Steinjarge und abgebildet bei Oberziner (J. Reti Roma 1883) lagen etruskische Münzen. Und auch die Römer bedienten sich häufig solcher Formen zu Sarcophagen. Bekanntlich gebrauchten die ersten Christen ohne Scheu uralte Sarcophage der Heiden zu ihren Zwecken oder mögen ihre Form nachgeahmt haben. Somit der Form halber glauben wir dieses Kistchen als einfache Steinmetzarbeit auch hier schon dem Leser vorführen zu können.

Fig. 1 zeigt, hat eine Länge von 1 M. bei nur 0.24 M. Breite und ist 0.14 M. dick. Die auf der sorgfältig zubehauenen Oberseite eingemeißelte Inschrift mit 0.8 M. hohen Buchstaben ist jedenfalls von der Rechten zur Linken zu lesen. Im Ganzen hat man sie wohl als einen

Von größerem Interesse ist auch eine kleine Urne, ein sarcophagähnliches Kistchen aus feinem Kalkstein, mit einem Deckel aus demselben Materiale gemeißelt und abgebildet in Fig. 8. Diesen Fund machte man im Jahre 1877 gelegentlich bei Grundgrabungen, in einem alten Mauerwerk bei San Zeno auf dem Nonberge an der Straße nach Fondo. Die Länge beträgt 22 Cm., die Breite 14, die Höhe 10 Cm., ohne Deckel. An den 2 Cm. dicken Wänden läßt sich eine allseitige Glätte wahrnehmen, ohne irgend ein Ornament. Der Deckel ist mittelst eines Fal-

<sup>1)</sup> Leseveruche finden im Bozner Gymnasial-Programm v. J. 1866 und im „Tiroler Vot“ desselben Jahres Nr. 23. — Die Abbildung eines anderen Inschriftensteines in den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. vom Jahre 1868, S. CIV.



Hinsichtlich der figurativen Leistungen finden wir im Vergleich zu den griechischen, selbst in den besten etruskischen einen mehr rohen, plumpen Styl und eine trockene, schwerfällige, oft auch mißverständliche Behandlung des Körpers von Menschen und Thieren. So haben die auf den Bruchstücken vom Hentelgefäß aus dem nahen Morizing (aufbewahrt in dem Staatsgymnasium zu Bozen) getriebenen Figuren gleich jenen von Matrei und Hallein eine starre Haltung und einen roh gebildeten Kopf, auf dem eine napfenartige Mütze sitzt. Die trabenden Pferde zeigen einen dünnen windhundartigen Leib. Einige Kunstforscher z. B. Pallmann im Bozner Gymnasial-Programm vom Jahre 1871 wollen diese figurativen Arbeiten nur als solche erkennen, welche nicht einheimisch-etruskischen, sondern eingeführt und gallischen Ursprungs seien. Als Grund hiefür glauben sie mit Recht den Umstand annehmen zu können, daß dort und in der Schweiz ähnliche Fundgegenstände vorkommen. Zudem stieß man in mehreren Orten des südlichen Tirols wie bei Castell Tejino, Brentonico, ja selbst in Salurn auf Münzen aus Massilia, bei Borgo auf Armringe aus Glas. Etrusker (Nätier) und Massilioten machten sich im Handel Concurrenz und es ist begreiflich, daß Waaren von beiden Völkern neben einander gesehen werden. Ob aber die Ureinwohner in Folge der Zeit an den vielen noch heute bekannten Fundgegenständen mit den interessanten Formen und Ornamenten wie auch auf den Tafeln von Oberziner zu sehen ist, nicht auch einigen Antheil hatten, ist kaum anzunehmen, im Gegentheil diese große Anzahl von Kunstzeugnissen, welche von ihnen auf uns gekommen sind, sprechen für einen regen Kunstsinne dieses Volkes.

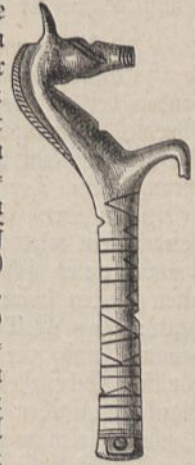


Fig. 9, Venz.

Eine edlere Formbildung zeigt das Pferdeköpfcchen in Fig. 9 mit zierlicher Inschrift auf dem unteren Theil dieses eigenthümlichen Gegenstandes. Einen noch höheren Grad in der Sculptur, zunächst im Erzguß der Nätier bietet Fig. 10. Dargestellt wird ein Faustkämpfer in Grad- und Seitenansicht, gefunden bei Cles, nun im Museum zu Trient. Der Held ist ausgerüstet mit Helm, der einen bis zum Rücken herunter reichenden Kamm hat; zudem trägt er Panzer, Gürtel, Beinarnisch vom Knie bis zur Fußbiege. Frei sind außer dem Gesichte, die Arme, die Oberschenkel und die Vorderfüße. Die längs den Schenkeln herabhängende Rechte hält einen unkenntlichen Gegenstand, die Linke ist leicht nach vorne ausgestreckt. In dieser Hand ist noch ein Loch sichtbar, woraus man schließen kann, daß auch sie etwas gehalten hat. Die auf der Fußplatte angebrachte Inschrift soll lauten: Lechodus mianus apanin d. h. Iachudo (Herkules?) cum silea (mit dem Helm) suae victimae (seine Schlachtopfer). Es wäre also ein Weihgeschenk gewesen. Auf die Verehrung des Herkules im Nonsthal deutet noch mancher Ortsnamen, z. B. Dercol (ad Herculium).

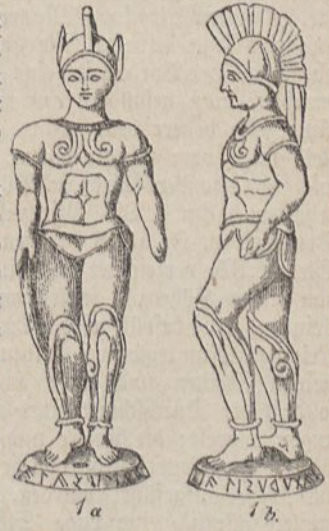


Fig. 10, Cles, nach Oberziner.

Das Ganze dieser Statuette erweist sich als eine der etruskischen Kunst ähnliche Arbeit wie z. B. die Form des Helmbusches und die übrige Waffenrüstung zeigt. Sie erscheint mehr praktisch als künstlerisch gedacht, im allgemeinen gut ausgeführt; doch sind die Augen zu sehr hervortretend, überhaupt die Verhältnisse der Gliedmaßen nicht ganz befriedigend eingehalten, die Muskelkraft nicht in der entsprechenden Weise und an den rechten Stellen hervorgehoben.

Auch von Wandmalerei der Nätier, welche sich bis auf die Gegenwart erhielt, will man Ueberreste gesehen haben. Zu Dambeil nämlich, wo der größte Saturnstempel des Nonsthal's bestanden hatte, entdeckte man vor wenigen Jahren Bruchstücke von Wandflächen, welche bemalt waren. Darauf erschienen nämlich Darstellungen von Wettkämpfen, Opferfeiern und religiösen Festaufzügen. Leider erfuhren sachkundige Männer diesen höchst interessanten Fund erst nachträglich, wo größere Stücke nicht mehr gerettet werden konnten. Die mit den Nätiern nächst verwandten Etrusker, liebten bekanntlich die Wandgemälde sehr, selbst in den Grabkammern. Es ist einfache Contouren-Malerei in lichten angenehmen Farben, alles in großer Lebendigkeit, ja zu sehr bewegt und in gewisser scharfer Manier



ausgeführt. Zur leichteren Trennung der meistens einzeln auftretenden Gestalten und auch zwischen den figurenreicheren Darstellungen sind zarte Bäume mit Vögeln und anderen Thieren auf den Nesten angebracht. In wie weit dies auf jene in Dambel entdeckten Gemälde zur Ausführung gekommen war, mangelt uns allerdings jede nähere Kenntniß, jedoch eine nahe Verwandtschaft ist daran gewiß zu Tage getreten, wie es bei den übrigen Kunstzweigen der Fall war.

Gehen wir endlich zur Baukunst der vorgegeschichtlichen Zeit in unserem Lande über, so theilt sich dieselbe gleich von selbst in die Wehr- und Tempelbauten ein. Die Römer fanden bei der Eroberung des Landes, wie ihre Schriftsteller berichten, daß die Rätier ihr ohnedies durch die Natur so geschütztes Land noch weiter künstlich befestigt und zahlreiche Burgen angelegt hatten. Trient dürfte nicht unwahrscheinlich wirklich etruskischen Ursprungs sein. Der römische Schriftsteller Plinius lib. 3, 20 nennt sie oppidum d. h. einen befestigten Ort. Ihr Schutz bestand meist aus Thürmen, von denen wohl keiner mehr vorhanden sein wird, denn die als uralt geltenden sind ohne Zweifel von Römerhand aufgeführt, wie wir unten sehen werden. Die Hauptburg von Trient bildete ein westlich liegender von allen Seiten freier und steil abfallender Felsenhügel, wegen seiner Form *Veruca* (Warze) heute: *Dos di Trento*, von den Deutschen seit den Freiheitskriegen: *Franzosenbüchel* genannt und zur Stunde noch ein befestigter Platz. Livius Epit. LXVII, und andere römische Schriftsteller heißen diesen Ort: *editum castellum*. Hier kann es also eine höhere Baukunst gegeben haben, wovon sich aber nichts erhalten hat. Die übrigen Burgen des Landes dürfen wir uns wohl nicht als Hochbauten denken, sondern nur als niedrige, ein paar Meter hohe Verschanzungen, hergestellt aus riesigen, unbehauenen Felsblöcken. Diese sogenannten Cyclopmauerwerke wurden ohne Mörtel aufgeführt, ähnlich wie heute noch die bekannten „trocknen Mauern“ an Feldern und Straßen. Man suchte schöne Lagersteine aus und legte selbe wie sie am besten pakten, neben- und übereinander, oft ungeachtet dessen, ob sie an der Vorderseite eine gefällige Mauerflucht bildeten oder nicht. Solche Riesenburgern errichtete man besonders auf ringsum freien Hügeln und Bergvorsprüngen, welche die nächste Umgegend beherrschen. Ihre Form folgte jener des Hügels, in der Regel näherte sie sich stets mehr oder minder einem Kreise. Daher nennt man sie auch Ring- oder Steinwälle, wie sich besonders viele in Böhmen, dem Thüringerwald, Irland und Schottland erhalten haben. Die Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst und histor. Denkmale v. J. 1868 bringen eine Karte Böhmens, wo nicht weniger als 30 solcher Steingerölle verzeichnet sind, im Nordwest vier sogar hart neben einander. Sie nehmen die von einem Höhenzug scharf vorspringende Kuppen ein, deren Fuß von einem größeren oder kleineren Fluß bespült wird. Diese Wälle wurden nach Dr. Födisch auf folgende Art und Weise errichtet. Man legte zwei Reihen schwerer Steinblöcke nebeneinander, füllte den Zwischenraum mit kleinen Steinen und Erde aus und spitzte dann das Ganze in beliebiger Höhe scharf zu, so daß der Durchschnitt eines solchen Walles ein Dreieck bildet. Meist sind diese Umwallungen doppelt; die innere und kleinere liegt selbstverständlich höher. Man nennt sie Steinwälle, zum Unterschiede von jenen ähnlichen Wällen in der weiten nordischen Ebene, welche aus Erde aufgeführt wurden. Merkwürdig sind die sog. verschlackten Wälle. Man breitete nämlich eine Lage Steine aus, füllte die Zwischenräume mit Sand und kleinen Steinen und zündete darüber ein mächtiges Feuer an. Dessen Flammen ließ man dann so lange einwirken, bis das Ganze (Steine und Sand), zu einer festen Masse geschmolzen war. Darüber kam eine zweite Schichte Steine zu liegen, welche gleich der ersten und so fort behandelt wurde, bis der ganze Wall verschlackt war. Ueber den verschlackten Kern warf man endlich, wie in Böhmen zu beobachten ist, noch unverschlackte Steine.

Noch lassen sich zwischen den Steinlagen Spuren von Holzasche finden, sowie in den Schlacken selbst eingeschlossene Holzkohlen und Ueberreste des Materials, mittelst dessen die Verschlackung hervorgebracht wurde. Das Material dieser Wälle bilden verschiedene Steingattungen, zumeist aber Granite, Basalte, Quarze und Dioritschieferblöcke. Es mußten wahrhaft riesige Feuer durch eine sehr lange Zeit über diesen Wällen unterhalten worden sein, um sie in den Zustand der Verschlackung überzuführen. Längere Zeit hindurch hat man daher diese Wälle gar nicht für Werke der Menschenhand, sondern als Wirkungen feuerpeiender Berge halten wollen. Jedenfalls hatte die Verschlackung den Zweck, die Widerstandsfähigkeit und Dauer solcher Wälle zu erhöhen, ein Zweck, der durch das genannte Mittel wirklich erreicht wurde.



Nach Tirol bewahrt noch Reste von einem der vielen Stein- oder Ringwälle, welche die Rätier einst angelegt hatten und unter jenen Burgen zu verstehen sind, von welchen die Römer das Land angefüllt fanden, als sie sich anschickten dasselbe zu erobern. Sehr viele Felsvorsprünge sowie Hügel und Anhöhen auf den Mittelgebirgen der Haupt- und Nebenthäler sind zur Anlage von derlei Werken wie eigens dazu geschaffen. Ein solcher Platz ist der sog. Sinichkopf, in der Gemeinde Burgstall, 1 St. südlich von Meran. Dieser bewaldete Porphyrhügel, hart an der Straße ist nördlich von dem vorbeistürzenden Sinich- oder Haffingerbach bespült und fällt gegen diesen besonders steil ab. Er beherrscht die Straße und die bis in den letzten Jahren nahe vorbeifließende Etzch ganz vollständig. Auch noch in der neueren Kriegsgeschichte spielt „der Sinichbühel“ eine Rolle. Die Höhe

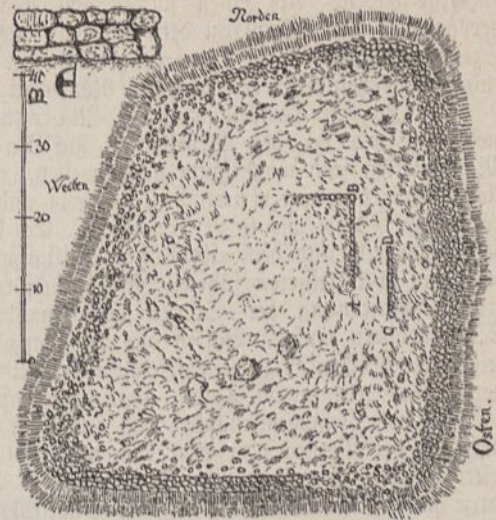


Fig. 11, Ringwall in Burgstall.

des Hügels von der Thalsohle aus berechnet beträgt ungefähr 206 Meter und ein paar Meter unterhalb seiner Spitze finden wir den alten, merkwürdigen Ringwall. Seine Form folgt fast genau dem Umfange des Hügels und bildet ein längliches, etwas verschobenes Viereck. Dessen längerer Durchmesser (von Süden nach Norden) beträgt 60 Meter, der kürzere (von Ost nach West) 52 M., vergl. Fig. 11. An der Südseite außen und an einer ausgegrabenen Stelle der Ostseite innen läßt sich die Lagerung der einzelnen Steine genau beobachten, vgl. Fig. 11 E. Es sind rohe, unbehauene Porphyrfelsstücke von verschiedener Größe (die größten etwa von einem Kubikmeter) alle offenbar aus der nächsten Umgebung zusammengetragen. Nirgends findet sich eine Spur von einer Bearbeitung durch den Meißel. Nach der einfach besten Lagerung wie sie die Form darbot, wurden sie übereinandergelagt und zwar ohne irgend eine Verwendung von Lehm- oder Kalkmörtel. An der Südseite läßt sich auch die Dicke der Mauer bemessen: diese hat 1-50 M. Innerhalb des soeben beschriebenen Ringwalles finden sich deutliche Stücke von Mauerresten, welche auf einen zweiten und dritten Wall schließen lassen, vgl. Fig. 11 A B u. C D, wie dies auch in Böhmen und andern Ländern vorkommt. Was endlich die Höhe der Mauern an diesem Wehrbaue betrifft, so kann man aus der Steinmasse einen beiläufigen Schluß ziehen und nach dieser dürften selbe nicht mehr als 2 Meter betragen haben. Das ganze bildet heute eine große von Gras und Gestrüppe überwucherte Schutthalde, innerhalb welcher bereits wiederholt große Föhren gewachsen sind, wie sich aus den verschiedenen Resten im Boden abnehmen läßt. Das Fällen und Weiterbefördern dieser Bäume wird auch viel zum Verfall des Ganzen beigetragen haben. Außerhalb des äußersten Hauptwalles und etwas tiefer, besonders an der südwestlichen Ecke, begegnet man noch anderen Mauertrümmern von geringerer Mächtigkeit, kleine Vierecksräume umschließend und auch aus kleineren Steinen bestehend; diese dürften aber ein höheres Alter nicht beanspruchen und kaum als ursprüngliche Vorwerke angesehen werden können. Das größte Verdienst um die Untersuchung dieses Ringwalles gebührt dem Dr. Tappeiner in Meran. Dieser ließ im Jahre 1882 auch Nachgrabungen im Innern desselben vornehmen und machte folgende Entdeckungen: An einer Stelle der Ostseite zwischen dem äußeren und inneren Wall zeigte sich in der Tiefe von 1 M. eine schwarze kohlige Erdschicht mit wirklichen Kohlenresten, roth gebrannten Lehmstücken und zahlreichen (nicht bearbeiteten) Thierknochen von Rindern, Schafen und Wildschweinen. Diese schwarze Kulturschicht enthielt ferner viele Thonscherben mit einer großen Anzahl von Quarzkörnern vermischt, größtentheils aus der Hand gearbeitet; nur an einigen Stellen erkannte Prof. J. Nante Spuren von Töpferscherben. Dazu kommt ein Stück von einem Bronzegefäß mit schöner Patina, eine faustgroße Porphyrkugel, und die Hälfte eines unterhalb bearbeiteten Granitsteines, welcher in der Mitte ein gebohrttes Loch mit schüsselförmiger oben zu sich erweiternden Mündung hatte (vielleicht eine Handmühle).

Einzelne Thürme dürften die Rätier auch außerhalb ihrer Hauptstadt Trient als besetzte Wachttellen auf wichtigeren Punkten mit weiter Fernsicht zerstreut im Lande



angelegt haben. Als einen solchen soll nach P. Drsis topografia del Trentino S. 37 der gelehrte Dr. Momjen den Unterbau des Glockenthurms in Nevò auf dem Monsberg bezeichnet haben, welche Bemerkung aber mit Vorsicht aufzunehmen sein wird, denn dieser rührt wahrscheinlicher erst aus der Römerzeit her.

Zu den Tempelbauten der Rätier übergehend wird sich der Forscher heute noch mehr als wie bei den Wehrbauten auf Nachrichten beschränken müssen, denn Reste von Mauerwerken sind wohl kaum nachzuweisen. Der rätische Tempel hatte ohne Zweifel große Ähnlichkeit mit dem etruskischen, welchem nahezu ein Quadrat zu Grunde lag, da sich die Länge zur Breite wie 6 zu 5 verhielt. Er bestand aus einer von 4 Säulen getragenen tiefen Vorhalle und dem eigentlichen Heiligthume, in das vorne ein größerer Eingang meist auch mit zwei kleineren führte. Ein giebelförmiges Dach bedeckte das Ganze. Wegen der großen Entfernung der Säulen von einander konnten über denselben keine Gesimse aus Stein, sondern mußten Balken aus Holz angebracht werden. Darüber kam noch eine niedrige Wand (Attika) zu stehen, welche bemalt wurde und den Giebel füllte man mit Bildwerken aus gebranntem Thon. Für das einstige Bestehen verschiedener Tempel in Rätien sprechen viele Fundgegenstände; von jenem in Dambel war bereits Seite 11 die Rede; auch auf der Veruca oder dem Dos di Trento stand ein größerer Tempel. Vielen Gottheiten wurde die Huldigung dargebracht. Von Vejove oder Tina (Jupiter) soll der ganze südwestliche Theil des tieferen Südtirols, das heutige Judicarien, seinen Namen herleiten. Ueber die Verehrung des Herkules vgl. S. 11 und andere Gottheiten unter S. 14—16. Für ganz eigenthümliche Landesgottheiten hält man den Pin als Patron der Fochübergänge, insbesondere der Tauern (Penz-Joch in Sarntal); Dujil wurde gegen Viehheuchen angerufen. Als Andenken an diesen Kultus leitet man die volkstümliche Benennung „Düfel“ her; darunter wird heute eine Seuche überhaupt verstanden. Cisa galt als wohlthätige Göttin (reichliche Ernte der Feldfrüchte) und genoß nebst dem Saturnus (als Gott des allgemeinen Wohlstandes) die größte Verehrung. Buz fürchtete man als eine Art eines nekischen Halbgottes. Manche Ortsnamen erinnern noch heute an die Stellen, wo genannte Gottheiten ihre besondere Huldigung fanden. Als solche sind in unserem Kirchenfreund, II. Jahrg., S. 10, nach Ph. Neeb unter anderen bezeichnet:

1. In einer Urkunde vom Jahre 949 und im Verzeichniß der Einkünfte des Bisthums Chur wird eine Cisavilla genannt, nun das Oberdorf von Bludesch im Bezirk Bludenz. (Hormair, sämmtl. Werke, II. B.) Bergmann in seinen Untersuchungen über die freien Wälder in Vorarlberg, Wien 1844, ist der Meinung, daß hier gleich wie in Augsburg ein Tempel der Cisa stand.
2. In Südtirol haben wir das Dorf Bis ober Oles, also in einer Gegend, die stets an Tempeln reich war.
3. Im Thal Primör heißt ein Bach Zismon, vielleicht von Cisamontes.
4. Ueber Neumarkt steigt man von Montan aus auf dem Zislonberg zu den höchsten Höhen des Gebirges links empor.
5. Auf dem südöstlich von Bozen gelegenen Berge, zwischen Kollern und Deutschneuen finden sich mehrere Bergwiesen, wo einst Ansiedelungen waren, wegen der hohen rauhen Lage in neuerer Zeit aber verlassen werden mußten. Darunter findet sich eine Dertlichkeit, welche das Volk als heidnischen Friedhof bezeichnet und unweit davon entspringen die Quellen eines Baches, welcher Cisabach genannt wird. Im weiteren Laufe bildet er die Grenze zwischen den Bergortschaften Seit und Breitenberg und mündet oberhalb Leifers in das Etschthal aus.
6. Die in weiteren Kreisen bekannte Seiseralpe im Eisackthale hieß nach J. M. Sobel's Chronik von Bozen (Manuskript) ehemals die Ziseralpe.
7. Jener Berg, über welchen man von Corvara nach Buchenstein (Pusterthal) geht, führt den Namen Cisaberg. Zwei Stunden nördlich von ersterem Orte (am Ufer der Gader und halben Wege von Abtei nach Petroa) liegt der uralte Hof Cisa, in dessen Nähe bei Castell einige auf heidnische Opfergebräuche bezügliche Geräthschaften gefunden wurden. (Ferd.-Zeitschrift VI. B., S. 68 und 72.)
8. Auf Buzen heißt eine Gegend im Sarntal, jetzt mit einer Wallfahrt zum hl. Kreuz.
9. Im Thale Pfitsch bei Sterzing geht die Sage, daß der hl. Valentin (gest. 470), um einer Verfolgung zu entgehen, von welcher er in Mais bedroht war, nach Balgenäum geflohen sei und diesen Aufenthalt benützt habe, um die Bewohner von Pfitsch zur christlichen Religion zu bekehren. Sie hatten bisher einen angeblich goldenen Widder als Abgott verehrt. Nach ihrer Bekehrung wurde dieser Widder in der



Gegend von Nid, einer Häusergruppe nördlich innerhalb des Thaleinganges eingegraben. Leichtgläubige suchten bis in neuere Zeit immer wieder nach diesem Schatz. Diese Sage hat viel Ähnlichkeit mit jener vom goldenen Kalbe in Selrain und anderen Orten, worüber 1863, S. 489, der Tiroler Bote berichtete. Höchst interessant und hieher gehörig ist der Fund eines Kindes aus Eisen, welchen J. Barth (Bergolder) zu Terrenten im Pustertal unter der Mensa eines alten Altars im letzten Jahre machte. Der Entdecker bestimmte dieses Fundstück als Geschenk an das Museum in Bozen. Es scheint somit der alte, göttlich verehrte Gegenstand bei Einführung des Christenthums vergraben worden zu sein und obige Sage eines geschichtlichen Kerns nicht ganz zu entbehren. Die Sammlung von Sagen, Märcen und Gebräuchen in Tirol von Dr. Jg. Zingerle, Innsbruck 1859, enthalten viel Belehrendes über die alten Kulturzustände des Landes. Zum Beweise wie unser Land bereits von den Ureinwohnern bebaut gewesen sein muß, können wir nachträglich doch nicht umhin, mehrere Orte in alphabetischer Reihenfolge aufzuführen, in welchen laut gültiger Mittheilung des Gymnasial-Direktors P. Flavian Drgler in Hall verschiedene Gegenstände der Kunst und des Kunsthandwerks aufgefunden wurden.

Abjam (Palstab aus Bronze). Achenrain (Schwert aus Kupfer). Ahrn im Pustertal (Palstab aus Bronze). Alpach (keltische (?) Streitart aus Bronze). Ampas b. Innsbruck (verschiedene Gegenstände aus Knochen verfertigt; ein Mahlstein (?) und ein Klopfer aus Stein; eine Nadel aus Bronze; Topfscherben und Knochen und Stücke eines menschlichen Skeletes). Aßling b. Lienz (Bronzeschwert). Avio b. Ma (Inschriften b. Momien 5 B.). Barbian (eine Urne mit erhabener Figur beim Grundgraben zur Erweiterung der Kirche, 1874). Borgo in Balsugana (unterhalb dem Castell viele massilitische Münzen, ein Armring aus Glas u. dgl.). Brentonico (viele Münzen aus Massilia). Brixen (eine Lanzenspitze und eine Büste der Ariadne aus Bronze). Brizlegg (am Rakenköpfel eine Lanzenspitze aus Bronze, 1876). Brunek (eine große Schale aus Bronze). Burgstall b. Meran (siehe oben S. 3). Cembra (eine ost besprochene Situla, gefunden 1825, vgl. S. 10). Chizzolla b. Mori (ein Glöcklein aus Bronze). Churburg (ein Schloß in Winstgau besitzt einen in der Nähe gefundenen Helm aus Bronze). Cles im Ronsberg (ein reicher Fund verschiedener kleinerer Gegenstände des Kleiderschmuckes und zum Hausgebrauche). Compei b. Wengen in Enneberg (Wurshammer). Cresin unweit Wälschmeß (Gräberfunde mit Bronzegegenständen). In den nahen Ortschaften Denno und Dermul (Münzen, Schwerter aus Erz, Fibeln und Urnen). Deutschnoven b. Bozen (ein Bronzeschwert). Ehrenburg im Pustertal (ein Armband aus Bronze und ein hammerartiges Instrument aus Eisen). Elvas bei Brixen (eine Leiche mit einem Armring aus Bronze). Freudenstein, Burg in Eppan (eine Fibel und anderes Bronzegeväth). St. Georgenberg b. Brunek (drei Palstäbe aus Bronze). Greifenstein, Burgruine in Siebeneich b. Terlan (in der Nähe, besser etwa unterhalb ein Bronzegefäß mit etruskischer Inschrift, ein Helm und Bruchstücke von Gefäßen; nach W. Corßen, Sprache der Etrusker, alles dieses derzeit in Berlin, nur eine Vogelgestalt b. Baron v. Seiffertitz im Orte). Haid im Winstgau (eine keltische Bronzeart). Hötting b. Innsbruck (wiederholte Nachgrabungen im ehemals Scherer'schen Garten förderten viele Urnen mit verschiedenen Schmuckstücken zu Tage [im Archiv für Tiroler Geschichte v. Dr. Schönher 1864 und Ferd.=Zeitschrift 1884]). Bei der darüber liegenden Hungerburg, ober dem Steinbruch (ein schneidiger, spitziger Keil aus geschliffenem Schiefer). St. Jakob in Gröden (verschiedene Bronzestücke fand man unterhalb der Kirche). Tals b. Innsbruck (mehrere Bronzegegenstände nebst zwei großen Ohrringen aus Silber). Imst (zwei Messer und ein Palstab aus Bronze). Innsbruck (beim Grundgraben für das neue Weyerer'sche Haus in der verlängerten Museumstraße ein Pferdchen aus Thon, 1877). Jochberger Wald gegen den Paß Thurn (ein keltischer Bronzemeißel). Im nahen Leudenthal fand man ein kupfernes Messer. Jselberg b. Innsbruck (mehrere Fibeln, ob vorrömisch?). Jsera b. Roveredo (eine Sichel, Fibel und ein Armband aus Bronze). Kitzbühel (ein Wurshammer aus Erz). Kronburg in Oberinthal (ein schönes Opferrmesser). Kropfsberg, Burgruine b. Brizlegg (eine kleine vier-eckige Säule mit einer Figur in Relief auf jeder Seite). Landeck (ein Figürchen mit dem Priapus). Lasino, im Thal von Cavedine (ein Bronzemeser). Lengmoos und Lengstein im Eisackthale (im ersteren zwei Messer aus Eisen von sichelartiger und geschwungener Form und im letzteren ein Bronzeschwert). Lesina (Bruchstück einer Fibel, welche einen Hirsch vorstellte). Mais b. Meran (ein mit Ziegeln ausgemauertes Grab und mit Steinplatten bedeckt, enthaltend eine Leiche und einen Topf mit gebrannter Erde). Martins-



wand (in der Grotte fanden Arbeiter eine große Nadel aus Bronze). Matrei (Bronzegefäße mit getriebenen Figuren u. dgl.). Mülten, nahe bei St. Georgen (mehrere Fibeln und Armbänder aus Bronze in stark kohligter Erde). Moritzing b. Gries (Stücke von figurenreichen bronzernen Hentelgefäßen u. dgl., vgl. das Bozner Gymnasial-Programm vom Jahre 1870 mit interessanten Abbildungen oder die Sammlung daselbst). Namlos, Oberinntal (ein Streitbeil aus Bronze, gefunden auf der Jnster Dschenalpe). Nano im Nonsberg (Münzen). Natters b. Innsbruck (ein kleiner Kessel und eine Schale aus Bronze nebst einem silbernen Armreife). Nikolsdorf unterhalb Vienz (ein meißelförmiges Werkzeug). Perjen b. Landeck (mehrere Idole aus Bronze mit dem Priapus). Pfaffenhofen in Oberinntal (eine Bronzefibel). Platt in Passier (eine Art aus Bronze). Ried in Oberinntal (ein flacher Keil aus Stein). Rumjein b. Zenefien nächst Bozen (Fibeln und andere Bronzestücke). Salurn, am Galgenbühel (Fingerringe, Glasstücke). Salve, hohe in Unterinntal (ein schmaler Palstab und ein Schwert aus Bronze). San Zeno im Nonsberg (Bronze-Statuette und anderes, siehe oben S. 10). Seefeld in Oberinntal (im Torflager ein vierkantig behauener Baumstamm und ein Kügelchen, der Beschreibung nach aus Bernstein). Sigmundskron, Schloßruine b. Bozen (Messer und Schaber aus Feuerstein). Sonnenburg, eine Ecke bei Wilten (Urnen, Schalen, Töpfe, Messer, Ringe, Nadeln, Fibeln aus Bronze, Inschriftstein, b. Momjen 3. B.). Stadthof unterhalb Bozen (siehe oben S. 8). Stanz, Unterinntal (Wurfhammer aus Bronze). Steinach (ein Wurfbeil, römisch?). Sterzing (beim Zoll Bronzegegenstände). Stenico und Storo in Judicarien (Münzen aus Massilia). Taschenlehen, Anitz bei Hall (eine Bronzefibel). Telfs in Oberinntal (zwei Priapusfiguren). Telve in Balsugana (ein Hammer aus Bronze). Terragnolo b. Roveredo (ein Wurfbeil). Tessino, Castell in Balsugana (Münzen aus Massilia). Trient (massilitische Münzen, ein Palstab, ein Priapus und viele andere Gegenstände, vgl. S. 9, 10). St. Ulrich in Gröden (auf dem Coll de flam verschiedene Gegenstände nun bei H. Burger im Orte selbst). Völs b. Innsbruck (beim Eisenbahnbau 1883 stieß man auf mehrere Thon-Urnen und entdeckte 56 Gräber, Knochenreste verbrannter Leichen und verschiedene Beigaben aus Bronze; einige waren auch aus Eisen, als Haarnadeln, Messer von geschweifter Form, Armringe, Kettchen, Gewandnadeln, Fingerringe, Glas- und Thonperlen, siehe Tiroler Bote 1882, Nr. 85, 86). Volano b. Roveredo (ein Gürtelblech aus Bronze). Wattens in Unterinntal (ein Messer aus Kupfer). Welsberg (eine keltische (?) Bronzekeule). Wilten b. Innsbruck (in der Nähe der Lehrerbildungs-Anstalt ein alter Helm aus Bronze). Schließlich erübrigt zu bemerken, daß die Fundgegenstände selbst in den Museen von Trient, Bozen (Gymnasien), Brigen (Knabenseminar), Innsbruck, Bregenz, Wien und in vielen Städten Deutschlands, vor anderen in Berlin zu sehen sind.

## B. Rätien unter den Römern.

Pflegten die Ureinwohner Tirols die bildenden Künste ohnedies schon als ein naheverwandter Stamm der auf einer hohen Stufe der Kultur stehenden Etrusker, so mußten sie hierin noch schnellere Fortschritte machen, als die klugen Römer das Land eroberten. Diese als ein Volk von so überwiegend praktischer Richtung werden unter den Künsten am meisten der Baukunst sich zuwenden und in ihr Bedeutenderes leisten als in den Schwesterkünsten. Den kriegerischen Rätiern gegenüber verstand sich eine besondere Pflege der Militär-Baukunst wie von selbst. Die Römer erkannten es aber, daß sie überhaupt keine besondere höhere künstlerische Begabung besitzen und waren daher in diesem Punkte willige Schüler zuerst der Etrusker und dann der Griechen. Bei ihnen war die Kunst überhaupt nie Herzenssache des Volkes, nicht Ausfluß einer durch die Götterideale der Dichter erregten Phantasie, sondern wie bemerkt, zunächst immer Bedürfnisfrage und dann, wenn sie sich in einem Lande befestiget und ihre Sitze gesichert hatten, ein Luxusartikel der Reichen und Mächtigen, eine Dienerin der Herrschaft, bestimmt und bereit das Leben zu schmücken und die Macht zu verherrlichen. In der Technik waren sie den Griechen überlegen und in ihren Burgen, Tempeln, Palästen, Forum, Basiliken, Triumphbögen, Ehrensäulen, vorzüglich aber in ihren Amphitheatern und Bädern leisteten sie Großartiges und Bewunderungswürdiges. Bei ihnen findet man eine Bauweise, welche den Griechen abging. Die Römer verstanden nämlich die Kunst der Wölbung, welche sie zwar erst von den Etruskern erlernten, aber sehr zu vervollkommen verstanden. Nur durch Anwendung der Wölbekunst lassen sich die großartigen Bauwerke der Römer und der späteren Zeit erklären.



Theils zur Sicherung des Reiches wegen der angeblichen Einfälle rätischer Stämme, theils für weitere Eroberungspläne gegen das noch freie und gefürchtete Deutschland, suchten die Römer das ganze Alpengebiet, vor allem anderem unser Land Tirol, um jeden Preis in ihre Gewalt zu bringen. Bereits im Jahre 37 v. Chr. gelang es ihnen, nach unblutigen Kämpfen bis Trient vorzudringen. Nach Plutarch lib. c erhielt Sextus Apulejus von Augustus den Befehl, diese Stadt zu nehmen und die allfällig bei diesem Kampfe zerstörten Befestigungen gleich wieder herzustellen. Zur vollständigen Eroberung des Landes sandte dann Augustus im Jahre 15 seine beiden Stiefföhne Drusus und Tiberius aus. Drusus erhielt den Auftrag, mit einer Kriegsheere der Etsch entlang weiter, ja bis ins Innthal vorzurücken, während Tiberius vom Bodensee her den Rätien in den Rücken fallen und seinem Bruder die Hand reichen sollte. Der Plan gelang vollständig und ganz Tirol kam mit einem Schlag unter das Joch der Römer. Drusus hatte den hartnäckigsten Widerstand in der Gegend von Bozen zu bestehen und schlug daselbst eine Brücke, nach welcher das nachmalige feste Lager in dieser Gegend den Namen Pons Drusi führte und den Grund zum heutigen Bozen legte. Hier theilte er seine Schaaren und die einen verfolgten ihr Ziel über das Eisack, die andern über das Etschthal. Nirgends scheinen sie von da an größeren Widerstand gefunden zu haben, denn die Macht der Landesbewohner scheint nach der ersten Schlacht ganz gebrochen worden zu sein.

Die Sieger wollten aber ein für ihr Reich so wichtiges Land wie Rätien war, nicht allein besetzt halten, sondern suchten auch die Unterworfenen durch ein langsam wirkendes Vorgehen zu einer friedlichen Bildung an ihre Interessen zu fesseln. Die Träger und Verbreiter der römischen Kultur waren auch hier wie überall zunächst die Legionen. Ihre Züge werden in Straßen umgewandelt, ihre zerstreuten Standlager bildeten die Mittelpunkte, auf denen die geistige Eroberung ihre Stütze fand. Der hauptsächlichste Ausgangspunkt dürfte noch immer Trient geblieben sein. Neben anderen wichtigen Punkten entstanden eine Menge kleinerer Zwischenstationen und Colonien, denn zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit gehörte auch der Schutz der Transporte und des Verkehrs im Allgemeinen. So erhoben sich Warten oder Thürme (Speculae), Castelle oder verschanzte Posten, die gleichsam wie Schildwachen in geringer Entfernung  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde von einander an schönen Aussichtspunkten errichtet, die gefährlichsten Stellen bewachten. Wir finden sie längs den Hauptthälern ziemlich regelmäßig vertheilt, so daß sich ein ganzes System von solchen Schutzbauten noch heute nachweisen läßt. In einer Entfernung von 4—5 oder 6 Stunden wurde ein festes Lager (castrum) aufgeschlagen. Damit verbanden sich auch jene ausschließlich friedlichen Anlagen der mansiones und mutationes; erstere als Herberge der durchziehenden Soldaten und Civilbeamten, kamen auch den Einheimischen gut zu statten, denn um sie herum bildeten sich bald Wohnungen, wo man sicheren Schutz finden und die Felderzeugnisse verwerthen konnte; letztere dienten zum Postverkehr, welcher von Augustus an regelmäßig die Provinzen bediente und ein ganzes System von Haupt- und Nebenstraßen zur Folge hatte, indem man immer mehr die kürzeste Verbindungslinie aufsuchte.

Straßenbauten lagen überhaupt im Kriegsplan der Römer und sie führten daher solche immer gleich und in einer gebiegenen Weise aus. Sie pflasterten selbe mit großen, unbehauenen, kuppigen Steinen, worauf Schotter zu liegen kam. Einzelne Forscher halten das ähnlich so angelegte Pflaster zur Zenoburg und in Algund (Ochjontod) bei Meran u. a. D. als einen Ueberrest der alten Römerstraße oder der Via Claudia Augusta, welche schon Drusus angefangen hatte und unter seinem Sohne, Kaiser Claudius, daher ihr Name, vollendet wurde. In den Hauptthälern gab es wenigstens in späterer Zeit auf beiden Seiten einen Ver-

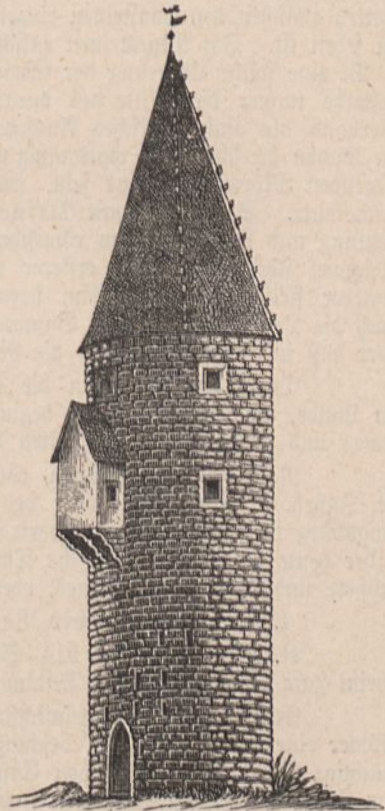


Fig. 12, Torre verde in Trient.



bindungsweg, der von Befestigungen geschützt und gewöhnlich unter den Warten durch Querslinien verbunden war.

Bevor wir in die Baudenkmale der Römer näher eingehen, dürfte es dem Leser angenehm sein, die Kennzeichen derselben im Vergleich mit anderen Bauten aus späterer Zeit näher kennen zu lernen. Vor anderem erwähnen wir, daß jene Gebäude fast immer sicher römische sind, welche einen schwer anzulegenden Grundriß haben, z. B. halbkreisförmig oder halb viereckig sind, wie der sog. torre verde (grüne Thurm) in Trient, Fig. 12, und jener ober der Trostburg im Eisackthale, oder welche ein Vieleck von ungerader Seitenzahl bilden, meistens ein Fünfeck wie die Hauptthürme der Burgen Bellasio auf dem Nonzberg und Hocheppan bei Bozen. Jene kreisrund aufgeführten Bauten sind meistens, doch nicht immer römischen Ursprungs. Derlei Schloßthürme gibt es nicht selten, wie z. B. in Trient, bei Roncegno, Castelfondo auf dem Nonzberg, die Leuchtenburg bei Kaltern ist ganz rund, der geschleibte Thurm in Gries bei Bozen; ferner in Tschengels, Mals und Taufers (Vinschgau), Innichen, Hötting, Hall u. s. w. Ein anderes Kennzeichen eines so hohen Alters ist die solide Ausführung aus fast gleich großen Bruchsteinen in parallelen Lagerfugen oder sein behauenen Quadern, die mehr lang als hoch sind. Oft ließ man den einzelnen Stein in der Mitte ganz roh wie er vom Bruche kam und nur an den Rändern wurde er ein paar Finger breit ringsum behauen, so daß mitten ein Buckel hervorstehen blieb; daher heißt man die so bearbeiteten Stücke Buckelquadern oder Werkstücke mit Randbeschlag oder auch Rustica (häusliches Werk) Fig. 12. Es können auch keine Buckel vorstehen, an den Kanten aber glatt gemeißelte Borden erscheinen. Fast bei jedem älteren Hauptthurme unserer Burgen findet sich die Rustica ohne oder mit dem Randbeschlag vor. Wenigstens hat das Mittelalter die bereits vorhandenen Buckelsteine bei nachträglichen Um- und Aufbauten wieder verwendet; in Bozen finden wir sogar an einem Strebepfeiler der Franziskanerkirche eine Rusticaquader verwendet. Nicht militärische Bauwerke zeigen mitten zwischen den Haussteinen einzelne Streifen aus Ziegeln eingesetzt, wie z. B. in Fig. 13 zu sehen ist. Im Allgemeinen entscheidet auch die Beobachtung einer fleißigen Durchführung, z. B. eine solche Lagerung der Steine über einander, daß auf die Fuge der unteren Steine beinahe immer die Mitte des darauffliegenden zu stehen kommt, womit man sowohl guten Verband als auch zierliches Aussehen bezweckte. Standen oft nur Bruchsteine zu Gebote, da können die schön und regelmäßig wechselnden Fugen auch nach dem Lineale im dazwischenliegenden Mörtel eingeritzt sein, was das Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert theilweise nachahmte. Selbst der mit kleinen Ziegelstückchen gemischte Mörtel hat seine Bedeutung und spricht für den römischen Ursprung des Gebäudes. Dieser Mörtel besteht aus gleichviel Kalk wie Sand; ersterer mußte drei Jahre mit Sand bedeckt geruht haben und letzterer fleißig gewaschen sein, bevor man beide verwendete. Gute Auskunft gibt endlich auch die Lage des fraglichen Bauwerkes und die Gewißheit von römischen Fundgegenständen, oder daß in derselben Gegend die Römer einst länger gehaust haben.

Durchgehen wir nun die einzelnen römischen Straßen, Lagerstätten und Castelle im Lande, im tiefsten Süden beginnend, um den Leser aufmerksam zu machen, wo sich etwas und wie viel davon erhalten haben dürfte.

Nach den angefertigten römischen Reisekarten, dem sog. Itinerarium Antonini Pii (2. Jahrh. n. Chr.) und jener des 4. Jahrhunderts, wovon ein gewisser Peitinger von Augsburg im vorigen Jahrhunderte, wenn wir nicht irren, eine Abschrift aufgefunden hatte, daher heute die Peitingerische Tafel genannt, gab es von Verona bis Augsburg folgende größere und kleinere Manjiones, oder Castra und Castelle.

I. Von Verona bis Venum XVIII römische Meilen (à 1000 Schritte).

II. Von Venum bis Sarnis oder Palatium XXIV Meilen. Sarnis erscheint zum letzten Male im Testamente des Veroneser Bischofs Rotter vom Jahre 928.

Es lag am wahrscheinlichsten an der Stelle des heutigen Avio. Hier hatten die Römer eine Brücke angelegt, beschützt von einem Castell, aus welchem im Mittelalter eine mächtige Burg der Herren von Castelbarco erstand; sie ist heute noch theilweise erhalten. Im Hause der Herren Brasavola sind nach Orzi noch zur Erinnerung um 1700 aufgefundenene Grabsteine mit corinthisirenden Säulchen eingemauert. Die Inschriften siehe bei Mommsen n. 4008 und 4009. Beim Dörfchen Vo Casaro (ad vadum=Uebergang) eine Fundstelle von einem schönen Hermes aus Bronze, mehrerer Münzen u. dgl., trat die Straße an's linke Etzschufer über, zu dem bereits angeführten Palatium. Von jeher kennt man eine Stelle auf den Feldern: dei palazzi (bei den Palästen) und bei St. Peter (im Walde zugenannt)



nahe bei Ma kamen nebst einem Meilensteine mit der Zahl XXIV, auch Inschriften (Mommsen V. Band), ein Ziegel mit dem Stempel von Galba, eine Lampe u. s. w. an's Tageslicht. Das Castell, sowie ein Grabstein mit der Inschrift: C. Mario. C. R. sind verschwunden, bemerkt Orsi in seinem Trentino, Roveredo 1880.

III. Von Sarnis bis Trient XX Meilen, später XXII, wo nämlich wegen Ueberfluthungen der frühere einfache Verbindungsweg über Mori, Isera u. s. w. in eine Straße umgewandelt worden ist, die nun auf dem rechten Etschufer viele Krümmungen machen mußte, und daher leicht um ein paar römische Meilen länger sein konnte. An römischen Funden ermangelte es längs der beiden Straßenzüge nicht. Einige wollen wir andeuten. So stieß man zu Serravalle (am linken Etschufer) mit einer gleichnamigen

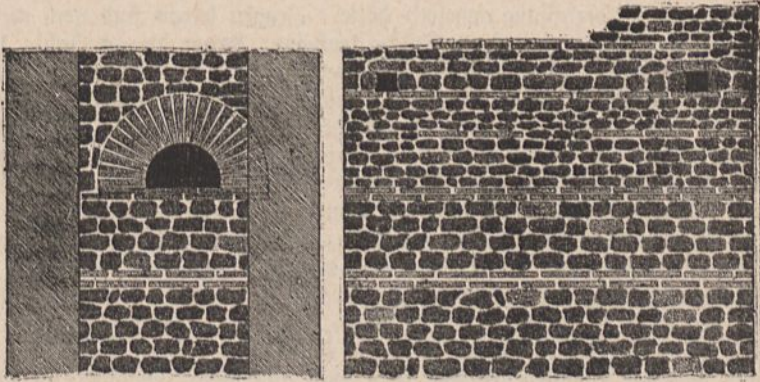


Fig. 13, Bregenz.

Burg im Jahre 1857 bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues auf einen großartigen Begräbnißplatz mit Urnen, Lampen u. s. w. Dasselbe gilt von San Marco, im Felde: alla Ghiffa, alle Chiufure, alle Risce und alle Saline. Die Burg Lizziana (Liciana um 928) hielt das Volk stets für ein Heideneschloß und heute nennt man einige Felsenkuppen castell pagano; unter denselben fanden sich wiederum Ueberreste von einem Begräbnißplatz. Viele der Fundgegenstände dieser Gegenden werden im städtischen Museum zu Roveredo gezeigt. Zum Beweise, daß auch diese Stadt auf den Trümmern einer bedeutenden römischen Niederlassung nach und nach erwachsen ist, führt der oben genannte Schriftsteller Seite 19 eine Menge Fundstellen im Weichbilde und nächsten Umgebung derselben an, welche eine reiche Ausbeute ergaben und unter anderem den Grund zum Museum legten. Die Gegenstände gehörten zum Gebrauche des gemeinen Volkes und nur wenige bestanden aus Silber und Gold (Ringe mit geschnittenen Steinen). Ueber die Inschriftensteine siehe Mommsen V. Band. Da der alte Ort an der Mündung eines Nebenthales (Ballarja) lag, fehlte gewiß nicht ein Castell, dem das heutige Schloß von Roveredo mit seinem großen Rundthurm vielleicht auch sein Entstehen verdanken dürfte. Die vielen aus Ballarja stammenden Münzen, von Nero bis Commodus weisen auf einen alten Verbindungsweg nach Vicenza hin. Die jüngere Straße auf dem rechten Etschufer von Sarnis herauf vertheidigten mehrere nun ganz verfallene Burgen, wie z. B. in Chizzola, San Giorgio, das etwas höher gelegene Schloß Brentonico und Albano (heute Maria monte Albano) bei Mori. Hier begegnen wir wiederum einer Ortschaft, in welcher reichliche Ausgrabungen von Zeit zu Zeit gemacht worden sind. So z. B. an den Stellen genannt: al Colombo und al Bergben. Bei Mori zweigte eine Nebenstraße ab über Loppio, Nago, Torbole nach Riva und weiter über Arco durch das Sarcatal bis Cadine, wo sie durch die Schlucht: Buco di Bela in Trient einmündete, nachdem sie sich ein paar Stunden früher mit jener aus Judicarien vereinigt hatte. Wir wollen die einzelnen Orte mit ihren Fundstellen an dieser Nebenstraße ein wenig in Erwägung ziehen. Unter denen zu Loppio mit einer ehemaligen Burg gleicher Benennung aufgedeckten Gegenständen werden besonders drei silberne Fingerringe angeführt, von denen einer auf seinem Steine einen Anker zwischen zwei Fischen zeigte, was wohl an eine Ansiedlung von christlich gewordenen Einwohnern erinnern dürfte. Im nahen Thale von Gardumo mit den Burgen Santa Giustina und Gresta wurde im Hauptorte selbst ein länglich runder Achat mit einem Hermes vor dem Altare gefunden. Pannonie lieferte Töpfe mit vielen Münzen ähnlich wie das Schloß in Romejimo und der Begräbnißplatz auf dem Gute des Herrn Bettari in Manzano im Jahre 1875, wo solche von Antoninus Pius bis Valens sich vorfanden; in Chienis-Ronzo gab es Ringe mit



Steinen und Armbändern aus Gold. Neben der Festung von Nago kam im Jahre 1880 ein reichhaltiger Begräbnißplatz zum Vorschein und es konnten viele Lampen, Schalen, Salbengefäße, Krüge und Fibeln gesammelt und im Museum von Roveredo hinterlegt werden. Auf Grund der vorhandenen Münzen: Antoninus Pius und Constantinus I. läßt sich auch das Alter des Ganzen einigermaßen bestimmen. Das über Nago stehende Schloß Penede wollen Einige in Beziehung mit dem Vorhandensein eines Tempels bringen (*penes aedem*). In Torbole ließen sich bisher nur Münzen der Republik auffinden. Riva hatte eine zu günstige Lage hart am Gardasee, auf daß es nicht schon die Römer zu einer großartigeren Niederlassung angelockt hätte. Zeugen davon sind noch mehrere auf der Nordseite des Rathhauses eingesezte Inschriftensteine; ferner die im Jahre 1821 ausgegrabenen pyramidenförmigen Leichensteine, unter welchen sich allerlei Gefäße und eine Kupfermünze mit dem Brustbilde eines römischen Kaisers und der Umschrift fanden: *Divus Augustus Pat.* — während auf der Rehrseite zwischen den Buchstaben S und C das Wort *Provident* erschien. Hier gab es ein Fort: *Theodosio*, an welchem man bei dessen Abtragung im Jahre 1859 Goldmünzen von Theodosius I. und Valens auffand, sowie eine Inschrift, wo von ersterem die Rede war und der Thurm seine Benennung herleitete. (Auch aus dem nahen Ledrothale sind Funde von Münzen bekannt, zu *Bezzecca* sogar aus dem heutigen Friedhof; andere aus *Tiaro*.) Die nächste Umfriedung der nun niedergedrissenen St. Cassianskirche barg eine Begräbnißstätte von Vornehmen, während eine solche für gemeine Leute bei *San Giacomo* entdeckt wurde, wo uralte Befestigungsmauern gestanden haben sollen. Aus *ai Campi* führt *Momjen* im 5. B. mehrere Inschriften auf; einen kleinen *Apollo* von den schönsten Formen zeigt man aus dieser Fundstelle in einem Privathause zu *Riva*. Beim Grundgraben der Kirche zu *Barone* im Jahre 1875 wurden unter mehreren anderen Sachen auch drei Bronzestatuetten ausgegraben. Zu *Chiarano* sah man noch im vorigen Jahrhundert einen Altar des *Jupiter*. Endlich kommen wir zu dem Hauptort dieser Umgegend, nach *Arco* nämlich, das seinen Namen wahrscheinlich von der stets vorhandenen großartigen Burg erhalten hatte, wozu die Natur einen ganz besonders günstigen Punkt, einen von allen seinen Seiten freien Hügel darbietet. Aus den gemachten Funden von Münzen und vor anderem von Inschriften erhellt, daß daselbst auch Tempel oder doch die Verehrung der Göttin *Viktoria* und *Tutelina* sowie ein Priestercollegium (von *Seviren*) bestanden hatte. Das stolze Schloß liegt nun ganz in Trümmern. Dem Lauf der *Sarca* entlang weiter nördlich wandernd erreichen wir bald über *Ceniga* auch *Dro*; aus beiden Orten hat man Münzen und in der St. *Sifiniuskirche* des letzteren erhielt sich lange ein römischer Leichenstein, *Momjen* 5. B. Hier dürften sich wiederum schon frühere zwei Verbindungswege gebildet haben, von denen der eine dem Fluß folgte, der andere rechts über das Mittelgebirge zog, bis sie hinter dem See von *Tobolino* wiederum zusammentrafen. Das hier vorfindliche Schloß leitet seine ersten Anfänge aus sehr früher Zeit her. Ein aufgefundenener Stein spricht auch von einem Tempel: *Fatis Fatabusque*, vgl. *Momjen* V. Band. Den anderen Weg rechts wandelnd geht es über *Drena* mit einer Burg gleichen Namens nach *Cavadine*, von wo eine *Jupiterstatuette* aus Bronze, ein kleiner Altar des *Saturns* und eine *Todteninschrift* (*Momjen* V. B.) herrühren. In *Lasino*, *Madruzzo* und *Calavino* wurden überall viele Münzen gefunden. Aus *Bezzano* ist eine *Hermes-Statuette* und ein Altarstein: *Fatis Masculis* und in *Cadine* (an der Kirche) ein Inschriftenstein zu verzeichnen. Näheres bei *Momjen* Band V.

Hier wollen wir im Vorbeigehen auch einiger Entdeckungen im nahen, südwestlich sich hinziehenden Gebiete von *Judicarien* mit seinen vielen uraltesten Ansiedelungen gedenken. Von *Brescia* aus, in dessen Nähe das Flußgebiet des *Chinse* sich hinzieht, dürfte *Judicarien* schon frühe bleibend unter römische Herrschaft gekommen sein. Die Burgen von *Stenico*, *Grazia* bei *Verfona* nun zerstört, *Bastia*, *Caramala*, zwei bei *Cimego* (eine ob der Pfarrkirche, die andere in *Castello*) gelten allgemein als Punkte, welche die Römer befestigt haben. Bei *Condino* spricht man noch von einem „*Castell Romano*“ und einer „*Rocca pagana*“, bei welsch letzterer eine übergroße Fibel gefunden wurde. Diese Sagen scheinen begründet zu sein, denn z. B. im Schloß von *Stenico* zeigte man noch vor kurzem einen Stein mit der Inschrift: *M. Bellicus Vet. Leg. XXX. V. V. S. Suis*. Weitere Spuren von einstigen Befestigungen, Tempeln und Gräbern kamen auf beiden Thalseiten zum Vorschein. So sind vom linken Ufer, aus dem Pfarrgebiete *Lomaso* Altarsteine des *Jupiter* und *Silvanus* mit Inschriften nach dem 5. Band von *Momjen* bekannt; Gräber mit Münzen gab es zu *Villa*, *Bolbeno*, *Tione*, *Breguzzo*, *Readena*, *Massimeno*, *Giustino*, *Pinzolo* und *Storo*.





Fig. 14, Trients Mauern und Thürme zur Römerzeit, nach Ranzi.

Zum Hauptstrafenzug der Via Claudia Augusta im Etschthal zurückkehrend, weisen wir zunächst auf die Reste von römischen Bauten und Gräbern in Sacco, hart an der Etsch bei Roveredo hin. Aus anderen verschiedenen Entdeckungen ergibt sich, daß von hier bis Trient auf beiden Thalseiten Verbindungen angelegt waren. Ob man die älteste Straße am linken oder rechten Etschuser, wenigstens bis Calliano, ungefähr die Hälfte der ganzen Länge gebaut hatte, dürfte wohl schwer zu entscheiden sein, denn die Fundstellen scheinen hier wie drüben gleich bedeutungsvoll zu werden. Am linken Flußufer begegnet uns zunächst in Volano die eigenthümliche Benennung eines Hügels, nämlich *Destor* (*ad decem turres*). Da stand also eine Befestigung mit 10 Thürmen. Auf allen alten Karten ist ein Castell immer angegeben und heute noch findet man Spuren von mächtigen Grundmauern in uralter Anlage und Bruchstücke von Ziegeln. Inschriften bietet der V. Band von Montsen. In der Gegend: ai Brusai nächst der Eisenbahnbrücke bei Calliano bot eine Riste römischen Ursprungs mancherlei Gegenstände und darunter eine sog. Schnellwage mit einer Inschrift. Um das Schloß Beseno und in demselben förderte man Münzen an das Tageslicht, obgleich hier keine römische Beste angenommen wird. Funde von Münzen kennt man



auch aus Besenello und Aquaviva, z. B. Marc Aurel, Commodus, Lucius Verus u. dgl. Ähnliches gilt von dem der Stadt Trient schon nahegelegenen Matarello (castrum Matarelli im Mittelalter). Ein Schloß über diesem Orte versteht sich wie von selbst, weil er an der Mündung eines Nebenthales liegt, das überdies noch einen bequemen Uebergang ins Balsugana gibt, wie wir weiter unten sehen werden.

Am rechten Etschufer verdient vor anderem Isjera mit seinen Abhängen, besonders dem Hügel Penino alle Aufmerksamkeit, indem hier eine große Menge von Gräbern mit anderen Beigaben und im Felde des Vig. Ferrari viele Kaiser Münzen ausgegraben wurden. Von den zwei Burgen: Prataglia (heute Predaglio) und Castel Corno ruht sicher die erstere, wie eine Tumba nebst Münzen und anderes bezeugen, auf römischer Gründung. Der Leichenstein aus Lenzina nebst Ringen aus Bronze, stammt laut der Inschriften bei Momjen 1. und 2. Band aus der Zeit der Republik. Der Ort: al Corò in Marano ist wegen seines Begräbnißplatzes und Münzen von Domitian bis Valentinian 1. wie der Dos pagano (Heidenbüchel) in Brancolino näher bekannt. In Villa und Pomarolo ließen sich bisher nur Münzen finden (Augustus bis Aurelian), außer einem Grab in letzterem, während in Sevignano viele Steinsärge vorkamen. Ob auch einzelne Grundmauern der Burgen Nogaredo, Castellnuovo und Castellano in das höchste Alterthum zurückreichen, ist noch nicht näher untersucht worden. Wir kommen nun nach Chiusele oder einer kleinen Klause, zu welcher von dem hoch darüber thronenden Castel-Barco bis zur Etsch eine vermittelt eines Thurmes verstärkte Mauer sich herabzog, so daß die Straße, welche von Trient herabführt, ein Thor passieren mußte. Die in der Nähe aufgetauchten Ziegel und Münzen (von Augustus bis Probus) lassen auf die Wahrscheinlichkeit schließen, daß bereits zur Römerzeit irgend eine Befestigung bestand, welche dem Mittelalter zu Gute kam. Im Jahre 1882 gruben Arbeiter auf dem Gute Moll bei Romi 7 Steinsärge aus, von denen 5 in einer und derselben Reihe lagen; neben den Skeletten befand sich nur ein Constantin 11. vor. Bei Covello stoßen wir wiederum auf eine Art Engpaß mit Resten sehr alter Verschanzungen. Endlich über Romagnano, von wo nach Momjen 5. Band eine Lampe herrührt, in die Nähe von Trient vorrückend, zeigen sich auf dem Landgute Catturana hart unter dem Wasserfall von Sardagna deutliche Spuren eines Begräbnißplatzes und Inschriften, die sich auf den Mithras oder Sonnengott beziehen (entdeckt 1869).

In Trient vereinigten sich die beiden Straßen aus dem so eben beschriebenen und Vegarthal genannten Landestheile. Momjen führt aus dieser Stadt nahezu vierzig Inschriften auf Steinen, Ziegeln, Lampen u. dgl. auf und Fr. Ranzi gibt auf einer Karte seiner Pianta antica di Trento (daselbst b. Monanni) genau die Lage und selbst den Umfang derselben auf Grund wiederholter Nachgrabungen an. Die Römer fanden die Stadt wahrscheinlich nur um den Hügel mit der Burg Berruca herum; unter ihnen bildete sie nach genannter Karte ein von Westen nach Osten gerichtetes von einer Mauer umschlossenes 200 m langes und 100 m breites Viereck, dessen letztere Schmalseite mit der Ostwand der heutigen St. Apollinaris fast genau zusammenfällt. Auf jeder Ecke erhob sich ein kleinerer Thurm; Thore waren drei mit jenem zur Burg. Südöstlich gegenüber, also am linken Etschufer, wurde dann gleich ein befestigtes Lager von ähnlicher aber größerer Form, mit der nördlichen Schmalseite an den Fluß stoßend, angelegt und durch eine Brücke (später San Lorenzo-Brücke genannt) mit der Altstadt verbunden. Bereits auf der Peitinger'schen Tafel tritt Trient mit Mauern auf, welche nicht an allen italienischen Städten angegeben sind. Die Richtung derselben und auch die Grundfesten von 16 Thürmen konnte Ranzi bestimmen und mehrere andere muthmaßlich verfolgen. Die Südseite der Stadt reichte bis zum Domplatz, da bog sie sich rechtwinklig und fast mitten durch die heutige Contrada larga lief sie genau auf den Glockenthurm des Priesterseminars (Fig. 14 C) und bis zur Etsch hin, wo es eben nur Thürme zur Vertheidigung gab. Westlich kam in der Folge ein gleich langes, aber etwas breiteres Rechteck und endlich ein kleineres der Quere nach mit drei Thürmen auch südlich hinzu, so daß der heutige Dom in dessen Mitte steht. Die Thürme, alle in Vierecksform, mit beiläufig 10 m im Durchmesser, springen an den Mauern nicht vor. Ranzi führt im Ganzen 27 Thürme auf. Mehrere davon erhielten sich, wenigstens in ihren nachträglichen Erhöhungen, wie z. B. jener an der Brücke (der Wangathurm), die Glockenthürme von Maria maggiore und der Seminarskirche und ein paar in der Contrada larga (Fig. 14 A, B, C, D, E.) Besonders hervorgehoben zu werden verdient der am besten erhaltene Stadthurm nächst dem Dome, der später nur eine Binnenbekrönung erhielt, wie wir unten sehen werden (F). Die Stärke der Mauer wurde bis 2,50 m gefunden und war von großen, regelmäßigen Kalksteinquadern zeitweilig abwechselnd mit Ziegeln (59 × 44) bei einer Dicke von 0,6.



Krieg von Hochfelden will wie oben S. 18, Fig. 13 bemerkt ward, diesen Wechsel von Material an Kriegsbauten nicht römisch finden, doch hier scheint dies doch vorgekommen zu sein. Hinsichtlich der Thore könnte man nicht mit Unrecht sechs annehmen, nämlich zwei an der Ost- und zwei an der Westseite wie auch Fig. 14 angibt und eben so viele gegen Süden. Dieses alte feste Römerlager behielt auch bei der Erweiterung der Stadt nach

allen drei Seiten durch Theoderich, von dem man bestimmt weiß, daß er Trient, d. h. die erweiterte Stadt, mit Mauern ähnlich wie in Form eines Dreiviertelskreises umgeben hat. Ein Theil davon soll sich bis auf die neueste Zeit, wo sie leider größtentheils, außer an der Westseite der Stadt, verschwunden sind, erhalten haben. Sie waren hoch und dick, mit einem Wehrgang versehen und durch gabelförmige Zinnen bekrönt. Die hauptsächlichsten Befestigungspunkte von Trient bleiben aber immer die erwähnte Berruca und gegenüber im Osten der Stadt auf einer kleinen Anhöhe ein anderes Castell, heute unter dem Namen: Bonconiglio bekannt. Gegen die östlich sich erhebende Hügellage (alle Laste) hin hatte diese zweite Stadtburg einen künstlich aus dem Felsen herausgemeißelten Graben. Den Mittelpunkt bildete der im gegenwärtigen Castell vedio massive und hoch aufragende runde Thurm, von welchem sich eine feste Mauer bis zur Etsch hinabzog. Da begegnen wir dem höchst interessanten halbrund nach außen und eckig nach innen gebauten Torre verde mit seinen Rustikaquadern, vgl. Fig. 12. In der Nähe muß sich ein Thor befunden haben, durch welches die Hauptstraße weiter gegen Norden zur nächsten Mansion zog. Die Etsch an der Nord- und die verheerende Fersina an der Südseite der Stadt, welche letztere ursprünglich hart bei dem heutigen Dom vorbeistürmte, haben deren Boden um vieles erhöht, so daß Ranzi seine Entdeckungen alle tief unter der Erde, meist in den Kellerräumen machen mußte. Diese erhöhte Lage der heutigen Stadt erschwerte auch namhafte Entdeckungen aus der Römerzeit. Am wichtigsten und interessantesten bleiben daher immerhin jene an der St. Apollinariskirche, in der Vorstadt *Pie di castello* oder der ursprünglichen Altstadt, also wie der Name sagt: am Fuße des Castells eingesetzten Steine mit ihren Bildwerken und Inschriften, welche wir unten bei Gelegenheit der religiösen Bauwerke näher berühren werden.

In der Nähe der St. Magdalenenkirche, also außerhalb des römischen Lagers, sah Baron G. G. Creseri um 1750 nicht weniger als 22 Häuser so aneinander gereiht, daß sie die Hälfte einer Ellipse bildeten. Aus dieser Lage und den darunter an's Licht tretenden massenhaften Grundmauern und hohen Stufen (nach Ranzi) nebst Thierknochen, schloß man vielleicht nicht mit Unrecht, auf den Bestand eines Amphitheaters, wofür die Römer bekanntlich eine große Vorliebe in jeder Stadt zeigten. Unter dem Hause des Apothekers A. Santoni stieß Ranzi auch auf einen Mosaikboden aus weißem, rothem und schwarzem Marmor. Die allgemeine Todtenbestattung von Trient scheint südöstlich in der Gemeinde Villazano gewesen zu sein, wo nämlich am Fuße des Berges Casteller unzählige darauf deutende Funde gemacht worden sind. Bei Man waren es die Reste eines Tempels des Pluto (*Summo Manium*), welche ebenso allgemeines Interesse erregten, wie der Gräberfund vom Jahre 1837 auf der Besitzung des Ritters Ciani mit ihrer Lage in Dreiecksform, woraus man auf eine bestimmte Sitte der Beisetzung unter den Eingebornen muthmaßt, nachdem sie mit den Römern in Berührung gekommen waren. Eine Inschrift aus dem höher gelegenen Povo hat Mommsen im 5. Bande aufgeführt. Auch heißt hier eine Gegend: *Oltre castello* (über dem Schlosse), was Viele auf eine sehr alte

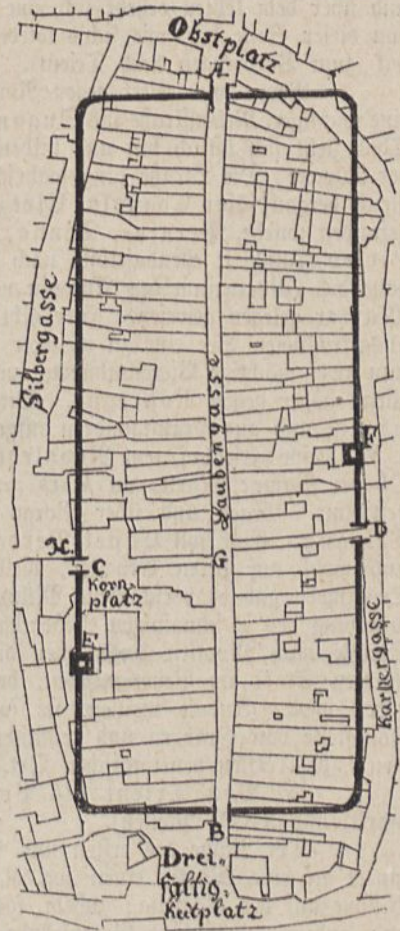


Fig. 15, Bozen als römisches Lager.



Burg deuten. Den Hügel San Rocco, ursprünglich St. Nikolaus (14. Jahrh.), wo heute wiederum ein Fort steht, hatten die klugen Eroberer des Landes wahrscheinlich auch besetzt, weil er den Uebergang ins Valsugana beherrscht. Man kommt nämlich über Vigolo, Calceranica und CaldonaZZo nach Levico. Alle drei Orte sind interessant wegen ihrer Gräber und Münzen; der zweite auch wegen eines Altarsteines, wie wir bald sehen werden und über dem letzten erhebt sich eine sehr alte Burg als Wache am Eingang ins Nebenthal von dieser Seite her, wie sich's wiederum im letzten Kriege v. J. 1866 als wichtig erwiesen hat (zum Vordringen nach Trient).

Bevor wir weiter gegen Norden die Via Claudia Augusta wandern, erübrigt noch eine wichtigere Nebenstraße ins Sugana- oder Brentathal (Valsugana) zu machen. Das Thal zieht sich östlich hin und bildete eine Hauptverbindung mit der Venetianischen Provinz der Römer. Die Straße ging wahrscheinlich unmittelbar vom Castel Bon-Configlio aus und gleich bergauf über Cognola, Civezzano, wo ein schöner Kopf in Naturgröße aus Thon gefunden wurde, Pergine, Tenna, Fundort eines Meilensteines (Momsen V. Band) über Levico (Inscription ebendasselbst) nach Aufugun oder dem heutigen Borgo. Nach der Angabe des Itinerarium des Antonin von 30 Meilen wäre diese Station näher bei dem sog. Marter gelegen gewesen. Hier gibt es von Natur aus durch das Gebirge und einen nun ausgetrockneten See eine zu weiterer Befestigung sehr geeignete Stelle. Die Römer bauten nun zwei mächtige Vierecksthürme, zwischen welchen die Straße durchging und einen runden etwas höher gegen Roncigno. Dieser mit einem Durchmesser von 6 m ist noch theilweise erhalten und aus Granitquadern aufgeführt. Ringsum entdeckt man Bruchstücke von Mauern, z. B. beim Friedhof von Novaledo und Inschriften bringt uns Momsen im 5. Band. Ob der Name: Marter an Mars = Kriegsgott oder an etwas anderes erinnert, ist nicht bestimmt. Gegen und über Borgo stehen die Burgen: Montebello, St. Peter und Telvana. Eine soll Castel Nerva heißen, also echt römischen Namen geführt haben und wohl auf deren Erbauer, vielleicht sogar auf Kaiser Nerva hinweisen; unter den Trümmern gab es verschiedene Münzen. Unterhalb Borgo bei Grigno, als an der Ausmündung des gleichnamigen Nebenthales gelegen, durch eine Burg beschützt, wendete sich die Straße nach Momsen links über die Gebirge in kürzester Linie nach Feltre, einer bekannten Stadt im Venetianischen, dessen Entfernung von Aufugun auf 28 Meilen angegeben wird. Andere meinen, sie folgte doch der Brenta über Ospidaletto, mit einer Fundstelle von Gräbern und reichlichen Beigaben, durch den langen Engpaß nach Primolano, dem ersten venetianischen Ort.

IV. Von Trient bis Pons Drusi (Bozen), XL Meilen, bis Endide (Neumarkt) mit XXIV Meilen).

Der Name des ersten nur  $\frac{1}{2}$  Stunde von Trient entfernten Ortes: Gardolo erinnert an eine Warte, einen sog. Kreide- oder Silberthurm zwischen Dos Trento und Bisione auf der Rochetta; zudem fand man einen Ziegel mit der Inschrift: Locci aresis und andere gewöhnliche Gegenstände, während im höher gelegenen Mean die Trümmer eines Tempels der Mania und ihr Bildniß zum Vorschein kamen. In dem 1 Stunde entfernten Lavis wurden besonders an der Stelle: dei Sorni viele Münzen entdeckt, doch an eine Burg, hier am Eingange ins lange Avisiothal erinnert nicht einmal die Sage mehr. S. Michele hatte nahe an der Etzch ein gräberreiches Todtenfeld. Hier müssen wir über Mezzo=TeDESCO und Mezzo=Lombardo, beide wegen Gräber bemerkenswerth, einen Abstecher in das an Funden noch reichere Nonsthal oder den Nonsberg und Anaunia der Römer machen. Die alte Straße längs des Berges von ersterem Orte ab soll noch „Römerstraße“ genannt werden. Bald kommt man zum Engpaß „Rochetta“, über welchem rechts hoch oben ein Vierecksturm zur Hälfte noch steht: er führt den Namen: „Bisione“ (Ausichtspunkt) und gilt allgemein als Römerwerk. Vielleicht war auch jene Burg im Engpasse selbst, welche durch das ganze Mittelalter in der Nähe des jetzigen Forts stand, als solches anzusehen. Gleich hier theilten sich zwei Verbindungswege über die Mittelgebirge hinführend. Die uns zunächst begegnenden Orte links: Cresin, Dercol mit den prähistorischen Fundgegenständen und die Burg Belasi mit ihrem fünfeckigen Thurm sind uns bereits bekannt. Von da geht es über eine schöne Hügelgegend hin bis den Hauptort Gles; es reiht sich heute noch Dorf an Dorf und fast in jedem sind Entdeckungen von Gräbern, Münzen und anderen Metallgegenständen gemacht worden, wie in Lover, Campo di Denno (in den Schlossruinen eine ganze Gruppe von Bronzestatuetten, auch ein Appollo), Denno, Flavon, Man mit einer Burg, seinen Namen als einstiger Hauptplatz von Anaunia herleitend, in der Nähe die Burg Valer mit achteckigem Römerthurm, Tueno, Campo di



Denno, Tassullo (der heutige Friedhof auf einem alten Begräbnisplatz), Michel und Cles mit ihren großartigen schwarzen Feldern, die so reiche Ausbeute in jeder Beziehung gaben, auch die Bronzetafel mit dem Edikt des Kaisers Klaudius (15. März 46 n. Chr.) an die Nonsberger wegen Besitzstreitigkeiten (im Museum zu Trient) stammt daher; ein Facsimile geben die Mittheil. der k. k. Central-Commission v. J. 1869 b. S. 153. Den Weg von Valer zum Schloß Cles nennt das Volk heute noch die „Römerstraße“, somit hätten wir vielleicht mitten durch das Thal den ersten Verbindungsweg zu suchen. Selbst im links sich hinziehenden Sulzberg oder Val di Sole mit seinem Uebergang Tonale in die Lombardei wurden Funde gemacht, wie in Malè, Monclaffico, Dimaro, Ossanna u. Weiter über Cles hinaus ist besonders der Glockenthurm von Revò von Interesse, während Rumo, Cloz, Castelfondo und Fondo (beinahe im Abschluß des Nonsberges mit dem nahen Uebergang „Gampen“ nach Maja) wegen anderer Gegenstände einen Namen haben. Kehren wir am linken Ufer des Thalbaches zurück, so begegnet uns bald die alte Kirchhufe Romeno mit einem Römersteine und einem Saturnusaltar, worauf der alte Name des Ortes: Lumentum stand. Die romaniſche Bartholomäus-Kirche außerhalb des Dorfes enthält sogar Bausteine mit Inschriften. Sanzeno ist uns bereits von früher bekannt; daran reihen sich links: Tavon, Coredo, das Schloß Brughier mit mehreren Inschriftensteinen in seinem Innenhofe, Tajo mit Münzenfundstellen, und noch höher das besonders bemerkenswerthe Verbò mit seiner Burg, deren Ruinen und Umgebung nicht weniger als 8 Altarsteine lieferten (von Jupiter, Merkur, Venus u.) Von da zog sich die Römerstraße, deren Spuren man noch jüngst verfolgen konnte, hoch im Gebirge bei dem Castel St. Pietro mit hohem „Rundthurme“ zur Bisjön über der Rochetta hin. Ebenso hoch liegt zum Schlusse die



Fig. 16, Ara Dianae, römischer Altarstein.

Burg Thun, ausgezeichnet durch mehrere Thürme, welche wenigstens mit ihren Unterbauten in die römische Zeit zurückreichen. Ueber mehrere Inschriftensteine aus dem Nonsberg siehe bei Mommsen V. Band. Durch viele Castelle muß sich dieser Landstrich schon frühe ausgezeichnet haben, denn Bischof Vigilius von Trient schreibt 397, daß der Ort, wo seine Glaubensboten Sijinius und dessen Genossen den Martertod erlitten, rings von solchen umgeben gewesen sei (castellis undique positis in coronam).

Auf der Weiterwanderung durch das Hauptthal Südtirols weiß uns gleich die Volkssage zu melden, daß die Römerstraße von S. Michele an der stattlichen Burg: Königsberg mit massivem Thurne aus dieser Periode und dem Dörfchen Faedo vorbei über den Geierberg fortgeführt worden sei, denn die alles wohl berechnenden Landeseroberer hätten die sumpfige Thalebene der Etsch entlang, mit einer Klause und bis heute „auf der Schanze“ genannt, sorgfältig gemieden, um nach Salurn zu kommen. Ziemlich hoch über diesem Orte, auf freier Felsenspitze, ragt die Haderenburg nach der Benennung des Volkes noch in ihren letzten Ruinen großartig empor. Am hohen Thurne fanden wir nur wenige Spuren der Rustika und überhaupt keine tüchtigere Ausführung, welche übrigens auf dieser unersteigbaren Höhe auch nicht so nöthig war. Die nur zwei Stunden entfernte Station Endide an der Stelle des heutigen Neumarkt ist ganz spurlos verschwunden. Zu



ihrem Schutze dienten die Burgen Kaldif, Kastelfeder (*castellum vetus od. foederis*) und das höher am Uebergang ins Fleimserthal thronende Schloß Enn, wo wir noch an den Nebengebäuden Quadern mit dem Randbeschlage fanden. Diese fast sicheren Kennzeichen römischer Zeit sieht man auch an den Grundmauern der Burg Entklar, welche durch zwei Thürme ausgezeichnet war. Sie liegt am jenseitigen Ufer und beweist, daß auch dort eine von Castellen beschützte Straße über die Hügelgegend bis Pons Drusi oder unmittelbar nach Maja hinführte. Der Hofraum des Parnwidums im nahen Kurtatich ist die Fundstelle jener marmornen Merkursstatue, welche uns das Museum von Trient zeigt. Ein uraltes Schloß stand auf dem Castlozer-Bühel (Burgbühl) über der sehr alten St. Jakobskirche bei Tramin. Davan reiht sich Altenburg mit Gräberfund, der Glockenthurm von St. Anton in Kaltern mit vielen Rustikaquadern und einem ihm nahen Gräber- nebst Trinkschalenfund; in Eppan sind es die Thürme von Freudenstein, sowie einem zweiten Altenburg, dem bereits genannten Hocheppan (in Fünfecksform) und dessen viereckigem Burgstall. Drusus schlug bei der Eroberung des Landes wahrscheinlich bald ober Auer, bei dem uns bekannten Stadthof eine Brücke über die Etsch (Figur zu S. 1 u. 8) und zog westlich von Mittelberg, unterhalb Kaltern über Gurlan, um die rätische Weste Formicaria oder das heutige Sigmundskron zu nehmen, einen wichtigen, weit ins Thal vorgeschobenen Punkt mit freier Aussicht von Endide bis Maja. Ein hoher Vierecksturm und manche Reste auf dem Gipfel des großartigen Schloßberges dürften noch der Zeit der ersten Eroberung nahestehen. Dazu kommen auch andere Fundgegenstände im Museum zu Innsbruck (Hermes). Zum weiteren Vorrücken bot die Breite der Etsch keine Schwierigkeiten, wohl aber die umliegenden Sümpfe. Hier mußte eine derartige Brücke bis zum heutigen Morizing oder Gries hin geschlagen werden, wie Cäsar in seinem *Bello gall.* 7, 58 beschreibt; wegen ihrer Wichtigkeit erhielt sie und das nahe Lager an der Stelle des heutigen Bozen den Namen des Vollbringers dieses Werkes, nämlich Pons Drusi. Für dieses befestigte Lager wurde nach Better und P. H. Drgler eine sehr passende Lage ausgewählt, nämlich zwischen dem Zusammenfluß zweier Flüsse: der Talsfer und des Eisacks. Es bildete ein ungefähr 250 m langes Rechteck mit einem Drittel desselben in der Breite und war von Westen nach Osten gerichtet. Vgl. Fig. 15. Thore gab es je eines an jeder Schmalseite und zwei kleinere an der Längenseite, nicht ganz in der Mitte, sondern mehr gegen Osten hin, A B C D. Nach dem heutigen Plan der Stadt Bozen nahm das Römerlager nur die Lauben ein, so daß die Silber- und Karnergasse als Graben dienten; vor den Hauptthoren lag östlich der Dreifaltigkeits- and westlich der Obstplatz. Von den Thürmen, welche gewiß in größerer Zahl vorhanden waren, dürften Ueberreste an einem in der Gummergasse mit einzelnen rohen Rusticaquadern E und F im v. Ballingerhause (Karnergasse) anzusehen sein. Ein inneres Nebenthor in späterer Form sieht man noch bei G. Obgleich sich diese römische Mauereinfassung bis am Ende des 13. Jahrhunderts erhielt, wo sie nämlich Herzog Meinhart II. 1290 niederwarf, so machte man dennoch nie wichtigere Funde, was wohl auf bedeutende Erhöhung des Bodens durch die genannten Gewässer in späterer Zeit mit Recht schließen läßt. Tief in Kellerräumen stieß man öfter auf Mauerreste, welche aber nie näher untersucht wurden. Wie Trient durch großartige Castelle gedeckt war, so scheinen hier noch weiter herum reichende Befestigungen angelegt gewesen zu sein. Auf dem nahen Birglberg läßt man die uralte Burg Weinegg auf den Ueberresten eines Römerkastels entstanden\* sein. Zunächst vor der Südseite des Pons Drusi lag die Burg: der Wendelstein genannt. Beim Abbrechen desselben, um das Kapuzinerkloster zu bauen, zeigte dessen Thurm, nun unter der südwestlichen Ecke des neuen Gebäudes, sehr massive Mauern und es kostete große Mühe ihn zu brechen. Wendel kommt etwa von Bendel, was mit Bandalen, Barbaren verwandt sein könnte; Stein bedeutet überhaupt sehr häufig so viel als Schloß. Somit hätten wir an eine Burg zu denken, welche vielleicht noch unter römischer Herrschaft zu weiterem Schutze aufgeführt worden ist. An der Franziskanerkirche entdeckte ein eifriger Forscher nachträglich mehr als ein Duzend Buckelsteine; sie stammen so ohne Zweifel von einem nahen Stadthurme. Gegenüber im Nordwesten der Stadt, hart an der Talsfer, begegnet uns eine andere Weste, nämlich Mavetsch, jetzt tief stehend, nach älteren Chronisten noch im Mittelalter auf einem Hügel gelegen; ihr Hauptthurm gilt als ein römisches Werk. In der Nähe war eine Brücke über die Talsfer, denn der Name der Gegend hüben und drüben: Pontys und Ponteifer-Seege erinnert daran. (Ballhausen *Boj. top.* S. 142.) Der Abschluß der Drususbrücke im heutigen Gries scheint besonders befestigt gewesen zu sein. Nahe dem jetzigen Glockenthurme des Klosters stand noch im vorigen Jahrhundert ein anderer gleich mächtiger durch eine starke Mauer verbunden, in welcher ein Thor lag, so daß das spätere hier gebaute Chorherren-Stift den Namen: *ad portam clausam*



führte. Beim Baue der neuen Stiftskirche (vollendet 1789) stieß man auf viele als römisch erkannte Mauerreste. Früher aber hieß diese Burg: Pradein, was wohl nicht wie Einige meinen an ein Landgut (praedium), sondern an eine nach dem römischen Kaiser benannte Burg: praesidium Tiberii erinnert. Der genannte sehr mächtige Glockenthurm ist über großartigen Gewölben aus vierfachen Schichten großer Porphyrtugeln erbaut, welche regelmäßig gelegt sind. Oder es könnte wohl in dieser noch mehr als bei Trient ausgedehnten Thalebene wie dort ein zweites besetztes Lager jenem in Bozen gegenüber bestanden haben. Thatsache ist, daß man überall in der Gegend uralten Mauerresten und Gewölben begegnet, wenn etwas mehr in die Tiefe des Grundes gegraben wird, was auf eine weitläufige Verbindung hindeutet. Auch römische Münzen und ein 2 m tief liegendes Straßenpflaster (bei Grundgrabung des Kurhauses 1882) sind bekannt. Man erzählt älteren Geschichtsschreibern nach, daß dieses praesidium Tiberii mit Mauern umgeben war und fünf Thore gehabt habe. Besonders scheint dasselbe an der Mündung des Sarnthales stark befestigt gewesen zu sein. Davon haben sich nebst verschiedenen Mauerresten zwei höchst merkwürdige Thürme erhalten. Zuerst  $\frac{1}{4}$  Stunde von der Klosterkirche entfernt steht auf einem kleinen Hügel der bereits benannte geistliche d. h. runde Thurm. Ein unmittelbar darunter liegender Anseh Trojenstein, ist, nach Professor Mehner Mitth. d. Central-C. 1857, wohl nur eine zu Ehren des Geschlechtes Trojer, das 1664 damit belehnt wurde, gemachte Umlantung des nach den alten Chronisten genannten Drusenstein (Schloß des Drusus). Der Thurm erscheint ansehnlich groß, hat ungefähr 30 Schritt im Umfange und steigt ohne Verjüngung zu einer bedeutenden Höhe empor. Er hat keine einzige Lichtschlitze, sondern nur auf dem Drittel der Höhe vom Boden eine etwa 1 m breite und 2 m hohe rundbogige Oeffnung als Eingang. Das Mauerwerk ist aus den Porphyrtugeln des nahen Talferbaches aufgeführt; diese liegen durch Mörtel kräftig verbunden in so genauen wagerechten Schichten aufeinander, daß man sie von unten bis oben ohne Mühe zählen kann. Die Dicke seiner Mauer beträgt etwas mehr als 2 m; innen theilten ihn Balken mit Bretterboden in mehrere Stockwerke. Das Ganze ist ein Prachtstück von Maß und Vollendung und bringt eine höchst romantische Wirkung hervor. In einem vermauerten Loche fand sich eine kleine Bronzefigur. Der zweite, ähnlich solid, ja noch feiner nach römischer Art gebaute Thurm steht tiefer in der Thalmündung auf einem vielleicht erst herabgestürzten großen Felsblock und bildet heute den Bergfried des kleinen Schlosses Nied. Er ragt in Vierecksform ziemlich hoch empor und besteht aus fast gleich großen fleißig bearbeiteten Werkstücken, welche alle ausnahmslos die Rustika mit feinem Randbeschlag zeigen und so der ganzen Außenseite ein zierliches Aussehen geben. Wahrscheinlich trug auch der nahe steile Felsenvorsprung, auf dem die Burg Kungelstein thront, irgend eine Befestigung bereits zu Römerzeit. Ob auch die Thürme von Kendlstein (bei der Fabrik), Klebenstein (St. Anton), die Schutzmauer von diesem bis zur St. Peterkirche, sowie gegenüber Schwalbenstein oder Fingelerjoch in so hohe Zeit zurückreichen, müssen wir einstweilen dahin gestellt sein lassen. Im Sarnthale selbst beobachteten wir am hohen Thurme der Weste Keineck einzelne Rustikastücke. Von anderen römischen Funden ist uns aus diesem Thale nichts bekannt, außer die Erinnerung an eine Begräbnisstätte, die bereits oben auf S. 6 angegeben wurde. Welche Wichtigkeit der freien Offenhaltung des Uebergangs über das Pensjoch beigelegt wurde, beweist der Umstand, daß (nach Neeb) nicht allein dieser

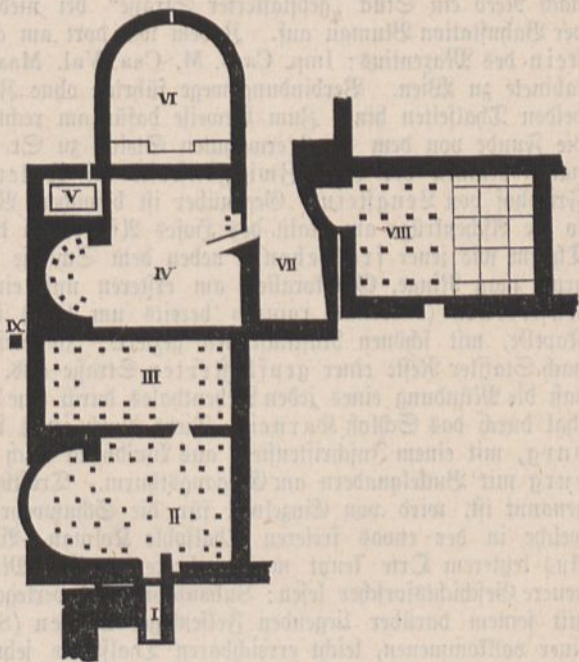


Fig. 17, römische Bäder von Bregenz.

des nahen Talferbaches aufgeführt; diese liegen durch Mörtel kräftig verbunden in so genauen wagerechten Schichten aufeinander, daß man sie von unten bis oben ohne Mühe zählen kann. Die Dicke seiner Mauer beträgt etwas mehr als 2 m; innen theilten ihn Balken mit Bretterboden in mehrere Stockwerke. Das Ganze ist ein Prachtstück von Maß und Vollendung und bringt eine höchst romantische Wirkung hervor. In einem vermauerten Loche fand sich eine kleine Bronzefigur. Der zweite, ähnlich solid, ja noch feiner nach römischer Art gebaute Thurm steht tiefer in der Thalmündung auf einem vielleicht erst herabgestürzten großen Felsblock und bildet heute den Bergfried des kleinen Schlosses Nied. Er ragt in Vierecksform ziemlich hoch empor und besteht aus fast gleich großen fleißig bearbeiteten Werkstücken, welche alle ausnahmslos die Rustika mit feinem Randbeschlag zeigen und so der ganzen Außenseite ein zierliches Aussehen geben. Wahrscheinlich trug auch der nahe steile Felsenvorsprung, auf dem die Burg Kungelstein thront, irgend eine Befestigung bereits zu Römerzeit. Ob auch die Thürme von Kendlstein (bei der Fabrik), Klebenstein (St. Anton), die Schutzmauer von diesem bis zur St. Peterkirche, sowie gegenüber Schwalbenstein oder Fingelerjoch in so hohe Zeit zurückreichen, müssen wir einstweilen dahin gestellt sein lassen. Im Sarnthale selbst beobachteten wir am hohen Thurme der Weste Keineck einzelne Rustikastücke. Von anderen römischen Funden ist uns aus diesem Thale nichts bekannt, außer die Erinnerung an eine Begräbnisstätte, die bereits oben auf S. 6 angegeben wurde. Welche Wichtigkeit der freien Offenhaltung des Uebergangs über das Pensjoch beigelegt wurde, beweist der Umstand, daß (nach Neeb) nicht allein dieser



Berg, welcher Mons Jovis hieß, sondern auch der daranstoßende Jö-(Jovis)Wald dem Jupiter geweiht und stets im Banne war, damit die Schneelawinen nicht so leicht den Weg verschütten können.

V. Von Pons Druji bis Sublavione (Subsabione) XIII Meilen.

In Bogen, als dem Vereinigungspunkte von Hauptthälern des Landes, kann man den Bestand zweier Hauptstraßen zur Verbindung mit Deutschland wohl mit vollem Rechte annehmen, doch die Antonini'sche Reiselarte läßt das Eisackthal bis Sebatum oder Schabs bei Brigen leer. Nun meinen Einige, wie Graf v. Giovanelli in seiner Ara Dianae, das von ihr genannte Sublavione wäre ein älterer Name von Maja bei Meran, wo die Gegend Labers noch daran erinnert. Von da hätte sich die Straße über den Zaufen weiter bis Vipitenum fortgesetzt. Für einen Straßenzug durch's Eisackthal tritt aber die Benennung der Anwohner um diesen Fluß (die Farken) im „Trophaeum Alpium“ und nach Neeb ein Stück „gepflasterter Straße“ bei niedrigem Wasserstande des Flusses nächst der Bahnstation Blumau auf. Zudem war dort am alten Zollhause lange Zeit ein Meilenstein des Maxentius: Imp. Caes. M. Cua. Val. Maxentio P. T. invicto, nun im Antikencabinete zu Wien. Verbindungswege führten ohne Zweifel auch über die Mittelgebirge an beiden Thalseiten hin. Zum Beweise dafür am rechten Ufer oder über den Ritten gelten die Funde von dem S. 6 erwähnten Steine zu St. Sebastian nebst den Gräbern um die nahen Ruinen der Burg Zwingenstein bei Unterinn und die Verbrennungsstätte am Friedhof von Lengstein. Gegenüber ist besonders Völs an Erinnerungsgegenständen reich, so die Nischenkrüge am Rain des Hofes Afiol; bei den Ruinen von Schenkenberg, deren Thurm wie jener freistehende neben dem Schlosse Pressels für römisch angesehen wird, grub man Ringe, Glasfaskallen am ersten und einen Pösseidon am letzteren aus. Zu Kastelruth (castellum ruptum bereits um 950) ist der Thurm auf dem Bühel, nun Kapelle, mit schönen Kustikastücken geziert. In dieser Gemeinde wie in Völs grub man nach Staffler Reste einer gepflasterten Straße aus. Können auch nicht unerwähnt lassen, daß die Mündung eines jeden Nebenthales durch eine Burg geschützt erscheint; so das Eggenenthal durch das Schloß Karneid, Tiers durch jenes in Steineck, Gröden durch die Trostburg, mit einem Inschriftenstein aus Waidbruck nach Staffler, Willnöß durch die Sommerburg mit Buckelquadern am Eingangsthurm. Trostburg, dessen ältester Theil bereits S. 18 genannt ist, wird von Einzelnen für die Schutzwehr der Station Sublavione gehalten, welche in der etwas freieren Thalsohle Kolman—Waidbruck sich ausgebreitet haben soll. Aus letzterem Orte kennt man mehrere römische Münzen. Doch Alb. Jäger und andere neuere Geschichtsforscher lesen: Subsabione und verlegen dieses besetzte Lager nach Klausen mit seinem darüber liegenden Felsenkegel Säben (Sabione). Die Lage ist auch hier zu einer vollkommenen, leicht erreichbaren Thalsperre sehr günstig, zwischen Fluß und Gebirg. Hart am Eisack, nördlich von der Pfarrkirche, stand bis noch vor 4 Jahren ein massiver Vierecksthurm, der ebenso wie jener noch vorhandene oberhalb des Städtchens, später Burg Branzoll genannt, mit Buckelsteinen ausgezeichnet war. Letzterer hatte den hier allein möglichen Aufstieg zur hohen Beste Säben zu vertheidigen. Von den oben gestandenen Befestigungen legt man zwar dem sog. Cassiansthurm ganz auf der Spitze ein hohes Alter bei, besondere Kennzeichen des Alterthums finden sich aber an ihm nicht. Indeß eine feinere charakteristische Bearbeitung könnte auch insoferne weggeblieben sein, weil der zu Gebote stehende Stein wegen seiner Sprödigkeit wie Glas eine solche nicht zuläßt, was überhaupt auf die römischen Bauten nicht ohne Einfluß geblieben ist, wie man durch das ganze Land beobachten kann. Säben ist noch mehr wegen seines hier gestandenen Tempels berichtet gewesen, davon etwas später. Brigen, zu dem wir nun kommen, hat, obgleich dessen Lage zu früher Bevauung einladend erscheint, nur einen Venusrumpf aus Marmor als Zeichen für römische Niederlassung aufzuweisen, welche am Krachkofel gefunden wurde.

Bei Schabs traf ein Straßenzug aus Aquileja nach Lugzburg ein und hier war die Station Sebatum angelegt. Julius Cäsar selbst hat nach seinem Werke: de bello gall. l. V. „die Pyrusten“ oder Pusterthaler längs dem Pyrrus oder Birrus (Rienz) unterworfen und wahrscheinlich einen Weg angelegt. In Ermanglung an Denksteinen dieses festen Punktes bei Schabs führt Staffler ein Stück Straßenpflaster in Stifflerwald ober dem Wege nach Rodaneck an, wo wir einen Weiler Will und der sehr alten Burg Rotunch, jetzt Rodaneck begegnen. Somit ging über diese Gegend die Römerstraße, auf welcher man bis zur nächsten Station Vitatum im Pusterthal 13 Meilen benötigte. Zuvor müssen wir den Fund von Gräbern mit Münzen auf einer Anhöhe  $\frac{1}{4}$  Stunde vor Untervintl und den kleinen Marmorkopf in Rienz anführen. Vitatum lag nach den Ausgrabungen zu schließen zwischen



Lorenzen und Pflaurenz unter dem Schutze der Burgen Sonnenburg (später Frauenkloster) und Michaelsburg; in ersterer fand sich ein Mosaikboden vor und ein cylindrischer Meilenstein, der noch dort an der Straße steht. Er hat nach Cyp. Pestkosta Cylindrerform, welche auch oben halbkugelförmig abschließt und eine lange Inschrift zum Lobe des Kaisers Antoninus. Am Obermair- oder Wastelmairhof im nahen Fassing sieht man noch einen Steinsarg als Futtertrog. Ob die Römer nicht auch die reizende Lage und Taufererthal-mündung durch eine Feste auf dem Schloßberg zu Bruneck mit Lamprechtsburg unter einen Wehrschutz gestellt haben, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Als Fundgegenstand nennt P. Flavian Drgler einen großen Siegelring mit einem oblongen Agat, in dem eine Büste nebst der Inschrift: Carat eingegraben ist. Aus Olang und Niederndorf führt Mom-sens III. und V. Band ein paar Inschriften an.

Eine wichtigere Station war das 26 Meilen entfernte Aguntum an der Stelle des heutigen Innichen und des südöstl. Hügels daselbst, der noch die Burg heißt. Nach dem Inhalte der ausgegrabenen Steine genoß laut Tinkhauser diese Stadt auch die üblichen Rechte einer römischen. Venantius Fortunatus (6. Jahrh.) nennt sie die stolze Hügelstadt und auf ihre Befestigung deutet der Ausdruck: castrum bei Paul Diakon (Rer. Long. I. IV. c. 11) hin. Von den Steinen kamen die meisten ins Kloster Seon am Chiemsee, nur ein Meilenstein erhielt sich vor dem Hauptportal der Stiftskirche eingemauert mit halberlöschter Inschrift: Imp. Mar. Antoni. Gordianus XXXIII. . . . Statuetten und Münzen kommen noch immer zum Vorschein, auch letztes Jahr wiederum. Momsen versetzt Agunt an den Devantbach b. Lienz?

Loncium, die letzte Mansion Tirols, erreichte man nach der Antonini'schen Reisekarte in 18 Meilen und sie breitete sich nördlich von Lienz, bei Dölsach von Oberlienz bis Devant aus, wie Tinkhauser in den Mitth. der k. k. Central-C. v. J. 1857 und H. Drgler auf Grund der gerade in dieser Gegend (bei Außdorf) wiederholten Ausgrabungen und Funden von Bogengängen, Säulen u. dgl. meinen. Die anderen Fundgegenstände bei Dölsach beziehen sich auf eine stattliche Villa mit Fußböden von Mosaik. Auch Bogen eines Wärmebades fanden sich vor. Muchar in seinem römischen Noricum und Roschmann in seinen reliquiae aedificii rom. bieten interessante Notizen hierüber. Der schöne Arastein, welcher in 2 Feldern Venus Veda und Kastor mit der Lanze darstellte, kam vom Schloß Bruck zuerst ins Rathhaus und jetzt bewahrt ihn das Museum zu Innsbruck, der Stadt verblieb nur mehr das herrliche Relief der Göttin Fortuna, an der Pfarrkirche eingemauert. Ob der hohe Bergfried des Schlosses Bruck bereits unter den Römern als fester Brückenkopf diente und bei ihm die Straße vorbeiführte, ist nicht bestimmt. Nach Trient ist die Umgegend von Lienz die reichste Fundgrube von Antiken in Tirol. Verbindungswege scheinen nach allen Gegenden hin geführt zu haben, wie die Münzensfunde bezeugen, auch sieht man nach Tinkhauser (Diöcesanbeschreibung) jenseits des Felberges noch mehrere Stücke Weges mit eigens behauenen breiten Steinen gepflastert — offenbar Reste einer Römerstraße. Ob das alte Loncium ein Bergsturz nach der Volkssage oder die wilden Stämme der Wenden Ende des 6. Jahrhunderts zerstört oder beides zusammengewirkt hat, läßt sich nicht näher bestimmen. Nach dieser Abschweifung zur Straße längs des Eisacks zurückkehrend, zeigt die Antonini'sche Reisekarte:

VI. von Sebatum bis Vipitenum XXIII Meilen und dies weist genau auf die Lage des Städtchens Sterzing hin. Die vielen Wildbäche der Umgegend haben die Reste des römischen Lagers hoch überschüttet, denn beim Grundgraben der gegenwärtigen Pfarrkirche im Jahre 1497 mußte man den Boden tief ausheben, bis der noch an der Außenseite dieses Gotteshauses eingemauerte röm. Grabstein, welchen sich Postumia und ihrem Schwieger-sohne Ti. Klaudius gesetzt hat, gefunden wurde. Wievielleicht Welfenstein an der Straße bei Mauls das Vipitenum gegen Osten schützte, so besonders Straßberg gegen Norden. Bei ersterem fanden sich auch Inschriftensteine, vgl. Momsen V. Band. Es wäre zudem nicht unmöglich, daß den wichtigen Höhen von Sprechenstein und Reifenstein, sowie Mareit und Reifeneck in den nahen Nebenthälern Mareit und Ratschings schon damals eine Be-

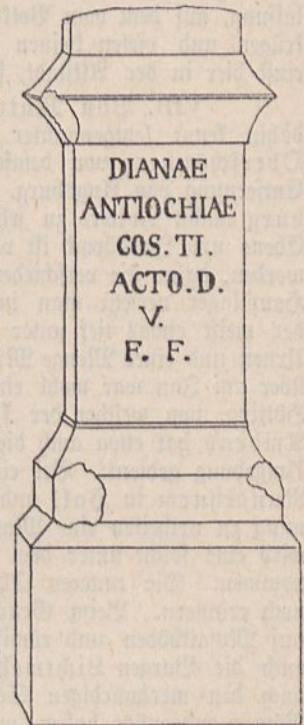


Fig. 19, Röm. Altarstein in Calcevanica.



deutung und Befestigung zuerkannt war. Die Erzgruben auf dem dahinter liegenden Schneeberg kannten bereits die Römer, denn der lange im Maulser Zollhause eingemauerte, so berühmte Mithrasstein, nun in Wien, stammt von dorthier, wie Neeb mit anderen Autoritäten behauptet. Die andere hier vorfindliche Platte war ein Grabstein, den Quartinius, ein Eingeborener, seiner Mutter setzte.

VII. Von Vipitenum bis Matrejum XXIII Meilen. Am Basse Lueg, jenseits des Brenners, wo die Römer wahrscheinlich eine Specula, einen Wartthurm hatten, war ehemals ein großer runder Meilenstein von Kaiser Maximian zu sehen, Inschrift bei Pallhausen S. 185. Den Standort des alten Matrejum gibt man allgemein zwischen der sog. Altstadt und dem Schlosse des heutigen Dorfes Matrei an. Eine feste Burg lag auf dem sog. Laim- oder Raspenbüchel. In der Nähe war die Bestattungsstätte der Niederlassung, auf dem vom Volke genannten „Spöttlacker“, einer reichen Fundgrube von Nischenkrügen und vielen kleinen Münzen u. dgl. Der Meilenstein des Septimius Severus, einst hier in der Altstadt, findet sich nun im Schloß Ambras.

VIII. Von Matrejum nach Veldidena XVIII röm. Meilen. Auf dem Weg dahin kennt letztgenannter Autor einen andern Meilenstein am alten Zollhause zu Oberschönberg von demselben Kaiser und seinem Sohne Max Aurel, mit Angabe der Entfernung von Augsburg. Ein anderer war nach Staffler bei der Ruine Sonnenburg nächst Natters zu sehen; die Inschriften bei Momsen III. u. IV. Band. Die weite Ebene um Innsbruck ist von den Römern ohne Zweifel auf mannigfache Weise befestigt worden, daher die verschiedenartigen Funde in Wilten, Ambras, Hötting u. s. w. Das Hauptlager verlegt man in der Regel auf die Wiltener Felder und zwar auf Grund der meist etwas tief unter der Erde gemachten Entdeckungen von Bauresten, Meilensteinen, Urnen und einer Menge Münzen, die meisten im Museum zu Innsbruck aufbewahrt. Gegenüber am Inn war wohl eine befestigte Brücke unter dem weitem Schutze einer Burg in Hötting, von welcher der freisrunde Glockenthurm ein Ueberrest sein könnte. Neben Ambras hat etwa auch die Hohenburg in Igels u. s. w. zur Vertheidigung der weiten Umgebung gedient. Bei einem flüchtigen Ueberblick v. Unterinntal sollte uns an dem Rundthurm in Hall und massiven Glockengehäuse von Ampas vorbei nach der Entfernung zu urtheilen eine Mansion in der freundlichen Gegend von Schwarz begegnen, doch wird eine solche unter dem Namen Masciacum erst bei Briglegg nächst Mattenberg angenommen. Die unteren Theile des Thurm vom späteren Schlosse Matzen sollen daran noch erinnern. Beim Grundgraben der Kirche im nächstgelegenen Dorfe Keit stieß man auf Mosaikböden und römische Münzen. Zur Befestigung der Umgebung haben vielleicht auch die Burgen Lichtwehr, Kropfsberg und Mattenberg gedient. Ob endlich nicht auch den merkwürdigen Schloßberg: das spätere Geroldsee in Kufstein die klugen Römer ausgenützt haben, müssen wir einstweilen auf sich beruhen lassen. Wegen der plötzlichen Wendung dieses Flusses hieß Kufstein nach Ptolom. Raet. I, III, c. 12: Divertigium Oeni.

XI. Von Veldidena bis Scartia oder Scaritia XVIII röm. Meilen.

Pallhausen erwähnt eine Meilen säule von Septimius Severus, welche er zwischen Rematen und Böls, (am rechten Innufer), tief in der Erde stecken sah. Das Jagdschloß Maximilians auf dem Martinsbüchel bei Zirl läßt man über röm. Grundmauern erbaut sein. In der Nähe (am westlichen Abhang des Hügels) wurden viele römische Schmuckfachen, Geräte und Münzen (Domitian, Trajan nach Flav. Drgler) entdeckt. Bis hierher lief somit die römische Heerstraße am rechten Innufer und der befestigte Martinsbüchel diente als Brückenkopf (Mitth. der k. k. Centr.-Comm. 1882). Auch die uralte Feste Fragenstein dürfte zum Schutz der Straße bereits in den frühesten Zeiten bestimmt gewesen sein. Hier verließ nämlich die Straße das Hauptthal und wendete sich rechts. Bei Reith fand man wiederum einen Meilenstein. Momsen III. Band hat eine Inschrift aus dieser Gegend. Den befestigten Paß bei Scharnitz, wohin man die römische Station Scartia (heute Scharnitz) verlegt, nannten die Eroberer des Landes: Porta Claudia, weil er von Klaudius eröffnet und befestigt worden ist. Ob sich unter den vorhandenen Ruinen der Befestigungen aus verschiedenen Zeiten an diesem Punkte auch noch Reste römischer Anlage vorfinden, ist uns unbekannt.

Um den römischen Straßenzug mit seinen Baudenkmalen im oberen Etschthale und Binsgau zu beschreiben, dürfte es am besten sein zu dem früheren Standpunkt Bozen zurückzukehren. Diese Straßenlinie wird zwar weder in der Reisekarte von Antonin noch



Theodosius aufgeführt, doch gibt es Denksteine, welche sogar beweisen, daß sie schon unter Kaiser Augustus von Drusus selbst eröffnet und angelegt worden war. Wahrscheinlich lief sie von Pons Drusus bis über Maja hinaus stets am linken Etschufer hin, obgleich die alten Burgthürme vom Schloß Wolfsthurm in Andrian, Wehrburg in Tizens, Majenburg in Böllan, Leonburg und Brandis über Lana mit ihren Rustikaquatern hohes Alter beanspruchend für eine gut geübnete Verbindung am andern Etschufer Zeugniß ablegen. In der Schwanburg zu Nals werden auch zwei römische Inschriftensteine aufbewahrt; ob diese hier gefunden oder von den im darüber liegenden Paarsberg wohnenden Herren gl. R. anderswoher gebracht worden sind, blieb bisher unentschieden. Ferner fand man zu Andrian (Palwatsch) und zu Nals (Petermairgut) Ziegelgräber und verschiedene Münzen (Bozner Gymnasialprogramm v. J. 1871). In Terlan scheinen mehrere Punkte befestigt gewesen zu sein; die solid gebauten Ruinen von Neuhaus unten an der Straße und oben auf dem Felsen entbehren zwar der Rustika und bestimmt römisch zu nennen sind nur die Funde von Münzen und einer Thonlampe an dem hart anliegenden Markstallkeller; am Thurm der Herren von Krent treten aber bessere Kennzeichen nämlich Buckelsteine auf und am Rauchbühelhof zeigt sich Fischgrätenmauerwerk (unter der Stiege). Ähnlich dem vorletzten genannten Bauwerk folgt der sog. Krelthurm über Gargazon, wo die schwach auftretende Rustika vielleicht nur wiederum dem zu Gebote stehenden glasharten Porphyr zuzuschreiben ist. Der Eingang mit dem Hufeisen als Wappen geziert, müßte als später eingefügt betrachtet werden. Die Ruinen des Schlosses Burgstall im Orte gl. R. sind zu sehr zertrümmert, um Einzeltheile davon näher zu bestimmen, ihre Lage ist aber eine thalbeherrschende. Wir stehen nun an dem bereits S. 13 beschriebenen vorrömischen und dem Drusus gewiß feindlich gegenüber sich verhaltenden Ringwall vorbei nach einem Marsche von 10 röm. Meilen vor den Thoren von Maja, der ersten röm. Station



Fig. 18, Greif an St. Apollinar in Trient.

oberhalb Pons Drusi. Den Namen hat wohl die altitalienische Gottheit Maja, ein und dasselbe mit dem blühenden Mai selbst den Gründern diktiert für eine Niederlassung in einer von Schönheit und Fruchtbarkeit schwellenden Gegend. Weit und breit bezeichnen den Umfang von Maja alle die älteren Geschichtsschreiber; nach ihnen hätte der Supanthurm, nächst der Pfarrkirche in dessen Nebengebäude man allerlei Gegenstände vorfand mit dem Thurm beim Mair im Fagen und jenem von der Burg Freiberg, nun Trautmansdorf die südliche Wehrlinie gebildet. Wir wollen ihnen nicht ganz widersprechen und bemerken nur, es seien wahrscheinlich auch hier in dieser nicht minder breiten und wichtigen Gegend als Trient und Bozen wie dort zwei Lager an der Passer entstanden. Das kleinere Lager und die Hauptstütze oder erste Beste lag in der Oberstadt von Meran (Steinach) unter dem Schutze des sog. Pulverthurms und der Zenoburg.

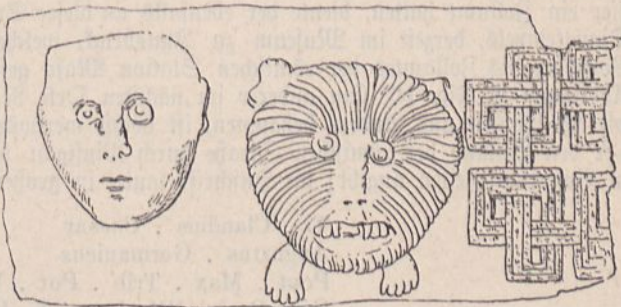


Fig. 19, Sonne und Mond an der Pfarrkirche in Mais.



Bemerkenswerth ist, daß ersterer einen inneren etwas niedrigeren Bau wie ein Mantel umgibt; an der äußeren Umhüllung kommen noch mehrere Buckelquadern vor und ein Wall ist gegen die Bergseite künstlich aus dem lebendigen sehr harten Felsen gehauen. Ob aber das Castrum Majense mit seiner größeren Hälfte wirklich unmittelbar bis zum Suppanthurm gereicht habe, möchten wir bezweifeln im Vergleich zu den Lagern im tieferen Süden des Landes. Jedoch könnten wir den ältern Nachrichten Glauben schenken in Hinsicht auf die Zeit, wo nämlich das N. Rätien oder Vindelizien durch die Völkerwanderung bereits verloren gegangen war und das erste Rätien oder Tirol stark besetzt werden mußte. Da bildete Maja einen römischen Hauptwaffenplatz, und die drei erstgenannten Thürme gehörten zur äußeren Vertheidigungslinie, d. i. zu jenen Warten, welche wie ein eng geschlungener Kranz das Hauptwerk umgaben. Im Nordosten beginnend sind es die Thürme der später daran gebauten Burgen von Planta (unterer Theil), Schönnä, vom dahinter gelegenen Thurn, Gojen, die Nordostseite von Labers, die Thürme von Katzenstein, Fragsburg, dann gegenüber von Lehenberg (unterster Theil), Forst, Dürnstein, Tirol, Brunnenburg und Auer mit Fischgräten-Mauerwerk (im Hofraum) und die Baureste am Hofe Mallaun, hinter dem Dorfe Tirol. Besonders gedacht wird nur der Burg Tirol unter dem Namen: Teriolis in der Notitia dignitatum utriusque Imperii vom Kaiser Theodosius II. Sie erscheint hier als Sitz des Befehlshabers der Umgegend und zugleich eines Präfecten für Lieferung von Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfnissen. An ihrem Thurme finden wir auch beinahe die beste Mauertechnik in Vergleich zu allen andern wahrscheinlich eben so alten römischen Bauresten. Es geht die ziemlich glaubwürdige Sage, daß Tirol mit der etwas tiefer liegenden Brunnenburg in Verbindung stand. In Folge der immer wiederkehrenden Uebermührungen durch den Kaiserbach dürfte das größere Lager frühe fast unhaltbar und aufgelassen worden sein, wie aus dem Leben des hl. Valentin, dem Apostel von Maja hervorzugehen scheint. Im Jahre 803 soll es ganz zerstört worden sein (Saburner Chronik von Bozen). Auf Ueberreste von Baulichkeiten besonders Gewölbe, stieß man beim Anlegen von Weinbergen u. dgl. immer wiederum, jedoch geregelte Nachgrabungen wurden niemals vorgenommen und deßhalb ist auch eine nähere Kunde unbekannt geblieben. Münzen aus Mainz sind von vielen römischen Kaisern bekannt. Aus der Umgegend ist eine Lampe von Tjcherms erwähnenswerth, deren Inschrift der V. Band von Mommsen enthält. Ueber Maja schrieb jüngst P. Cöl. Stampfer, Meran b. Zandl und D. v. Schönherr Zinsb. b. Wagner. Weiter nach Winstgau führte die Via Claudia Augusta über Alkund, wo man noch von einer „Römerstraße“ spricht, doch Einige lassen sie bei Forst die Etzch übersetzen; Reste am linken Ufer noch da? Die feste steinerne Brücke über diesem Fluß auf der Töll soll auch noch römisch sein. Zum Beweise, daß die Eroberer des Landes hier ein Zollamt hatten, diene der ebenfalls an dieser Stelle aufgefundenen Altarstein eines Dianatempels, derzeit im Museum zu Zinsbruck, welchen nämlich ein gewisser Aetetus, Vorsteher des Zollamtes der römischen Station Maja gesetzt hatte. Näheres sieh unten und Abbildung in Fig. 16. Ein anderer im nächsten Orte Rabland 1552 ausgegrabener Stein wie Ballhausen und Andere behaupten, ist höchst merkwürdig, weil er als Meilenanzeiger den Bestand der römischen Straße durch Winstgau bis Augsburg, wie bemerkt bereits zu Augustus Zeiten angibt; die Inschrift lautet in großen Buchstaben:

Ti . Claudius . Caesar  
 Augustus . Germanicus  
 Pont . Max . Trib . Pot . VI.  
 Cos . Desig . IIII . Imp . IX . P . P.  
 Viam . Claudiam . Augustam .  
 Quam . Drusus . Pater . Alpibus .  
 Bello . Patefactus . Derexserat .  
 Munit . A . Flumine . Pado . At .  
 Flumen . Dannvium . P . M.  
 P . CC . . .

Jetzt wird dieser Stein im Garten des Ritters v. Toggenburg zu Bozen aufbewahrt. Der alte Name: Nocturnum des folgenden Ortes Naturns weist vielleicht auf eine Stätte zum Ueberrachten hin, freilich liegt er nur 3 Wegstunden von Maja entfernt. Wir fanden ihn im Norden von mehreren Befestigungen wie in einem Halbkreise umgeben. In der Hauptburg „Hochnaturns“ lassen sich an den Unterbauten Spuren von Buckelsteinen entdecken; die anderen besetzten Punkte auf kleinen Anhöhen sind in Wohnungen von



Bauersleuten einbezogen. Die Ausmündung des Schnalserthales hatte die Hochwarte: Juval (turris Jovis) zu decken. Man nimmt allgemein an, daß die römische Straße durch ganz Binstgau am linken Etischer Ufer sich hingezogen habe. Bei Latich wird sie aber wie heute die Reichsstraße ans rechte Ufer übergesetzt haben, um bei Schanzen wiederum die frühere Linie zu verfolgen. Der Thurm der alten Burg Latich und jener von Unter-

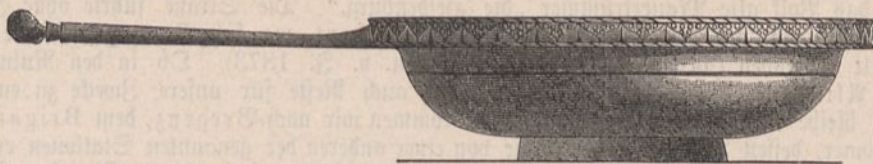


Fig. 21, Bregenz.

Montani dürften damit einigermaßen in Verbindung zu bringen sein; denn letzterer, an dem auch die Buckelquadern auftreten, dürfte kaum nur allein zur Deckung der Mündung des Martellthales gedient haben. Hier zwischen den zwei Etichbrücken ist vermöge der Entfernung von Naturns oder Maja an eine Station zu denken, wenn man selbe nicht nach Schlanders oder Kortsch versetzen will. Auf unserer Weiterwanderung erscheint links die Mündung der Schlucht zum Uebergang über das Stilsferjoch durch die nahe liegende Tschengelsburg mit ihrem runden Thurm und rechts der Eingang zum Matscherthal durch die Churburg mit Buckelsteinen am hohen Bergfried bestens geschützt. Eine größere Niederlassung und Befestigung dürfte auf der sanft ansteigenden Anhöhe bestanden haben, wo jetzt Mals liegt. Zwischen diesem Orte und Glurns fand man auch nach Staffler mehrere Denksteine, von denen Reste an der Pfarrkirche eingesetzt und in Momjens V. Band Inschriften enthalten sind. Großartig sind die Reste zweier Burgen im Orte selbst der Trostthurm nordöstlich von der Pfarrkirche und die Fröhlichsburg mit einem hohen Rundbau südwestlich von derselben. In dem gegenüber mündenden Tauferer- oder Münsterey-Thal haben Reichenberg und Rotund (letzteres wiederum mit kreisrundem Thurm) die Schutzwacht übernommen.

Eine  $\frac{1}{2}$  Stunde über Mals hinaus, nahe dem Dorfe Burgeis thront eine andere Burg auf festem Felsengrund, nämlich Fürstenburg, ein unregelmäßiges Vieleck mit vielen Buckelsteinen. In 6 Wegstunden erreicht man Nauders, oder das Oenotrium der Alten, d. h. Uebertritt des Inn von einem Thal ins andere; es liegt bereits über der Wasserscheide, wo in der Nähe der Inn in Rätien eintritt. Hier am Eingange in die Schweiz waren ohne Zweifel größere Befestigungen angelegt, auf deren Grund die spätere und heute noch aus alten Theilen bestehende Burg Naudersberg sich erhoben hat. Bei Finstermünz, wo durch das ganze Mittelalter ein fester Brückenthurm aufrecht erhalten wurde, überbrückten wahrscheinlich bereits die Römer den Inn und führten ihre Straße bei Tschuppach vor Tözens über das Mittelgebirg von Serfaus, Fiß und Ladis, wo sie am Castell Landeck wiederum ins Thal zur Pontlazerbrücke herabstieg, um am rechten Ufer Landeck zu erreichen. Hier an der Mündung des Rosanna- oder Stanzertales, welches zum wichtigen Uebergang des Arlberges führt, versteht sich der Standort eines römischen Lagers wie von selbst. Selbes breitete sich wahrscheinlich auf beiden Innusfern wie das heutige Dorf aus. Die hochthronende Burg Landeck bietet durch viele Buckelquadern an ihrem Thurme die letzten Erinnerungen daran. Der Begräbniß- oder religiöse Versammlungsort befand sich am linken Inn-Ufer in Perjen (per Oenum), wo man nach Staffler am sog. Gözenacker viele Statuetten, Hausgeräthe und Münzen von Vespasian, Diokletian, Nero u. s. w. ausgegraben hatte. Darüber legten wahrscheinlich schon die Römer eine Befestigung an und daraus wurde die spätere, stolze Burg Schrofenstein, heute noch ansehnlich in ihren letzten Ruinen. Der Name des naheliegenden Dorfes Stanz glaubt man erinnere an die römische „Statio.“ Auch die kühne mittelalterliche Hochbrücke über dem Keatartobel (Anthierthal) nennt das Volk nach Beda Weber „ein Römerwerk.“ Die Via Claudia Augusta hätte von Perjen aus, wo man noch heute die alte Straße über Stanz genau verfolgen kann, somit an der linken Thalseite auf den wichtigen Zielpunkt: den Arlberg geführt, um sich dann mit jener der Legionen des Tiberius zu vereinigen. In der heiteren Gegend von Bludenz, wenn nicht früher schon muß ein Haltpunkt gegründet worden sein. Die Vereinigung beider Heere könnte erst bei Feldkirch erfolgt sein, wo Tiberius von Cur her zog, an Vaduz vorbei mit einem durch die Rustika ausgezeichneten



Schlosse. In der Umgegend von Feldkirch kam die wichtige Station Clunia zu Stande. Manche wollen ihre Lage bei einer der Kläusen nächst Gößis näher bezeichnen. Erst letztes Jahr stieß man dort wiederum auf verschiedene Mauerreste. Im Ried zwischen Nofels und Runggels wurden 1882 ungefähr 25 Stück Kupfer- und Bronzemünzen aus dem 4. Jahrhundert ausgegraben. Eine Stunde über Gößis im Dickicht des Waldes nennt das Volk alte Mauertrümmer „die Heidenburg.“ Die Straße führte ohne Zweifel über Gößis hin, mit den Ruinen von Neu=Montfort, wo sich Bronzegegenstände z. B. ein Celt vorfanden (Mitth. der k. k. Cent.=Comm. v. J. 1873). Ob in den Ruinen der Burg Alt= und Neu=Emz (Glopper) nicht auch Reste für unsere Zwecke zu entdecken wären, bleibe einstweilen dahingestellt. Nun kommen wir nach Bregenz, dem Brigantium der Römer, dessen Bestand mehr als je von einer anderen der genannten Stationen erwiesen ist. Dieses Lager bildete nach Conservator Jenny ein unregelmäßiges Viereck auf einer Anhöhe, dem Delrain in der heutigen alten Oberstadt, früher mit zwei Thoren, das südliche ist abgebrochen und dort neben dem alten Thurm eine Frohnveste. Beim Eingang durch die Aurachgasse war ehemals über der Thoröffnung ein Relief der Göttin Epona zu sehen, jetzt im Museum der Stadt, welches sehr viele Ausgrabungsgegenstände jeder Art vom alten Brigantium in sich birgt. Eine interessante röm. Mauertechnik aus Bruchsteinen mit Ziegellager inzwischen erscheint in Fig. 13, S. 19. Ein großartig angelegtes Warmbad und eine Villa mit Mosaikböden und Wandbemalungen wurden fast ganz bloßgelegt; genauen Grundriß des ersteren bietet Fig. 17, nach Conservator Jenny. Die Räume sind genau angelegt wie in anderen Orten, woraus hervorgeht, daß die Römer bei ihren Bauwerken die gleiche Praxis einhielten. Alle Räume außer VI haben Hypokausten oder unterirdische Beheizung, die sorgfältig ausgeführt ist. Eingang bei I, Näheres in den Mitth. der k. k. Cent.=Comm. v. J. 1873 S. 30, 1877 S. CXXXII und 1880 S. 68. Aus letztgenannter Villa zählt Conservator Jenny eine Menge Funde von verschiedenen Geräthen auf, welche auf den Stufen einer Stiege zu einem Kellerraum gemacht wurden. Davon führen wir an: eine prächtig erhaltene Opferschale aus Bronze mit Oeffnung zum Aufhängen versehen, vgl. Fig. 21. Nach ihrer flachen Form und ihrem Standorte nächst einem kleinen Götterbilde gehörte sie ohne Zweifel zu den für Weibungen gebräuchlichen Schöpfgefäßen. Fein geschnitten und gefälligen Bau bietet auch die in Fig. 22 abgebildete Schale aus Thon; sie erscheint mit einer Reihe verschiedener Reliefs reichlich geschmückt. Beide Stücke bilden eine würdige Zierde des Bregenzer Museums. Das Hauptcastell von Brigantium stand auf dem aussichtsreichen Punkt, wo später Hohenbregenz, jetzt das Kirchlein auf dem Gebhardsberg gebaut wurde. Noch höher in Buch, einer ebenfalls schönen Lage zeigt der Glockenthurm eine so tüchtige Technik, daß er für römisch gehalten wird. Am Secufer gegen Lindau hin führt die Gegend den Namen „Klaus“; da erhielten sich an verschiedenen Stellen uralte Befestigungsreste. Weiter hinaus zeigt man die Stelle von den letzten Resten der Ruggsburg, in Dreiecksform auf einem steilen Felsen, worauf sicher schon die Römer eine Hochwarte angelegt haben. Ueber den Lauf der Römerstraße von Bregenz zum Rhein und Arbor Felix, sowie deren aufgedeckten Bau über Torgrund mit Abbildung vgl. Mitth. der k. k. Cent.=Comm. 1885, S. 95 ff.

Zum Schluß über die Straßensforschung der Römer in unserem Lande schauen wir uns noch ein wenig die unberührt belassenen Stellen im Oberinntal an. Wenigstens in den späteren Jahren bestand sicher von Landeck eine Verbindung bis Zirl. In Imst oder nach Anderen im nahen Tarrenz unter dem Schutze der Burg Alt=Starkenbergs und dem tiefer stehenden Thurm (Gebrackstein) war eine Niederlassung angelegt. Auch bei Dormiz (Dormitium = Nachtlager) wird ein solcher Standort angenommen. Hier hätte nicht ferne eine Nebenlinie über den Mieningerberg an der höchst romantischen Ruine der Beste Klamm mit festem und kreisrundem Bergfried vorbei eingemündet, um dann über den Fernpaß nach Reutte, wo Römermünzen gefunden wurden und weiter nach Füßen zu laufen. Von Imst abwärts sind dem Inn entlang die Burgruinen Petersberg und Hörtenberg mit Rusticaquadern an ihren Thürmen bemerkenswerth.

## Die religiösen Gebäude und Tempel der Römer in Rätien.

Viele Götter und göttliche Wesen der Römer fanden auch Eingang in unsere Thäler und wurden ihnen zu Ehren Tempel gebaut, Altäre und Gedenksteine errichtet, wie wir bereits von S. 20 an einigermaßen andeuteten. Von der Form der verschiedenen



Tempel sprechen aber weder näher bezeichnende Ueberreste noch bestimmte Nachrichten. Ohne Zweifel baute man sie wie anderwärts d. h. die größeren in der Regel viereckig mit einer tiefen Vorhalle, welche über Säulen einen mehr oder minder verzierten niedrigen Giebel zur Schau trug oder die kleineren in Rundform. Der Volkssage ist letztere vor anderem geläufig, so daß man auch die noch späteren romanischen Rundbauten, wie wir sehen werden, eben wegen ihrer selteneren Kreisform durchaus als „Heidentempel“ bezeichnete. Graf Giovanelli sah nach seiner Ara Diana i. 4. B. der Ferd.-Zeitschrift S. 38, einen kleinen Tempel auf dem Dos di Trento bloßgelegt, gibt aber seine Form näher leider nicht an. Von einem anderen daselbst mit reicher Ausstattung durch Gesimse aus Marmor, eingelegte Arbeiten und feine Mosaik sowie endlich schöne Bildwerke nebst Inschriftensteinen sind einzelne Steine als letzte Ueberreste außen an der St. Apollonarisikirche in Trient eingemauert, so z. B. der in Fig. 19, S. 31 abgebildete Greif, welcher wahrscheinlich zum Bilderfries gehörte. Besondere Aufmerksamkeit verdienen zwei andere Steine, welche 30 Cm. hohe, tief eingemeißelte Buchstaben zeigen nämlich NC u. VM. In ihre Vertiefungen waren ohne Zweifel vergoldete Metallstreifen eingesezt und schmückten nebst anderen als Inschrift den Vordergiebel des Tempels. Andere Steine sind durch Verzierungen und Kannellirungen ausgezeichnet. Auf dem Hügel oder dem Kapitol der Stadt verblieb nach Giovanelli ein reiches Kapitäl nach römischer Form übrig; heute ist es aber verschwunden. Fig. 16 u. S. 29 bieten uns Sockel, worauf nach Einigen die Statuen der Gottheit gestanden (Diana), nach Anderen wären sie förmlich Altäre gewesen und die Höhlung auf der Oberseite hätte zur Aufnahme des Weihgeschenktes gedient. Leider ist eine nähere Bestimmung durch ihre Inschrift nicht ausgedrückt. Hinsichtlich des Baues sehen beide einander ähnlich, sind mit Sockel und Abschlußgesimse versehen, ersterer bedeutend reicher behandelt durch ein vertieftes Mittelfeld, welches stylisirtes Eichenlaub als Ornament ringsum einsaßt. Letzteren gebrauchte man später als Opferstock. Die untere Figur (19) anstatt 20 auf Seite 31 ist außen an der Ostwand des Chores der Pfarrkirche von Mais bei Meran eingemauert, als Erinnerungskrest an dem Tempel, welcher an dieser Stelle bestanden haben soll. Sie stellt im Sandsteinrelief von 34 Cm. Breite und 16 Cm. Höhe nach Prof. P. Cölestin Stampfer die Köpfe der himmlischen Geschwister von Apollo und Diana vor; diese wurden in der späteren heidnischen Zeit als Sonnengott und Mondgöttin verehrt. Beide Götter sind gegenseitig, allein Apollo auch sich rächend und verfolgt die Frevler. Er beschützt die Herden vor dem Wolf, was die Pfoten unter dem mit rinnenartigen Strahlen bedeckten Sonnengesichte andeuten. Eigentümlich ist das nebenanstehende verschlungene Bandornament, welches wir sonst gewöhnlich nur in der romanischen Periode finden. Hier soll es zu dem weisagenden, die geheimnißvolle verschlungene Zukunft lösenden Apollo in Beziehung stehen. Am inneren alten Thore von Ortenstein? in Meran ist ein schöner Kopf eingemauert, von dessen Wangen Flügel herauswachsen. Man hält ihn für Merkur, den Sohn der Maja; er dürfte ursprünglich ebenfalls einen Tempel geziert haben.

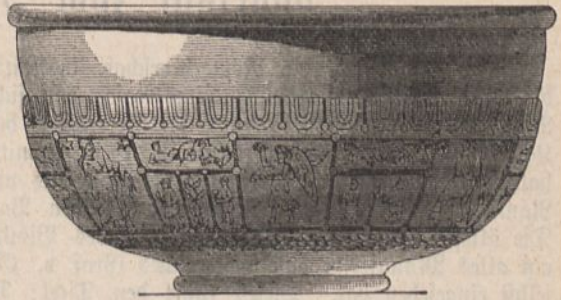


Fig. 22, Bregenz.

Ueberall, wo etwas größere Götterbilder aus Metall oder Stein gefunden wurden und darauf bezügliche Ortsbezeichnungen vorkommen, kann mit Recht das einstige Vorhandensein eines Tempels angenommen werden, so z. B. in Arco, Drò, Cadine, Cavatine, Cles, Kurtatsch u. s. w. Wie auf den ähnlichen Felsenkegeln von Arco und Trient stand auch auf Säbens steiler Höhe über Klausen ein berühmtes Heiligthum der Isis (Isidi Myrionymae = tausendnamige) und eines damit verbundenen Priestercollegiums, was die Inschrift einer von Aventin noch gesehenen Steines bezeugte. Als allerletzte Erinnerung an den Bestand dieses Tempels läßt man einzelne Marmorsteine gelten, welche noch in den heutigen Gebäuden des nunmehrigen Klosters Säben zu Tage treten. Das verehrte schöne Bild der Göttin dürfte in einer meterhohen aus Natschingermarmor gemeißelten Statue das Antikentkabinet von München bewahren; dessen Gesicht und Hände sind schwarz gefärbt, um an das Ursprungsland (Afrika) zu erinnern. Fallhausen bringt eine gute Abbildung davon. Der Erwähnung werth ist auch jener bei Mauls nächst Sterzing aufgefundenene



etwas über 1 M. hohe und  $1\frac{1}{2}$  M. breite Stein, aus demselben Marmor wie die Isis-Figur mit einer sinnbildlichen Darstellung der Sonnenverehrung (Mithrasdienst). Ein kraftvoller Jüngling überwältigt einen Stier und durchbohrt ihn d. h. die Sonne befruchtet die Erde mit ihren Strahlen dieselbe gleichsam durchstechend. Zwei nebenanstehende Knaben mit Fackeln zeigen die auf- und untergehende Sonne an. Die 12 Reliefs auf dem Rahmen des Steines beziehen sich auf die in die Geheimnisse des Mithra einzuweihenden Kandidaten. Dieses seltene Kunstdenkmal befindet sich im Antikenabinet zu Wien; Abbildungen bei Ballhausen und im Almanach f. Tirol v. 1805. Weitere Aufzählungen vom Bestande römischer Tempel finden sich im Kirchenfreund I. Jahrg. S. 3 ff. (nach Ph. Neel) Brixen bei Weger.

## C. Die christliche Kunstperiode in Tirol bis ungefähr zum Jahre 1000.

Wie einmal die Römerherrschaft in Rätien festen Fuß gefaßt hatte, so ging auch die Verbreitung des Christenthums rasch vor sich. Vom Mittelpunkte ihrer Macht, von Rom aus, wurde dasselbe durch die Heereszüge bald überall hin verbreitet. Gerade unser Land stand damit ununterbrochen in regem, unmittelbarem Verkehre, wie wir oben gesehen haben. Kein Wunder, daß in Trient bereits um das Jahr 73 n. Chr. ein Bischof mit Namen Jovinus durch Hermagoras den Patriarchen in Aquileja eingesetzt wurde. Die älteste Nachricht über die Stiftung des Bisthums und der Kirche von Trient enthält ein altes Manuscript daselbst, welches Graf v. Giovanelli nach seiner Ara Dianae S. 30 selbst eingesehen hat. Dieses führt den Titel: Trident. Episcopatus et Principatus descriptio. Darin findet sich folgende Stelle: Anno post Christum natum 73 circiter beatus Hermagoras Patriarcha Aquilensis, Divi Marci successor, Ecclesiam Tridentinam erexit et Episcopatum instituit, incolis urbis ab idololatria statuæ Saturni ovullis etc. An die enge Verbindung von Trient mit Aquileja erinnert noch heute der Name des östlichen Stadthores: Porta d'aquila (aquileja). Nebst Trient waren Maja und Säben die wichtigsten Missionspunkte. In dem östlich von Trient sich hinziehenden Suganathal geht die Sage, daß bereits um das Jahr 119 ein hl. Hermes als Glaubensprediger aufgetreten sei. Ihm zu Ehren wurde später eine auf seinen Namen lautende Kirche in dem uns bereits bekannten Calceranica erbaut, welche noch steht. Der Kirchenschriftsteller Koch-Sternfeld behauptet nach P. Cöl. Stampfer mit vollster Sicherheit, daß in den Alpengegenden seit und durch Konstantin und Theodosius das Christenthum die Masse des Volkes selbst durchdrungen hatte. Ein Beweis hiefür in Tirol sei, daß sich die Rätier am Ende des 4. Jahrhunderts weigerten den Eindringling und Empörer Eugenius anzuerkennen, weil er ein Heide war. Zum weiteren Beweise, daß damals das Christenthum selbst in den abgelegenen Gebirgsgegenden das Uebergewicht über das Heidenthum erlangt hatte, dient der Umstand, daß der hl. Bischof Vigilius von Trient † 405 es wagen konnte auf dem Platze, wo seine Missionäre Sisinius, Alexander und Martyrius gemartert wurden, eine Kirche zu bauen und die Mörder seiner Glaubensboten Kaiser Honorius bestrafen ließ. Merkwürdig bleibt immerhin, daß wir außer diesen vier genannten nur noch einen hl. Valentin als Martyrer kennen, welchen Hirten einst in einem Walde bei Bezzano, 3 St. südwestlich von Trient aufgefunden haben. Seine Gebeine werden noch heute daselbst verehrt. Würden somit die christenverfolgenden Erlässe der römischen Kaiser in Tirol nur milde oder gar nicht vollstreckt oder ist die eigentliche Gründung von Kirchen erst ins 4. Jahrhundert zu versetzen? Ähnliche Erscheinungen treten übrigens auch bei einigen anderen bischöflichen Sitzen auf. Vielleicht verfuhr die schlauen Römer wegen der Nähe der gefürchteten Deutschen aus Politik etwas gelinder gegen ihre getreuen Unterthanen. Nur auf dem sog. Rabentofel über Auer wird die Ruhbestätte mehrerer christlicher Martyrer bezeichnet, welche den Tod erlitten, weil sie vor einem hier gestandenen Götzenbilde nicht opfern wollten. Darüber erhob sich später eine seit 1784 gesperrte Barbarakapelle hart an den Ruinen der einst römischen Burg Castelfeder. (Kirchenfreund I, 14.) Wie anderwärts wurden auch in Rätien viele heidnische Tempel in christliche Kirchen umgewandelt oder an der Stelle und in der Nähe von solchen erbaut. Noch kennt man viele Gotteshäuser, welche die Sage oder andere untrügliche Kennzeichen als früher heidnische Opferstätten oder als solche Orte erkennen



lassen, die dem Volke seit seiner Ansiedlung als heilig und ehrwürdig galten. So geht von der so eben erwähnten St. Hermeskirche in Calceranica die Sage, daß sie ehemals ein Tempel der Göttin Diana gewesen sei, wie die Inschrift auf dem S. 29 abgebildeten Steine bezeugt. St. Christof auf einem vorspringenden Felsen des nahen Caldonazzo Sees entstand ebenfalls aus einem römischen Tempel; innen an den Wänden soll man noch in neuerer Zeit Neptun und Diana abgebildet gesehen haben, bis sie ein Umbau verwischte. (Weda Weber Land Tirol S. 11., 517) Zu den bereits S. 14, 15 und 35 angeführten Ortschaften mit ihren Kirchen auf heidnischen Kultusstätten oder in deren nächster Umgebung erbaut sind ferner zu zählen: St. Vigilius in Altenburg bei Kaltern, hart an welchem Ziegelgräben sich vorfanden; St. Oswald bei Kastelruth, wo sehr alte Gemälde an das heidnische Heiligtum an dieser Stelle erinnert haben sollen; die sogenannte Gnadenkapelle oder die hl. Kreuzkirche auf Säben, über den Pfistempel errichtet; die Gruskapelle zu Ehrenburg im Pusterthale (über einem Versammlungsorte der Heiden nach Staffler); ferner die Pfarrkirchen von Wilten und Reith im Unterinthale.

Eine festere Begründung des Christenthums und eine geordnete Weiterführung der durch ganz Nätien errichteten Kirchen scheint erst um das Ende des 4. Jahrhunderts zu Stande gekommen zu sein. Im Süden war hiefür St. Vigilius außerordentlich thätig. (385—405). Er stammte aus einer edlen Familie in Rom. Nachdem er zu Athen seine wissenschaftlichen Studien vollendet hatte, zog er mit seiner Mutter Magentia und seinen zwei Brüdern Claudian und Magorian nach Trient. Auch andere erblendenkenden Familien wanderten des wüsten Treibens der Hauptstadt mehr als satt, in die Provinzen aus, wie die Geschichte zur Genüge uns lehrt. Wegen seiner ausgezeichneten Fähigkeiten wurde Vigilius, erst 20 Jahre alt, durch den Patriarchen Valerian von Aquileja zum Bischof von Trient geweiht. Seine Wirksamkeit erstreckte sich nicht nur allein über den größten, heute italienisch

redenden Theil des Landes, sondern auch auf das Gebiet von Brescia, wo er 30 Kirchen errichtete. Eine im Pfarrarchive zu Kaltern aufbewahrte und von Hormair abgedruckte Urkunde, der sog. Vigilibrief bezeugt, daß der eifrige Bischof auch



Fig. 23.

bis in die Gegend von Bozen seine Thätigkeit entfaltet habe. Diese Urkunde ist zwar mit späteren Einschaltungen gemengt worden, indeß immerhin von großem Belange. Sie zeigt uns die Gründung der großen Marien-Pfarr zu Kaltern mit genauer Begrenzung südlich bis Entklar an und gedenkt der von St. Vigilius gegründeten Nebenkirchen in Tramin und Altenburg. Der hl. Bischof starb im Rendenthal den Martyrertod als Stilio Consul war; er fand daselbst ein Gözenbild des Saturnus aus Erz, welches auf einem steinernen Unterbau im Gehöfte eines reichen Besitzers stand und von den umwohnenden Bauern hoch verehrt wurde. Nachdem Vigilius die Statue herabgestürzt und in den Fluß geworfen hatte, stieg er auf den leeren Sockel, um Christum zu predigen, bis er von den erzürnten Berehrern des Saturnus mit ihren Holzschuhen getödtet wurde. Dies geschah in Mortaso nahe bei Pieve di Rendena. Im oberen Etzthale von Bozen aufwärts, besonders in der näheren und weiteren Umgegend von Maja entfaltete der hl. Valentin, Bischof von Passau seinen Eifer († 470—74). Laut der sog. „bleiernen Rolle,“ gefunden bei Oeffnung seines Grabes um 1120 kam er vom Ozean her und ließ sich nach einer Rückreise aus Rom in unserem Lande nieder, weil er in Baiern keinen Anklang fand. Vor seinem Tode zog er sich „in eodem castro (Majensi)“ in ein ruhiges Plätzchen zurück. Diese Zelle wurde noch lange in einem Zimmer des heutigen Schlosses Trautmansdorf zu Obermais gezeigt. Die Kapelle, welche er nach der Legende zu Ehren des hl. Stefan gebaut hat, nahm wohl die Stelle der nahen nun nach ihm benannten St. Valentinskirche ein. Daselbst mußte ihn sein Gefährte und Schüler Luzillus beisehen. Ohne Zweifel hat St. Valentin das Christenthum in Vinschgau und Oberinthale ausgebreitet, wozu er auch bei seiner mehrmaligen Reise durch diese Gegend leicht Verbindungen anknüpfen konnte. Die Kirche von Nauders ist zu



seinen Ehren frühe schon geweiht worden und der Ort St. Valentin „auf der Heide“ nahm von ihm seine älteste Benennung an. Nebst diesen anerkennen ihn noch 24 andere Kirchen im Lande als ihren Patron; kurz keinem Glaubensprediger Tirols wurde in einem solchen Maaße eine Verehrung zu Theil wie diesem. Bereits 562 galt seine Begräbnisstätte als Wallfahrtsort, wohin selbst Venantius Fortunatus, nachmaliger Bischof von Poitiers kam. Im Jahre 730 ließ sich auch der hl. Korbinian, Bischof von Freising in St. Valentin zu Mais begraben.<sup>1)</sup>

San Lugano an der Straße nach Cavalese soll den Namen von einem Priester haben, welcher auf einem Bären einhergeritten kam und die rauhen Bewohner zur christlichen Religion bekehrte. Die Kirche selbst ist heute noch zu seinen Ehren geweiht. (W. Weber. Umgebung von Bozen S. 352.) Wenden wir uns dem Eisackthale zu, so begegnet uns, die ununterbrochene Ueberlieferung, daß die Kirche von Brigen, ursprünglich Säben durch den hl. Kassian gestiftet worden sei. Dieser erhielt seine segensreiche Sendung ebenfalls wie St. Vigilius von Trient durch den Patriarchen in Aquileja. Neben oder auf dem uns bereits bekannten Hsistempele auf Säben baute er eine Marienkirche. Bald mußte er aber fliehen und ging nach Rom. Zu Smola hielt er sich auf und sammelte die Kinder um sich, damit er um so leichter den Grund zur Bekehrung dieser Stadtbewohner legen konnte. Seine Zöglinge reizte man aber gegen ihn auf und diese marterten den eifrigen Bischof zu Tode (407). — Pusterthal stand durch die oben bereits erwähnte von Julius Cäsar selbst gebaute Straße mit Aquileja der Hauptquelle zur Verbreitung des Christenthums in Tirol stets unmittelbar in Verbindung und wird so frühe schon dieses großen Glückes theilhaftig geworden sein. Unterinntal ist wenigstens seit St. Rupert als dem ersten Bischof in Salzburg (587—629) von daher beeinflusst worden, um das Heidenthum ablegen zu können. Eine ähnliche Stellung wird Thur und der hl. Lucius von St. Gallen aus (182) dem Lande Vorarlberg gegenüber eingenommen haben.

Die für die Kultur allgemein verderbliche Völkerwanderung hat gewiß auch viele christliche Stätten unseres Landes ganz oder theilweise vernichtet.<sup>2)</sup> Nachher blühten sie wiederum auf und mit ihnen manche neue bis in die abgelegensten Thalwinkel hinein.

Vom 7. und 8. Jahrhundert an werden eine Menge Kirchen als bereits bestehend in den verschiedenen Urkunden angegeben. Die meisten finden wir der Gottesmutter Maria, dem hl. Petrus und St. Georg zu Ehren geweiht; einige führen ihren Namen nach St. Martin, St. Veit, Johannes d. T. oder einem der Glaubensverbreiter, so daß man von ihren Patronen auch auf die Zeit ihrer Gründung schließen kann, nur hier und da wurde der Schutzheilige bald wiederum abgeändert wie wir z. B. an den Domen von Trient und Säben sehen werden. Mit der Wahl der Patrone hat sich eine fast feststehende Sitte gebildet, so daß man von ihnen sehr häufig auch auf die Lage der Kirche schließen kann. So z. B. stehen die Peterskirchen auf felsigen Anhöhen oder überhaupt

<sup>1)</sup> Beide ruhten hier 200 Jahre, bis man ihre Gebeine in ihre ursprüngliche Stätte, Passau und Freising übertrug.

<sup>2)</sup> Welche barbarische Schaaren Rhätien zuerst betreten haben, ist aus Mangel an näheren Nachrichten etwas ungewiß. Die Hunnen um 482 wahrscheinlich nicht, weil eben ihre Hauptmacht über Friaul zog. Indessen unser Land scheint von den Römern doch schon aufgegeben gewesen zu sein, da die rhätischen Kriegsschaaren der Breonen bei Chalons gegen die Hunnen: auxiliatores oder Hilfstruppen hießen. Im Jahre 476 hatte für die Römer die letzte Stunde geschlagen, indem Odoaker als Anführer der Heruler mit einem mächtigen Heere aus verschiedenen Völkern nach Italien zog, wobei Inva via (Salzburg) zerstört wurde. Wahrscheinlich über Rhätien vorwärts dringend litten auch hier alle blühenden römischen Niederlassungen mehr oder minder einen Schaden. Theoderich von Verona stürzte aber bereits 493 Odoaker, behielt durch seine weisen Anordnungen Frieden und setzte für beide Rhätien einen gewissen Servatus als Herzog mit dem Auftrage ein, daß die Soldaten mit allen Landleuten friedlich sich vertragen sollen. Nach dessen Tod um 526 war Tirol unter den schwachen Nachfolgern Theodat und Vitiges wie verweist. Endlich die 568 in Italien einfallenden Longobarden rissen Rhätien bis Bozen an sich, stifteten das Herzogthum Trient und setzten 573 Evin als Herzog ein. Auf einmal, unerklärlich wie, erschienen die Bajuvarier (Bairern) als Herren des Landes bis über Bozen, die Grenze war bei Tramin (Terminus) oder Deutsch- und Wälschmeß (meta Teutonicum u. Longobardicum). Diese Theilung des Landes und Beherrschung von zwei verschiedenen Völkern hatte, wie wir sehen werden nicht geringen Einfluß auf die Pflanzung der Künste, denn der Süden des Landes bekam seine Einflüsse von Italien, der übrige Theil durch die Mönche von dem Ozean herüber. Um 575 geschah der erste und 590 der zweite und bedeutend schrecklichere Einfall der Franken über den Monsberg her. Von den zerstörten Festen werden unter anderen genannt: Tesana (Zwingenberg), Sermitana und Britianum (Paarsberg und Wehrburg bei Eisens), Belones (seit 1242 Matenburg genannt), Appianum (Hochpeppan), Fagitanum (geschriebte Thurm im Fagen z. Gries) Ennemasse (Enn) u. s. w. Zum Schlusse müssen wir bemerken, daß damals schon die Straße über Binsgau begann besuchter zu werden als über den Brenner und im 8. Jahrhundert fast allein befahren wurde, wie aus dem Leben des hl. Korbinian hervorgeht.



Hügeln, die Marienkirchen finden sich meistens in ansehnlicheren Plätzen; die St. Georgenkirchen stehen mit einer Burg irgendwie in Beziehung; St. Nikolaus wählte man an Flüssen, als Schutzherr gegen Ueberschwemmung; St. Zeno und später St. Margareth an stürmischen Bächen u. s. w. Wir können uns in die Untersuchungen über die verschiedenen Patrone nicht näher einlassen und machen den Leser für gelegentliche Beobachtungen nur so im Vorübergehen auf diese interessanten Erscheinungen ein wenig aufmerksam.

Die meisten ältesten Kirchen wurden ursprünglich nur ärmlich und in kleinem Umfange aufgeführt, oft nur aus Holz wie wir sehen werden, so daß sie wenn nicht baufällig geworden, doch als ungenügend bald umgebaut werden mußten. Auch aus diesem Grunde können somit nur farge Ueberreste davon auf uns gekommen sein.

Als das älteste Kirchengebäude Tirols hat man wohl dasjenige anzunehmen, wozu wie in mehreren Schriften erwähnt wird, der hl. Hermagoras um das Jahr 73 nach Christi neben oder auf einem zerstörten Tempel des Neptun oder Saturnus in Trient den Grundstein gelegt und zu Ehren des Erlösers eingeweiht hat. In dieser Kirche erhielt St. Vigilius seine bischöfliche Weihe. Dazu wird in seiner Lebensgeschichte ausdrücklich bemerkt, daß diese feierliche Handlung außerhalb der Stadtmauern vor sich ging. Dies ist leicht glaublich, weil Trient damals noch streng als römisches Lager galt, worin keine religiösen Gebäude bestehen durften. Ihre Lage wird dann noch näher bezeichnet, indem eine Inschrift hinter dem Altare im Chore des heutigen Domes einstens bezeugte, daß die genannte Erlöserkirche von St. Vigilius auf Kosten seines anstoßenden Hauses erweitert und darin sein Grab ihm bereitet wurde. Der Heilige hatte sie kurz zuvor neu eingeweiht und zwar zu Ehren der hl. Gervasius und Protasius, deren Gebeine vom Bischof Ambrosius, mit dem Vigilius in engster Verbindung stand, so eben aufgefunden worden und weithin zu hohen Ehren gelangt waren. Das genannte Haus stand nun nach der allgemeinen Ueberlieferung in der Nähe des Veroneser Thores. Dieses alles stimmt mit der Lage des heutigen Domes ganz genau zusammen, wenn wir einen Blick auf Fig.

14 S. 21 werfen; da erscheint derselbe bei K. nebst einem Hause wirklich außerhalb der südlichen Stadtmauer und nahe dem Veroneserthore bei F. — Der Nachfolger von Vigilius, genannt Eugippus baute nach Rint oder vergrößerte wahr-

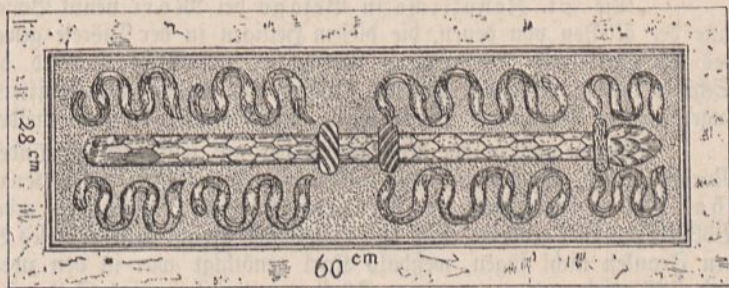


Fig. 24.

scheinlich jene Kirche wo der Altar der hl. Gervasius und Protasius stand, somit den Bau seines Vorgängers und weihte denselben zu dessen Ehren ein. Von diesen verschiedenen Bauten aus der Zeit 73—425 dürften sich einige Reste noch erhalten haben. Vor anderen sind es fünf verzierte rothe Marmorsteine vom römischen an dieser Stelle sich erhebenden Saturnus-Tempel; jetzt dienen sie als gewöhnliche Werkstücke wagrecht nach ihrer Länge auf der Nordseite des Domes unterhalb der Fenster. Drei sind etwas verwittert, so daß ihr Ornament kaum erkannt werden kann. Muster von den zwei besser erhaltenen bringen wir in den Figuren 23 und 24. Es zielt sie in einem vertieften Felde ein hübsches, spätrömisches, üppiges Ornament, wie man es seltener findet. Der erste Stein zeigt unter anderem auch Spuren von einem Dreizack an Neptuns Tempel erinnernd? Der zweite eine Art Herold- oder Siegestab, schuppenartig verziert und flatternde Bänder daran. An St. Vigilius Wohnung soll der Rest des alten bischöflichen Palastes an der Nordseite des gegenwärtigen Domchores erinnern, vgl. nächste Periode: Dom von Trient. Er ist nicht mit Quadern überkleidet, sondern zeigt einfaches Bruchstein-Mauerwerk und reicht in ein sehr hohes Alter zurück, ob aber in die Zeit vor 500, dürfte kaum glaublich sein. Etwa um 800—1000 wurde daraus eine Kapelle mit Gruft und Absis zum hl. Blasius, indessen ursprünglich eine Taufkapelle zu Ehren Johannes d. T. gebaut und noch später das Ganze erhöht mit gekuppelten Fenstern, einem Thürmchen versehen und durch gabelförmige Zinnen (Sibelin-Zinnen) abgeschlossen. Jetzt dient dieser Bau als Benefiziaten-Sakristei. Ob jener auffallend alte Untertheil bis zu den Fenstern an der nördlichen Lang-



seite des Schiffes vom heutigen Dome noch in die Zeit vom Ende des 1. Jahrtausends zu setzen sei, wie einige meinen, möchten wir bezweifeln, weil die Technik bereits die des ausgesprochenen früh romanischen Styles ist. Zugleich finden wir in dieser Stadt ein Klosterlein, dessen Kirche nach Bonellis monum. triad. VI. 10 dem hl. Georg geweiht war. Der Gründer heißt Secundus ein berühmter Mönch, Geheimschreiber des longobardischen Herrscherhauses unter Theodolinde und Freund des Papstes Gregor I. Er lebte von 580—612.

Interessante Nachrichten und Sagen knüpfen sich an die St. Peterskirche im Walbe (in bosco) bei Ala. Die bojarische Prinzessin Theodolinde, auf ihrer Brautfahrt von den Franken verfolgt, verbarg sich in Ala, wo sie Ruthar, ihren Bräutigam und König der Longobarden (584—594) fand und daselbst mit ihm Hochzeit feierte. Zum Andenken an dieses Ereigniß sollen die Brautleute am Orte ihrer Vermählung eine Kapelle haben errichten lassen, welche sie nachher von Mailand aus mit hl. Reliquien versahen. Die Ueberlieferung sagt, daß diese wie in einer niederen Höhle hinterlegt wurden. Diese Bemerkung erinnert ganz deutlich, daß dieses Kirchlein eine etwas niedrige Abside hatte, wie dies nicht selten vorkam. Als in letzter Zeit der alte Hochaltar dieser Kirche erneuert und deshalb abgetragen wurde, fand sich in dessen Mitte ein römischer Meilenstein (cippus) eingemauert, in dessen Oberseite senkrecht eine Vertiefung angebracht war, worin man Reliquien vorfand, welche sofort für die von Theodolinde gesandten angesehen und als solche in ehrwürdigen Verwahrjam gebracht wurden. Auch soll die longobardische, kunstsinrige Königin die Seitenwände der Kapelle mit Gemälden verziert haben. Die Umfangsmauern des ursprünglichen Schiffes aus der Mitte des 6. Jahrhunderts dürften noch erhalten sein, denn Professor Sulzer entdeckte nach seinem Berichte an die Mittheilungen der k. k. Central-Commission vom Jahre 1864 Seite LXXII zwei Malereien über einander, von denen die unteren älter sein könnten als aus der Zeit um das Ende des 13. Jahrhunderts, wo die Kapelle Theodolindens von Scalingern, den Herren von Verona und damals auch von Ala neu? oder wahrscheinlicher nur umgebaut worden ist.

Die St. Zenokirche in Besago bei Mori nennt Bonelli, notizie. ist. IV, 249 eine der ältesten von denen, die diesem Heiligen in der Diöcese geweiht sind. Die Einführung des Christenthums im unteren Balsugan, um Borgo wird dem hl. Prosdozimus, Schüler des hl. Apostels Petrus, Bischof von Padua und Stifter des Bisthums Feltre zugeschrieben. Welche die älteste Kirche um Borgo sei, davon meldet die Sage nichts.

Bevor wir in der Aufzählung der am frühesten gegründeten Kirchen weiter gegen Norden ziehen, können wir jene nicht unerwähnt lassen, welche Karl der Große im Sulzthal (val di sol) und im Rendenathal (in Judicarien) erbaut hat. Dieser mächtige Völkerbeherrscher eroberte 474 das Longobardenreich. Allein dieses Volk wollte sich bekanntlich den Franken nicht fügen, weshalb Karl genöthigt war in den zwei darauffolgenden Jahren und 786 wiederum gegen einige Fürsten unter ihnen ins Feld zu rücken. Bei einem dieser Feldzüge kann er leicht auch in unser Land gekommen sein, denn den Franken war der Weg über den Tonal (montem Toni) seit 575 und 590, wie wir oben Seite 38 sahen, genugsam bekannt. Nachdem sich der Kaiser mit seinem Consul Domicius berathen hatte, erzählt die betreffende Urkunde,<sup>1)</sup> begann er seinen Zug im Jahre 800 mit 4000 Lanzenknechten. Ueberall suchte er die niedergeworfenen Aufständischen zum christlichen Glauben zu bekehren; sie waren wahrscheinlich Arianer und bald heißt ihr Anführer: paganus = Heide, bald judaens = Jude.<sup>2)</sup> In Bergamo gab es den ersten Kampf; da hauste ein gewisser Lupus, welcher den Glaubensprediger Sander (Alexander) getödtet, aber auf die Nachricht von den Wunderzeichen bei dessen Tode sich gleich ergeben und bekehrt hatte, ja sogar den Kaiser gegen Einen seinesgleichen: Morus, einen Juden im Kastell St. Johann begleitete. Dieser wich der Uebermacht und nahm den christlichen Glauben an. Karl schickte dann einen Priester ins glaubenstreue Driothal heute Val camonica, das der Oglio durchfließt, voraus und er folgte bald nach. In der Feste Tessen (heute die Stadt Tseo (?) am See gl. Namens) traf er den Juden Herkules, den er tödtete, weil er sich weder ergab noch den christlichen Glauben annahm. Auf den Schloßruinen erbaute der Kaiser eine Kirche zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, welche von mehreren Bischöfen reiche Ablässe erhielt. Dann ging der Zug auf portam Blasiae (heute Ble) los, deren Befestigung wiederum

<sup>1)</sup> abgedruckt in Hormairs-Geschichte von Tirol Seite 552 und im Jahrbuch des Trienter Alpenvereins vom Jahre 1875, gedruckt in Arco, in Verbindung mit interessanten Anmerkungen.

<sup>2)</sup> Juden waren damals nicht selten im Besitze von Burgen, wie auch im Diplome Kaisers Otto II. (972) für Innichens Kloster vorkommt. Sinnacher I. 498.



ein Jude inne hatte. Er wurde vernichtet und über seinen Ruinen erhob sich bald eine St. Stefanskirche, welche der Papst mit vielen Ablässen auszeichnete. Es folgte eine Gegend, welche „antiquum castellum“ (Altenburg) genannt ward; der Befehlshaber in derselben bekehrte sich und ließ eine Kirche zum hl. Laurentius erbauen. Nun zog man über einen kleinen Berg; der den Kaiser begleitende Bischof Turpinus trug eine Fahne. Auf der Höhe wurde der Grundstein zu einer St. Peterskirche gelegt. Nach kurzem Marsche stand der kaiserliche Zug vor der Burg Vraitino, (Brenno heute) deren Herr: König Karnerus sich nannte. Er war Jude; weil er sich aber weder ergab noch bekehrte, so wurde er getödtet und daselbst eine St. Johanniskirche erbaut, welche vom Papste ebenfalls mit vielen Ablässen bedacht wurde. Die nächste Gegend hieß Cenum (heute Cemo,) wo eine Kirche zu Ehren des Erlösers, nach Anderen St. Klemens zu Stande kam. Darauf war ein hoher Berg zu gewinnen, wo es mit Verbündeten aus Heiden, Juden und Christen einen verzweifelten Kampf absetzte. Dabei gingen viele Ungläubige zu Grunde, so daß der siegreiche Kaiser den Ort: Mortarolus benannte (heute Martirolo, gleich unserem „Mortel“ in Vinstgou). Flugs zog man in die Gegend Am on (heute Monno). Da erstand eine Kirche zum hl. Brictius, die mit zahlreichen Ablässen beschenkt ward. In der nächsten Gegend: Adavena (jetzt Davena) baute man eine Kirche zu Ehren der hl. Michael und Georg und eine andere zum hl. Sander (Alexander). Endlich zu hinterst im Thale erhob sich noch eine Dreifaltigkeitskirche und dann stieg man über den Tonal in unser Land muthig herein. Im Sulzthal (val di Sole) kam es in der Thalebene bei Bellizano gleich zu einer größeren Schlacht, wo wiederum viele Heiden und Juden gefallen. Bischof Turpinus steckte seine Fahne in den Boden und wie man aus der Kirche heraus kam, begann deren Stange Blüthen zu treiben. Der Patron dieser schon bestandenen Kirche wird zwar nicht hier genannt, doch wurden derselben gerade für Marienfeste mehrere Ablässe verliehen, was wohl auf eine der Gottesmutter geweihte sicher schließen läßt, zu deren Ehren noch heute die Kirche des genannten Ortes bestimmt ist. Der Kaiser zog dann weiter östlich durch das Thal, bis in die Gegend des heutigen Hauptortes: Male, wo sein Zug nach rechts hin sich schwenkte, um durch das Nebenthal: Valiana oder jenes des Meledrio, heute gewöhnlich „selva di campiglio“ genannt, die Höhe Moschera, nun Madonna di campiglio mit einem uralten Hospital als Uebergang nach Judicarien zu erreichen. So kam Kaiser Karl unmittelbar ins Rendenathal. Als der Anführer von den dortigen „Juden-Tyrannen“ erfuhr, er müsse den christl. Glauben annehmen oder sonst werde er vertrieben, so floh er gleich und ging übers Meer. In Pelug war die erste Burg zu erobern; deren Besitzer, ein Jude, bekehrte sich zwar, aber seine Burg ging im Kampfe ganz zu Grunde und auf deren Ruinen erbaute man eine St. Zenokirche; der Weg dahin heißt noch: via al castello. Zum Schlusse kamen die Sieger zu einer St. Stefanskirche, ohne Zweifel zu jener uralten im nahen Carisol, wo eine große Anzahl Heiden getauft wurden. Auch diese Kirche erhielt viele Ablässe. Alle genannten Thaten hinterließ Karl in einem Buche fleißig aufgezeichnet in Rendenza zurück, und dann zog er von Tirol ab und zwar nicht auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war, sondern etwa über Judicarien und Lovere am Lago d'Isèo nach Bergamo. Zu St. Johann in der Gemeinde Lovere bewahrt man auch noch eine Abschrift vom Zuge des Kaisers. Die Originalurkunde ist leider verloren gegangen. Wegen einiger Verstöße gegen Namen z. B. daß in der Abschrift von Carisol Papst Urban anstatt Adrian genannt sei, wollen Einige die geschichtliche Wahrheit des Ganzen bestreiten; indeß gerade diesen Irrthum an dem Namen des Papstes finden wir in der Abschrift von St. Johann (in monte Cala) bei Lovere ganz richtig vermieden. Die genannten Kirchen im Rendenathal bewahrten bis heute ihre Basilikaform mit Abside und flacher Oberdecke, welche letztere nur St. Beno eingebüßt hat. In St. Stefan zu Carisol zeigt ein großes Wandgemälde

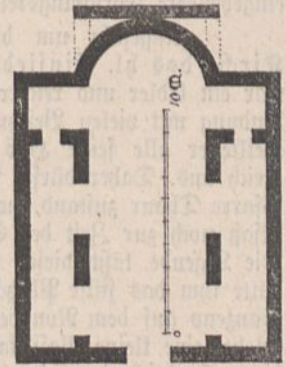


Fig. 25. St. Peter in Altenburg bei Kaltern.

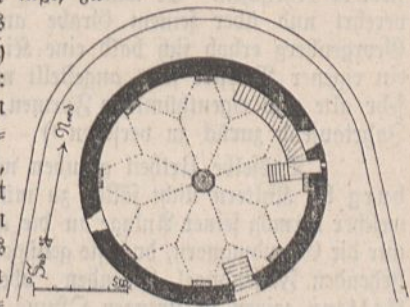


Fig. 26. St. Quirin in Gries b. Bozen.

erster Burg zu erobern; deren Besitzer, ein Jude, bekehrte sich zwar, aber seine Burg ging im Kampfe ganz zu Grunde und auf deren Ruinen erbaute man eine St. Zenokirche; der Weg dahin heißt noch: via al castello. Zum Schlusse kamen die Sieger zu einer St. Stefanskirche, ohne Zweifel zu jener uralten im nahen Carisol, wo eine große Anzahl Heiden getauft wurden. Auch diese Kirche erhielt viele Ablässe. Alle genannten Thaten hinterließ Karl in einem Buche fleißig aufgezeichnet in Rendenza zurück, und dann zog er von Tirol ab und zwar nicht auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war, sondern etwa über Judicarien und Lovere am Lago d'Isèo nach Bergamo. Zu St. Johann in der Gemeinde Lovere bewahrt man auch noch eine Abschrift vom Zuge des Kaisers. Die Originalurkunde ist leider verloren gegangen. Wegen einiger Verstöße gegen Namen z. B. daß in der Abschrift von Carisol Papst Urban anstatt Adrian genannt sei, wollen Einige die geschichtliche Wahrheit des Ganzen bestreiten; indeß gerade diesen Irrthum an dem Namen des Papstes finden wir in der Abschrift von St. Johann (in monte Cala) bei Lovere ganz richtig vermieden. Die genannten Kirchen im Rendenathal bewahrten bis heute ihre Basilikaform mit Abside und flacher Oberdecke, welche letztere nur St. Beno eingebüßt hat. In St. Stefan zu Carisol zeigt ein großes Wandgemälde



die Gründung dieser uralten Kirche, wo laut Inschrift der Kaiser und sein Bischof Turpinus mit der Fahne, die ein rothes Kreuz auf weißem Grunde uns zeigt, deutlich erscheinen. In der St. Britiuskirche zu Monno im Thal Camonica ist eine diesbezügliche Inschrift erhalten. Allerdings stammen diese Gemälde erst aus dem Schlusse des 15. Jahrhunderts, aber gewiß beruhen sie auf ununterbrochenen Ueberlieferungen und sind nicht aus der Luft hergegriffen. Der Name „Turpinus,“ er kommt ja auch in einer Inschrift an der von Karl der Große gegründeten Apostelkirche zu Florenz ebenfalls vor, wo er sogar Erzbischof genannt wird. Die Erbauung der verschiedenen Kirchen in Gegenwart des Kaisers ist wohl nur auf die feierliche Grundsteinlegung derselben zu beziehen, sie werden aber gewiß sofort weiter fortgeführt worden sein. Nach Anastasius Bibliothekarius hätte der große Kaiser diesen Zug in unser Land während der bekannten Belagerung von Pavia unternommen. Ein geschichtlicher Kern liegt unserem Berichte ohne Zweifel zu Grunde. Es ließen sich gewiß sehr interessante Ergebnisse zusammenbringen, wenn sich heute noch ein tüchtiger Kunsthistoriker der Mühe unterziehen und streng dem Marsche Karls folgend eine eingehendere Forschungsreise unternehmen würde.

Ungefähr um die Mitte des 7. Jahrhunderts oder bald hernach gelangte die Kirche des hl. Einsiedlers Romedius auf dem Monsberge zu sehr großen Ehren. Er war ein Edler und reicher Bojarier und hatte zu Thaur bei Hall eine feste Burg in Verbindung mit vielen Besitzungen inne. Nach der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Rom theilte er alle seine Hab und sein Gut unter die Kirchen von Trient und Augsburg gleich aus. Daher dürfte sich auch das Patronatsrecht herschreiben, welches ersterer über die Pfarre Thaur Zustand, noch um 1301 nach dem Codex Wang. v. Rint Urk. 217. Letztere besaß noch zur Zeit der Säkularisation bedeutende Güter und Gefälle um das Dorf Thaur. Die Legende läßt diesen Heiligen bereits zu St. Vigilius Zeiten schon leben und dieser hätte ihm das stille Plätzchen in der schaurigen Thalschlucht nahe bei Tavon in der Pfarre Sanzeno auf dem Monsberge angewiesen, wo er mit seinen Gefährten Abraam und David gelebt, eine kleine Basilika gebaut und von denselben dort beigelegt wurde. Dies ist aber kaum glaublich, denn damals konnte die christliche Religion doch nicht so weite Verbreitung gefunden haben, wie es die begleitenden Umständen im Leben und Wirken des frommen Einsiedlers erheischen. Er wurde nach dem Tode wegen mehrerer Wunder gleich als Heiliger verehrt und über seinem Grabe auf einem freistehenden Felsenhügel wie in Säben und Georgenberg erhob sich bald eine Kirche, bei welcher bereits am Ende des 11. Jahrhunderts ein eigener Priester stets angestellt war. Wir finden in St. Romedio an einem Portale sehr alte und eigenthümliche Formen, jedoch wagen wir nicht diese Steinmetzarbeiten ins erste Jahrtausend zurück zu verlegen<sup>1)</sup>

Daselbe Urtheil glauben wir über die Ruinen der St. Peterkirche in Altenburg bei Kaltern nicht fällen zu müssen.<sup>2)</sup> Hier begegnen wir den Ueberresten eines Baues, welcher vermög seiner Anlage an die ältesten Basiliken Italiens erinnert. Leider erhielten sich nur die Grundmauern, doch sie genügen zu unseren Zwecken. Die Ruinen der auf einem freistehenden Felsenhügel liegenden, oben S. 37 bereits erwähnten St. Peterkirche bei Kaltern zeigen in strenger Ostung eine dreischiffige Basilika mit einer halbkreisförmigen Abside. Dieser ist ein Querraum vorgelegt, welcher innen deutlich die Kreuzesform ausdrückt, ohne daß dieselbe auch außen ausgedrückt wird, wie dies nicht selten in mehreren Basiliken Italiens vorkommt, vgl. Fig. 25. Diesen Bauten ähnlich gehalten finden wir hier auch die Verbindung zwischen Kreuz- und Nebenschiff sowie die Form der Pfeiler, welche die Schiffe bilden. Diese letzteren, welche zugleich die Stützen der ebenen Decke waren, bestehen aus einem in der Achse der Schiffe langgezogenen Mauerstock ohne Sockel. Die Breite der Nebenschiffe mißt nicht ganz die Hälfte der Breite des Hauptschiffes. Alle Schiffe zusammen bilden nahezu ein Quadrat, so daß im Ganzen recht gefällige Verhältnisse im Grundriß zu Tage treten. Innen wie außen ist dieser Bau sehr einfach aus Bruchsteinen mit viel Mörtel verbunden in gar leichten Massen aufgeführt. Immerhin auffallend erscheint außen die Grundmauer vor der Abside und die gegen das Schiff rechtwinklig davon auslaufenden Arme. Hat man diese absichtlich aufgeführt, um nach außen

<sup>1)</sup> Näheres über den hl. Romedius in Linkhäusers Beschreibung der Diöcese von Trient II. B. S. 461 ff. und Atti di S. Romedio. Ala 1878.

<sup>2)</sup> Um die Pfarrkirche in letzterem Orte muß es einmal übel gestanden haben, weil Bischof Ubaldin von Trient (855—864) einem gewissen Reinhard von Fornas einen Lehenbrief auf Zehnten und Güter dieser Kirche ertheilte, auf daß er dieselbe gegen die „Barbaren“ beschütze. Wen er damit meint, ist uns noch unbekannt.



den Bau auch gegen Osten im Viereck abzuschließen, wie an einigen anderen Basiliken, besonders im Orient vorkommt oder geschah dies hier nur zur Verstärkung der Abside auf dem etwas schiefen Boden? — Eines und anderes ist möglich. Von einer spätern Einsetzung eines Gewölbes findet sich nirgends eine Spur, so daß sich hier der ursprüngliche Charakter der ältesten Basilika unseres Landes bis auf die Gegenwart noch bewahrt hat. Gegen Ende des 15. Jahrh. wurde St. Peter prachtvoll von allen Wänden bemalt, wie wir unten hören werden. Schade, daß man diese Kirche gänzlich vernachlässigte, nachdem sie Kaiser Josef hat schließen lassen.

Wie mehrere Chronisten erzählen, verdankt St. Quirin in Gries bei Bozen sein sehr frühes Entstehen einem merkwürdigen Vorfall. Zwei edle Bojoaren, heißt es: Adalbert und Othar, welche eine Wallfahrt nach Rom gemacht hatten, leisteten dem von den Longobarden 754 und 756 bedrängten Papste wesentliche Dienste, wofür sie als Belohnung auf ihre Bitte die Reliquien des hl. Martyrers Quirinus zum Geschenke für das von ihnen gestiftete Kloster Tegernsee erhielten. Wie sie mit ihrem in einem wohlverschlossenen Sarge befindlichen Schätze nach Bozen gekommen waren, erkühnten sich die Lieferanten vom Weine erhitzt und von unseliger Neugier den heil. Leib zu sehen angetrieben gegen das päpstliche Verbot die einhüllende Decke wegzunehmen und das Siegel zu erbrechen. Da kam überirdisches Feuer so schnell aus dem Heiligthum auf die Frevler hervor, daß mehrere von ihnen getödtet wurden. Zum Andenken an dieses Ereigniß baute man eine Kirche als Sühne für die Frevler zu Ehren des heil. Quirinus. Und bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts stand sie als solche hoch in Ehren, einst am linken, heute am rechten Ufer der Talfer. Seitdem ist die alte Kapelle geschlossen, ja sogar ein Haus darüber gebaut, Eigenthum des Herrn Gugler unterhalb der Talferbrücke im „Quirin“ wie heute die Gegend noch heißt. In den unteren Kellerräumen sieht man noch deutlich die ganze Anlage des uralten Gebäudes. Zum Schutze gegen die Talfer oder als Umfriedung zieht sich nahezu auf drei Seiten eine schwache Mauer herum. St. Quirin bildet einen vollkommenen von einer 1 Meter dicken Mauer umfangenen Kreis. Der Durchmesser beträgt 11 Meter vgl. Fig. 26. Diese Grundform erinnert so recht an einen ausgesprochenen Denkmalkbau, wie wir ihn im Großen zu Jerusalem über dem Grabe des Herrn, an St. Stefan in Rom u. s. w. und später besonders an den Friedhofskirchlein noch näher sehen werden. Wegen der seltsamen, so manchem Römertempel ähnlichen Rundform hieß man auch St. Quirin bisweilen „den Heidentempel“. Später etwa im 16. Jahrhundert hat man darin zwei Stockwerke angelegt. Mitten wurde ein achteckiger mit Sockel versehener Pfeiler aufgeführt, an den Wänden entsprachen einfache, starken Lesenen ähnliche Deckenträger und über das Ganze spannte man ein zierliches Sterngewölbe mit Näthen aus Mörtel und zwar in beiden Geschossen ganz gleich. Die Höhe der oberen wie unteren Kapelle beträgt 3.50 Meter und die Verbindung ist innen durch eine offene Stiege hergestellt. Die Fenster haben später ohne Zweifel auch eine Erweiterung erfahren. Wie innen alles einfach war, so auch an der Außenseite, wie Abbildungen von letzterer zeigen und ein kegelförmiges Ziegeldach mit einem Dachreiter angeben. St. Quirin stand wohl nordwärts, nicht ferne von der alten Straße, die von der heutigen Ziegelgasse herüber kam, daher sein Eingang mehr gegen Süden geneigt und nicht gegenüber dem Altar, der wahrscheinlich an der Wand gegen Osten stand, vgl. Fig. 26.

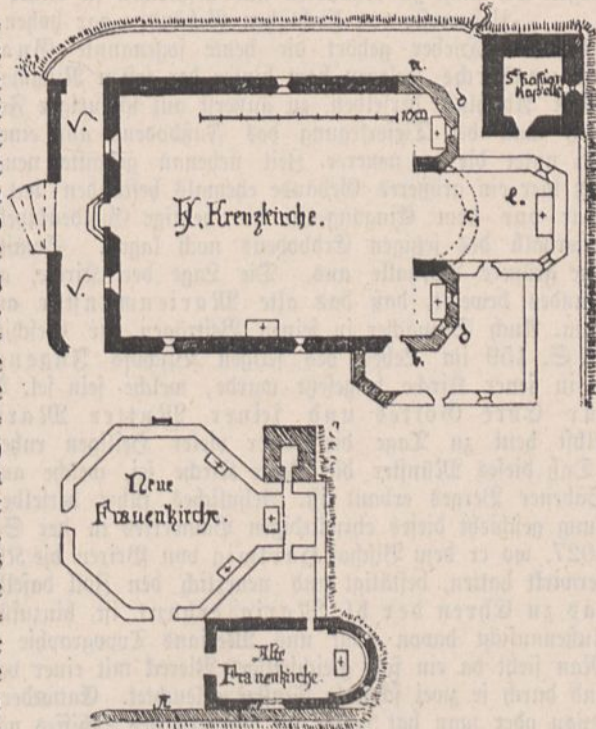


Fig. 27. Die Kirchen auf Säben.



Von anderen gleich alten Kirchen der Umgegend ist nur bekannt, daß 855 in Gries, damals Chelare und Keller genannt, eine Marienkirche bestand. Möglich wäre, daß das St. Vigiliuskirchlein auf dem Birglberg heute Messnerhaus auch ins 1. Jahrtausend zurück reiche.

In der Kapelle der Burg Formigar, heute Sigmundskron hat der hl. Bischof Ulrich von Augsburg im Jahre 971 Messe gelesen, somit bestand damals bereits eine Kapelle. Ob aber die heutigen, dortigen Ruinen einer solchen in diese Zeit zurückreichen, wagen wir nicht zu behaupten und besprechen sie daher in der folgenden Periode.

Ueberreste von kirchlichen Gebäuden gar hohen Alters sind in Säben auf uns noch gekommen. Hieher gehört die heute sogenannte Gnadenkapelle oder die frühere alte Frauenkirche, gelegen hart hinter der ersten Ringmauer der alten Burg Säben am östlichen Abschluß derselben, zu äußerst auf schauriger Felskante. Fig. 27. Im Jahre 1870 stieß man bei Tieflegung des Fußbodens auf einen alten, grünlichen Estrich, welcher sich unter die in neuerer Zeit nebenan gebaute neue Frauenkirche hinzog, ein Beweis, daß hier ein größeres Gebäude ehemals bestanden hat. Zudem war die Ringmauer und zwar vor dem Eingang in die heutige Gnadenkapelle mit Heiligenfiguren bemalt, die unterhalb des jetzigen Erdbodens noch lagen. Somit breitete sich auch hier wenigstens eine größere Vorhalle aus. Die Lage der Kirche, auf zwei Seiten am Rande des Abgrundes beweist, daß das alte Marienmünster auf Säben nicht groß gewesen sein kann. Auch Sinnacher in seinen Beiträgen zur Geschichte der Kirche von Säben bemerkt I., S. 159 im Leben des seligen Bischofs Ingenuin, welcher 605 gestorben ist, daß er in jener Kirche beigesetzt wurde, welche sein sel. Vorfahr, der Martyrer St. Kaffian zur Ehre Gottes und seiner Mutter Mariä selbst schon erbaut hatte, wo selbst heut zu Tage die Leiber vieler Heiligen ruhen. Seite 166 fügte er noch bei: „Daß dieses Münster die kleine Kirche sei, welche auf einer kleinen Ebene in Mitte des Säbener Berges erbaut ist. Ähnliches führt derselbe Seite 72 an. Urkundliche Erwähnung geschieht dieses ehrwürdigen Bauwerkes in der Schenkung Königs Konrad vom Jahre 1027, wo er dem Bischof Hartwig von Brixen die Klausel unter Säben, welche die Welfen verwirkt hatten, bestätigt und neuerlich den Zoll daselbst für das Münster in Säben, das zu Ehren der hl. Maria erbaut ist, hinzufügt. Obiger II., Seite 221. Eine Außenansicht davon zeigt uns Merians Topographie von Deutschland des Jahres 1640. Man sieht da ein fast gleichseitiges Viereck mit einer verengten Abside; diese wie das Schiff sind durch je zwei schmale Fenster erleuchtet. Entweder ist aber diese Abbildung nicht ganz genau oder man hat später die Mauern des Schiffes näher aneinander neu aufgeführt, weil heute die Breite desselben nicht mehr als 1 Meter mehr im Vergleich zu jener der Abside noch mißt; die Länge des Schiffes beträgt aber 10 Meter. Fig. 27. Die alte flache Decke hat ein Tonnengewölbe verdrängt und über der Abside setzte man ein Gewölbe mit Rippen, welche sternförmig in einem Punkte zusammenlaufen. Ein großes Fenster kam an die Stelle der zwei alten an, der Südseite des Schiffes: kurz das Ganze hat sein uraltes Aussehen wohl stark eingebüßt, nur außen an der Abside sieht man die ursprüngliche Mauertechnik, ein Bruchsteinwerk aus kleinen Massen mit viel Mörtel vermischt. Zu erwähnen ist auch jene steinerne Sitzbank einst rings um den alten Altar, der wie gewöhnlich ganz frei stand. Zweifelsohne hatten die Sänger hier ihre Sitze. Vor der Altarstufe fand man eine mit Ziegeln ausgemauerte Vertiefung in Vierecksform mit einer Steinplatte sorgfältig bedeckt. Darin lagen die Gebeine, welche einen überraschend angenehmen Geruch weithin verbreiteten. Man vermuthete, daß sie von einbalsamirten Bischöfen von Säben herrühren und setzte sie deshalb an demselben Orte wiederum bei, mit Ausnahme eines Hauptes das nun im Frauenkloster daselbst aufbewahrt wird. Die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit auf jene Gruft oder Crypta auch zu stoßen, von welcher Resch in seinen Analen I., Seite 112 uns berichtet, er habe den Pfarrer von Klausen gekannt, der den Eingang dazu vermauern ließ, ging leider nicht in Erfüllung. Von außen ist der vermauerte Eingang an der Abside noch deutlich zu erkennen. Ob das Marienmünster nicht einmal größer gewesen ist? Seine innere Länge mißt sammt der Abside kaum 10 Meter und die Breite beträgt 4,34 M. Was beim Bau der neuen Marienkirche in Achtecksform (nach 1640) niedergeworfen wurde, wissen wir eben nicht. Zu vermuthen ist, man suchte nur die erste vom hl. Kaffian erbaute Marienkirche ganz kleinen Umfangs wie sie war in der heutigen Gnadenkapelle der Nachwelt zu erhalten. Das Visitationsprotokoll des Brigner Weihbischöfes Justin Berkhofers des Jahres 1651 spricht von zwei Altären, von denen jener auf der Evangelienseite der Marien- und Hauptaltar war mit einem hochverehrten Bilde der Mutter des Herrn. Er führt auch ein „Hauptportal“ an,



gegen welches hin die Kirche vergrößert werden sollte, weil sie dem großen Zusammenflusse der Marienverehrer nicht mehr genügte. Wir haben uns vielleicht auch ein Hauptschiff und ein kleineres Nebenschiff, welche die heutige Gnadenkapelle ist, zu denken. Anstatt den alten Bau zu vergrößern hat man ihn zur Hälfte wahrscheinlich dem Erdboden gleichgemacht und dafür den genannten Bau hart daran neu aufgeführt, vgl. Fig. 27 (Neue Frauentirche.)

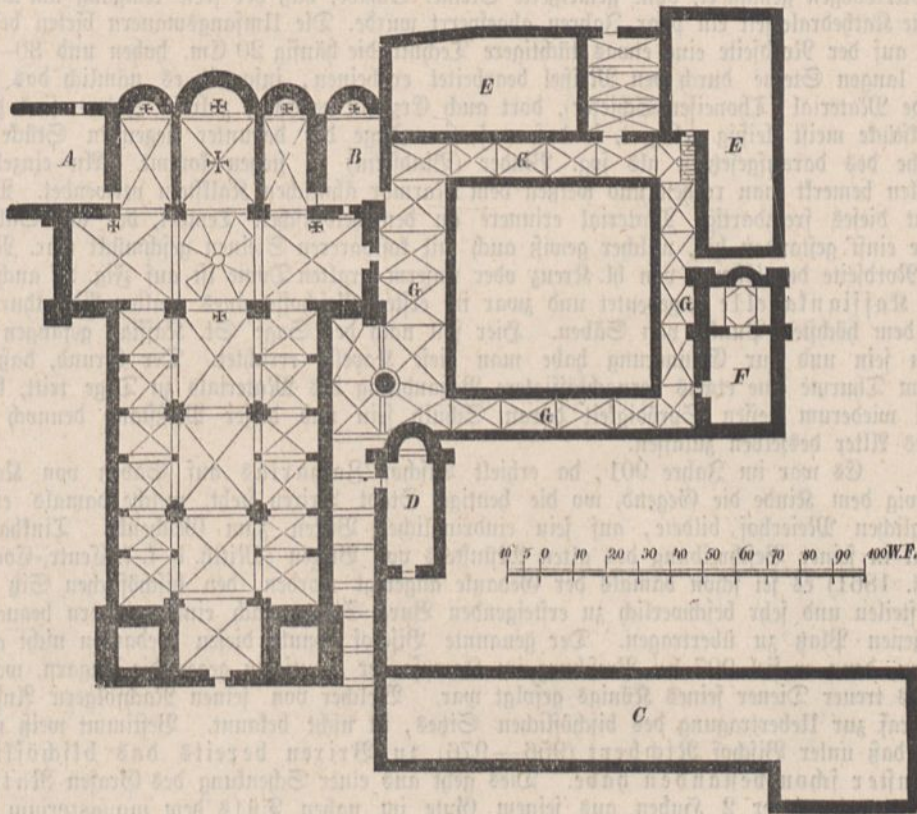


Fig. 28, Münster von Brigen.

Einen umfangreicheren Kirchenbau und nicht minder feines Alters wegen ehrwürdigen und interessanten, trägt die höchste Spitze des Felsentegels von Säben. Er wird seit 1421 urkundlich als hl. Kreuzkirche benannt, ursprünglich aber war der hl. Apostelfürst Petrus sein Schutzheiliger gewesen, der als Urvater der Kirche Säben-Brigen nach Tinkhausers Bericht in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1861 Seite 70, anzusehen ist. Gebaut hat diese Kathedrale ohne Zweifel der hl. Ingenuin, nach Neeb um 508. Sicheren Bestandes erscheint sie in einer Urkunde Kaisers Ludwig des Deutschen vom Jahre 845, nach welcher sie dem hl. Kassian geweiht ist. Diese Veränderung an dem Patrone hat sich der Erbauer aus hoher Verehrung zum Stifter der Diocese erlaubt, jedoch wird Petrus stets voraus genannt. Ueber eine offene Stiege mit vielen Stufen gelangt man zuerst in eine geräumige Vorhalle mit ebener Decke, welche die ganze Breite des Baues einnimmt, wie wohl gewöhnlich an den Basiliken aus altchristlichen Zeiten, Fig. 27 V. Und wiederum sind einige Stufen zu ersteigen, um durch ein höchst einfaches rundbogiges Portal ohne alle Steineinfassung ins Innere zu gelangen. Das Schiff bildet ein schmuckloses Viereck, welches etwas mehr als 25 Meter in die Länge und 12 Meter in die Breite mißt. Daran war ursprünglich eine Abside gebaut, wie Figur 27 durch Punkte in abc deutlich bezeugt. Es kann ein dreischiffiger Bau auch wohl gewesen sein, denn man liebt bekanntlich ja nicht so eine ungetheilte, langweilige Halle als ersten, religiösen Versammlungsort, wie aus allen Grundrissen uralter Kirchen hervorgeht. Unser Münster hätte dann ganz denselben Grundriß gezeigt wie St. Agnes in Rom, s. Springers Handb. d. Kunstg. S. 122 u. N. Der auf Fig. 27 erscheinende Grundriß zeigt die in schwarzer Farbe gegebenen ältesten Theile gegen Osten zweimal geändert; zuerst baute man polygon abschließende Nebenschöre daran und bald folgte ein bedeutend langgestreckter Hauptchor nach. Das Innere wurde durch unkundige Hände ganz verunstaltet



und mit werthlosen Gemälden an den Wänden und an der flachen Oberdecke versehen. Fenster ist keines in älterer Form erhalten. Eine Krypta fehlte sehr wahrscheinlich, weil einerseits eben die Lage auf hartem, felsigem Boden die Anlage derselben sehr erschwerte, andererseits eine solche bereits unter dem Marienmünster vorhanden war. Das Portal ist einfach im Halbkreisbogen gemauert, ohne gemeißelte Steine. Schade, daß der freie Umgang um unsere älteste Kathedrale seit ein paar Jahren abgesperrt wurde. Die Umfassungsmauern bieten besonders auf der Nordseite eine etwas tüchtigere Technik, die häufig 20 Cm. hohen und 30—40 Cm. langen Steine durch den Meißel bearbeitet erscheinen, insoweit es nämlich das sehr spröde Material (Thoneisen-Schiefer), dort auch Erzstein genannt, zuließ. Zudem sind diese Werkstücke meist fleißig gelagert, so daß auf eine Fuge der darunter liegenden Stücke die Fläche des daraufgesetzten als sog. Binder (Bindstein) zu stehen kommt. An einzelnen Stellen bemerkt man rothen und weißen dem Marmor ähnlichen Kalkstein verwendet. Man meint dieses fremdartige Material erinnere an den heidnischen Tempel, der auf Säbens Höhe einst gestanden hat, welcher gewiß auch mit kostbareren Steinen geschmückt war. Nahe der Nordseite des Chores von hl. Kreuz oder unserm uralten Dome ist auf Fig. 27 auch die St. Kassiankapelle angedeutet und zwar im ersten Geschoße eines uralten Wehrthurmes auf dem höchsten Punkte von Säben. Hier soll nach der Sage St. Kassian gefangen gefesselt sein und zur Erinnerung habe man diese Kapelle errichtet. Der Grund, daß an diesem Thurme eine etwas vernachlässigtere Behandlung des Materials zu Tage tritt, kann wohl wiederum dessen Sprödigkeit daran Schuld sein und dieser Mißstand dennoch ein hohes Alter desselben zulassen.

Es war im Jahre 901, da erhielt Bischof Zacharias auf Säben von Kaiser Ludwig dem Kinde die Gegend, wo die heutige Stadt Brixen steht, welche damals einen königlichen Meierhof bildete, auf sein eindringliches Bitten zum Geschenke. Tinkhauser meint in seiner Beschreibung des alten Münsters von Brixen (Mitth. d. k. k. Centr.-Comm. v. J. 1861) es sei schon damals der Gedanke angeregt worden, den bischöflichen Sitz von der steilen und sehr beschwerlich zu ersteigenden Burg Säben nach einem andern bequemer gelegenen Platz zu übertragen. Der genannte Bischof konnte diesen Gedanken nicht ausführen, denn er fiel 907 bei Breßburg im Kampfe der Deutschen gegen die Ungarn, wohin er als treuer Diener seines Königs gefolgt war. Welcher von seinen Nachfolgern Anstalten traf zur Uebertragung des bischöflichen Sitzes, ist nicht bekannt. Bestimmt weiß man nur, daß unter Bischof Richbert (956—976) zu Brixen bereits das bischöfliche Münster schon bestanden habe. Dies geht aus einer Schenkung des Grafen Ratpot hervor, wodurch er 2 Hufen aus seinem Gute im nahen Thäl dem monasterium St. Stephani et Ingenuini in loco nuncupato Prixina vermachte. Richberts Nachfolger, der hl. Albuin ließ auch die Gebeine seines hl. Vorfahren des Bischofs Ingenuin nach Brixen übertragen und mit dem wird die Uebertragung des bischöflichen Sitzes gänzlich vollzogen und Säben für immer verlassen worden sein.

Was nun die Lage, Größe und Form der ersten Domkirche anbelangt, so muß man sich nur auf Muthmaßungen stützen. Es sind aber zwei Gebäude noch vorhanden, welche später und heute noch eine Stellung einnehmen, wodurch sehr sichere Anhaltspunkte geboten werden, um uns über den ältesten Münster von Brixen näher zu belehren. Unter diesen Gebäuden verstehen wir die Kapelle zum hl. Johannes d. T. und die Liebfrauen-Kirche im Kreuzgange. Die erste diente als Taufkirche, die letztere als Kapelle der bischöflichen Residenz, welche gerade vor derselben gegen Westen lag, wo nun das ansehnliche Gebäude des k. k. Bezirksamtes sich ausbreitet. Die Lage der zwei ersteren Gebäude rechtfertigt nun die Annahme, daß schon die erste Kathedrale auf demselben Platze gestanden sei, wo sich die jetzige befindet. Das Baptisterium und die bischöfliche Residenz waren nämlich wesentliche Bestandtheile der ältesten Münster. Es dürfte auch anzunehmen sein, daß die erste Kathedrale von Brixen sogar den nämlichen Umfang, wie die heutige Domkirche eingenommen habe, da es in deutschen Ländern durchaus gebräuchlich war, die bischöflichen Kirchen in geräumigen Anlagen aufzuführen. Uebrigens wird sie ärmlich, im einfachsten Basilikenstyl mit flacher Oberdecke und in rohen Formen gebaut gewesen sein, wie die Ueberbleibsel der zwei obengenannten gleichzeitigen Kirchlein beweisen. In den letzten Zeiten der Karolinger lag eben die Baukunst im allgemeinen in Deutschland ganz darnieder. Zudem war die Kirche von Säben und Brixen zu jener Zeit sehr arm und konnte nur über die geringsten Mittel verfügen, wie dies auch in der oben erwähnten Schenkung von Brixen nach Tinkhauser ausdrücklich vorkommt. Gleichwie in Säben erscheint auch hier, etwas später wenigstens, St. Petrus, nun mit Ingenuin als Hauptpatron des Hochaltars wie der



ganzen Domkirche. St. Stephanus der Erzmartyrer erhielt auch einen Altar zu seinen Ehren errichtet. Bemerkenswerth und für die Geschichte der Baukunst nicht uninteressant ist der Umstand, daß diese Basilika in Brixen zwei Krypten hatte, jede mit eigenem Altar, zum hl. Martin und zum hl. Nikolaus, für welche bereits im 11. Jahrhundert ein eigener Priester angestellt wurde. Aus den zwei Krypten schließt Tinkhauser auch auf einen Doppelchor und zwei Absiden, von denen die eine dem östlichen, die andere dem westlichen Ende des Schiffes vorlag, ähnlich wie zu Fulda v. J. 803, St. Gallen 820, Köln um dieselbe Zeit, Bamberg u. s. w. Wie bei uns scheint in anderen Orten ebenfalls die Verlegung des Bischofssitzes oder ein gänzlicher Umbau an der Stelle einer früheren Kirche, sowie neue Patronen dazu Veranlassung gegeben zu haben. Ist der Schluß über das Bestehen von einer doppelchörigen Anlage des Brixner Domes richtig, so wird auch obige Annahme mehr begründet, daß derselbe von größerem Umfange war und drei Schiffe hatte, von denen das mittlere die anderen überragte. An die Schiffe schloß sich ein Querhaus gegen Osten an, welches im Innern die Form des Kreuzes sinnbildete, ähnlich wie zu St. Peter in Altenburg, Fig. 25 und unten an der Taufkirche Fig. 29. Wenn gleich wie bemerkt, die eigenen Taufkirchen einen wesentlichen Bestandtheil der alten Münster gebildet haben, so erhielten sich verhältnißmäßig in Italien wie Deutschland wenige mehr und zählen zu den merkwürdigeren Baudenkmälern. Wir können daher von Glück reden, wenn jene in Trient (nun Benefiziaten-Sakristei) und Brixen noch auf uns gekommen sind. Letztere liegt auf der Südseite des Kreuzgangs und hat auch von daher ihren Eingang. Die Verbindung derselben mit der Kathedrale durch einen Flügel des Kreuzgangs eignete sich ganz besonders zur feierlichen Taufhandlung, welche der Bischof unter Begleitung der Geistlichkeit in prozessionsweisem Zutritte vornahm. Der Grundriß zeigt noch die altchristliche Basilika mit länglichem Viereck, dem ein Querschiff von massiver Anlage angefügt ist. Dessen Ostrand enthält eine schmale aber hohe Abside, welche nach außen schwach vorragt, Fig. 30. Im Aufriß tritt uns byzantinisches Element entgegen nämlich die schlanke, achtseitige Kuppel, welche mitten im Quer-

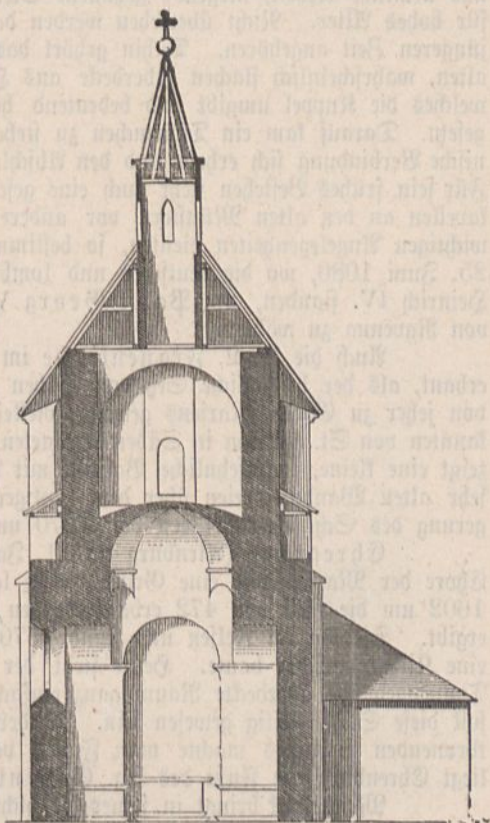


Fig. 29, Taufkirche von Brixen.

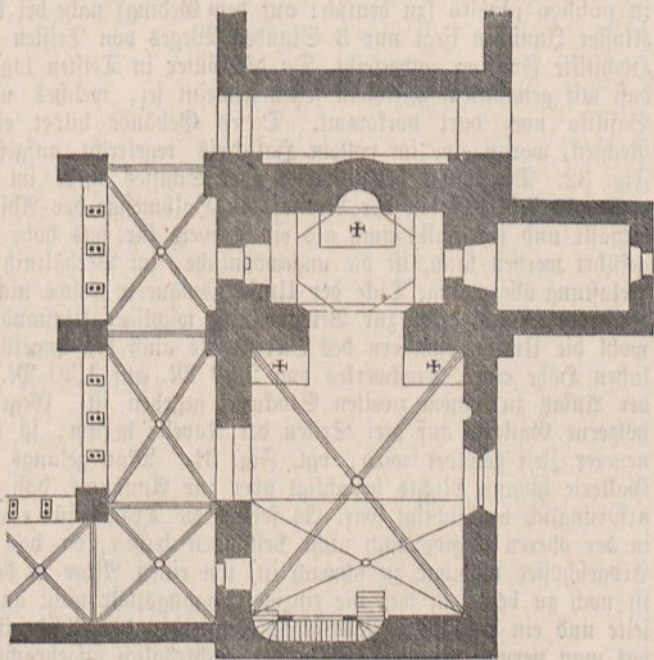


Fig. 30, Taufkirche von Brixen.



schiff auf einem vierseitigen Unterbau mit gewölbten Einsatzwickeln (Pendentifs) sich erhebt. Die Verhältnisse sind sehr schön und genau, aber die technische Ausführung zeigt eine äußerst rohe und ärmliche Arbeit, nirgends gehauene Steine, dafür gibt dies alles untrügliches Zeugniß für hohes Alter. Nicht übersehen werden darf, daß Einzeltheile an diesem Gebäude einer jüngeren Zeit angehören. Dahin gehört das rohe Kreuzgewölbe, welches an die Stelle der alten, wahrscheinlich flachen Oberdecke aus Holz getreten ist. Ferner wurden im Nichtecke, welches die Kuppel umgibt und bedeutend höher über derselben aufsteigt, Bogenwerke eingesetzt. Darauf kam ein Thürmchen zu stehen, das mitten aus dem Dache ohne alle organische Verbindung sich erhebt und den Abschluß des ursprünglichen Baues stört. vgl. Fig. 29 Für sein frühes Bestehen steht auch eine geschichtliche Begebenheit dafür ein. Wie die Taufkapellen an den alten Münstern vor anderem den Domherren als Versammlungsplatz bei wichtigen Angelegenheiten dienten, so bestimmte man unsere St. Johanneskirche auch am 25. Juni 1080, wo die deutschen und lombardischen Bischöfe, welche an der Seite Kaisers Heinrich IV. standen, um Papst Georg VII. abzusetzen und an dessen Stelle Guibert von Ravenna zu wählen.

Auch die U. L. Frauentirche im Kreuzgange ward ohne Zweifel um dieselbe Zeit erbaut, als der bischöfliche Sitz von Säben nach Brixen übertragen worden ist. Sie war von jeher zu Ehren Mariens geweiht, vielleicht zur steten Erinnerung jener uns schon bekannten von St. Kassian in Säben errichteten uralten Frauentirche. Sie bildete wie Fig. 28 D zeigt eine kleine, unansehnliche Basilika mit Abside und flacher Decke im Schiffe, wofür die sehr alten Wandmalereien über dem heutigen Gewölbe den Beweis liefern. Die Verlängerung des Schiffes rührt erst von 1270 und das Nebenschiff von 1327 her.

Ehrenburg (Münzburg im 11. Jahrh.) bei Kiens im Pusterthal hat unter dem Chore der Marienkirche eine Gruft, welche laut dem bischöflichen Visitationsprotokolls v. J. 1602 um die Zeit von 472 erbaut worden, wie sich aus dessen alterthümlichen Aussehen ergibt. Sie lag im Felsen und stand 1370 in hohem Ansehen, weshalb Stefan v. Künigl eine Kirche darüber baute. Heute sieht der 3.50 M. breite und 6.60 lange mit einem Tonnengewölbe überdeckte Raum ganz einfach und modern aus. Selbst den Heiden schon soll diese Stelle heilig gewesen sein. In der Nähe des auf vielleicht römischen Grundfesten thronenden Schlosses machte man Funde von römischen Münzen und Geräthen. Zudem liegt Ehrenburg am Fuße des sog. Götzenberges.

Meißelbeck bringt in seiner Geschichte von Freising 1711, eine Urkunde, in welcher ein gewisser Regio oder Regio seinen Besitz an liegenden Gütern zu Teisten im Pusterthale dem Kloster, nun Colligiatstifte Innichen übergab. Dies geschah im Jahre 861, in publico placito (zu deutsch: auf dem Geding) nahe bei der St. Georgenkirche. Das Kloster Innichen liegt nur 3 Stunden Weges von Teisten entfernt und war ehemals dem Hochstifte Freising einverleibt. Da die Güter in Teisten lagen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß mit genanntem Kirchlein jenes gemeint sei, welches unter diesem Namen als uralte Basilika noch dort vorkommt. Dieses Gebäude bildet ein dem Quadrate nahestehendes Rechteck, woran eine im vollem Halbkreis regelrecht aufgeführte Abside angefügt ist, vgl. Fig. 32. Die Länge des Vierecks oder Schiffes mißt im Lichten nur 10 M. und nicht mehr als 7.50 M. in der Breite; der Halbmeßer der Abside hat 2.50 M. Was sogleich auffällt und jedenfalls auch als ein Beweis für das hohe Alterthum dieses Kirchleins angeführt werden kann, ist die ungewöhnliche, im Verhältniß zu dem inneren Raum und zur Belastung übermäßige Dicke der Umfangsmauern, welche nicht weniger als 2,32 M. beträgt. Ferner muß als einer zur Beurtheilung wichtiger Umstand hervorgehoben werden, daß sowohl die Umfangsmauern des Vierecks als auch des angefügten Halbkreises in der gewöhnlichen Höhe eines Stockwerkes von 2,32 M. auf 1,30 M. abfällt, so daß hier offenbar der Ansat zu einem zweiten Stockwerk gegeben ist. Gegenwärtig läuft hier eine schmale hölzerne Gallerie auf drei Seiten der Kapelle herum, so daß eine Art Doppelkapelle seit neuerer Zeit gebildet wird, vgl. Fig. 31. Man gelangt über eine steile Stiege auf die Gallerie hinauf. Nichts berechtigt aber zur Annahme, daß hier eine förmliche Doppelanlage ursprünglich beabsichtigt war. Es fehlen die Träger für einen Umgang und ein Altar kann in der oberen Abside auch nicht bestanden haben, da das darunter liegende Gewölbe des Erdgeschosses offenbar zu schwach ist, um einen Altar in der Vorderseite zu tragen. Endlich ist noch zu beachten, daß die einzige Eingangsthür nicht an der West- sondern an der Südseite und ein einziges regelmäßiges Fenster in der Abside ist; eines an der Ecke der Fassade hat man vermauert, eben wegen der nachträglich angebrachten Gallerie. Die ursprüngliche ebene Decke aus Holz hat einem Rippengewölbe weichen müssen, vgl. Fig. 31. Wir haben es hier mit etwas anderes als mit einer Doppelkapelle zu thun, nämlich mit befestigten



Burgkapelle, wie ähnliche befestigte Kirchenbauten im südlichen Steiermark, in Siebenbürgen und anderen Ländern in sehr früher Zeit vorkommen. Der Schutzheilige spricht auch dafür. Man hat zwar die Basilikaform mit Absidenabschluss gewählt, aber zugleich einen festen Burghurmbau zu erreichen gesucht. Die Kapelle hat dessen Erdgeschosß eingenommen. Zu

dieser Behauptung berechnen vorerst die im Verhältniß zum inneren Raum übermäßig und ungewöhnlich dicken Umfangs-Mauern. Das starke Absetzen derselben nach dem ersten Geschoße läßt, da von einer ursprünglichen Gallerie keine Spur ist mit Recht vermuthen, daß die leichteren Mauern in ein oder 2 Stockwerken sich nach oben fortsetzten, wie dies bei Wehrthürmen der Fall ist, um der Vertheidigungsmannschaft mehr Raum zu bieten. Die Absis bricht über der Wölbung nicht ab, sondern setzt sich wie ein Halbturm nach oben bis zum Dache

gleichmäßig fort. Die seitwärts angebrachte Thür, wozu eben die Lage des Bodens keine Veranlassung gab und die weniger unregelmäßig angebrachten Fenster geben der ausgesprochenen Vermuthung nur noch eine weitere Begründung. Derlei Anlagen in älteren Burgen und Edelsitzen gehören nicht zu den Seltenheiten; man wollte eben, wie Krieg in seiner Geschichte der Militärarchitektur S. 215 und 265 bemerkt, dem Heiligthume die am meisten gesicherte Stellung anweisen und diese war im Erdgeschosß des Wehrthurms einer Burg. Was die technische Ausföhrung des Mauerwerks anbetrifft, so gewahren wir größere Werkstücke aus Bruchsteinen, welche eine ziemlich regelmäßige wagrechte Lagerung haben. Aus dieser etwas mehr ausgebildeten Technik, meint Lint haus er, der wir bisher in der Beschreibung gefolgt sind, mit Recht auf das zweite Jahrtausend schließen zu müssen, wo nämlich 1141—1164 ein noch näherer Urkundenbeleg über diese Kirche bekannt ist.

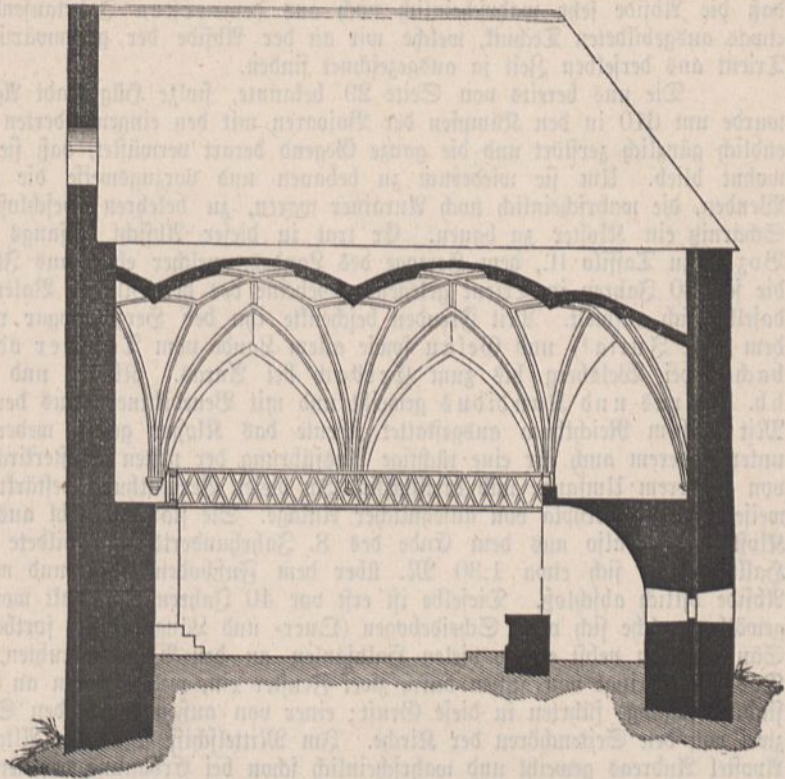


Fig. 31, St. Georgenkirchlein in Teisten.

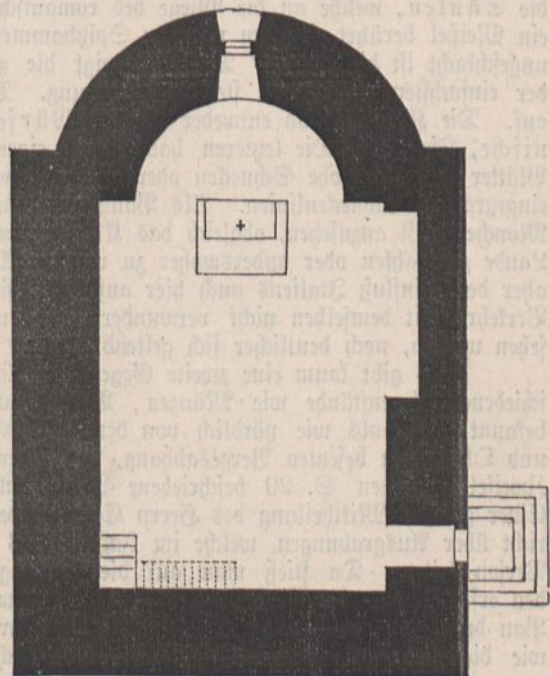


Fig. 32, St. Georgenkirchlein in Teisten.



Um diese Zeit hatte sich, wie der Lebensbeschreiber des sel. Hartmanns, Bischofs v. Brixen, erzählt, gerade um St. Georgen in Teisten ein heftiger Kampf zwischen Edlen entpönnen. Der eine Theil in der Kapelle eingeschlossen wurde von dem andern belagert und bestürmt. Da übernahm dann der genannte Seelenhirt die Vermittlerrolle. Zum Schlusse sei bemerkt, daß die Abside sehr wahrscheinlich noch aus dem ersten Jahrtausend stamme, trotz der etwas ausgebildeten Technik, welche wir an der Abside der gegenwärtigen Domsakristei in Trient aus derselben Zeit ja ausgezeichnet finden.

Die uns bereits von Seite 29 bekannte, stolze Hügelftadt Aguntum (Innichen) wurde um 610 in den Kämpfen der Bojoaren mit den eingewanderten Wenden (Slaven) endlich gänzlich zerstört und die ganze Gegend derart verwüstet, daß sie längere Zeit unbewohnt blieb. Um sie wiederum zu bebauen und vorzugsweise die angrenzenden wilden Wenden, die wahrscheinlich noch Ayrainer waren, zu bekehren, beschloß Abt Otto in der Scharnitz ein Kloster zu bauen. Er trat in dieser Absicht anfangs des Jahres 770 in Bozen zu Tassilo II., dem Herzoge des Landes, welcher eben aus Italien kommend und die seit 30 Jahren in Trient gelegenen Gebeine des hl. Bischofs Valentin mit sich fñhrend, daselbst sich aufhielt. Mit Freuden beschenkte ihn der Herzog sogar reichlich, nämlich mit dem Orte Intia<sup>1)</sup> und Gelau sowie allem Lande vom Teistner oder dem Gieserbache, bei Welsberg bis zum Erlbach bei Anras. Kloster und Kirche wurden den hh. Petrus und Kandidus geweiht und mit Benediktinern aus der Scharnitz bevölkert. Mit solchem Reichthum ausgestattet scheute das Kloster gewiß weder Kosten noch Mühe unter anderem auch für eine tüchtige Ausführung der neuen Klosterkirche. Diese war gewiß von größerem Umfange und dreischiffig. In dieser Vermuthung bestärkt nun die noch theilweise erhaltene Krypta von ansehnlicher Anlage. Sie stammt wohl aus der Zeit des ersten Klosterbaues, also aus dem Ende des 8. Jahrhunderts und bildete eine dreischiffige Halle, welche sich etwa 1.30 M. über dem Fußboden erhob und mit einer gleichbreiten Abside östlich abschloß. Dieselbe ist erst vor 40 Jahren eingesenkt worden! Rohe Kreuzgewölbe, welche sich ohne Scheidebogen (Quer- und Längegurten) fortbewegen und auf fünf Säulenpaaren nebst ebenso vielen Halbsäulen an den Wänden ruhten, bildeten ihre Decke. Das Licht dringt von außen durch zwei Fenster ein, welche unten an der Absis angebracht sind. Zugänge führten in diese Gruft; einer von außen durch den Sockel der Absis und zwei von den Seitenschiffen der Kirche. Im Mittelschiff stand der Altar, welcher dem heil. Apostel Andreas geweiht und wahrscheinlich schon bei Erbauung der Krypta errichtet worden war. Besonders merkwürdig für unsere Zeitbestimmung der Ausführung des Ganzen sind die Säulen, welche an die Wiege des romanischen Styls erinnern. Diese hat wohl nie ein Meißel berührt, sondern nur der Spitzhammer in die Form geschlagen. So roh und ungeschlachtet ist die Arbeit. Der Fuß zeigt die gewöhnliche attische Form oder Basis in der einfachsten Form mit steiler Einziehung. Der Säulenschaft steigt ohne Verjüngung auf. Die Kapitäle sind entweder schlichte Würfelkapitäle, Fig. 34 oder antik-romanische, Fig. 35. Die letzteren haben eine eigenthümliche bauchig runde Gestalt, plumpe Blätter und sehr rohe Schnecken oder Voluten, welche eben nichts anderes sind, als schwach eingegrabene Schneckenlinien. Als Baumeister sind wohl wie gewöhnlich um diese Zeit die Mönche selbst anzusehen, obgleich das Kloster gewiß in der Lage war, kundige Meister im Lande zu wählen oder anderswoher zu rufen. Anfangs der nächsten Periode werden wir aber den Einfluß Italiens auch hier auffallend finden, worüber man sich wegen des regen Verkehrs mit demselben nicht verwundern darf und in der folgenden Bauperiode, wie wir sehen werden, noch deutlicher sich geltend macht.

Es gibt kaum eine zweite Gegend in Tirol, von welcher so viele Fundstellen verschiedener Gegenstände wie Münzen, Bädern und besonders Gräber aus der Römerzeit bekannt sind, als wie nördlich von der gegenwärtigen Stadt Trient auf den mit Dörfern und Obstgärten besetzten Bergesabhäng, von Oberlienz bis Dewant. Die hat nämlich ohne Zweifel die oben S. 29 beschriebene Municipalstadt, das *Lonicium* der Römer gelagert. Einer gütigen Mittheilung des Herrn Correspondenten Ph. Neeb verdanken wir einen Bericht über Ausgrabungen, welche im Jahre 1858 Bezirksamtsadjunkt Pötschke in eigener Person leitete. Da stieß man auf die Umfangsmauern einer christlichen Kirche aus den ersten Zeiten der Einführung des Christenthums in jenen Gegenden. Später ward dieser Bau durch den Dewantbach überschüttet und zwar auf eine sehr gewaltsame Art und Weise, wie die Fundstelle dargethan hat. Diese Kirche ahmte die Form eines langgestreckten

<sup>1)</sup> aus aguntum mit Weglassung der Vorsylbe.



Rechtecks nach und schloß gegen Osten nicht wie gewöhnlich mit einer halbkreisförmigen Abside, sondern als einfach rechteckige Halle ab, Fig. 36. Der Westseite, wo sich der Eingang befand, war eine auffallend geräumige Vorhalle vorgebaut, deren Abschluß nicht verfolgt werden konnte, Fig. 36. Nahe der östlichen Abschlußwand stand, wie es die Vorschrift der Kirche verlangt, der Altar. Dieser hatte die interessante Tischform und bestand aus einer einfach gearbeiteten länglich viereckigen Marmorplatte, welche auf vier Säulchen geruht hat. Die Säulchen scheinen nur aus einem Schaft, welcher oben zu sich bedeutend verjüngte, bestanden zu haben, denn man fand keine Spur einer Basis oder eines Kapitäls. Zu oberst war der Durchmesser eines jeden Schaftes nicht größer als 5 Cm. und ein paar Finger tiefer fanden sich ringsum der Reihe nach vier Kreuzchen eingegraben, in welche man hochrothe Farbe gestrichen hatte. An der Unterseite der Deckplatte traten die kreisförmigen Vertiefungen für das Eingreifen der Säulchen noch deutlich zu Tage, Fig. 36 a, b, y. Man glaubte die Kirche hat einen Doppelboden gehabt, denn auf einen Estrich, der sich noch vorfand lagen eine Menge von Ziegelstücken und darüber die zerbrochene Altarplatte nebst den klein zertrümmerten Säulchen bis auf ein einziges größeres Stück derselben, Fig. 36. Diese gewaltsamen Zertrümmerungen beweisen, wie furchtbar der Wildbach über das alte Baudenkmal hergefahren sein muß. Alle Einzeltheile sind durch die Gewalt des Stoßes, mit der die Ueberschüttung erfolgt sein muß, von ihrer ursprünglichen Stelle verrückt worden. Die interessanten Gegenstände lagen 2.39 M. tief unter der Erde. Auch bemalt war das Innere, wie die Farben an einzelnen Stücken von Mörtelwurf bezeugten. Es schienen nur Ornamente gewesen zu sein, welche mit einer dem Mäanderstab ähnliche Bordure abschloß, Fig. 36 h. Den besten Aufschluß über das hohe Alter dieser Kirche geben die längs deren südlichen Außenseite entdeckten Gräber. Sie haben in römischer Form bestanden, nämlich aus einem steinernen Sarge, über welche eine Deckplatte gelegt war. Der Sarg selbst setzte sich aus Platten von dem in der Nähe vorkommenden Glimmerschiefer zusammen, welche an den Fugen mit sehr hartem Kitt an einander befestigt waren. Die Deckel bestanden aus Sandstein oder Granit und waren wie die Grabesplatten roh gearbeitet. Es lagen auch zwei Skelette in einem und demselben Sarge, eines war aber kleiner, so daß die Vermuthung begründet ist, es möchten Vater und Mutter hier vereint ihre Ruhestätte gefunden haben. Die Leichen liegen so in ihren Gräbern, daß der Kopf nach Osten sieht, was für eine frühchristliche und nicht mehr für eine heidnische Grabstätte offenkundigen Beweis liefert, Fig. 36 c, d, e. Schade, daß diese Fundstelle nicht weiter ausgebeutet worden ist und jetzt wiederum der Pflug darüber geht. Bemerkenswerth ist noch der Name der Stelle, die *Lancisca* heißt und 1858 dem Bauer Michael Halbfurter von Stribach gehörte, etwa 200 Meter vom Dewantbache und 40 M. über der Landstraße nach Kärnten liegend.

Die Frauenkirche in Matrei mit St. Peter in Mäzens zählt die Diöcesan-Beschreibung zu den ältesten im Lande. Baureste aber fehlen. In Wilten bei Zunsbruck lernen wir ebenfalls schon frühe den Bestand eines christlichen Kirchengebäudes kennen, welches zu Ehren des hl. Laurentius des Martyrers geweiht und vielleicht nur aus Holz aufgeführt war. Im 5. Jahrhundert nämlich wurde die röm. Station *Velvidena*,

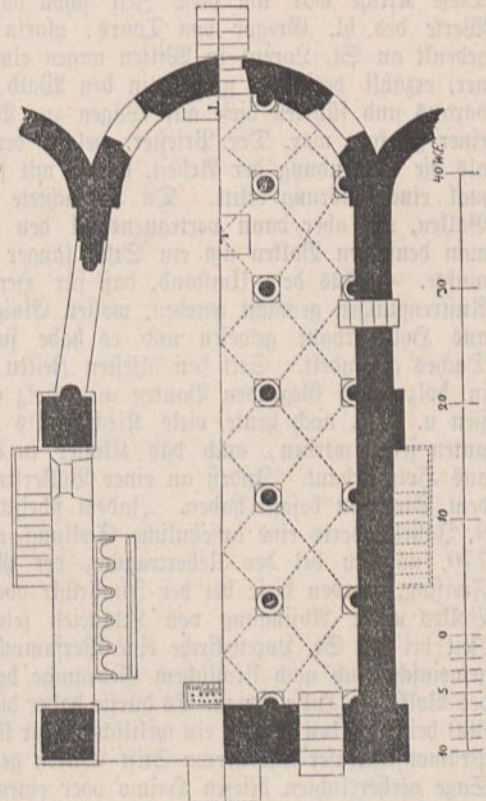


Fig. 33, Innichen (die Krypta).



Fig. 34.



Fig. 35.



vgl. oben S. 30, entweder ganz oder doch theilweise durch einen oder andern der durchs Land ziehenden wilden Volksstämme gleich anderen blühenden Niederlassungen zerstört, wie wir oben Seite 38, Nota 2 bereits bemerkten. Seitdem verschwindet der Name Velbidena und kommt erst im 10. Jahrhunderte in veränderter Gestalt, als: Wiltina wiederum zum Vorschein. Jedoch hatte sich aus den Ruinen der alten Römerstadt auf diesem so bedeutenden Kreuzungspunkte des europäischen Verkehrs zwischen Deutschland und Italien schon im 6. Jahrhunderte eine nicht unbedeutende Ortschaft mit einer St. Lorenzenkirche erhoben. Diese Kirche war um diese Zeit schon haufällig geworden. Dies erfahren wir aus dem Werke des hl. Gregor von Tours: gloria Martyrum, ed. Ruinart l. I, 8 S. 710. Er gedenkt an St. Lorenz in Wiltien wegen einer wunderbaren Begebenheit. Die Ortsbewohner, erzählt derselbe, gingen in den Wald, fällten Bäume, behauten sie, machten Balken daraus und führten diese auf Wagen zur Baustelle. Als diese dalagen, zeigte es sich, daß einer zu kurz war. Der Priester, welcher den Bau leitete, war darüber um so mehr traurig als die Vollendung der Arbeit, welche mit so großem Eifer betrieben wurde, nun auf einmal eine Störung erlitt. Da betrachtete er kummervollen Herzens den unbrauchbaren Balken, rief aber dann vertrauensvoll den Patron der Kirche an und siehe, plötzlich fand man denselben Balken um ein Stück länger als nöthig war, so daß er abgeschnitten werden mußte. — Aus dem Umstand, daß für Herbeilieferung von gezimmerten Balken so große Anstrengungen gemacht wurden, wollen Einige den Schluß ziehen, es sei die ganze Kirche aus Holz erbaut gewesen und es habe sich nicht allein nur um eine Ausbesserung des Daches gehandelt. Seit den ältesten Zeiten bis tief in die neuere Zeit herab liebte man in holzreichen Gegenden Bauten aus Holz auch für Kirchen, wie z. B. in Ungarn, Schlesien u. s. w. noch heute viele Kirchen als Beleg dienen; bei uns wurden wie wir weiter unten sehen werden, auch das Kloster in der Scharnitz und Stams noch 1272 ebenfalls aus Holz gebaut. Indes an einer Völkerstraße, wo Wiltien lag, dürfte man sich mehr mit dem Steinbau befaßt haben. Zudem scheint die Kirche dieses Ortes schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts eine ansehnliche Stellung eingenommen zu haben. Im Jahre 769 oder 770, nämlich bei der Uebertragung der Gebeine des hl. Korbinian von Mais nach Freising, wurden diese bei der Innbrücke von einer Schaar Mönche und einer großen Menge Volkes unter Absingung von Litaneien feierlich empfangen. Somit haben wir um diese Zeit bei der St. Lorenzkirche eine Versammlung von mehreren Priestern zu suchen, welche gemeinschaftlich nach kirchlichem Gebrauche beisammen lebten und den geistlichen Bedürfnissen des Volkes zu Hilfe kamen. Es dürfte daher die Sage nicht ganz auf Dichtung beruhen, daß um 860 bei derselben Kirche ein weltliches oder klösterliches Stift errichtet, der Grund zum spätern Prämonstratenser-Chorherren-Stift Wiltien gelegt worden ist. Ob dieses durch den von der Sage verherrlichten Niesen Haimo oder einem andern Edelmann, bleibt für unsere Zwecke eine gleichgiltige Sache. Der Leser vergleiche hinsichtlich des Niesen in Tinkhausers Beschreibung der Diöcese Brigen II. B., S. 250. Da wir dieses uralte Collegiatstift, was es eigentlich war, wie unter Karl d. Gr. in Deutschland und Frankreich so viele entstanden sind, im 12. Jahrhundert ganz verfallen finden, so dürfte einem ähnlichen Schicksale wahrscheinlich auch die St. Lorenzkirche entgegen gegangen sein. Vor ihrer ursprünglichen Anlage und Größe wissen wir nichts, zudem ist überhaupt jeder Ueberrest aus alter Zeit beim Neubau der gegenwärtigen Stiftskirche im Jahre 1651 geopfert worden. Es gibt im Lande zwar noch andere St. Lorenzkirchen von großem Ansehen in hohem Alterthum, z. B. Carnonico auf dem Monsberg und jene im Orte gl. N. bei Brunek (St. Lorenzen). Gregor von Tours kann keine von diesen gemeint haben, denn erstere liegt nicht an einer Hauptstraße und auch letztere findet sich in einer etwas mehr abgelegenen Gegend im Vergleich mit Wiltien, wofür sich die Sage von jeher ununterbrochen erhalten hat.

Ein hohes Alter wird dem St. Peterskirchlein über dem Dorfe Thaur zugeschrieben. Nach vorhandenen Aufschreibungen, wie Tinkhauser versichert, war es eine Doppelkapelle (romanische?) der nahen Burg Thaur. Herzog Friedrich mit der leeren Tasche glaubte darin Schätze zu finden und ließ wirklich nachgraben. In Folge dessen hat der Unterbau stark Schaden gelitten und wahrscheinlich deshalb eingeschüttet worden. In den Jahren 1632—1640 war derselbe zwar nicht wieder geöffnet aber das Ganze modernisirt.

Zu den ältesten Pfarren zählt die Diöcesanbeschreibung auch jene zur Gottesmutter in Thaur selbst. Dieser Ort ist der erstgenannte nächst uralten Salinen. Erinnerungen an ihren Ursprung sind aber keine mehr vorhanden. Unter dem Bischof Albuin (975 bis 1006) bringt das bischöfliche Salbuch die ersten geschichtlichen Nachrichten über das Bestehen einer St. Georgskirche gegenüber von Schwaz im Unterinntale. Sie ward vom



jungen Edelmann Ratold aus Nibling in Baiern erbaut. Dieser wollte sich nämlich ein von der Welt abgechiedenes Plätzchen in der Schlucht des Stallenbaches auswählen. Noch zeigt man dem Wallfahrer nach Georgenberg nächst vor der Brücke über dem genannten Bache links auf eine freistehende Felsentuppe hin, wo neben einem Kreuze spärliche Ruinen die Stelle

der einstigen St. Georgens- kapelle bezeichnen sollen. Man kann aber nichts Sicheres mehr davon wahrnehmen; es war wohl nur ein unansehnlicher Bau. (Beschrbg. der Diöcese Brigen II, S. 60). Nach dem Kirchenfr. (II. Jhrg., S. 66, Brigen bei Weger) haben sich um 700 zu Zell im Zillerthale mehrere Mönche niedergelassen, wahrscheinlich um die noch heidnischen Slaven, die dort und im Großachenthal bei Kirzbühel ihre Sitze aufgeschlagen hatten, zum Christenthum zu bekehren. Näheres darüber kennt man nicht. Auch der Bestand der Pfarre Vugene, heute Fügen, kann in diese Zeit veretzt werden. Vielleicht, daß an der „Krypta“ noch uralte Baureste zu finden wären, denn wahrscheinlich erbaute man die gegenwärtige Kirche am Ende des 15. Jahrhunderts an der Stelle der früheren.

Der Hauptsitz für die kirchlichen Angelegenheiten um die uns bekannte römische Niederlassung Masciacum im tiefem Unterinntal scheint sich in Münster (von monasterium) und Matfeld bei Mattenberg (zum hl. Briktius) gebildet zu haben, denn letztere Kirche nennt der indiculus des Erzbischofes Arno von Salzburg v. J. 788 eine ecclesia cum territorio; bald verschwindet sie und 970 tritt anstatt ihrer und der ebenso alten Marienkirche in Priskel die Pfarre Roite (Reit) mit einem noch größerem Gebiete auf. St. Leonhard in Kundl führt in derselben Zeit den Namen: ad Quantulas. Einige wollen die allerdings sehr alten Thierfiguren am Sockel des Triumphbogens dieser Kirche in unsere Periode zurückversetzen, wir können ihnen aber wegen deren Formen nicht beistimmen. Auch die meisten andern größeren Pfarren Unterinntals bestanden schon damals wie Virchnawang (jetzt Kirzbühel), Brigen im Brigenthale, Ebbs, Terl (Tel) Kuafstein Pfarre zum hl. Veit oder vielmehr die Zelle am linken Innufer, wo die mit Handwerk beschäftigten Jünger des Bischofes Arno wohnten. Die Gegend von Kirzbühel nennt St. Ruppert als ihren Glaubensverkünder.<sup>1)</sup>

Oberinntals freundliche Gauen hatte sich ein suevischer Stamm zu seinem Heim auswählt. Der Name verschiedener Ortschaften bezeugt uns dies deutlich, wie Hötting, Inzing, Hatting, Leibfing, Bolling, Flaurling, Mieming und Haiming. Auch Edle gab es gar bald und von Poapo, dem Grafen der Gegend kam um 799 sogar der Name: Poapinthal für einige Zeit auf. Edel war nicht weniger die Gesinnung solcher Geschlechter, denn zu allgemein wohlthätigen Zwecken, welche vor anderem damals die Klöster verfolgten, gaben sie gerne die großmüthigsten Beiträge. Gerade Genannter schenkte all sein Erbe zu Zirl (Cyreola), Oberhofen, Bettenbach und Garmisch dem der Landesgrenze nahegelegenen Benediktiner-Kloster Schledorf. Die gute Folge davon war, daß eben an solchen Orten für kirchliche Gebäude die beste Sorge getragen wurde. Im Jahre 763 den 29. Juli hatte selbst die unwirthliche Scharnitz das Glück ein Kloster zu erhalten.

<sup>1)</sup> Die Kirchen zum hl. Veit, als des Hauptpatrons der Slaven, können alle ein hohes Alter beanspruchen. Sie kommen häufiger nur in Niederlassungen dieses Volkes vor. Darüberreste sind in keinem der letztgenannten Orte zu verzeichnen.

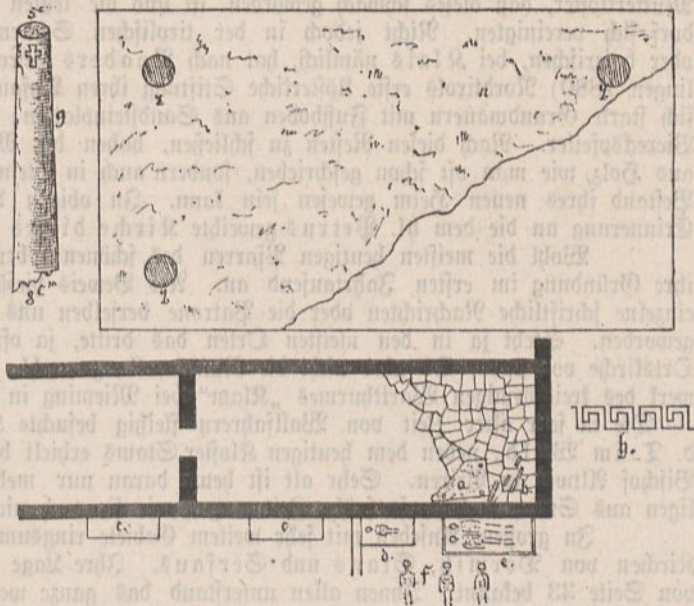


Fig. 36, eine altchristl. Kirche bei Pienza, S. 50.



Bischof Josef von Freising erschien in eigener Person und in seinem Gefolge ein Tiroler, der Erzpriester Aribio oder Arbio von Mais. Ihn übertrug der Bischof gleich die Leitung des neu gegründeten Stiftes. Dieses erhielt dann 770 eine wichtige Zustiftung in Innichen, wie wir bereits wissen. Hatto hieß damals der Abt, Aribio war indeß Bischof zu Freising geworden. Die Tochterstiftung im Pusterthal zehrte aber derart von dem Mutterkloster, daß dieses schwach geworden ist und die letzten Mönche endlich mit Schledorf sich vereinigten. Nicht jedoch in der tirolischen Scharniz, sondern in der älteren oder bayerischen, bei Klais nämlich, hat nach Baaders Chronik von Mittewald (Nördlingen 1880) Nordtirols erste klösterliche Stiftung ihren Anfang genommen, denn da finden sich starke Grundmauern mit Fußboden aus Sandsteinplatten; dazu kommt noch ein breiter Viereckspfeiler. Nach diesen Resten zu schließen, haben die Mönche nicht nur nicht allein aus Holz, wie man oft schon geschrieben, sondern auch in Stein festgebaut, so kurz auch der Bestand ihres neuen Heim gewesen sein kann. In obigen Resten ist wahrscheinlich eine Erinnerung an die dem hl. Petrus geweihte Kirche dieses Stiftes auf uns gekommen.

Wohl die meisten heutigen Pfarren des schönen Oberinntales sprechen mit Recht ihre Gründung im ersten Jahrtausend an. Als Beweis hiesfür müssen freilich nur Sage, einzelne schriftliche Nachrichten oder die Patrone derselben uns dienen, Baureste sind selten geworden. Steht ja in den meisten Orten das dritte, ja oft das vierte Neugebäude der Ortskirche vor uns. Ob aber nicht die Rundkapelle zum hl. Peter in dem ersten Stockwerk des kreisförmigen Wartthurmes „Klam“ bei Miening in unsere Periode hineinreicht? — Die in sehr alter Zeit von Wallfahrern fleißig besuchte Kirche zum St. Johannes d. T. im Wald, neben dem heutigen Kloster Stams erhielt bereits 1091 einen Ablass vom Bischof Altwin in Brixen. Sehr alt ist heute daran nur mehr die Statue des Schutzheiligen aus Stein, doch in so frühe Zeit wagen wir sie auch nicht zu versetzen.

In großem Ansehen mit sehr weitem Gebiete ringsum standen nach der Sage die Kirchen von Dormitz, Stans und Serfaus. Ihre Lage an der Römerstraße ist uns von Seite 33 bekannt. Ihnen allen unterstand das ganze weite Oberthal. Erstere meint man aber hat ihre Rechte schon bald der Lieb-Frauenkirche in Imst (Humiste um 763) überlassen müssen. Nur Serfaus erfreut uns mit interessanten Bauwerken aus so hohem Alterthume. Ein Gemach zeigt man uns im Pfarrhause noch dort, welches die älteste Kirche des Ortes gewesen sein soll. Diese uralte Basilika bildet ein Quadrat, dessen Seite ungefähr 4 Meter mißt. Die flache Oberdecke aus Holz wird durch Leisten in schmale Felder getheilt. Von weiteren alten charakteristischen Formen ist nichts mehr zu bemerken. Die wenn gleich später an die Wand gemalten Figuren von St. Peter und Paul dürften in so ferne von größerem Interesse sein, daß sie etwa andeuten, der alte Bau sei zu Ehren des Apostelfürsten Petrus geweiht gewesen. Von sehr hohem Alter ist merkwürdiger Weise noch eine andere Kirche daselbst auf dem Friedhofe, welche die alte Pfarrkirche heißt. Diese hat man ebenfalls in ganz ähnlicher einfacher Viereckform aufgeführt. Bei der geringen Höhe von 3 Meter mißt sie in der Länge 33,50 M. und in der Breite 9,60 M. Die Umfangsmauer hat eine Dicke von 80 Cm. Ausnahmsweise sind die Wände getäfelt und den Abschluß dieser hölzernen Wandverkleidung bildet ein der griech. Form ähnliches Gesims mit Spärentöpfen. Diese Arbeiten werden aber kaum in höhere ältere Zeiten zurück versetzt werden können. An der flachen Holzdecke lehrt die Eintheilung durch Leisten ganz gleich wieder. Später hat man die Ostwand durchbrochen und ein Chor angebaut, das nur 3,30 M. breit ist und wie man uns berichtete bereits dreiseitig abschließt. Auf dem Triumphbogen soll noch in neuerer Zeit die Zahl 804 gestanden sein, somit reiche auch dieses Gotteshaus in den Beginn des 9. Jahrhunderts zurück. Im Jahre 422 oder 427 wurde im Walde ein Marienbild aufgefunden; seitdem erscheint diese Kirche der Gottes-Mutter geweiht und wird von Andächtigen der Umgegend häufig besucht. (Pfarrchronik in Serfaus). Endlich begannen wir einer dritten ebenso alten Kirche in diesem berühmten Pfarrgebiete. Sie liegt etwas tiefer und ist dem hl. Georg geweiht. Bis zum Jahre 1497 bestand auch diese wiederum nur aus einem Vierecke, dann kam ein gothisches Chor hinzu, wie die Kluft zwischen diesem und dem Schiffe deutlich uns andeutet. Letzteres mißt 8 M. in der Länge und 6 M. in der Breite. Auch die ebene Bretterdecke hat sich noch erhalten. Die Fenster sind mit dem Chore gothisirt worden. Buttes (Brutz) ist seit 1027 schon urkundlich erwähnt.

Jenseits des Fern, im ehemaligen Diöcesanprengel von Augsburg, wo zwischen 640 und 660 der hl. Magnus das Christenthum ausgebreitet hat, gilt die Pfarre zu Ehren von St. Peter und Paul in Breitenwang (Brudewan) als die älteste. Baureste



aus alter Zeit fehlen gänzlich und ein paar andere kleine Kirchlein dieser Gegenden, wenn gleich hohen Alters, dürften aber dennoch nicht in die erste christl. Kunstperiode zu versetzen sein.

Auf das Gebiet von Vorarlberg übergehend ist es wiederum eine röm. Niederlassung, nämlich Bregenz, wo eine Kirche zur hl. Aurelia als die älteste uns begegnet. Diese Heilige hat 453 zu Straßburg unter dem Hunenkönig Attila den Martyrtod erlitten. Bald scheint hier ihr zu Ehren ein Gotteshaus entstanden zu sein, denn der hl. Kolumban, der Glaubensapostel der Umgegend fand sie bereits im Besitze der heidnischen Aemanen. Diese gebrauchten sie zu ihrem Götzendienste und hatten darin drei eiserne und vergoldete Bilder aufgestellt. Gallus einer der Gefährten des genannten Glaubenspredigers suchte das Volk zu bekehren und warf die Götzen in den See. Kolumban aber weihte Wasser, besprengte den entweihten Ort und gab so die Kirche der hl. Aurelia zurück. Spurlos ist das alte Gebäude verschwunden, nicht mehr kennt man die Stelle, wo dasselbe gestanden. War St. Aurelia auf dem Gallenstein, wo später das St. Galluskirchlein zu Ehren eines anderen Gefährten des Genannten einst stand oder wo nach Kögl die St. Martinspfarre in der Altstadt früher sich fand, zum Theil hineingebaut in einen Thurm römischen Ursprungs? Einige meinen dort in der Nähe hat sich diese Kirche erhoben, wo später das Kloster Mehrerau blühte, denn Zellen sollen sich die Glaubensapostel um St. Aurelia angelegt und so zur Gründung eines förmlichen Stiftes den Anfang gemacht haben. Als die älteste Kirche Vorarlbergs wird gewöhnlich St. Peter in Rankweil angesehen. Dafür spricht auch der merkwürdige Umstand, daß noch bis auf den heutigen Tag am 30. Juni eine gestiftete Jahresmesse für die austrasischen Könige Dagobert † 638 und seinen Sohn Sigebert † 656 gelesen wird. Hier hatten diese einen Besitz und eine Mahl- oder Gerichtsstätte gab es auch. Diese Pfarre gehörte bis in die neuere Zeit dem Kloster Kreuzlingen bei Konstanz. Die reichhaltigen Archive von Cur, und die der Abteien Pfeffers und St. Gallen geben ferner über andere alte Kirchen Vorarlbergs so manchen erwünschten Aufschluß. Nach diesen bestand anfangs des 9. Jahrhunderts St. Peter in Lustenau, ein vielfältiger Aufenthalt Karls des Dicken; St. Martin in Röhthiz erscheint 882, St. Sulpitius in Frastanz 831: die Kirche zu Renzing 948, jene zu Nüziders zu Ehren des hl. Vinerius um 821, u. l. Frau in Thüringen 831, St. Lorenz in Bludenz wurde urkundlich schon 940 eine alte Kirche genannt und 949 sammt St. Martin in Bürs von Bischof Waldo in Cur dem dortigen Domkapitel übergeben. Auch St. Martin in Ludesch ist seit dem 9. Jahrh. bekannt. Endlich wäre der Zelle des hl. Gerold in Frijuna um 978 mit dem Kloster Einsiedeln einverleibt und des St. Viktorkirchleins ober Rankweil, von dem der ganze Berg den Namen erhielt, zum Schlusse noch zu gedenken. Unbestimmt wann errichtet, aber doch sehr alten Ursprungs dürfte sein: St. Arbogast unter der Feste Montfort, St. Dionisius in Satteins, nun zu Ehren des hl. Georg geweiht. Mit allen diesen Kirchen und Kapellen erging es aber wie mit jenen in andern Orten, man hat fast alle nicht nur allein theilweise, sondern von Grund aus abgetragen und andere von größerem Umfange dafür aufgeführt. Selbst St. Viner in Nüziders oder St. Arbogast dürften trotz ihres alterthümlichen Aussehens einer jüngern Zeit einzureihen sein.

Es erübrigt nun noch ein größeres Thal des Landes zu durchwandern, um die ältesten Stätten christlichen Lebens getreulich zu erforschen. Es ist das Vinstgau. Wie die Römer diesen Gegenden laut S. 32 und 33 ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt, ähnliche Sorgfalt wendete ihnen die spätere Zeit zu. Wer möchte es glauben, daß selbst ein abgelegenes Nebenthal von Vinstgau, Matsch nämlich, eine Kirche hatte, welche in die ersten Zeiten der Einführung des Christenthums hinaufreicht? Zu Vinomna stellte König Lothar Färner 824 eine Urkunde aus, wodurch er dem Bischof Leo von Como die längst erworbenen Rechte seiner Kirche auf Matsch (amatia) und Vormio bestätigt. Man möchte den

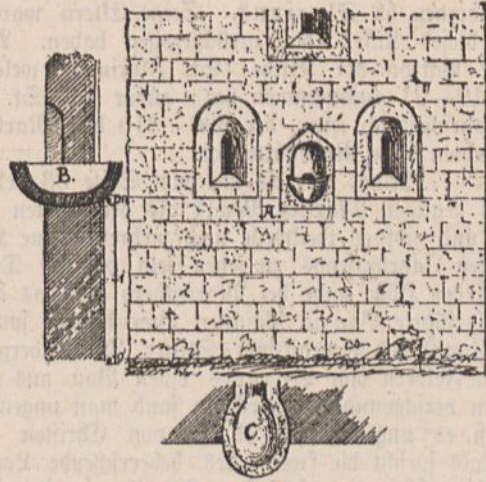


Fig. 37, St. Johann in Taufers (Vinstgau) S. 56.



Buchstaben kaum glauben; indeß nach P. Cöl. Stampfer (Gymn.-Programm von Meran 1860) gehörte wirklich ein größerer Theil von Vinschgau nach Como, bevor das Bisthum Cur errichtet war. Der Verkehr zunächst mit Veltelin und weiter mit Italien über dem mons Braulius (Stilfjerjoch) war ein regerer als heute. Zudem stammten die mächtigen Bögte von Matsch wahrscheinlich von Veltelin. Einen weiteren Beweis für ein so frühes Bestehen der Kirche von Matsch findet Neeb auch in der Legende des daselbst im 7. Jahrhundert geborenen hl. Florinus. Seine Eltern waren Britten, welche sich nach einer Romreise in dieses stille Thal zurückgezogen haben. An diese alten Zeiten erinnert aber nur noch der Patron der Kirche (St. Florinus), welchen sie aber auch erst nach ihrem Umbau 1519—21 angenommen hat; zuvor soll St. Gaudentius diese Stelle bekleidet haben. Wahrscheinlich jener, der 306—310 den Martyrtod erlitt und zu Vicosoprano in Graubünden seine Ruhestätte hat.

Rings um die uns von Seite 33 bekannte römische Niederlassung an der Stelle des heutigen Marktes Mals als der ältesten Mal- oder Gerichtsstätte von Vinschgau gab es und gibt es theilweise noch mehrere kleine Kirchen, deren Bestehen vor dem Abschluß des ersten Jahrtausends zu setzen sein dürfte. Dem Volke gilt das ehrwürdige St. Stefan auf der Höhe nahe bei Marienberg als das älteste Heiligthum der Gegend. Der ärmlich aufgeführte Bau in schlichter Vierecksform spricht wirklich für hohes Alter. Goswin der Chronist des Benediktiner-Stiftes Marienberg nennt St. Zeno am Fuße des Berges, in den Feldern von Burgeis einen Bau aus grauer Vorzeit (er starb 1390). Bei diesem nun verschwundenen Kirchlein fand man ungewöhnlich große Gebeine und Goswin bemerkt, daß es ungewiß sei, ob sie von Christen oder noch Heiden herrühren. Destlich von Mals spricht die freie, alles beherrschende Lage des Tartscherbühels ganz dafür, daß dahier schon im frühesten Alterthume eine Kirche gegründet worden sei. Der Thürsturz der daselbst noch erhaltenen St. Veitskirche trägt die Zahl 1030. Das Aussehen dieser Basilika mit Abside und einem quadratischen, flachgedeckten Schiffe paßt ganz für diese Zeitangabe, ja sie könnte noch älter sein. Das Volk läßt sie eine der ältesten Kirchen der Gegend sein und in Goswins Chronik von Marienberg erscheint ein Konrad von Tarsch 1183 in einer Urkunde als Zeuge angeführt, daß St. Veit an der Stelle eines heidnischen Tempels stehe. Im Angesichte von Mals, aber  $1\frac{1}{2}$  St. entfernt, nennt Neeb (Kirchenfrd. II, 150) eine andere alte und ehrwürdige Kirche. Sie ist St. Johannes d. T. zu Ehren geweiht und liegt anfangs des Dorfes Taufers (Tuberis um 830 genannt). Dieser letzte tirolische Ort breitet sich in dem mehr bekannten Münsterthale aus, heute hart an der Grenze der Schweiz. Schon der Name deutet gleich darauf hin, womit wir es zu thun haben werden, nämlich mit einer alten Klosterstiftung. Taufers wird in den Urkunden anderer Schweizerklöster oft genannt und unsere St. Johanneskirche erweist sich als ein bestimmter Ueberrest von einem uralten Mönchskloster verbunden mit einem andern für Nonnen, welches sich merkwürdigerweise noch in dem nahen nur durch eine Schuttanhäufung von Taufers getrennten ersten Schweizerdorf „Münster“ bis heute mit mehreren bemerkenswerthen ältesten Resten von Kunstwerken erhalten hat. Bis ins 12. Jahrhundert war die Geschichte beider Klöster eine gemeinschaftliche, wie aus der Chronik von Marienberg nach Goswin hervorgeht. Ihre Gründung ist aber in Sage gehüllt, jedoch das Volk gibt Kaiser Karl d. Gr. als Stifter an und weist auf eine sehr alte Statue in der Nonnenkirche zu Münster hin, worauf die Inschrift steht: Divus Carolus hujus monasterii fundator 801. Unsere Landesgeschichtschreiber Neesch und Sinnacher geben fast dieselbe Zeit an; ersterer Annal. cur. S. 22 das Jahr 802 und letzterer III, 518 das Jahr 810. Beda Weber (Land Tirol III, 207) schreibt die Errichtung dieser Klöster einem Gelübde Karls d. Gr. zu, als er 788, 791 u. 796 gegen die Avaren zog, P. Cöl. Stampfer erwähnt in seinem Schulprogramm v. J. 1860 (über Vinschgau), daß dieser Kaiser mit seiner Gemalin schon 774 das Münsterthal besucht habe und Harmair führt in seiner Geschichte von Tirol (II n. 231) eine Urkunde an, welche auf dieselbe Thatsache schließen läßt. Nach Dr. Fiker (v. Reichsfürstenstande, Innsbr. 1861) 338 war Taufers eine Reichsabtei. Ein Hauptgrund zu genannter Stiftung mag wohl aus der großen christlichen Nächstenliebe der damaligen Zeit hervorgegangen sein, welche nämlich mitten in dieser unwirthlichen Gegend ein Hospital für arme Pilger unter dem Schutze der mächtigen Burgen Ober- und Unter-Richenberg oder dem uns von Seite 33 bekannten Rotund) in großartiger Anlage zu errichten. Es durchkreuzen sich hier mehrere Wege nach dem in wenigen Stunden beginnenden Italien, zunächst Valtelin. Bereit 841 bestand urkundlich bekannt eine ähnliche Herberge im Curer Bisthume zu Impatinis oder Praden,



zu innerst im Scalfigger Thale. Nach Rints Geschichte von Tirol (I. 162, 178) wurde das Kloster in Taufers um 924 bei einem Hunnen-Einfalle, welche damals die rätischen Bässe gegen Italien besetzt hielten, größtentheils zerstört. An seinem Untergange mögen aber wohl auch die Erdabstürzungen aus dem Deller-Gebirge Schuld gewesen sein. Davon gibt unsere St. Johanneskirche noch heute den besten Beweis. Auf jener Seite nämlich, wo die Erdmassen herkamen, ist sie von denselben stockhoch umschlossen, während auf der entgegengesetzten Seite noch uralte Mauerreste sich zeigen, welche ihr als Grundfesten dienen. In diesen hat sich aber ein höchst merkwürdiges und eigenthümliches Denkmal erhalten.

Reeb beschreibt dasselbe in unjerem „Kirchenfreund“ II. Jahrg. S. 154 folgendermaßen: Es erscheint auf der letztbesprochenen unteren, gegen Süden gekehrten Seite der romanischen St. Johanneskirche und in gleicher Höhe mit derselben ein Anbau in Quadratform, dessen Wandfläche ungefähr 4 M. misst und auf der Westseite an den südlichen Kreuzesarm der Kirche sich anschließt, womit er auch durch eine Thür in Verbindung steht. Der Obertheil diente einmal wahrscheinlich als Sakristei, das untere Stockwerk hat aber derzeit keinen Zugang mehr, daher können wir über dessen Innere keine Auskunft geben. Auf der zugänglichen, nicht gänzlich vom Schutte verhüllten Außenseite zeigt das Mauerwerk ein sehr hohes Alter und unterscheidet sich auffallend von jenem im höherem Stockwerke. Leider verhindert an vielen Stellen der Mörtelbewurf, welchen eine spätere Zeit darüber schmierte, eine genauere Untersuchung des Steinverbandes, wo aber diese möglich ist, zeigt sich, daß

zum Baue die an Ort und Stelle vorhandenen Geschiebe, welche die Gewässer abgelagert hatten, zur Verwendung kamen, nachdem sie mit dem Hammer zu Rechtecken umgestaltet waren. Sie stehen in regelmäßiger, wogerechter Lagerung von gleicher Höhe und sind so vermanert, daß die Stoßfugen der einzelnen Werkstücke nie übereinander treffen, s. Fig. 37. Am Mörtel, der sie untereinander verbindet, erscheint eine sehr große Festigkeit, er ist mit ihnen wie zu einer Masse geworden. Wahrscheinlich waren es Ordensbrüder, welche den Bau ausgeführt haben, wie dies in damaliger Zeit zur Sitte geworden ist und auch an dem bald darauffolgenden Bau des nahen Stiftes Marienberg sich wiederholt hat, wie dessen Chronik S. 61 ausdrücklich erzählt. Ungefähr 1.50 M. über dem Boden finden sich drei Oeffnungen in fast gleichen Abständen ungefähr von je 1 M. Die zwei äußeren dienen als Fenster zur Erhellung des inneren Raumes. Sie sind schmal und im Rundbogen überwölbt, im Ganzen nach den Formen es frühromanischen Baustyls. Nach außen erweitern sie sich stark und messen 70 Cm. Höhe und nur 13 Cm. Breite in der Lichtweite. Die Gewände und die Lichtschlitze bestehen aus fein gehauenen Steinen. In Mitte dieser beiden Fenster und in gleich hoher Fußlinie befindet sich in der Mauerfläche eine im Halbbrund vertiefte Nische, an der Unterseite ein ebenfalls aus Stein ausgehöltes nach unten zu sich etwas zusammenziehendes rundes Becken konsolenartig vorsteht, Fig. 37. Dasselbe erstreckt sich in der Verlängerung durch die Mauer gegen das Innere des dahinter liegenden Gemaches, mit welchem durch eine etwa 15 Cm. messende kreisförmige Oeffnung die offene Verbindung hergestellt ist. Das Ganze erscheint von außen betrachtet einer Piscina (Handwaschbecken) romanischen Styls zum Gebrauche des Priesters in einer Sakristei nicht unähnlich, nur findet es sich hier verkehrt eingesetzt, was eben nach außen sichtbar ist, soll man nach innen schauen können, vgl. Fig. 37 A. mit Höhendurchschnitt in B. und Ansicht von Oben in C. Wir haben

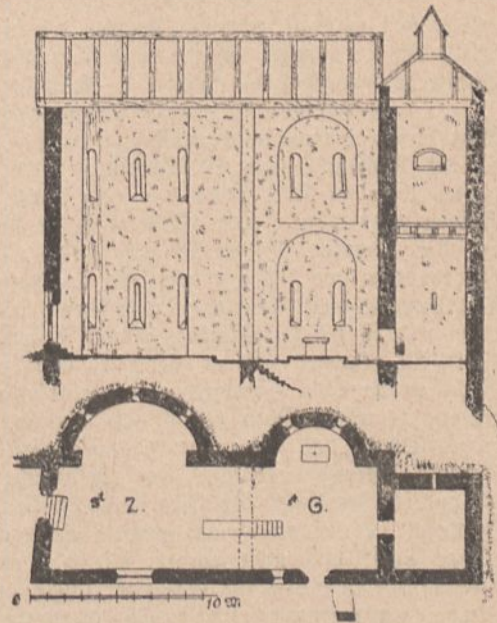


Fig. 38, Kapellen von Zenoberg bei Merano.

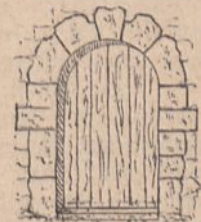


Fig. 39.



es hier wohl mit einem klösterlichen Stiftbaue zum Zwecke christlicher Liebe in uralter Zeit zu thun. Durch diese Oeffnung schob man etwa kleine Gaben für die Armen hinaus, wenn diese davor sich aufstellend darum baten. Die Lage dieser Klostermauer an der hart vorbeiführenden Thalstraße stimmt ganz für unsere Ansicht. Der Vermuthung Einiger, daß diese Schale zur Aufnahme von ausgelegten Kindern gedient habe, widerspricht deren geringer Umfang. Jene Marmorchale am Dome in Trier (6 u. 7. Jahrh.) muß doch größer gewesen sein, worauf die Pflichtvergessenen Mütter ihre Kleinen legen konnten. Diese aufzunehmen und dem Bischof zur weiteren Versorgung zu übermitteln waren einige Frauen bestellt. Nach Binterim, Denkwürdigkeiten II, S. 519 bestand auch in Mailand 787 eine solche Einrichtung. Zum Beweise, daß die Kinderaussetzung auch in Binstgau bis in noch spätere Zeit vorkam, dient ein Auftrag des Bischofs von Gur an den Archidiacon für dieses Thal, daß er nämlich auf seinen Visitationsreisen (1320—1330) auch auf Abstellung dieser Unsitte zu dringen habe (Kaiser, d. Geschichte d. Fürstth. Lichtenstein S. 138).

Zu den übrigen ältesten Kirchenbauresten in Binstgau zurückkehrend, führen wir die Pfarrkirche (ecclesia baptismalis) zu Gößlan bei Schlanders an. Darunter hat man weder die St. Martins- noch St. Walburgiskirche zu verstehen, sondern jene, welche nächst dem rechten Ufer der Etz stand und einst durch einen Bergsturz verschüttet worden ist. Deren Ruinen wurden im Jahre 1868 durch die Wassermassen von dem ausgebrochenen Heidersee aus dem Schutte, der sie bedeckte, ausgespült. Die Mauerreste gehören einem Glockenthurme an und sind gut kenntlich. Die Form der Kirche läßt sich nicht mehr unterscheiden. Der Umfang dieser Pfarre soll von Brad bis Tschars und über das ganze Schnalserthal und Fend im Dektthale gereicht haben. — Nach der gütigen Mittheilung des hochw. Herrn M. Tumlner gibt es heute in Gößlan und in dem nahen Rödgersberg eine Sage, welche oben genannten von der Etz ausgespülten Baureste eine etwas andere Bedeutung beimißt. Man erzählt sich nämlich, daß an der Stelle des heutigen Gößlan ein großes Dorf, „das lange Dorf“, gewesen sei. Als Grenzen von dessen Ausdehnung wird oberhalb „Brugg“ und unterhalb „Holzbrugg“ angegeben. Die Etz sei ursprünglich näher der andern, der linken Thalseite herabgefloßen, aber in der Folge durch den Ausbruch des „Gadria“ (Laaferbaches), der große Schutthausen beim Dorfe Laas vorgehoben hatte, das „lange Dorf“ verschüttet worden. Die Etz wurde ebenfalls an die rechte Thalseite gedrängt. Auch meldet dieselbe Sage, daß das „lange Dorf“ zuerst von der Umgegend das Christenthum angenommen habe. Für die große Bedeutung Gößlans in uraltester Zeit sprechen auch die oben erwähnten bereits 1855 sichtbar gewordenen Baureste von einem gewaltigen Vierecksthurme und anderen festen Mauerresten, welche für römisch(?) angesehen werden. Diese würden nun von jener römischen Station herrühren, welche wir S. 33 in Schlanders oder Kortsch vermutheten, nach der Entfernung von Maja oder Naturns an rechnend. Die Römerstraße hätte also bei Schanzen wie jetzt nicht wiederum in das linke Etzshufer übergesetzt, sondern wäre unter den Burgen Montani und Tschengelsburg mit der Station zu Gößlan in der Mitte in gerader Linie von Latzch fortgelaufen, wodurch diese Burgen mit ihren heute noch stehenden römischen Thürmen an Bedeutung vielfach gewinnen würden.

Die nächste Pfarre ist St. Peter im unmittelbaren Bereiche des einst röm. Castell's Tirol bei Meran. Allgemein gilt sie als die älteste Kirche mit einem sehr weit ausgebreitetem Gebiete bis zu hinterst im Passirethal. Ihre Entstehung ist wiederum in Dunkel gehüllt und wird von der Sage mit einer Zeit in Verbindung gebracht, wo noch Riesen und Zwerge in jener Gegend hausten. Letztere unternahmen den Kirchenbau, werden aber von ersteren, die auf der nahen Burg ihre Gewalt ausübten, beständig daran gestört, bis mit List der Bau soweit gediehen war, daß die Feinde nicht mehr schaden konnten. Die gegenwärtige St. Peters-Pfarrkirche macht auf ein hohes Alter gerechten Anspruch, wie wir später sehen werden, aber aus der Zeit vor 1000 hat sich daran kaum ein Ueberrest erhalten.

In der Lebensbeschreibung des von S. 38 uns bekannten hl. Bischofs Korbinian lesen wir, daß Herzog Grimwald von Baiern auf Rath dieses Heiligen ein größeres Grundeigenthum bei Mais, sowie am Eingang ins Passirethal zwischen den Bächen „Finalis“ und „Timone“ auf einen Bergabhang, bestehend aus Wiesen, Aedern und Weinbergen käuflich erworben und diesen Landbesitz dem neugegründeten Bisthum Freising übergeben habe. St. Korbinian ließ sich die Bebauung dieses bald lieb gewonnenen Besitzes in der Nähe der Ruhestätte des hl. Valentin nicht nur sehr angelegen sein, sondern baute auch neben seiner Wohnung selbst eine Basilika, welche 726 zu Ehren der hh. Valentin



und Zeno einweihete, nachdem er deren Reliquien dort hinterlegt hatte (Weichbilbeck histor. Frising. I, 16 und Resch Annal. Sab. I, 581—93). Nach einer andern Weiseart hätte derselbe zwei Kirchen gebaut, nämlich die genannte in „Canina“, dem heutigen Kuens, die andere dem hl. Zeno geweihte in einem Castell bei Maja (Mais), welches nachträglich davon den Namen Zenoberg (Zenoburg) erhalten und bis heute bewahrt hat. Erstere besteht nicht einmal dem Namen nach mehr, denn 1291 wurde die Kirche von Kuens zu Ehren des hl. Mauritius neu eingeweiht. Anders dürfte es sich mit jener auf der uralten Zenoburg verhalten.

Die merkwürdige Burgkapelle dem hl. Zeno geweiht, zeigt im Grundrisse ein unregelmäßiges Viereck für das Schiff mit einer östlich vorangebauten Abside, welche bis auf die äußerste Kante des viele hundert Meter senkrecht abfallenden Felsenfelsens vorragt, Fig. 38 s<sup>t</sup>. Z. Das Ganze erscheint einfach und schmucklos, ohne Sockel, ohne Lesenen, unter dem Dache ist weder ein Fries noch ein Gesims angebracht, nur die gelbbraunen Mörtelstreifen der Mauerfugen unterbrechen die grauen Wände. Ein Sockel tritt nur an den Absiden auf. Die Abside sieht wie jene von St. Georg in Taisfen und oben S. 48

beschriebene aus, ist einem halben, kahlen Rundthurme ähnlich und hat gar keine Einwölbung, auch nicht am Triumphbogen, sondern schließt wie das Schiff mit einer flachen Decke ab, Fig. 38. Wir schließen daraus auf ein hohes Alter der ganzen Kapelle, wenn auch vielleicht anzunehmen ist, daß wenigstens Einzeltheile wie z. B. die in tüchtiger Mauertechnik aufgeführte Abside mit den zierlich gehaltenen Fenstern ein paar Jahrhunderte nach dem Ableben des ersten Erbauers zu Stande gekommen sein dürften. Feinere Steinmearbeiten (aus Sandstein) treten nur an den stark ausgeschragten Gewänden der Lichtschlitzen auf. Die roh zugearbeiteten übrigen Mauersteine aus der nächsten Umgebung liegen parallele Fugen bildend in massenhaftem Mörtel. Am Schiffe ist eine weniger fleißige Mauertechnik zu beobachten; eine Stelle der Westseite zeigt das sog. Fischgräten- oder Aehrenmauerwerk oder Hähninggrätenbau, indem nämlich die einzelnen Steine so schief gegen einander schauen, wie Aehren oder Gräte eines Fisches gestellt sind (vgl. Fig. 8 in unserem Werke: Die christl. Kunst in Wort und Bild). Das figurenreiche Prachtportal an der Nordseite stammt aus viel späterer Zeit (vgl. S. 113). Zum Schlusse wäre noch zu bemerken, daß die zwei Reihen der Absiden-Fenster übereinander bereits auf jenen Grundcharakter von der Doppel-Anlage einer alten Burgkapelle schließen lassen, welche in der nächsten Periode fast zur Regel wurde, wie wir dort sehen werden. Diesem Umstande begegnen wir auch an der zweiten Kapelle auf der Zenoburg; sie ist der hl. Gertraud geweiht. Auf der Südseite steht nämlich St. Zeno durch einen schmalen Durchgang in der Mauerwand ohne Thür, von sehr roher Arbeit mit einer andern im Ganzen sehr ähnlichen Kapelle in unmittelbarer Verbindung. Die Scheidewand zwischen beiden Kapellen ist in der beigegebenen Abbildung nur durch Punkte angegeben. St. Gertraud aus einem regelmäßigen Quadrate als Raum für das Schiff bestehend, weist uns bereits eine Wölbung am Triumphbogen beider Stockwerke, die hier näher ausgedrückt und durch eine flache Decke abgetheilt sind und einen gewölbten Abschluß des obren Stockwerks der Abside auf. Aus diesem Grunde möchten wir sie für einen etwas jüngeren Anbau halten, obgleich sich in der Technik der Abside und dem Bau ihrer Fenster fast kein Unterschied wahrnehmen läßt, so daß sie noch immer dem ersten Jahrtausend zuzuschreiben ist. Im Ganzen erscheint sie kleiner als St. Zeno, jedoch die Westmauer läuft für beide in einer und derselben Flucht gleichmäßig fort. Das Portal hat sich hier in seiner schlichten, ursprünglichen Form, gewölbt im Halbkreise gut erhalten. Fig. 39. Das Innere von St. Gertraud finden wir durch einen einfachen Holzboden in zwei Geschosse über einander abge sondert und somit die Doppellage einer alten Burgkapelle deutlich ausgedrückt. Da aber die Seitenwände der Oberkapelle keinen Verputz haben, wie jene der unteren, so kann man annehmen, daß sie ursprünglich wahrscheinlich getäfelt waren. Ähnlich wie durch den Vetschor in den Frauenklöstern das Schiff ihrer Kirchen in zwei Stockwerke zerfällt um die Nonnen von den übrigen Betern streng abzusondern, so hatten bereits in früher Zeit die Burgkapellen dieselbe Einrichtung, um das unten eintretende Gesinde von den oben befindlichen Herrschaftsmitgliedern oder vielleicht ursprünglich um nach altchristlichem

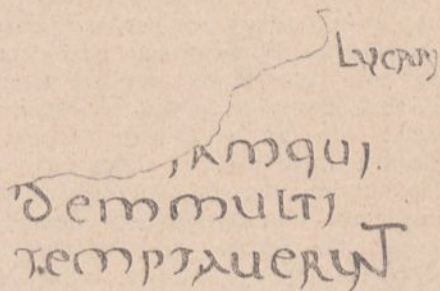


Fig. 40, Evangelarium in Trient.



Gebäude die Geschlechter überhaupt zu trennen, ja ganz abzuschließen. Der Altar im unteren Stockwerke der Abside war gemeinam, oder es war auch diese in zwei Hälften getheilt und in der oberen stand wiederum ein eigener Altar für die vornehmen Schloßbewohner. Ueber die jedenfalls eigenthümliche Anordnung in unserer St. Gertraudkapelle auf der Zenoburg läßt sich heute kein bestimmter Anhaltspunkt im Baue selbst finden und urkundliche Nachrichten fehlen gänzlich. Der Eingang in die Oberkapelle bestand auf der Westseite, aus dem Innern der Burg her. Später wurde er vermauert, zeigt aber noch in diesem Zustande dieselbe Form wie jener in Fig. 39. Bezüglich der Altäre in beiden Kapellen standen deren Mensa von der Ostwand der Absiden ziemlich entfernt, nur jener in St. Gertraud ist einfach aufgemauert und mit einer Sandsteinplatte bedeckt, auf uns gekommen. Wie aus den auf Fig. 38 angedeuteten Stufen im Fußboden von St. Gertraud hervorzugehen scheint, war unter dieser Kapelle auch eine Gruft, weßhalb die Fußbodenlage etwas erhöht auftritt. Mehrere Stufen der in dieselbe führenden Stiege finden sich noch vor, wie Fig. 38 nachweist. Der auf der Südseite von St. Gertraud aufgeführte thurmartige Bau, in einem Dachreiter für Glöcklein abschließend, trägt ebenfalls Kennzeichen hohen Alters an sich. Wozu er aber eigentlich gedient haben mag, ist heute nicht mehr zu bestimmen. Wie Fig. 38 zeigt, war er in zwei Geschosse abgetheilt und flach eingedeckt. Sein unterer Raum diente vielleicht als Sakristei für beide Kapellen. Zenoburgs Ruinen gehören derzeit der Familie v. Braitenberg in Bozen, welche wenigstens die Kapellen vom gänzlichen Verfall zu bewahren sucht.<sup>1)</sup> Die Abside der St. Pankratiuskapelle in der 1 Stunde entfernten Burg Tirol hat wie das oben genannte St. Zenokirchlein keine Wölbung in den beiden Stockwerken, welche mit je eigenen Fenstern versehen sind. Jedoch finden wir einen gewölbten Triumphbogen, über welchen ein flacher Boden durch die Abside führt, um die Doppelanlage einer Schloßkapelle anzudeuten. Im Schiffe läuft, um diesen Zweck anzudeuten, nur eine Gallerie herum, einst mit eigenem Eingange aus der Burg. Auch diese ziemlich geräumige Kapelle dürfte sicher vor dem Schlusse des 1. Jahrtausend angelegt worden sein. Das reiche Portal ist vielleicht auch hier wiederum jünger, vgl. S. 111.

Nachdem wir auf den römischen Haupt- und Nebenstraßen von Süden gegen Norden das Land Tirol und Vorarlberg durchwandert und in den Mittelpunkt desselben nach Meran zurückgekehrt sind, um die verschiedenen Bauten seit uraltesten Zeiten bis ungefähr zum Jahre 1000 unserer Zeitrechnung zu erforschen und kennen zu lernen, so zeigte es sich, daß eine nicht geringe Bauthätigkeit geherrscht hat. Trient wurde zweimal wenigstens an seinen Befestigungen fast neugebaut, wie oben S. 22 und 23 angedeutet ist, zudem sahen wir sowohl dort als auch in Brixen ein Münster gegründet. In der Scharnitz und auf der Stelle, wo heute Innichen im Pusterthal und Taufers in Binstgau sich ausdehnen, hat man Stiftskirchen aufgeführt. Nebenbei begegnen wir interessanten Burgkapellen und vielen anderen Gotteshäusern zerstreut durch das ganze Land hindurch. Es läßt sich wohl auch mit Recht annehmen, daß die fast unzähligen, römischen Thürme und Verschanzungen theilweise hergestellt wurden, nachdem die meisten durch die Völkerwanderung und wiederholte Einfälle einzelner Barbaren hart mitgenommen worden waren.

Nun fragt es sich, wer waren nach den Römern die Meister unserer Baudenkmale? — Einer von denselben wird uns mit Namen deutlich genannt, er heißt *Aloisius* und gehört zu jenen Baumeistern, welche *Theoderich*, König von Ostgothen um sich hatte. Nicht unmöglich war dieser auch bei der Wiederherstellung und theilweisen Neuaufführung der Wehrbauten von Trient irgendwie thätig. Selbst an den kirchlichen Bauten des Landes könnte er theilgenommen haben, denn obgleich *Theoderich* ein Arianer war, so übte er gegen die rechtgläubige katholische Kirche dennoch die größte Duldung, erbaute selbst Kirchen und beschenkte sie. Zudem berichtet *Schnaase* in seiner Geschichte der Kunst des Mittelalters, 177 und Krieg von Hochfelden i. J. Militärarchitektur S. 146, daß unser *Dietrich von Bern* (*Verona*) gegen die alten Baudenkmale eine große Verehrung getragen habe. — Wie wir in der nächsten Periode sehen werden, daß am Dome von Trient und der Pfarrkirche von Bozen die berühmtesten Maurer und Steinmegens Italiens, die sog. *Comoneser* oder *Comacini* gebaut haben, ebenso gut können deren Ahnen daselbst und in anderen Orten gebaut haben. Die gebiegenen Steinmegearbeiten an der Abside der Domkapristei in Trient und einem Stücke der nördlichen Mauer des Domes daselbst zeugen bestens für ihre Leistungen und zwar ebensogut wie an den ältesten Bauten der Lombardie. Die Gegend

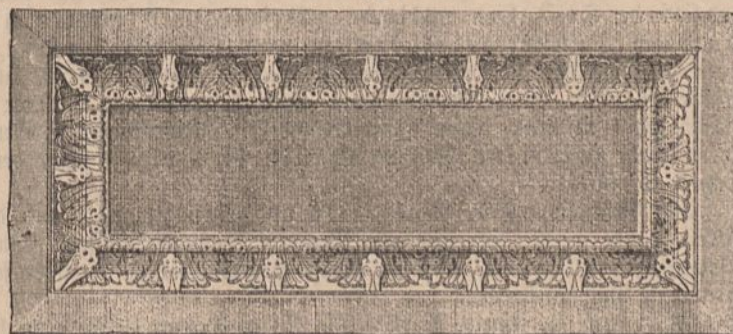
<sup>1)</sup> Ueber mehrere St. Zenokirchen in Trient überhaupt von Ph. Neeb, siehe Mittheilungen der I. I Cent-Comm. IV. B., S. 333 und ff.



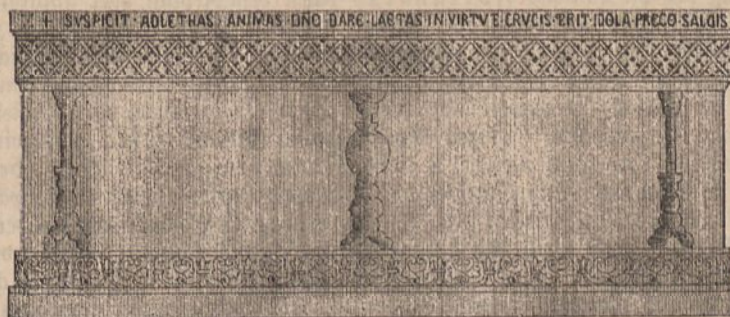
um den Comersee hat nämlich ganz Italien mit geschickten Mauern und Steinmetzen seit früher Zeit versehen. Dort, wo heute noch treffliche Steinbrüche und Marmorlager bestehen, hatte sich, allem Anscheine nach bereits in römischer Zeit, eine ansehnliche gewerbliche Thätigkeit in erwähntem Fache begründet und reichte durch die folgenden Zeiten der Völkerstürme bis in die späteren beruhigteren Perioden hinüber, wo allmählig eine neue Kunst Wurzeln zu fassen begann.

Darin erblicken wir ein Beispiel, wie das bloße Handwerk, die traditionell fortbetriebene mechanische Arbeit ohne künstlerische Bedeutung die Mission erfüllt, jene öden Strecken der Kunstgeschichte zu übersteigen, welche wie Wüsten zwischen vergangener Blüthe und künftiger Neuentfaltung sich ausdehnen. Nachdem um 590 die Insel Comacina am Comersee unter Longobardische Herrschaft gekommen war, so dauerte es nicht lange, daß die neue Landesregierung die Bedeutung dieser strebsamen Leute erkannte und bereits 644 ihnen eigene Gesetze für ihr Handwerk zusammenstellte. Näheres über diese uralte Steinmetz- und Maurer-Ordnung s. in den Mitth. d. k. k. C. Comm. v. J. 1871 S. 63 ff.

In Folge des Unterthanen-Verhältnisses, i. welches die Eingebornen zu den Römern als Eroberer des Landes getreten sind, mußten sie gewiß auch Frohndienste bei Herstellung der vielen Befestigungsbauten leisten. So lernten sie deren Bautechnik näher kennen und wenigstens Einzelne brachten es wohl so weit, um in der Folge selbstständig auftreten zu können. Am Münster zu Brixen finden wir im Ganzen eine regelmäßige Anlage nach deutschen bischöflichen Kirchen, indeß Einzeltheile wie die byzantinische Anlage im Aufriß der Taufkirche, Fig. 29 lassen italienischen Einfluß erkennen. Bei den Stiftskirchen legten die Mönche selbst Hand an oder hatten doch die Oberleitung des Ganzen und führten schwierigere Einzeltheile selbst aus, was wir oben S. 57 bereits bemerkten. Dasselbe gilt von Tüsching, indeß fremde Einflüsse byzantinisch-italienische entdecken wir auch hier z. B. in den Kapitälern der Krypta (Fig. 35) und noch mehr an den antik-



B



C.



D.



E



Fig. 41, Sarkophag des hl. Vigilius in Trient.



romanischen Säulenbildungen der jüngeren Bautheile dieser Stiftskirche, wie wir bald sehen werden.

Fassen wir zum Schlusse noch die Form der ältesten Kirchen Tirols ins Auge, so zeigt sich an ihnen das Viereck allein (Fig. 36) oder dasselbe in enger Verbindung mit der halbkreisförmigen Abside (Fig. 32, 38) streng eingehalten. Eine weitere Ausbildung war die Kreuzesform, welche zu St. Peter in Altenburg (Fig. 25) nur innen angedeutet wird, während sie in der St. Johanneskirche zu Brixen Fig. 30 bereits auch außen sich bemerkbar macht und am Münster daselbst 28 zur reinsten Ausbildung gelangt, was auch am alten Dome zu Trient der Fall gewesen sein dürfte. In Figur 26 drückt sich im vollkommenen Kreise der Charakter eines Denkmalbaues ganz bestimmt aus. Unter dem Altare fehlte auch nicht die Krypta, dieser Hauptbestandtheil altchristlicher Kirchen. Wir begegneten einer Grufkirche zu Trient (S. 39), Säben 44, Brixen sogar deren zwei (S. 47), Innichen S. 50.

Bei Beschreibung der Malereien und Sculpturen aus dem 1. Jahrtausend in unserem Lande werden wir uns mit Wenigem begnügen müssen, denn es haben sich nur farge Ueberreste erhalten und selbst an schriftlichen Nachrichten hierüber fehlt es uns ebenso, wie in andern Nachbarländern.

Mariani in seinem Werke: Die Stadt Trient 1673, bemerkt S. 71 und 240, daß der hl. Hermagoras, erster Bischof von Aglar oder dem späteren Aquileja in Begleitung des hl. Diakons Fortunatus jenen dem Neptun oder Jupiter capitulinus an der Stelle des heutigen Domes von Trient stehenden Tempel als Kirche zu Ehren des hl. Erlösers geweiht habe, wie Papst Sylvester bei der ersten öffentlichen Kirche zu Rom that. Und wie dort 313 ein großes Bild des Erlösers auf einer Wand den Gläubigen sich darbot, so ahmte man dies auch in Trient nach und behielt es bis in spätere Jahrhunderte noch bei. Obiger Gewährsmann bemerkt weiter, daß wirklich noch zu seiner Zeit unter anderen uralten Gemälden ein großes Bild des Heilandes im Dome zu sehen war. Einige meinen es könnte diese Darstellung unter der späteren Uebertünchung des Domes noch zu entdecken sein. In Roschmanns Geschichtsquellen der Kirche von Säben bemerkt eine Stelle, daß das dortige Marien-Münster, welches wir oben S. 44 beschrieben haben, mit sehr alten Gemälden an allen Wandflächen geschmückt war (*antiquissimis picturis undique exornata*), und welche nicht unmöglich nach dem Schlusse des ersten Jahrtausends angehört haben können. Von Resten ornamentaler Bemalung der aufgedeckten altchristlichen Kirche bei Lienz, in Form eines einfachen sog. Mäanderstabes in rother Farbe gibt Figur 36 h. einen Beweis. Von Tafelgemälden kennen wir jene, welche Secundus, Abt eines trientnerischen Klosters von Papst Gregor d. G. zum Geschenke bekam. Secundus hatte sich durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit die größte Gunst der longobardischen Königin Theodelinde, einer großen Freundin der Kunst und Gründlerin der Kathedrale von Monza erworben. Durch diese ward auch er dem Papste näher bekannt gemacht worden. Leider wissen wir nicht, was auf diesen Holztafeln dargestellt war. Wahrscheinlich die Gottesmutter in jener ernstheiligen und majestätischen Auffassung, welche in den ältesten Bildern der heiligen Jungfrau wie in St. Markus zu Venedig, zu Rom u. s. w. wiederkehrt oder bekannt als: Maria von der immerwährenden Hilfe, St. Lukas Madonna (Kopie in Ingolstadt und heute so häufig verbreitet).

In einem jeden Kloster gab es einen Schönschreiber. Hierin zeichneten sich bekanntlich die irischen Mönche bereits im 6. Jahrhundert aus. Von ihnen kamen bald hernach viele bis zu uns, worunter St. Kolumban, St. Magnus u. s. w. waren. Sie kannten eigene Recepte zur Herstellung von herrlichen und dauerhaften Farben, welche sie selbst bereiteten. Liturgische Bücher wollte man durchaus einigermaßen schön geschrieben und künstlerisch ausgestattet haben, was keine leichte Arbeit war, wie die vielen Stoßseufzer als Randglossen auf manchen Codices bezeugen.

Ein prachtvolles Evangelarium der bischöflichen Kirche zu Trient erwähnt Bonelli (Notizie istor. II. B. S. LXII). Wie bei anderen berühmten Codices war hier auch jedes Blatt mit dem Saft der Schnecke *Murex* (Purpurschnecke) schön dunkel rothviolett gefärbt. Die Initialen erschienen prächtig in Gold ausgeführt und die übrigen Buchstaben sahen jenen ähnlich, durch welches sich das berühmte Evangelarium zu Vercelli anszeichnete, genannt das „Eusebianische“ und nach Einigen verfaßt unter Berengar? (Ende des 10. Jahrhunderts). Die ganze Schrift zeigte eigene große Form und die Lesart war eine theilweise andere und von der Vulgata verschiedene. Vom Anfange des Evangeliums nach Lukas gibt Bonelli eine kleine Probe mit wirklich eigenthümlichen Zügen und



Zusammenziehungen; darnach ist in Fig. 40 ein genaues Facsimile hergestellt. Selbst die Reihenfolge der Evangelisten war eine andere als die gewöhnliche; zuerst trat nach Mathäus Johannes auf und dann folgte Lukas, zuletzt Markus. Man sieht den Aposteln ist der Vorzug gegeben.

Von einfachen Sculpturen wie z. B. schlichten Steinmetzarbeiten war gelegentlich bei Beschreibung der verschiedenen Bauwerke öfters die Rede, so den Säulchenkapitälen der Gruft in Tübingen S. 50, jenen Altarsäulchen der aufgedeckten Kirche bei Lienz S. 51 und dem eigenartigen Becken zu St. Johannes in Taufers S. 57. Der berühmten Marmorbrüche in Binstgau ge-

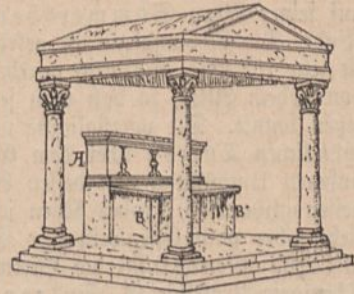


Fig. 42, Ciboriumaltar in Trient.

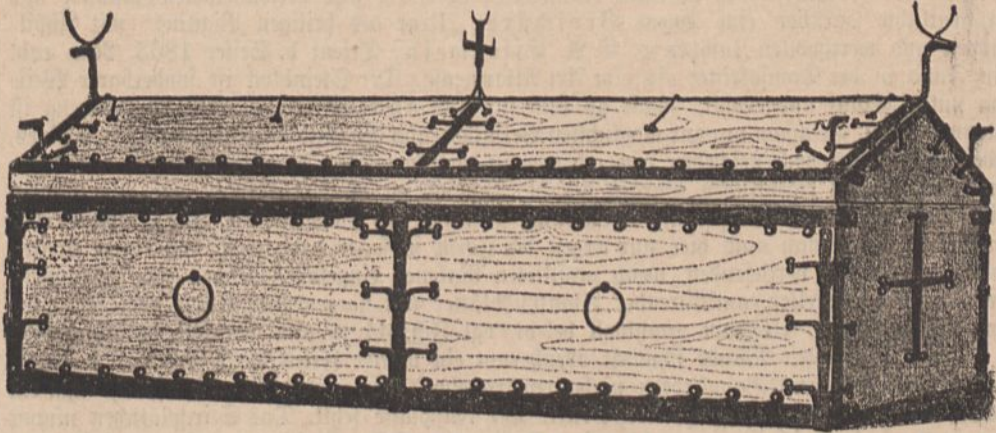


Fig. 44

schiebt schon Erwähnung. Dies bestätigen die Inschriften auf zwei alten Grabsteinen in der St. Luziuskirche in Gur. Der Eine ist von Bischof Viktor um 600 seinem Urgroßvater, Viktor I. Präses v. Rhätien u. d. Andere d. Präses Viktor III. gesetzt worden. Nach der Beschreibung des deutschen Antheils der Diocese Trient S. 12 waren beide Steine von gleichem weißen Marmor wie zu Göljan und Laas in Binstgau bricht, somit würde „de Triento“ nur den Kirchensprengel andeuten, wohin Binstgau gehörte. Die Inschrift lautet: Hic sub ista Labida marmorea Quem Victor Ver. Inluster Praeses ordinabit (-vit) venire de Triento; auf dem Zweiten ist zu lesen: Hic sub Ista Lapide marmorea Quem

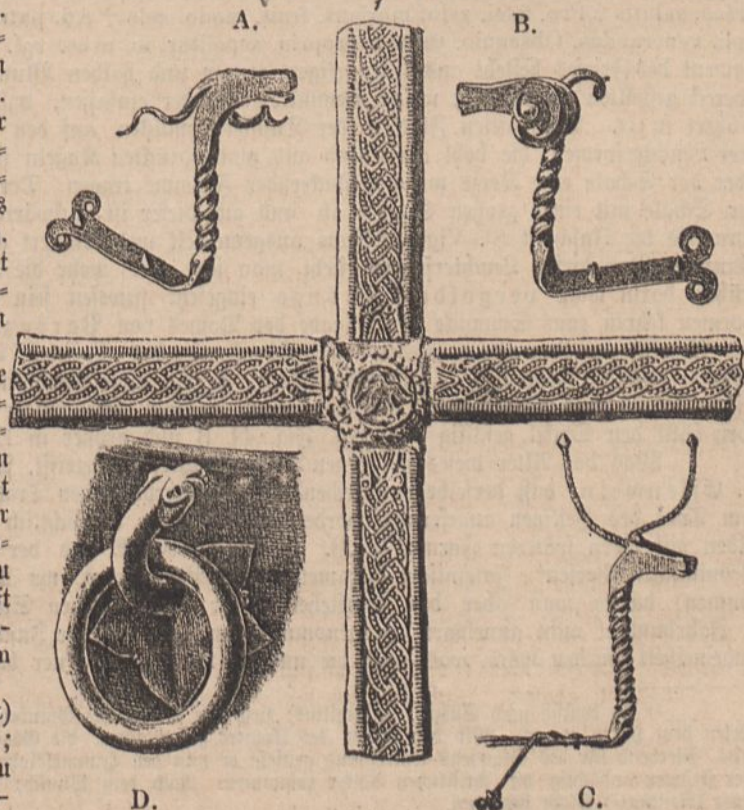


Fig. 44.



Victor vir Inluster Praeses Ordinabit venire de Venostes. Dr. Jg. Ringerle besitzt auf seiner Burg Sommersberg zu Gusfdaun im Eisackthale eine sitzende Maria mit dem Kinde. Die h. Jungfrau ist gekrönt und scheint Jesum eine Frucht zu reichen. Das Ganze ist sehr roh und in Gneis gearbeitet, doch nicht ohne einzelne weichere Linien und sicherlich von hohem Alter, so daß man sein Entstehen sogar in den Schluß des 1. Jahrtausends setzen könnte. Die vorzüglichste und interessanteste Sculptur finden wir an der höchst eigenthümlichen Tumba über dem Grabe des hl. Vigilus oder einer Art Reliquienschrein zur äußeren Umhüllung von dessen Gebeine. Sie besteht aus einem einzigen Marmorblock, dessen glitzerndes, grobes Korn jenem in unserem inländischen Vinstgauer Marmor ähnlich sieht, aber nach Essenwein aus Griechenland stammen soll. Die Länge beträgt nicht weniger als 2,22 Meter, 0,96 die Breite oder Tiefe und 0,74 die Höhe. Der bereits verstorbene Theologie-Professor G. Sulzer entdeckte dieses merkwürdige Reliquarium im Jahre 1843 im Hofe der Trohnfeste des dortigen Rathhauses in einem sehr verwahrlosten Zustande und veröffentlichte darüber eine eigene Broschüre: „Urne des heiligen Vigilus“ mit Abbildungen und werthvollen Zusätzen v. E. A. Essenwein, Trient b. Seiser 1863. Nun ruht sein Fund in der Domschatzerei als eine Art Altarmensa. Der Steinblock ist sonderbarer Weise von unten herauf ausgehöhlt, somit an und für sich ohne Boden. Die Aushöhlung ist roh ausgeführt, gleichsam nur zur möglichsten Verminderung des Gewichtes dieses großen Steines, indeß dürfte dies doch geschehen sein, um wie ein monumentales Futteral oder als eine noble Umschließung des eigentlichen Sarges des hl. Bischofs zu dienen. Weinahe auf allen Seiten zeigt sich eine reiche und gefällige Verzierung, ziemlich fein ausgemeißelt. Die Oberseite oder der Deckel, wenn man auch hier nur wegen der Form so sagen darf, wird von einem breiten nach einwärts sich vertiefenden, weich profilirten Rahmen eingefast, welchen eine geschlossene Reihe reich entwickelter, antikisirender Akanthusblätter mit vorgeneigter Spitze oder sog. „beschwerter Endigung“ ringsum prachtvoll belebt, vgl. Fig. 41 A und vergrößerten Maßstabs in C. Die senkrechten Wände schmückt obenherum ein breiter Fries durch zweimalige Profilierung mit schwächeren Baugliedern nach auswärts etwas vortretend. Unten entspricht ihm ein gleich breiter und ähnlich profilirter Sockel. Die Fußplatte fehlt. Das Stirnplättchen nimmt eine fortlaufende Inschrift ein, welche einen Lobspruch auf St. Vigilus enthält und folgendermaßen lautet: † Suscipit. adlethas. animas. dno. dare. laetas. In. virtute. erucis. terit. idola. preco. salutis † Pro. fidei. zelo. moriens. fruit. modo. celo † Ad. patris. exsequias. corrunt. ppli. venerandas. Obsequio. turbae. propria. sepelitur. in. urbe. vgl. Fig. 41 A.<sup>1)</sup> Das Ornament des Frieses besteht aus lilienartigen ganzen und halben Blumen in einer Reihe von übereck gestellten Quadraten, welche schmucklose Bänder einfassen, vgl. Fig. 41 B und vergrößert in D. Die glatten Flächen der Tumba schmücken auf den beiden Längenseiten je drei Leuchterformen, die hohl aufstehend aus plattgedrückten Kugeln sich zusammensetzen und über der Schale eine Kerze mit breitflackernder Flamme tragen. Der mittlere schließt unter der Schale mit einer großen Scheibe ab und auf dieser ist rückwärts ein erhabenes Kreuz, vorwärts die Inschrift S. Vigilus Epus ausgemeißelt und erinnert an die Bestimmung des Ganzen. Von diesen Leuchterformen sieht man jetzt nur mehr die Vertiefungen, während früher darin wohl vergoldete Bronze eingesetzt gewesen sein dürfte. Ganz ähnliche Formen kehren zum Schmucke der Fassade des Domes von Parenzo und der Kanzel von St. Markus in Venedig wieder. (Kunstdenkmale des Kaiserth. Dest. — Stuttgart bei Ebner.) Hierlich behandeltes und schwungvoll in doppelter Verschlingung an einander gereihtes Laub- und Blumenwerk von wiederum anderer lilienartiger Komposition als wie oben füllt den Sockel gefällig aus, vgl. Fig. 41 B und größer in E.

Was das Alter dieses steinernen Reliquienschreines betrifft, so meint man und auch A. Essenwein, daß derselbe entsprechend der ununterbrochenen Tradition wirklich bald nach dem Tode des Heiligen angefertigt worden sein könnte. Hinsichtlich der Inschrift an demselben mit ihren späteren Formen z. B. am Buchstaben E und der Abfassung in den sog. „leoninischen Versen“ (lateinische Hexameter und Pentameter, wo Mitte und Schluß sich räumen) dürfte man aber das Entstehen dieser merkwürdigen Steinmetzarbeit vor dem 8. Jahrhundert nicht annehmen, ausgenommen den Fall, daß die Inschrift erst „nachträglich“ eingemeißelt worden wäre, was auch hier und da vorkommt. Hier hätte dies seinen Grund

<sup>1)</sup> Zu deutsch nach Sulzer: „(Vigilius) sieht im Geiste die Glaubenshelden ihre frohlockenden Seelen dem Herrn opfern. Mit der Macht des Kreuzes zertrümmert die Götzenbilder er, der Bote des Heils. Sterbend für des Glaubens Unterpfand genießt er nun den Himmelslohn. Zu des Vaters Leichenseier strömen andächtig die christlichen Völker zusammen. Nach dem Wunsche der Gläubigen wird er in seiner (Residenz-) Stadt begraben.“



in einer veränderten Aufstellung des Steines in Folge der Zeit, was sowohl der Abgang des Ornamentes an einer Schmalseite als auch die Chronik des Domes zu bestätigen scheint. Der uns bereits bekannte Mariani nemlich erzählt, die Erlöserkirche habe Bischof Vigilius als zweiter Apostel des südlichen Rätiums durch Einbeziehung seines Wohnhauses (ad usum sacrum) vergrößert und eine ehemals im Chore des Domes nächst dem Hochaltare ange-

brachte Inschrift erinnerte, daß, wo einst das Haus des heil. Bischofs stand, nun dessen Kirche u. Grab sich befinden (ubi olim fuit domus s. Vigili, ibi nunc eius Basilica et sepulcrum). In den Lebensakten desselben Heiligen heißt es dann, daß er nach seinem Martyrtode am 26. Juni des Jahres 400 in der von ihm erbauten Kirche begraben worden sei (sepultus est in Basilica ab ipso erecta). Als Denkmal über dessen Stelle der Beisetzung v. gewöhnlicher und einfacher Art kam nun bald jene in Fig. 41

abgebildete Tumba zu Stande. Das Fehlen des Schmuckes auf einer Seite dürfte bezeugen, daß sie ursprünglich nicht in der Mitte der Kirche, sondern irgendwo hart an der Mauerwand aufgestellt wurde, und zwar nahe dem Fußboden. Dies letztere scheint die reiche Behandlung mit Ornamenten auf der Oberseite anzudeuten, weil diese eben in einer so wenig erhöhten Stellung den Blicken der Andächtigen mehr als andere Theile ausgesetzt war. Allein nicht lange blieben die theuern Ueberreste des großen Heiligen in so untergeordneter Aufstellung,

denn noch sein unmittelbarer Nachfolger Eugippius † 425 hat die Domkirche zu Ehren seines hochgefeierten Vorgängers neu eingeweiht und in Folge dessen auch den Altar demselben Patron zueignen müssen. Daß ein solcher in der That bestand, darüber belehrt uns das Dypticum des Bischofs Ulrich um das Jahr 1000 mit den Worten: Bischof Hyltegar (um 802) ließ den Hochaltar des heil. Vigilius erneuern. (Qui altare ecclesiae praefati Martyris (Vigili) renovavit edificavit reliquiasque pretiosissimas inibi condidit.) Die Gebeine des heil. Martyrers hat vielleicht schon ersterer erhoben oder es stammte jener Sarg aus Lärchenholz, mit im Feuer vergoldeten Kupferplatten ganz überzogen, worin man 1629 dieselben nebst Kleidern und Münzen fand, erst aus dem 9. Jahrh. Dieser Sarg und die darüber gestellte prächtige Tumba aus Stein erscheinen zwar etwas lang, um unter einer alten wie gewöhnlich viel kürzeren Altarmensa Platz zu finden, indessen

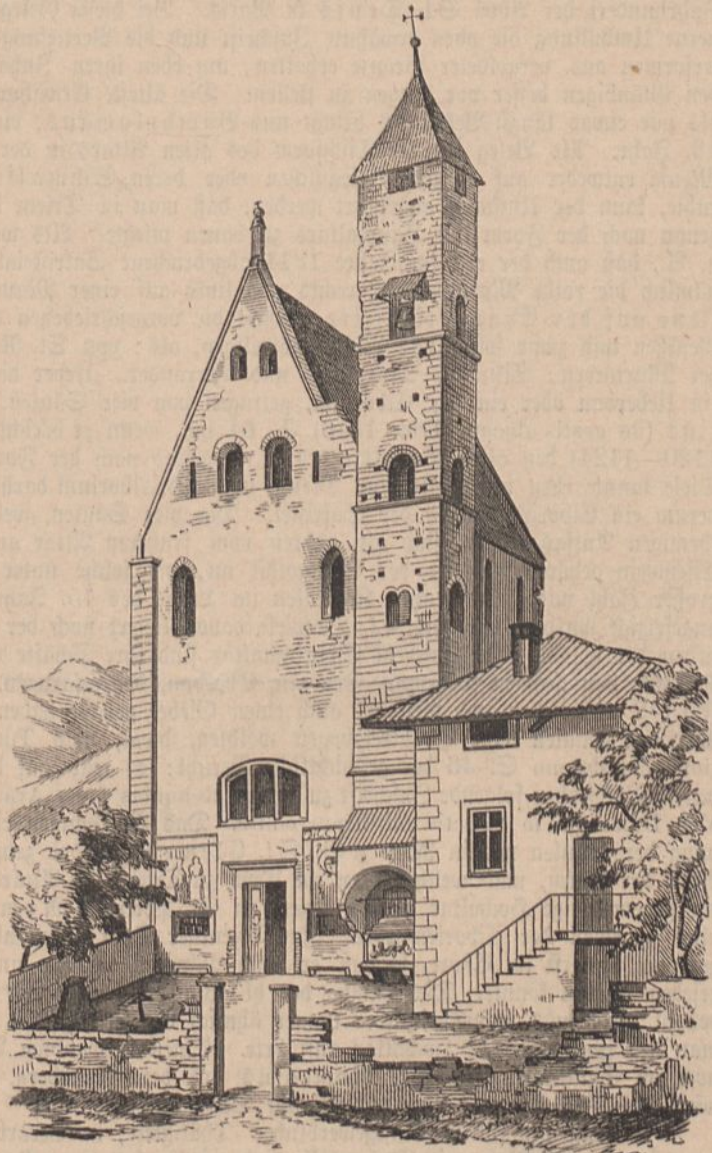


Fig. 45, Ansicht von St. Apollinar in Trient.



ausnahmsweise läßt sich ja auch eine längere denken, z. B. jene in der Wiesentkirche bei Soest in Preußen mißt 4 Meter. A. Essenwein meint aber, daß die beiden Reliquien-schreine vereint schon frühe auf einem eigenen 1,50 — 2 Meter hohen Bau hart an der Rückseite des tischförmigen Altars aufgerichtet wurden, vgl. Fig. 42 A. Eine solche sog. *Retable* oder Rückwand des Altars schenkte ja auch bereits Karl der Kahle im neunten Jahrhundert der Abtei St. Denis in Paris. Bei dieser Gelegenheit hätte dann die steinerne Umhüllung die oben erwähnte Inschrift und die Vertiefungen zum Einfaß der Leuchterformen aus vergoldeter Bronze erhalten, um eben ihren Inhalt und ihre Bestimmung den Gläubigen besser vor Augen zu stellen. Die älteste Erwähnung der Inschrift und zwar als wie etwas längst Bekanntes bringt uns Bartholomäus, ein Dominikaner zu Trient, 13. Jahr. Als Beleg für die Tischform des alten Altars in der Domkirche d. h., daß die Mensa entweder auf mehreren Säulchen oder deren Schmalseiten auf zwei Mauern ruhte, kann der Umstand angeführt werden, daß man in Trient den Sakristei-Altar immer genau nach der Form des Hauptaltars zu bauen pflegte. Als weiterer Beweis hierfür dient u. A., daß auch der erst im Jahre 1844 abgebrochene Sakristeialtar letztere Form hatte, wo nämlich die rothe Marmorplatte rechts und links auf einer Mauer ruhte, vgl. Fig. 42 B. Jene auf der Evangelienseite enthielt die vorge schriebenen Reliquien in zwei gläsernen Gefäßen und zwar solche von Bisthumsheiligen, als: von St. Romedius und den Nonsberger Martyrern: Sinius, Martyrius und Alexander. Ueber dieser Altarmensa erhob sich ein Ueberbau oder ein sog. Ciborium, getragen von vier Säulen. Darauf deutet auch Pincius (de gestis ducum Trid. 1546) S. 64 hin, wenn er berichtet, daß Bischof Adalprecht 1120—1124 den alten Hochaltar des hl. Vigilius nach der Form der röm. Kirche gebaut. Diese kannte eben nichts als eine Mensa und das Ciborium darüber. Heute findet sich wiederum ein Ciboriumbau in der Sakristei. Die vier Säulen, welche den einfachen, gesimsförmigen Aufsatz tragen, sind alt, rühren vom früheren Altar an dieser Stelle her. Nach Essenwein gehören sie erst der Spätgothik an, wie solche unter venetianischem Einfluß in großer Zahl mit ganz gleichen Kapitälern im Laufe des 15. Jahrh. häufig in Trient selbst angefertigt wurden, vgl. Fig. 42. Beispiele davon liefert noch der Hof des Castello vecchio neben der Stadt. An unserem Ciboriumaltar sind ihre Schäfte von farbigem (rothem), die Kapitälern von weißem Marmor. Der alte Oberbau, den sie trugen, dürfte sehr ähnlich unserer Fig. 42 aus gesehen und vielleicht auch einen Giebel gehabt haben. Zum Beweise, daß sich über den Säulen keine Halbkreisbogen wölbten, dient, nach Toneatti's Saggio d'illustrazione del duomo S. 46 der geschichtliche Bericht: es war auf dessen Architrav in goldenen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen: Reliquias fovet Ara, sacram Romedius Aram. Vos Dominum in Sanctis mirificum colite. Das Vorkommen einer wagrechten Verbindung der Säulen wie in Rom z. B. St. Clemente u. dgl. zeugt nur für ein desto höheres Alter der Form, nach welcher man im Dom zu Trient die Altäre zu bauen pflegte. Selbst der gegenwärtige Hochaltar ähnlich jenem zu St. Peter in Rom erinnert noch leise an die alten Formen der Ciborienaltäre. Im Trientner Dom stand aber ursprünglich der Altar ganz zu hinterst im Chore, so daß er nach Mariani nur zu unterst vom Mittelschiff aus gesehen werden konnte. Die Tumba des hl. Vigilius befand sich nach Prof. Sulzer: „Urne des hl. Vigilius“ wahrscheinlich immer ähnlich wie in Fig. 42 A über dem Altare, bis man den gegenwärtigen Hochaltar auf führte. Einen verwandten Altarbau treffen wir heute noch im Sanktuarium zu St. Romedius auf dem Nonsberg, wovon bald die Rede sein wird. vgl. Fig. 50 und Beschreibung auf Seite 70.

Auch hinsichtlich kunstgewerblicher Thätigkeit, in Verarbeitung von Metallen und zwar sowohl der Roh- wie Edelmetalle sind wir in der Lage Beweise mit erläuternden Abbildungen dem Leser vorzuführen. Sie stammen aus einem Grabe, welches nächst Civezzano bei Trient im Februar 1886, auf einer Plateauzunge zwischen der Fersina-Schlucht und dem Thale eines kleinen Baches entdeckt wurde und nebst Waffen auch Gefäße u. a. m. enthielt. Die Stelle ist derzeit ein Besitzthum der Brüder Dorigoni. Der hölzerne Sarg war reich und zierlich mit eisernen Schienen beschlagen. An den gänzlich vermoderten Brettern waren noch einzelne gesunde Splitter übrig, um zu bestimmen, daß der Sarg von einer Lärche stamme. Prof. Dr. Wieser erwarb diesen interessanten Fund für das Ferdinandeum und es gelang ihm mit großer Mühe das ganze künstlerische Beschlüge über einem neuen Sarge aus Lärchenholz genau, wie es wahrscheinlich ursprünglich war, zusammenzustellen, denn er fand für jedes vorhandene Stückchen eine passende Stelle, so daß das Ganze ein Prachtstück der kunsthistorischen Sammlungen von Innsbruck bildet. Der trefflichen und weitläufigen Beschreibung vom Genannten, sowie den beigegebenen Abbildungen, welche der



letzte Jahresbericht des Landesmuseums enthält, erlauben wir uns auch für den Leser des „Kunstfreund“ Einiges zu entnehmen. Der Sarg (Fig. 43) ist viereckig, 2,36 M. lang, 0.80 M. breit und hat einen giebelförmigen Deckel, welcher an drei Charnieren beweglich war. Die langgestreckte Form hatte aber nicht die außerordentliche Größe des Todten, sondern die Länge des beigegebenen Speeres und Bogens veranlaßt, ebenso wie dessen Breite nach dem Schilde sich richten mußte. Die beiden Langseiten sind an den Kanten gleich wie der Deckel mit Eisenschienen beschlagen, aus welcher eine fortgesetzte Reihe frühromanischer Lilien-

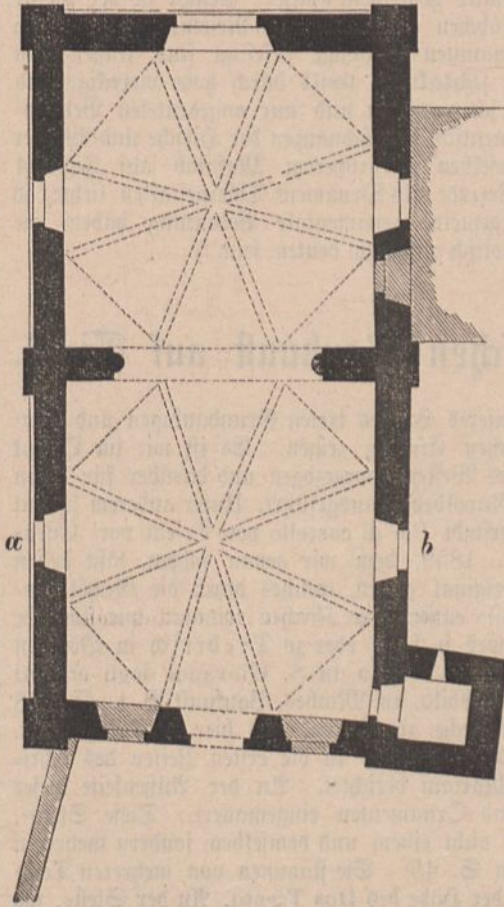


Fig. 46, Grundriß von St. Apollinar in Trient.

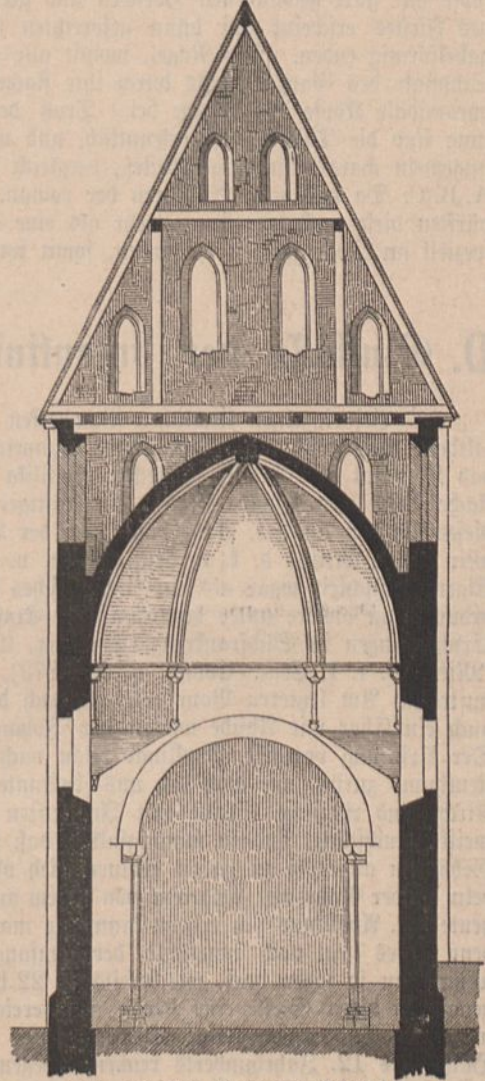


Fig. 48, Querschnitt des Schiffes.

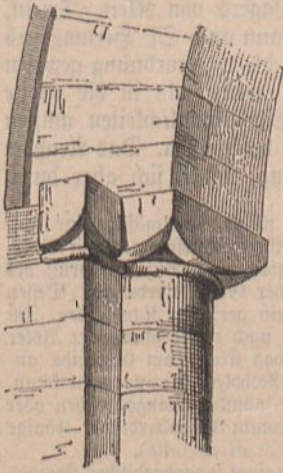


Fig. 49.

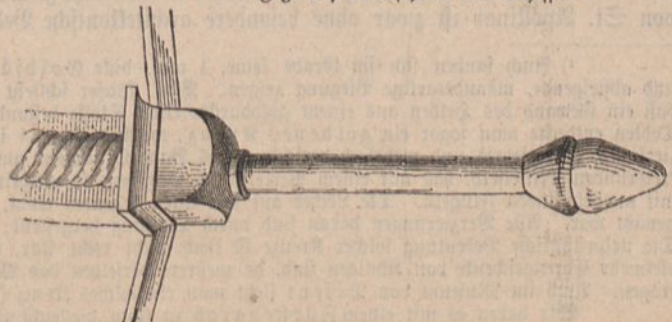


Fig. 47.



blätter (nicht aber Schnecken, wie Prof. Wieser angibt) herauswächst, vgl. Fig. 43. Auf diesen Längelschienen stehen an den Ecken und in der Mitte weitere senkrechte Schienen. Diese verästeln sich gleich einem Baume dreimal und schließen immer wieder in genannter Blattform ab. Die Schmalseiten des Sarges sind je mit einem Kreuze verziert, von denen eines Doppelarme hat, welche ebenfalls in ein Lilienblatt auslaufen. Ueber den First ziehen sich zwei spiralförmig gewundene Stäbe hin und gehen an beiden Enden in Hirschköpfe mit gedrehtem Halse und Geweihe über. Auf allen vier Ecken des Sargdeckels prangen Widderköpfe mit stark gewundenen Hörnern und gleichfalls gedrehtem Halse. Genau in der Mitte des Firstes erscheint auf dünn gespreizten Stäbchen ein Kreuz als Reiter, dessen Balken gabelförmig enden. Die Nägel, womit alle genannten Beschläge befestigt sind, tragen zum Schmucke des Ganzen theils durch ihre flachen, sechseckigen, theils durch hohe viereckige und pyramidale Köpfe das Ihrige bei. Trotz der schematischen und nur angedeuteten Behandlung sind die Thiere leicht erkenntlich, und namentlich die Schnauzen der Hirsche und Widder ungemein charakteristisch gearbeitet, vergleiche dieselben in größerem Maßstab auf Fig. 44 A, B, C. Da das erste Auftreten der roman. Periode als Ornament Thiergestalten liebte, so dürften diese auch hier kaum mehr als eine allgemeine ornamentale Bedeutung haben, wie speziell an Todtenjärgen vorkommt, somit symbolisch nicht zu deuten sein.<sup>1)</sup>

## D. Einflüsse der byzantinischen Baukunst auf Tirol.

Bei einzelnen kirchlichen Bauwerken unseres Landes treten Grundanlagen und Einzeltheile auf, welche auffallend einen byzantinischen Einfluß zeigen. Es ist wie im Orient das Quadrat der länglich gestreckten Basilika des Westens vorgezogen und darüber für deren flache Decke oder leichtes Gerüste ein kräftiger Gewölbebau ausgeführt. Unter anderem kommt dieses System an St. Apollinar in der Vorstadt *Piè di castello* von Trient vor. Esfenwein i. d. Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1859, dem wir genau folgen, läßt dessen Eigenthümlichkeit sogar als ein einheimisches Original gelten, welches durch die Gewölbeanordnung an andere unter byzantinischem Einflusse entstandene Kirchen erinnert, wie ähnliche Erscheinungen in Südfrankreich (*Pereguer*, *Cahors* u. s. w.) oder zu Trebitsch in Böhmen (Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1872), zu Palermo in S. Giovanni degli eremiti auftreten. Am letzteren Baue erscheint nach der Abbild. in *Mothes Baukunst* B. 1., S. 548 auch ein Chor mit Abside wie in der Johanneskirche zu Brigen, was hier in Trient fehlt. Der Ursprung von St. Apollinar reicht nach der Sage bis in die ersten Zeiten des Christenthums zurück, wie auch der uns bekannte *Mariani* berichtet. An der Außenseite dieser Kirche sind römische Steine mit Inschriften und Ornamenten eingemauert. Diese Steine, meist Bruchstücke, sind so mannigfaltig, daß sie nicht einem und demselben, sondern mehreren Gebäuden angehört zu haben scheinen, siehe oben S. 45. Sie stammen von mehreren Tempeln in der Nähe, vor Anderem von jenem auf der Höhe des *Dos Trento*. An der Stelle, wo heute St. Apollinar sich erhebt, kann, wie man häufig annimmt, kein Tempel gestanden sein, denn dieses liegt noch innerhalb der Umfangsmauern des röm. Lagers von *Klein-Trient*, wenn man so sagen darf, wie bereits S. 22 bemerkt ward. Somit kann auch St. *Hermagoras* genau an dieser Stelle eine Kirche nicht errichtet haben, was gegen die Lagerordnung gewesen wäre. — Das gegenwärtige Kirchengebäude läßt Esfenwein nicht weiter als in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts reichen. Wegen seiner interessanten Eigenthümlichkeiten müssen wir aber dasselbe dennoch jetzt schon näher in Betracht ziehen und beschreiben. Das Äußere von St. Apollinar ist zwar ohne besondere architektonische Bedeutung, macht sich aber durch

<sup>1)</sup> Auch fanden sich im Grabe seine, 1 mm. dicke Goldfäden, welche regelmäßig eine auf- und absteigende, mäanderartige Biegung zeigen. Prof. Wieser schließt aus ihrem Vorkommen mit Recht, daß ein Gewand des Helms aus einem golddurchwirktem Stoffe bestanden haben mag. Auf der Brust des Todten entdeckte man sogar ein goldenes Kreuz, welches Fig. 44 in halber Größe wiedergibt. Dessen zierliches, perlbesetztes und mehrfach verschlungenes Band-Ornament umgibt ein gerippter Randleisten. Im kreisrunden Mittelfeld, das mit einem Perlenkranz umgeben ist, erscheint ein nach rechts schauender Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Die Böcher auf den Ecken bedeuten wohl, daß das Kreuz am Gewande angenäht war. Alle Verzierungen daran sind durch Pressung hergestellt; das Goldblech ist ungemein dünn. Die ursprüngliche Bedeutung solcher Kreuze ist noch nicht recht klar, ob sie nämlich Rangabzeichen oder vielmehr Ehrengeschenke von Königen sind, da mehrere derselben das Monogramm langobardischer Könige tragen. Auch im Museum von Trient sieht man ein solches Kreuz (aus *Piè di castello*).

Wir haben es mit einem Fürstengrab zu thun, vielleicht mit dem eines langobardischen Herzogs von Trient, etwa aus dem 8.—9. Jahrhundert, wofür die Blattform i. Fig. 44. b. u. dgl. spricht.



seine überraschende Höhe mit sehr steilem Dache gleich bemerkbar, ja nahezu großartig, da auch auf der Ostseite der Giebel nicht abgesehritten und das Dach nicht zurückgelegt ist, obgleich die bedeutend. Erhöhung erst einer spätern Zeit (15. Jahrh.) angehören dürfte, wie der Spitzbogen der Fenster, Maueransätze und das schlechtere Material verrathen. Der Glockenthurm mit seinen sehr hohen Stockwerken eignet sich bestens zum Ganzen, (siehe Figur 45, (vor der Wiederherstellung des ursprünglichen Portals u. s. w.) Allgemein genommen bildet diese Kirche ein



Fig. 51.

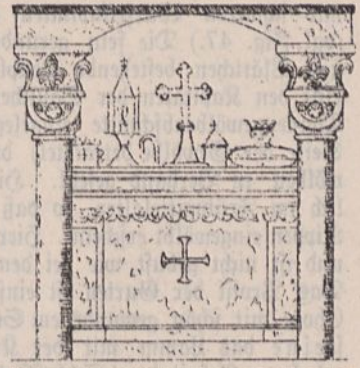


Fig. 50, Ciboriumaltar in St. Romedo.

Fig. 53, Ansicht von St. Florian.

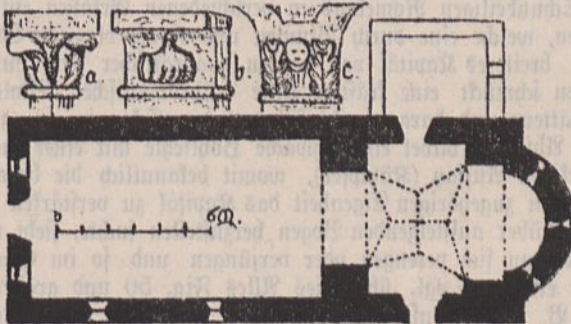
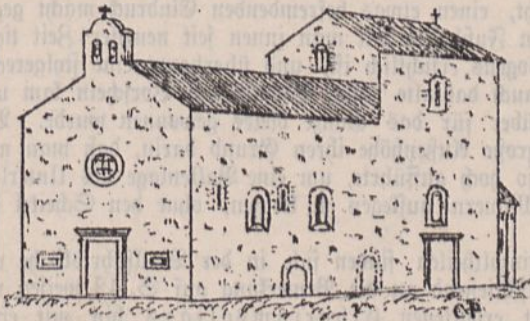


Fig. 52, Grundriß v. St. Florian b. Neumarkt nach C. Bestosta.



Fig. 54, Taufkirche in Brigen.

genau geostetes doppelt so langes als breites Rechteck mit Lesenen an den Ecken und in der Mitte. Im Innern erscheint ein weit vorspringender Triumphbogen beinahe genau in der Mitte der Wandflächen, so daß Schiff und Chor gleiche Größe haben. Ersteres ist nur wegen seiner Unregelmäßigkeit an der südwestlichen Ecke etwas länger, vgl. Fig. 46. Ueber beide Räume wölbt sich je eine achteckige auf 4 Zwickeln ruhende Kuppel. (Figur 48.) An der Bierung von Basiliken kann man einzelne ähnliche Versuche selbst in westdeutschen Kirchen öfter beobachten, jedoch hinsichtlich der Uebertragung auf ein Langsystem steht St. Appollinar mit mehreren Gewölbejochen der bereits erwähnten Kirche zu Trebitsch in Böhmen allein da. Der Triumphbogen ist auf der Stirnseite mit einer Halbsäule gegliedert, die ein sehr flaches, älteres Würfelkapitäl trägt, und in die Ecken dieses Bogens erscheint dann ein halber Würfel eingesetzt, ohne jedoch dem Absätze des Gurtbogens zu entsprechen. (Fig 49.) An der Vorderseite (gegen den Eingang) ist dieser nur einfach kantig, an der Rückseite aber mit einer Hohlkehle gefällig gegliedert.

Die Zwickel, welche das Gewölbe tragen, sind durch einfach wagrechte Vermauerung von einer Schichte über die andere aus der Ecke heraus hergestellt und wie die Wand und die Gewölbeflächen verputzt. Als Anfang der Zwickel tritt ein besonders zugehauener Stein aus der Ecke hervor. Ueber den Zwickeln stehen in den 8 Ecken dünne Säulchen



mit schweren Würfelkapitälern auf eichelförmigen, für so frühe Zeit seltsamen Konjolen (vgl. Fig. 47.) Die fein gerundeten Würfelkapitälern haben eine einfache aus einer Hohlkehle und Plättchen bestehende Deckplatte, die sich als Gesimse am Fuße des Gewölbes fortsetzt. Auf den Kapitälern der Säulchen stehen Gewölbegurten, welche in die Ecken zwischen die acht Tonnengewölbeabschnitte eingelegt sind und wurden wie es scheint (wenn man die obere Seite der Gewölbe betrachtet) durch größere Binder mit den aus Tuffsteinen errichteten Gewölben in Verband gesetzt. Hier sind nämlich die Gewölbe nicht so gebaut wie gewöhnlich im Frühmittelalter, so daß jede einzelne Kappe selbstständig zwischen zwei Gurten oder Rippen eingewölbt erscheint. Hier bildet das Gewölbe eine gerade Ausfüllung zwischen demselben und ist nicht gebust, wie bei den späteren Gewölben, wo man jede Kappe selbstständig findet. Das Profil der Gurten ist einfach kantig, jedoch im Schiffe mit vorgelegtem Rundstabe, im Chore mit schön gewundenem Stabe belebt. (Fig. 47.) Linkeres Gewölbe zeigt im Schlußsteine das Lamm mit der Kreuzesfahne, am ersteren scheint ebenfalls eine Scheibe mit erhabener Arbeit dem Schlußsteine angeheftet gewesen zu sein.

Der Durchschnitt der Kuppeln weist einen ziemlich steilen Spitzbogen auf. (Fig. 48.) Doch sehen dieselben im Innern trotz der Steilheit gedrückt aus, so daß die Kirche, insbesondere weil der Triumphbogen tief steht, einen etwas befremdenden Eindruck macht gegen die bedeutende Höhe des Außern. Den Fußboden hat man innen seit neuester Zeit tiefer gesetzt, so daß der Sockel des Triumphbogens erschütterlich ist, und überhaupt eine stylgerechte Wiederherstellung vorgenommen, wobei auch das alte schöne Portal zum Vorschein kam und durch Herstellung des Radfensters darüber für das Ganze vieles gewonnen wurde. Wie der Durchschnitt in Fig. 48 zeigt, hat die große Außenhöhe ihren Grund darin, daß man nach deutscher Weise die Umfassungsmauern so hoch auführte, um eine Balkenlage als Unterlage für den Dachstuhl wagrecht auf den Mauern auflegen zu können, ohne den Scheitel des Gewölbes zu berühren.

Byzantinische Nachklänge an Einzeltheilen finden sich in der Wallfahrtskirche von St. Komedius im Nonsthal. Anschließend an die Bemerkung auf S. 42 weisen wir auf die Säulskapitälern des noch dort erhaltenen Ciboriumsaltars hin mit einer Nische, welche Reliquien des Schutzheiligen Komedius in verschiedenen Gefäßen enthält, vgl. Fig. 50. Ueber Würfelkapitälern, welche eine durch Blumen und Köpfe verzierte Stirnfläche haben, ist ein zweites, etwas breiteres Kapital von nahezu quadratischer Umfassungform aufgesetzt. Die Mitte desselben schmückt eine kräftige Lilie frühromanischen Stils in einem Büschel von lilienartigen Blättern und daran reiht sich auf den Ecken je eine große übergebogene Lilienblattform. Den Abschluß bildet eine schwache Hohlkehle mit einer mäßig dicken Platte darüber. Diesen viereckigen Aufsatz (Kämpfer), womit bekanntlich die byzantinische Baukunst als einer ihrem Wesen zugehörigen Eigenheit das Kapital zu verstärken und eine breitere Verbindung mit den darüber aufsteigenden Bogen herzustellen suchte, sieht man hier nicht wie gewöhnlich nach unten zu sich verengen oder verjüngen und so im Ganzen gefälliger gebildet, sondern vielmehr erweitert, vgl. über dies Alles Fig. 50 und größer in Fig. 51. D. Mothes führt im 1. B. i. Baukunst d. Mittelalters in Italien eine Menge solcher byzantinischer Kämpferformen im Bilde vor, aber keine ist jenem am St. Komedius-Altar ähnlich; einigermassen nahe kommt eine Form aus St. Vitale in Ravenna, welche Lübke in seiner Geschichte der Baukunst abgebildet hat. — Die Gründung einer Basilika in St. Komedius ist wie S. 42 erwähnt wurde, sehr alt; zu verschiedenen Malen wurden aber nachher dasselbst Bauten vorgenommen, wie wir unten sehen werden. Nach Bonelli's Notizie istor. crit. B. IV. S. 58 war Adalbert aus Baiern 1156—1177 Bischof von Trient, ein großer Verehrer und Wohltäter der St. Komedius-Wallfahrtskirche und dürfte auch Bauten an derselben d. h. am sog. Santuario oder der eigentlich dem Heiligen geweihten Kirche (denn es gibt daselbst mehrere Kirchen) aufgeführt haben. Wahrscheinlich stammt der Ciboriumaltar selbst aus seiner Zeit, wenn er nicht noch älter ist. Da die Basis der Säulchen fehlt und die Bögen, welche die Säulchen verbinden, etwas schwach und ärmlich behandelt sind, so könnte man vermuthen, daß dieser Ueberbau des Altars irgend einmal eine Verstümmelung erlitten habe. Indes auch in dieser einfachen Anlage bleibt er überhaupt und besonders für unser Land dennoch immerhin sehr schätzenswerth; denn wir haben diesen einzigen Ciboriumaltar, welcher noch auf uns gekommen ist.

Ungefähr in der Mitte zwischen Trient und Bozen, 1 Stunde oberhalb Salurn, liegt hart unter der Straße eine kleine romanische Kirche mit einer reich verzierten Abside. Sie ist dem hl. Florian geweiht und gibt der Gegend ihren Namen. Die nächste Umgebung ist trotz der fleißigen Bebauung des Bodens noch heute etwas einsam, wie unwirth-



lich wird dieselbe einstens gewesen sein, wo es in der Thalsohle noch gar keine Felder, sondern nur Auen und Sümpfe um die Ufer der Etich gegeben hat! Deshalb gründete die edle Nächstenliebe des Mittelalters schon frühe hier ein klösterliches Hospiz zur Herberge und Pflege der Reisenden und Pilger. Bei einer Verhandlung in der Burg

Fornigar um die Mitte des 12. Jahrh. kommt bereits ein Zeuge a. St. Florian vor. Oberhalb der Straße auf einem niedrigen Felsenhügel erhielt sich noch bis auf unsere Tage ein geräumiges klosterähnliches Gebäude mit Zellen um einen Innenhof aus dem 14. oder 15. Jahrh. und wird vom Volke das Klosterle genannt. Die Kirche zum heil. Florian verdient aber wegen ihrer höchst eigenthümlichen Anlage eine vor anderen gleich alten Baudenkmalen bevorzugtere Aufmerksamkeit. Wie aus dem Grundrisse u. der Außenansicht in Figur 52 und 53 hervorgeht, hatte man zwischen Schiff und Abside einen dem ersteren gleichbreiten quadratischen, ansehnlichen Bau eingesezt, denselben thurmartig über das Dach der Kirche aufsteigen lassen und ihm sowohl in unteren als auch im oberen Stockwerke durch eigene Fenster eine Beleuchtung zugeführt. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier wieder um ganz eigenthümliche Nachklänge von byzantinischen Einflüssen handelt. Allerdings scheint dieses Chorquadrat lange eine flache Decke aus Holz getragen zu haben und erst in der goth. Periode wie die Sternform beweist, mit einem Steingewölbe versehen worden zu sein. Es dürfte aber dies nur einer Richtvollandung des ursprünglichen Planes zuzuschreiben sein, denn sonst hätte dieser Raum sehr wahrscheinlich auch ein hochsteigendes Kuppelgewölbe erhalten, ähnlich wie St. Apollinar in Trient. Das Neupere von St. Florian macht indes immerhin einen merkwürdigen Eindruck, wie aus Fig. 53 zu ersehen ist. Eine nähere Be-

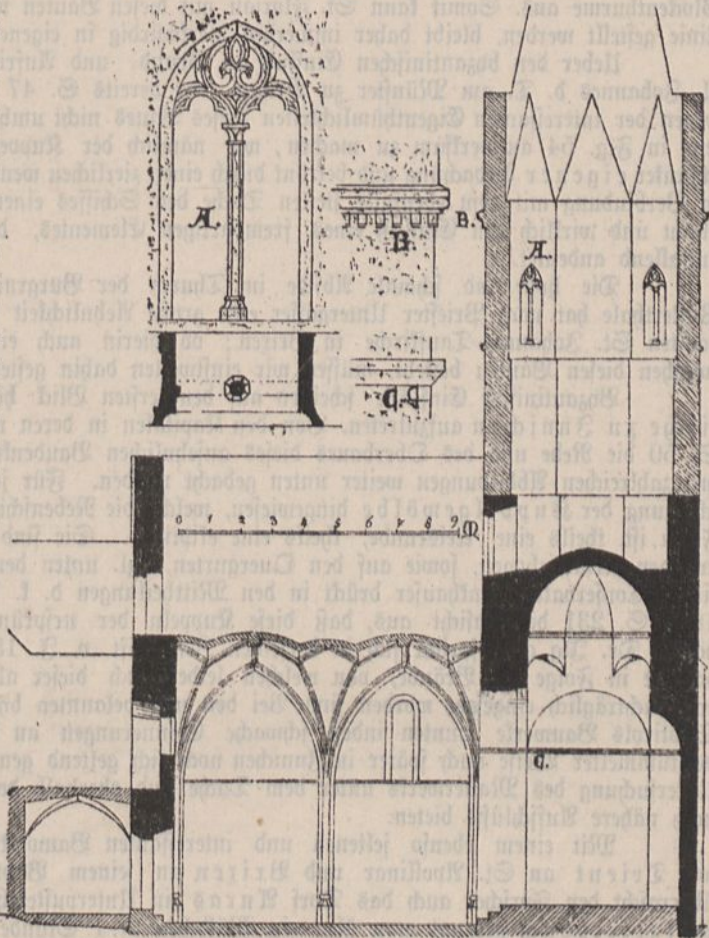


Fig. 56, Längenschnitt v. St. Stefan in Anras.

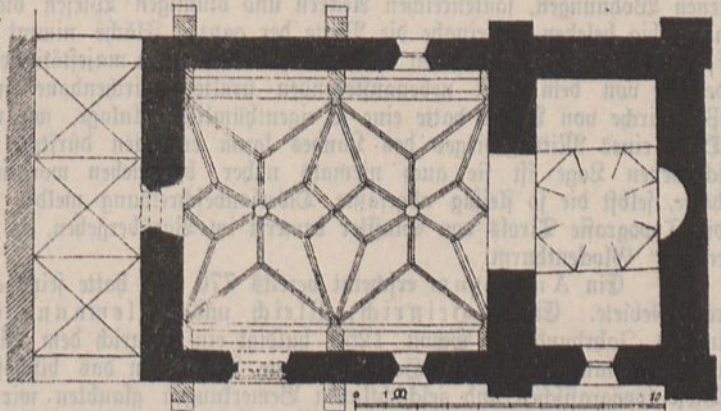


Fig. 55, Grundriß der alten St. Stefansparochie in Anras.

deutung dieses Raumes sehr wahrscheinlich auch ein hochsteigendes Kuppelgewölbe erhalten, ähnlich wie St. Apollinar in Trient. Das Neupere von St. Florian macht indes immerhin einen merkwürdigen Eindruck, wie aus Fig. 53 zu ersehen ist. Eine nähere Be-



Schreibung von St. Florian folgt dann, wo von den romanischen Bauten im Einzelnen die Rede sein wird. In der Umgebung von Bozen werden wir häufig finden, daß ähnliche Chorquadrate fast zur Regel geworden sind, aber diese erscheinen stets verjüngt im Verhältnisse zum Schiffe und bilden sich in den oberen Stockwerken folgerichtig zu einem Glockenthurme aus. Somit kann St. Florian mit diesen Bauten nicht auf eine und dieselbe Linie gestellt werden, bleibt daher immerhin merkwürdig in eigener Art.

Ueber den byzantinischen Einfluß an Grund- und Aufriß der Taufkirche zum hl. Johannes d. T. am Münster zu Brizen, war bereits S. 47 die Rede, wir können aber wegen der interessanten Eigenthümlichkeiten dieses Baues nicht umhin auch auf dessen Außenseite in Fig. 54 aufmerksam zu machen, wie nämlich der Kuppelbau über dem Chore mit schlanker eigener Bedachung und bekrönt durch einen zierlichen wenn gleich späteren Dachreiter in Verbindung mit dem ebenfalls steilen Dache des Schiffes einen überraschenden Eindruck macht und wirklich den Einfluß eines fremdartigen Elementes, das zu Grunde gelegt ist, auffallend andeutet.

Die hohe und schmale Abside im Thurm der Burgruine Rofel bei Sand im Pustertthale hat nach Priester Untergasser eine große Aehnlichkeit mit jener der so eben gedachten St. Johannes-Taufkirche in Brizen; ob hierin auch eine weitere Verwandtschaft zwischen diesen Bauten besteht, müssen wir einstweilen dahin gestellt sein lassen.

Byzantinische Einflüsse scheinen auf den ersten Blick hin auch an der Stiftskirche zu Innichen aufzutreten. Von den Kapitälern in deren uralten Krypta war bereits S. 50 die Rede und des Oberbaues dieses ansehnlichen Baudenkmales wird in Verbindung mit zahlreichen Abbildungen weiter unten gedacht werden. Für jetzt sei auf die seltene Erscheinung der Kuppelgewölbe hingewiesen, welche die Nebenschiffe daselbst eindecken. Ihre Form ist theils eine kreisrunde, theils eine elliptische. Sie sind flach gehalten und ruhen auf den Arkadenbögen, sowie auf den Quergurten, vgl. unten den Grundriß dieser Stiftskirche. Conservator Tinkhauser drückt in den Mittheilungen d. k. k. Cent.-Commission v. J. 1858 S. 231 die Ansicht aus, daß diese Kuppeln der ursprünglichen Bauanlage angehören, Dr. Jlg aber spricht sich in derselben Zeitschrift v. J. 1885 S. LIII. dahin aus, daß sie in Folge der Brände, von welchen leider auch dieser alte Bau heimgejucht ward, erst nachträglich eingeseht worden sind. Bei den uns bekannten byzantinischen Einflüssen auf Südtirols Baumerke könnten indeß schwache Erinnerungen an den Orient, wenngleich in verstümmelter Weise auch später in Innichen noch sich geltend gemacht haben. Eine genaue Untersuchung des Mauerwerks unter dem Dache und oberhalb der Kuppeln dürfte vielleicht noch nähere Aufschlüsse bieten.

Mit einem ebenso seltenen und interessanten Bauwerke byzantinischen Einflusses wie Trient an St. Apollinar und Brizen an seinem Baptisterium aufzuweisen hat, überrascht den Forscher auch das Dorf Anras in Unterpustertal. Von der Bahnstation Abfalterzbach gelangt man über ein Wäldchen in 1 Stunde auf eines der allerliebsten Mittelgebirge Tirols, wo mehrere Kirchen meist höheren Alters umgeben von reinlich gehaltenen Wohnungen, saatenreichen Aekern und blumigen Wiesen die ganze Gegend ungemein anmuthig beleben. Weinade die Mitte der ganzen Fläche nimmt die geräumige St. Stefans-Pfarrkirche ein, an ihrer Südseite mit einem majestätischen Glockenthurm geschmückt, den sie von dem einst nebenanstehenden uralten Kirchenbaue entlehnt hat. Diese älteste Pfarrkirche von Anras hatte eine so eigenthümliche Anlage, wie man sie in dem einsamen Dorfe eines Mittelgebirges des Landes kaum erwarten dürfte. Wegen dieser mehr abgesehenen Lage ist sie auch niemals näher beschrieben worden, so sehr sie es verdient hätte, selbst die so fleißig abgefaßte Diöcesanbeschreibung meldet keine Sylbe darüber, nur die Topografie Tirols von Staffler bemerkt im Vorübergehen, es gebe daselbst einen „acht-eckigen“ Glockenthurm.

Ein Anarasum erscheint bereits 770 und hatte seine eigenen Herren mit großem Gebiete. Einem Heinrich, Ulrich und Altemann von Anras begegnen wir im 10. Jahrhundert. Schon 1252 huldigt ein Heinrich dem Bischof Bruno von Brizen und bald kam die schöne Herrschaft von Anras an das bischöfliche Hochstift für immer. Diese topografischen und geschichtlichen Bemerkungen glaubten wir vorausschicken zu müssen, um das Entstehen des so höchst interessanten Thurms leichter uns erklären zu können. Die Herren von Anras scheinen großen Kunstsinne gehabt zu haben und zwangen durch die ursprüngliche Anlage des Baues den Bischof ihnen zu folgen. Der Bau ihrer St. Stefanskirche erforderte, wie wir sehen werden, einen ebenso tüchtigen Baumeister, sowie geübtere Werkleute.



Die gegenwärtige Pfarrkirche schaut gegen Westen, wurde vom Jahre 1753—56 erbaut und Knoliers Pinsel hat sie geschmückt. Gegen Süden lehnt sich ihr Presbiterium an die Ostseite ihrer uralten Vorgängerin an, deren einstiger Kuppelthurm zum Glockenthurm mit einer etwas späteren Erhöhung nun zu dienen hat. Wie der Grundriß und Aufriß (Längendurchschnitt) in den Figuren 55 und 56 zeigt, schloß die alte Stefanskirche gegen Osten geradlinig ab und hatte einen massenhast angelegten Chor in Form eines etwas verschobenen Rechtecks, welches dem Schiffe gegenüber wiederum die symbolische T förmige Kreuzesgestalt der ältesten Basiliken bildet. Die Ostwand ist so massiv angelegt, daß die Abside darin Platz findet, ohne nach außen auch nur im mindesten vorzutreten. Zur weiteren Verstärkung der Wände sehen wir außen noch kräftige Lesenen angebracht. Ueber der Mitte des Kreuzschiffes und Chores erhebt sich ein Kuppelbau, welcher vermög eingesetzter Zwickel in ein schlankes Achteck übergeht, mit Nischen sich krönt und in einem Helm ausläuft. Fig. 57, S. 75. Die Ansätze des Kuppelthurms zu verstärken hat man die Kreuzarme mit Lonnengewölben versehen. Das Schiff hatte nur zwei Wandfelder oder Traveen und war mit einer ebenen Decke aus Holz versehen. Im 15. Jahrhundert setzte man dafür ein Rippengewölbe ein und fügte außen Strebepfeiler an. Wir haben es somit hier mit einem ebenso ähnlichen und interessanten Baue zu thun, als welchen sich uns die St. Johanneskirche am Münster zu Brigen darbitet, nur ist hier alles massiver und großartiger, kurz wie es sich für eine ansehnliche Pfarre geziemt, ursprünglich schon angelegt worden, besonders an der Kuppel, welche man allerdings etwa erst im 13. Jahrhunderte zu einem förmlichen großartigen Kuppelthurme ausgebildet hatte. Byzantinische Einflüsse haben wir hier wiederum ganz handgreiflich ausgesprochen und etwas anders durchgeführt. Figur 57 gibt die Reste der Außenseite welche von diesem so sehr merkwürdigen Baudenkmale auf uns gekommen sind. Beim Neubau der gegenwärtigen Pfarrkirche hat man das altherwürdige St. Stefan hart mitgenommen; das Kreuzschiff wurde zur Sakristei, das erste Travee des Schiffes in eine Todtengruft umgeschaffen und das zweite ist in das bischöfliche Amt- oder Pfleghaus aufgegangen. Dieses lag von jeher oder doch seit dem 15. Jahrhundert vor der Westseite der St. Stefanskirche, aber durch einen Gang davon geschieden. Dieser eine Art Vorhalle bildend soll überwölbt worden sein und hatte im oberen Stockwerke einen Bethor für den Fürstbischof.

Faßt man zum Schluß die Durchführung des Ganzen von St Stefan näher in's Auge, so macht sich daraus die größte Einfachheit bemerkbar und aus Mangel an tauglichen Steinen in der Umgegend half man sich mit Mörten aus; so ist der höchst eigenthümliche, reich behandelte Bahnschnitt am „Fries des Ostgiebels“ Fig. 58, aus Mörten hergestellt, nur die zwei Schnecken, in welchen er oben und vielleicht auch unten abschloß, sind aus Hausteinen sowie die Säulchen an den Schallfenstern und die Gesimse des Thurms, vgl. Fig. 56 A B C. Das Gesims C in der Abside und am Triumphbogen besteht wie zu St. Johann in Brigen aus einer schwachen Hohlkehle mit einer etwas stärkeren Platte darüber.

Auf byzantinische Einflüsse, welche plastische Arbeiten betreffen, machten wir bereits auf Seite 63 (unten) den Leser aufmerksam, über andere wird am Schlusse der romanischen Periode die Rede sein.

## E. Die romanische Periode vom Jahre 1000—1300.

Auf Tirol, einem Lande zwischen Italien und Deutschland mitten innen gelegen und mit beiden durch eine Weltverkehrsstraße stets verbunden, konnte der Umschwung auf dem Gebiete der Künste, welcher in den großen Nachbarsländern seit dem Schluß des ersten Jahrtausends vor sich ging, nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben. Die Weltrolle der Römer hatten bereits die Karolinger übernommen und suchten mittelst der Kirche die verschiedenen Völkerschaften auch in geistigen Dingen zu einigen. Dieses hohe Ziel leichter zu erreichen, schlossen sich die Landesfürsten unmittelbar an die Bischöfe und Mönchsäbte an. Bis zum Geringsten herab wurden alle diese auf hohe Lebenswahrheiten gegründeten neuen Einrichtungen gut und willig aufgenommen. Darob herrschte allgemeine Freude und Viele wurden zu frommen Stiftungen, zum Baue und zu reichlicher Ausstattung von Kirchen und Kapellen in demselben Maße begeistert wie andererseits schöne Pallas mit bemalten Sälen in den Ritter-Burgen herzustellen. Auf Seite des Staates bildeten sich Städte und durch die das Gewerbe oder die Kunst betreibenden Bürger wurden Zünfte oder



Innungen zur Wahrung gemeinsamer Interessen sofort ins Leben gerufen. Auf Seite der Kirche standen die Ritter, die Mönchsklöster und geistlichen Ritterorden. Im Verlaufe der Beschreibung einzelner Baudenkmale wird der Leser wahrnehmen, daß alle diese Vereinsbände der Entwicklung verschiedener Künste in Tirol sehr günstig waren, denn man wetteiferte förmlich sich gegenseitig in den edelsten Zielen zu übertreffen. Es erhoben sich mitunter selbst großartige Kunstwerke, welche mit vollem Rechte noch heute unsere Bewunderung in hohem Grade verdienen.

Die Geschichte des nördlichen Landestheiles von Tirol waren zuerst mit denen des Herzogthums Baiern, dessen südlichste Gauen derselbe bildete, innig verflochten, während das Loos des tieferen Südtirols unter den Königen Konrad I. und Heinrich I. von jenen des Königreichs Italien abhing. Dort wie hier finden wir immer wieder reiche Geschenke an die Kirchen und weltliche Fürsten wie geistliche Würdenträger, welche die Kunst vom Herzen liebten.

Wichtig für die Entwicklung und Pflege der schönen Künste war auch die Ernennung der Landesbischöfe zu Reichsbischöfen. Als solche konnten sie bei ihrem größeren weltlichen Besitze ihr Ansehen und ihren Einfluß immer mehr nach allen Seiten hin vermehren. Das heutige Gebiet von Tirol und Vorarlberg war damals (11. und 12. Jahrhundert) theilweise 8 bischöflichen Sprengeln zugetheilt. So gehörte das Innthal am linken Flußufer theils nach Freising, theils nach Chiemsee, am rechten aber nebst den Dekanaten Windischmatri und Lienz nach Salzburg, (ausgenommen das Brizenthal). Das Lechtal war dem Bisthume Augsburg, Vorarlberg theils jenem von Konstanz, theils wie Binstgau (am linken Ufer) dem von Chur, Valsugana und Primör nach Feltre, Avis und Brentonico nach Verona zugetheilt. Den größten Theil des Landes hatten immer die Bischümer Trient und Brixen inne.

Bereits Karl d. Gr. hat bei seinem siegreichen Zug über das Sulzthal nach Judicarien dieses Gebiet der Kirche von Trient geschenkt. Am 31. Mai 1027 erhielt deren Bischof Udalrich von Kaiser Konrad II. die Grafschaft Trient, nachdem dieser sie von der Mark Verona losgerissen hatte. Zwei Tage darauf, am 1. Juni schenkte er demselben auf dem Gebirge Ritten, über welchen damals die Straße nach Deutschland führte, auch noch dazu die Grafschaften Bozen und Binstgau. Dann zog er nach Pusterthal, wo er zu Stegen bei Bruned den Bischof Hartwig von Brixen mit der Grafschaft im Eisack- und Innthale befehnte. Diese besaßen vorher die Welfen.

Die Kreuzzüge trugen wie anderwärts in Europa zur Entfaltung künstlerischer Unternehmungen selbst in Tirol sehr viel bei. Auch mehrere Edle vom Lande nahmen das Kreuz. Von der Einführung einzelner Sculpturen durch Kreuzritter oder Pilger bringen uns Innichen und Matri thätigliche Beweise. Solche hochverehrte Bildwerke blieben kaum ohne irgend einen Einfluß bei Herstellung von neuen Werken. Der wahre Hort der Künste wie der Wissenschaften war die stille Klosterzelle. Wir begegnen in Tirol verhältnismäßig einer hübschen Anzahl von Klöstern für Mönche und Nonnen im Verlaufe des 12. u. 13. Jahrh. Es sind: St. Lorenz in Trient (um 1150 von Benediktinern bewohnt, dann anderen Orden eingeräumt); die Augustiner zu St. Michael a. d. E. (1145 vom Bischof Altmann errichtet und in diesem Jahre dessen Kirche geweiht), in der Au bei Gries 1166 durch die Herren von Eppan-Mareit gegründet und zu Neustift bei Brixen i. J. 1142 durch sel. Hartmann Bischof gestiftet); die Dominikaner und die Barfüßer (Franziskaner) zu Bozen, beide um 1270—72 auftretend; Marienberg in Binstgau (v. J. 1169); und Georgenberg bei Schwarz (im 12. Jahrhundert ansehnlich sich erweiternd) beide nach der Regel des hl. Benedikt. Im Jahre 1143 wurde Innichen in ein Collegiatstift umgewandelt und gänzlich umgebaut; Wilten wird 1140 neugegründet (Prämonstratenser-Orden und Doppelkloster.) Stams (Cisterzienser) v. J. 1272 ist die jüngste Stiftung für Männer; Mehrerau b. Bregenz durch Graf Ulrich IV. (v. Bregenz) im Jahre 1098 für Benediktiner-Mönche neugebaut.

Von Nonnenklöstern können aufgeführt werden: St. Anna in Trient, Minoriten-Ordens (1258 wurden diese Nonnen ganz beraubt); dann die Clarissinen daselbst zum hl. Michael außerhalb der Stadt (um 1273 ebenfalls ausgeplündert) und das Kloster zu Brixen 1221 ins Leben gerufen; das Marienkloster der Benediktinen zu Sonnenburg (Suanapurt = Sühne = Burg) im Pusterthal v. J. 1020; die Dominikanerinnen zu Lienz v. J. 1243, jene zu Maria-Steinach in Agund, im J. 1250 gegründet von Adelheid aus dem Geschlechte der Herren v. Tirol, und endlich zu Bludenz, wo im Jahre 1286 August Friedrich I. Bischof von Chur im Frauenkloster St. Peter die Regel des hl. Dominikus einführte.



Von nicht geringem Einfluß auf das Kunstgebiet dürften selbst die vielen ausländischen, meist bairischen Klöster durch ihre Besitzungen fast im ganzen Lande gewesen sein. Zuerst erscheint das Stift Freising in Gries wie wir von S. 44 wissen. Dann hatten Besitzungen z. B. Altdorf zu Bozen; Biburg zu Lans, Matrei, Navis, Gufidaun und Bozen; Chiemsee in Zillertal und zu Abjam; Dieffen zu Amras, auf dem Schönberg, in Stubai und zu Bozen; St. Emeran bei Bozen, Fernbach Salzantheile in Hall; Kempten, Ottobaiern und Polzingen zu Brädl, Ratters, auf dem Iselberg und den Ellbögen und zu Eisens; die Abtei Regensburg zu Bozen; Kott zu Pillersee im Leukenthal, Wipptal, Stubai, auf dem Nitten und bei Bozen; Scheftlarn Salzantheile in Hall; St. Beno zu Tersens; Steingaden, Tegernsee und Weihenstephan zu Bozen; Ettal in Tramin (am Gaisbühel noch 1703). Wessobrunn zu Bräitenberg (Brandenberg?); Einsiedeln in der Schweiz befaß St. Gerold in Borarlberg seit dem Jahr 1000.

Auch wäre an die vielen Stiftungen von Hospitälern zu erinnern, welchen wir viele interessante und theilweise noch erhaltene Baudenkmale verdanken. Zu deren Gründung gaben die vielen Pilgerreisen in das heil. Land, welche sehr häufig von armen Leuten unternommen wurden, die nächste Veranlassung. Vordrugsweise hatten sie sich in Folge der letzten Kreuzzüge vermehrt. Zur Herberge und Pflege der Pilger entstanden daher über das ganze Land hin eigene Häuser mit Kapellen. So z. B. gründete Bischof Altmann von Trient 1124—1149 ein Hospital zu Albiano (im Cembrathal) zum heil. Blasius (?) (Bonelli Notizie ec. Trid. IV, 646); 1127 Dominikus de Marchis Pizzani Vermilii das Hospital zum heil. Bartholomäus auf dem Tonal; Domherr Richer und Bischof Hartmann 1157 das hl. Kreuzspital zu Brixen, und 1183 Bischof Salomo ein gleichbetiteltes zu Trient; auch St. Florian bei Neumarkt erscheint um diese Zeit; 1194 stiftete Ulrich von Arco das St. Thomaspital zum hl. Albert zwischen Arco und Riva und seit 1191 ist eine ähnliche und denselben Heiligen geweihte Anstalt zu Romeno auf dem Ronsberg bekannt. 1197 kamen das Hospital St. Hilar zwischen Roveredo und Riva und das Marienspital zu Senale oberhalb Eisens zu Stande. Um 1202 bauten Girolabus

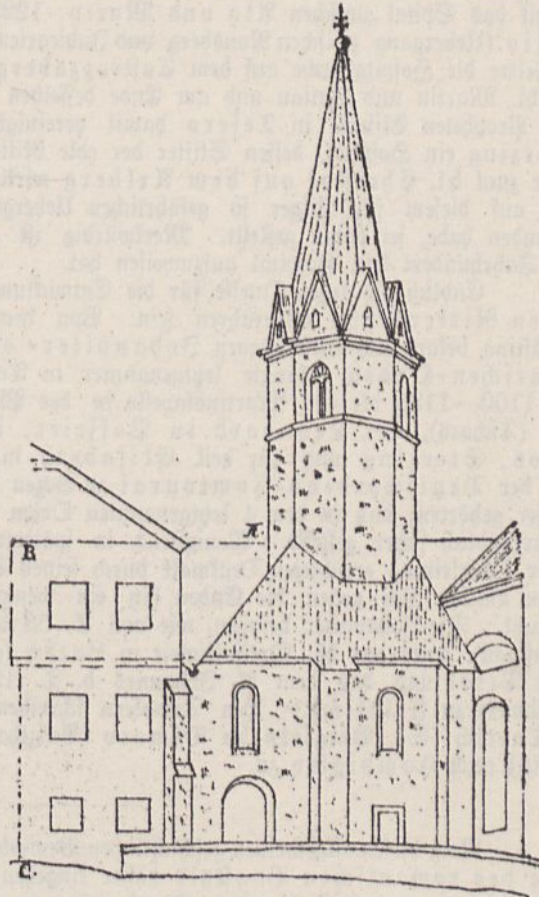


Fig. 57, Außenansicht von St. Stefan in Amras.

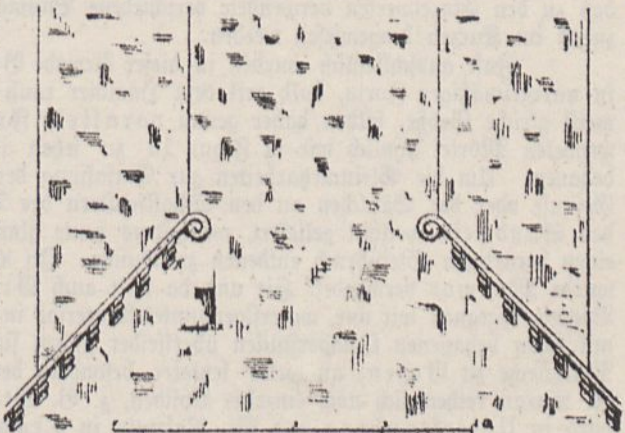


Fig. 58, Ostgiebel von St. Stefan in Amras.



und seine Gemahlin Mechtild zu Bozen jenseits der Eisackbrücke unter der Beste Weineck eine St. Johannes-Kirche und ein Hospital und Bischof Konrad übergab es dem Deutsch-Orden. Das Spital zur Gottesmutter in Lengmoos auf dem Ritten entstand 1210, jenes zu den 12 Boten bei Klausen errichtete 1213 Bischof Konrad von Brixen; 1214 erscheint das Spital zwischen Ala und Marco, 1222 das zu Ehren Mariens auf Campiglio (Uebergang zwischen Nonsberg und Judicarien). Um 1210—13 weihte Bischof Philipp v. Feltre die Hospitalkirche auf dem Castrozzaberg (zwischen Fleims und Primör) zu Ehren des hl. Martin und Julian und am Ende desselben Jahrhunderts wurde die Pilgerherberge zum Propheten Eliseus in Tesero damit vereinigt. Der deutsche Orden hatte 1241 zu Sterzing ein Hospital, dessen Stifter der edle Ritter Hugo von Taufers war. Ob die Herberge zum hl. Christof auf dem Arlberg wirklich erst 1348 ganz neu errichtet wurde und auf diesem für Pilger so gefährlichen Uebergange früher keine ähnliche Einrichtung bestanden habe, sei dahin gestellt. Merkwürdig ist es allerdings, daß Nordtirol vor dem 14. Jahrhundert kein Hospital aufzuweisen hat.

Endlich als letzte Quelle für die Entwicklung der Künste dürften noch die geistlichen Ritterorden anzuführen sein. Von dem im Laufe des 11. Jahrhunderts in Palästina bekanntlich entstandenen Johanniter- oder Maltheser-, Templer- und Deutschen-Orden erlangte letztgenannter in Tirol am meisten Bedeutung. Er erhielt um 1100—1125 die St. Martinuskapelle in der Pfarre Göflan, die Kirche zu Schar-des (Tschars), St. Leonhard in Passeier, die Kirche von Schlanders, Lengmoos, Sterzing und zur heil. Elisabeth in Trient. Im Jahre 1236 ist zuerst von der Deutschordens-Comtourai zu Bozen die Rede, wohin alle tirolischen Ordenshäuser gehörten; daß in den 4 letztgenannten Orten auch ein ihm gehöriges Spital bestand, ist urkundlich sicher gestellt. Wenigstens in späterer Zeit hat er alle von ihm oder unter seiner Oberleitung errichteten Denkmale durch seinen Schild mit einem gleicharmigen Kreuze, dessen Balken sich gegen die Enden hin ein wenig erweitern, fast durchgehends kenntlich gemacht. Die Johanniter besaßen, wie von S. 58 bekannt ist, das Hospital zu Taufers (Winstgau), jenes zur hh. Dreifaltigkeit in Latjch (gestiftet 1226 durch Grafen Albert von Tirol und das dem hl. Johannes d. T. 1218 durch Graf Hugo von Montfort gewidmete zu Feldkirch). Den Templern schreiben die Geschichtsforscher St. Medardus in Latjch, St. Brigitta bei Dimaro (Sulzthal) und nach Gnesotti (Geschichte von Judic.) auch Campiglio zu.

Nach diesen allgemeinen geschichtlichen Bemerkungen wollen wir nun in das Wesentliche des romanischen Baustyls näher eingehen und dessen Entwicklung an den „tirolischen noch bestehenden Denkmalen der Baukunst“ nachzuweisen suchen, wobei sehr interessante Ergebnisse zu Tage treten werden. Nicht ohne Einfluß hierauf erweist sich das zu den Einzelwerken verwendete verschiedene Baumaterial, daher soll auch auf dieses zuerst im Kurzen hingewiesen werden.

Fast ausschließlich wurden in dieser Periode Bruch- und Backsteine benützt, bald in unregelmäßiger Form, bald mit dem Hammer rauh zubereitet, jedoch haben diese Steine meist gleiche Größe, bilden daher genau parallele Fugen und liegen im reichlich verwendeten Mörtel ähnlich wie in Figur 13 zu sehen ist. Fleißiger wurden die Ecksteine behauen. Um die Steinmezarbeiten zur Einfassung der Portale, zur Herstellung der Sockel, Gesimse oder der Säulchen an den Schallfenstern der Thürme zu ermöglichen, trifft man den Sandstein weithin geliefert, wenigstens heute glaubt man in manchen Orten nur ferne einen derartigen Steinbruch entdecken zu können. In Winstgau, sowie in und um Trient wurde Marmor verwendet. Hier und da tritt auch Granit und Porphyr auf. Reicheren Bauten begegnen wir nur, wo erstgenanntes Material in der Nähe zu bekommen war. Mauern mit schön behauenen Quaderstücken überkleidet finden sich am Dome zu Trient und an der Pfarrkirche zu Bozen, an welcher letzterer besonders der Unterbau der Thürme entscheidend ist. Daran reißen sich noch einzelne Absiden, z. B. St. Florian bei Neumarkt, St. Leonhard in Unterfennberg und St. Valentin in Tramin. Auch viele Gewölbe sind aus Bruchsteinen, die meisten aber aus Tuff oder Ziegeln erbaut. Sonst finden sich letztere nur an einzelnen Thurmpyramiden verwendet, einen Kirchen- oder Thurmbau aus gebrannten Ziegeln gibt es nicht mehr. Ein Backsteinbau war aber der alte Dom von Brixen wie Linthauer i. d. Mittl. d. l. k. Cent.-Commis. v. J. 1861 S. 93 nachweist. Porphyrplatten dienten als Eindeckungsmaterial kleinerer Bautheile wie der Absiden, wovon zu St. Johann in Bozen noch ein altes Muster erhalten ist. Das Holz spielt in der Profan-



Baukunst eine große Rolle, an kirchlichen Gebäuden ward dieses Material kaum mehr als vorübergehend benützt und bald durch Steinwerke ersetzt, nur Vorhallen erhielten sich länger aus Holz. Ein interessanter Pfeiler von einer solchen Vorhalle an St. Nikolaus in Windischmatrei ist in Fig. 59 abgebildet. Er stand mitten in der Vorhalle und stützte über einen unförmlich behauenen Steine sich erhebend die Kreuzung des Dachgebälkes. Die ganze Arbeit ist roh, ohne schöne Form verdient aber des hohen Alters willen unsere Aufmerksamkeit. Der Schaft in Achtecksform trägt eine Art Würfelkapital, dessen Kanten an die rückweichenden Seiten des Achtecks mittelst eines knollenartigen Ansatzes (Eckknollen) sich anschmiegen. Dieselbe Gestalt hat das Fußgesims des Pfeilers. Auf dem Sockel sehen wir eine Art des romanischen Rautenschmuckes (Kreise und Quadrate), am Kapital und Fußgesims aneinander sich schließende, offene Ringe und über die Seiten laufen Schnüre herab. Der ganze Bau hat etwas phantastisches und ungewöhnliches an sich, wie es dem romanischen Style oft eigen ist. Schwieriger dürfte es sein andere Reste aus alten Holzbauten zu entdecken, so sehr auch derselbe theilweise in den Burgen, besonders aber an den Bauernhäusern bis in unser Jahrhundert herauf geblüht hat. Der Zahn der Zeit, Feuersbrünste und vielleicht am meisten die Gleichgiltigkeit unserer Tage haben nahezu alles zerstört, eine Erinnerung blieb uns nur hier und da in Abbildungen, welche jedoch größtentheils ungenau sind. Nachrichten über Bauten aus Holz hat uns die Gründungsgeschichte des Klosters Stams aufbewahrt. Darin heißt es, daß im Jahre 1272 zwölf Priester und fünf Laienbrüder des Cisterzienser-Ordens mit ihrem Abte Heinrich v. Hochstetten aus Kaisersheim kamen und um die sehr alte „St. Johanneskirche im Walde“ sich niederließen. Als ihre Wohnungen wurde ein hölzernes Gebäude hergestellt und mußte von ihnen mehr als 10 Jahre benützt werden, bis ein Kloster aus Stein entstanden war.

Es ist nicht lange her, daß die Kunstweise des Mittelalters, v. Karl d. Gr. an bis zum Auftreten der Gotik kurzweg als „byzantinisch“ bezeichnet wurde. Jetzt ist man aber über diesen Irrthum, wenigstens was die Baukunst anbetrifft, völlig einig. Für die Malerei und Plastik hat man in der wissenschaftlichen Forschung erst mit der Auseinandersetzung begonnen, gewiß wird auch hier die lateinische Grundlage der Entwicklung und Selbstständigkeit ihres Fortganges immer klarer werden. Einzelne Einflüsse, ja orientalische Kunst haben sich allerdings geltend gemacht wie wir eben, S. 68 ff. bereits gesehen haben. Die Verbindung mit dem Orient und die Handelseinfuhr von Erzeugnissen seines Kunstfleißes sowie die gesteigerte Berührung mit demselben seit den bedeutungsvollen Kreuzzügen war zu groß, daß dies alles ohne bedeutende Wirkung geblieben wäre. Es sind aber nur zerstreute Elemente, welche herüber bezogen wurden oder als romantischer Puz dem eigenen Wesen sich angehängt haben. Hingegen die Gesamtanlage des Kirchengebäudes setzt die von der altchristlichen Zeit festgestellte Richtung fort. In der

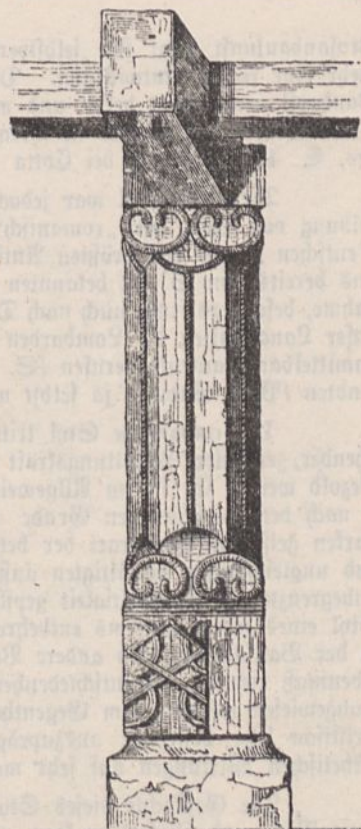


Fig. 59, St. Nikolaus b. B.-Matrei.

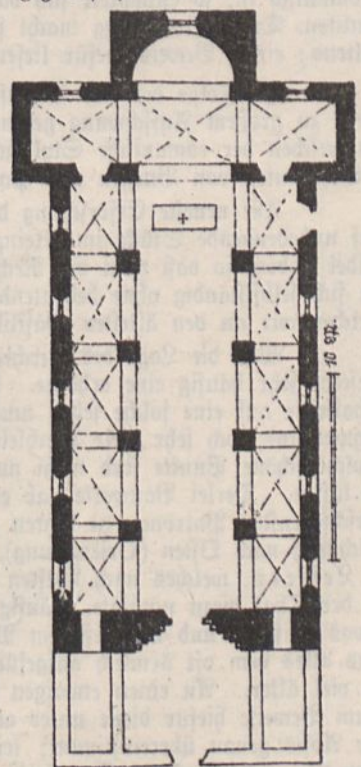


Fig. 60, Kirche d. Klosters Marienberg.



Profanbaukunst zeigt sich selbstverständlich wegen anderer ganz anderer Verhältnisse noch mehr eine freiere Entwicklung. Diese nun nicht byzantinische und nicht mehr altchristliche Baukunst nennt man besser und mit Recht **die romanische**. Dieser Meinung sind auch z. B. Dehio und Bezold in ihrem neuesten Werke: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, S. 47, Stuttgart bei Cotta

Dieser Baustyl war jedoch nicht in vorzugsweisem Sinne eine Schöpfung und Ausbildung von Seite der „romanisch“ redenden Völker, sondern es hatten alle Länder und die Deutschen gerade den größten Antheil daran. Er kam von der Lombardei aus durch die uns bereits von S. 60 bekannten Comaszen über ganz Italien und bis England zur Aufnahme, besonders frühe auch nach Deutschland und bildete sich überall eigenthümlich aus. Auf unser Land hatten die Lombarden einen großen Einfluß; von dorthier wurden ja wiederholt unmittelbar Bauleute berufen (S. 60, 61), obgleich auch wir wiederum einzelne nach Süden sandten (Pisa, Padua), ja selbst nach Deutschland (Münster i. Westphalen.)

Der romanische Styl tritt nicht mit einer ganz neuen organischen Idee von beherrschender, zentraler Gestaltungskraft auf, wie das gothische Gewölbe- und Strebeisystem, bemerkt Bezold weiter. Er ist im Allgemeinen nur eine Umgestaltung der römischen Bauweise, welche je nach dem verschiedenen Grade der Kenntniß von letzterer und nach der verschiedenen starken geistigen Sonderart der beteiligten Völker oder Stämme, dann nach den wechselnden und ungleichmäßig bewältigten äußeren Bedingungen der Technik und des Materials in fast unbegrenzter Mannigfaltigkeit gepflegt wird. Ja es scheint oft, wie wenn der romanische Styl eines jeden Systems entbehren würde. Dafür sprechen aber nur zufällige Unordnungen in der Bauführung und andere Verstöße, welche sich oft allerdings auch gegen das gewünschte Ebenmaß richten. Unentschiedenheit des Gedankens an einzelnen Werken kann aber nicht nachgewiesen werden. Im Gegentheil weiß der romanische Styl das Besondere und Charakteristische sehr bestimmt auszuprägen. Er strebt selbst nach malerischen und überhaupt ästhetischen Wirkungen auf sehr mannigfaltige Art.

Die Geschichte dieses Styles zeigt eine beständige Weiterentwicklung desselben, von einer Reife und Zerkleinerung kann niemals die Rede sein. Wie das Gothische ein gesteigertes Romanisch ist, so entwickelt sich das Romanische in fließendem Uebergang aus dem Christlich-Antiken. Dieser Uebergang macht sich wie in vielen anderen Ländern auch in Tirol wiederum geltend; einen Beweis hiefür lieferte bereits die Figur 35 auf S. 51 u. n. a.

In Folge des am Schlusse vom 1. und dem Beginn vom 2. Jahrtausend allgemein zu großem Aufschwung gelangten kirchlichen Lebens sind es meist „religiöse“ Gebäude, an welchen der romanische Styl sich zu entfalten Gelegenheit fand, obgleich es an einzelnen Prachtbauten von Burgen und Pallästen nicht fehlte.

Die neueste Erforschung der Katacomben hat bewiesen, daß die alten Christen bis auf unbedeutende Stücke im Kleingewerbe herab, Alles für ihren religiösen Kultus ausgebildet haben, so daß man mit Recht schließen kann, sie haben gewiß auch das Kirchengebäude an sich selbstständig ohne bedeutendere Einflusnahme der Antike zu jenem Ausbau gebracht, welchen wir an den ältesten Basiliken bewundern.

Was die Lage des Kirchengebäudes in der romanischen Periode anbelangt, so ist dieselbe sehr häufig eine erhöhte. Sei es auch, daß man in Tirol, vor anderem in der Thalsohle auf eine solche sehen mußte, um vor den Wildbächen besser sicher zu sein, so begnügen uns doch sehr viele Kirchlein auf Hügeln und Anhöhen mit wunderschöner Fernsicht. Solche schöne Punkte sind wohl nur absichtlich gewählt, um das Gotteshaus weithin leuchten zu lassen. Derlei Bauwerke gab es über das ganze Land hin zerstreut und sie sind den verschiedensten Patronen zu Ehren geweiht. Alle beobachten die „hl. Baulinie“ oder eine Richtung nach Osten (Orientirung), nur sehr wenige weichen davon ab, z. B. St. Peter b. Leifers, welches nach Westen schaut, weil die Lage des Hügels, worauf es sich erhebt, in der That hiezu nöthigte. Häufig ist die Abside als vornehmerer Bautheil, als Altarraum etwas fleißiger und mit besserem Materiale gebaut, mit Sockel und Dachgesims versehen, was alles dem oft ärmlich aufgeführten Schiffe fehlt, so daß man meinen möchte, die Abside sei viel älter. An einen etwaigen späteren Anbau des Schiffes ist aber fast nie zu denken. Zum Beweise hiefür diene unter anderem die Form der Fenster, welche mit jener an der Abside genau übereinstimmt; leider sind die Fenster des Schiffes meistens modernisirt oder neu ausgebrochen. Der fleißige Forscher entdeckt die ursprünglichen ganz schmalen und niedrigen häufig daneben vermauert und kann das Alter des Schiffes dann leicht bestimmen.



Um nun das Wesen des romanischen Stils näher kennen zu lernen, ist ein theilweiser Hinweis auf das altchristliche Kirchengebäude und ein Vergleich mit demselben durchaus notwendig.

Fassen wir den Abschluß der romanischen Kirchen gegen Osten, zuerst ins Auge, so bildet denselben nicht immer eine halbkreisförmige Abside, sondern es kehrt wie im 1. Jahrtausend nicht selten auch das Rechteck oder eine gradlinige Wandfläche wieder. Von größeren und mehrschiffigen Bauten bietet die Kirche des Benediktiner-Stiftes Marienberg im Vinschgau eine interessante Eigenthümlichkeit, indem die Abside innen in regelmäßiger Halbrundform austritt, außen aber in ein Rechteck sich verwandelt, vgl. Fig. 60. In der darunter befindlichen Krypte, welche sich auch unter die Kreuzarme hin ausdehnt, hat man dieselbe Anlage zuerst und zwar an nicht weniger als an drei Absiden angeordnet. Ueberhaupt ließ sich ein kleiner Halbkreis in einem Baue mit dicken Umfangsmauern leicht nur im Innern unterbringen, ohne daß er nach außen sichtbar ward. Und der Raum um den Altar herum findet sich in der Regel massenhaft ummauert. Wir erinnern an die Nebenabsiden von St. Lorenz in Trient, an die Ruine der St. Vigiluskirche zu Perdonig in Eppan, St. Michael zu Burgeis i. Vinschgau und an die alte Gruft zu St. Veit in Defereggan. Ihre Ostwand ist somit jener in Figur 55 ähnlich. St. Margareth in Lana, St. Katharina auf der Burg Hocheppan und St. Bartholomäus b. Nomen im Nonsberg (nun zerfallen), haben obgleich einschiffig dennoch drei Absiden; an beiden letzteren Fig. 62 und 63 tritt aber die mittlere und Hauptabside allein nach außen vor, in St. Margareth Fig. 61 ist zwischen allen dreien kein bedeutender Größenunterschied zu finden. Eigenartig nimmt sich der „geradlinige Abschluß von St. Johann in Taufers im Vinschgau ohne Spur einer halbkreisförmigen Altarnische gegenüber seinem übrigen Grundrisse aus, vgl. Fig. 74.

Anderer kleinere Bauwerke, welche eine Abside entbehren, bilden wie in der vorhergehenden Epoche zumeist ein schlechtes Quadrat oder Rechteck, anders verhält es sich mit St. Valentin in Bezzano, vielleicht ist auch das ähnlich gebaute St. Valentin zu Willanders und St. Jakob im Grödenthal in die romanische Periode zu versetzen, St. Vigilus bei Tione, St. Stefan b. Carisol und nächst der Burg Ober-

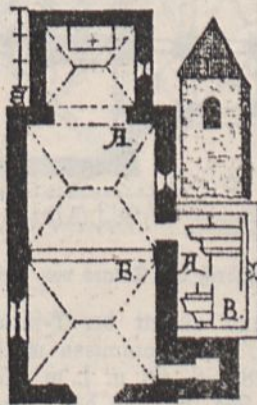


Fig. 63, St. Vigilus b. Tione.

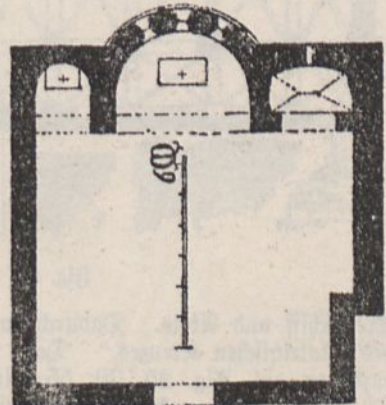


Fig. 64, St. Bartholomäus b. Nomen, Nonsberg.

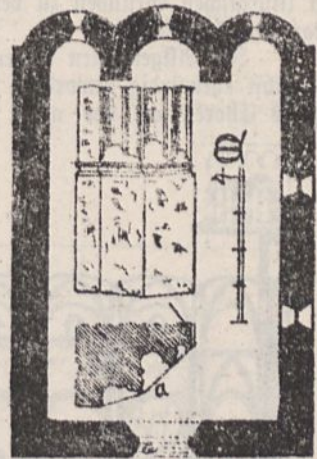


Fig. 61, St. Margareth in Lana.

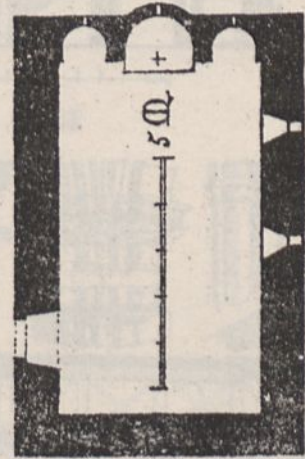


Fig. 62, Kapelle der Burg Hocheppan.

montan im Vinschgau, St. Georg oberhalb Lana, St. Cyrill Teljs b. Brigen, St. Jakob b. Gries a. Brenner und dgl. (St. Stefan in Sigmundskron zeigt mit einem solchen Quadrat noch eine ganz kleine Abside verbunden.) An allen diesen ist dem Schiffe ein zweites kleineres Quadrat angefügt und bildet den Altarraum. Das ganze sieht nicht ungerade, jedoch immerhin etwas ärmlich und hart aus. Sein Entstehen hat dieser Grundriß sehr wahrscheinlich



rein liturgischen Gründen zu verdanken, man wollte mit geringen Mitteln einen geräumigeren Altarraum herstellen.

Im Allgemeinen bediente sich der romanische Styl eines anderen Mittels, ohne die höchst ehrwürdig gewordene Abside fallen zu lassen. Er erweiterte nämlich den Grundriß des Chores an der alten Basilika vermitteltst Einsetzung eines „Quadrats“ zwischen

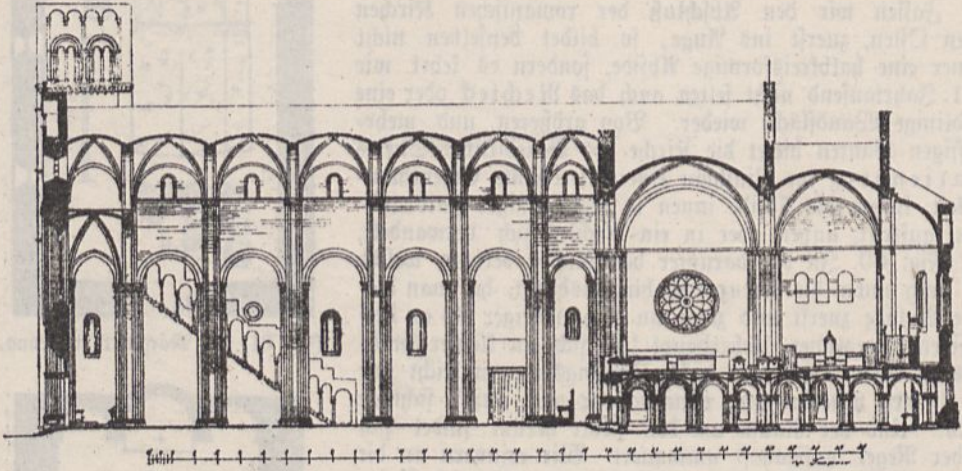


Fig. 65, Längendurchschnitt des Domes von Trient.

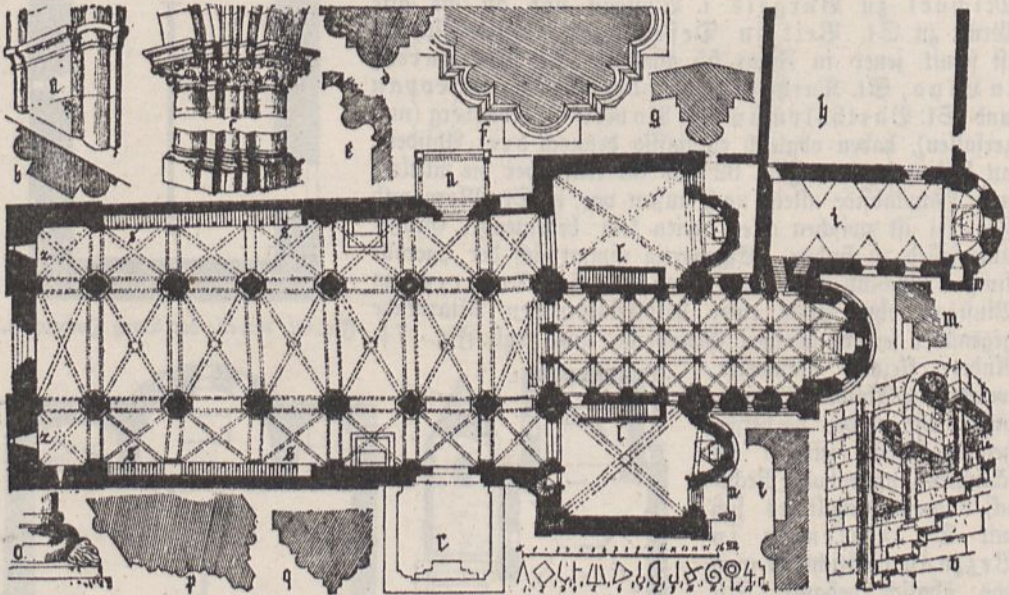


Fig. 66, Grundriß des Domes von Trient.

Kreuzschiff und Absis. Dadurch entstand anstatt der T-förmigen die ausgebildete Gestalt des „lateinischen Kreuzes.“ Das sog. Crux commissa wurde zum Crux immissa oder capitata, vgl. Fig. 25, 30, 55 mit 28, 66, 68 u. s. w. Auch ganz kleine Kirchen erfreuen sich dieses neuen praktischen Bauteils Fig. 52 und dgl. Bevor wir jedoch dieser Erweiterung der altchristlichen Basilika unsere Aufmerksamkeit schenken, dürfte es nicht ungeeignet sein, zuvor die Ausprägung der „Kreuzesgestalt“ an den romanischen Kirchen Tirols überhaupt genauer zu untersuchen.

An den Domen von Trient und Brigen, den Stiftskirchen von Innichen und Marienberg tritt das Querschiff nach außen sehr kräftig vor, vgl. Fig. 60, 66, 67, 68. Die dreischiffigen Pfarrkirchen von St. Bigo in Fassa, (die alte Kirche unter der jetzigen)



von Sarnonico, Bozen und Gais im Pusterthal entbehren desselben, Fig. 70, 72; wie aber die Grundrisse der Klosterkirchen von St. Michele a. d. Etzsch, der Franziskaner in Bozen, der Augustiner in Neustift, der Prämonstratenser in Wilten und der Cisterzienser zu Stams und Mehrerau (Vorarlberg) aussehen, dies haben spätere Um- und Neubauten derart verwischt, daß man keinen sicheren Schluß

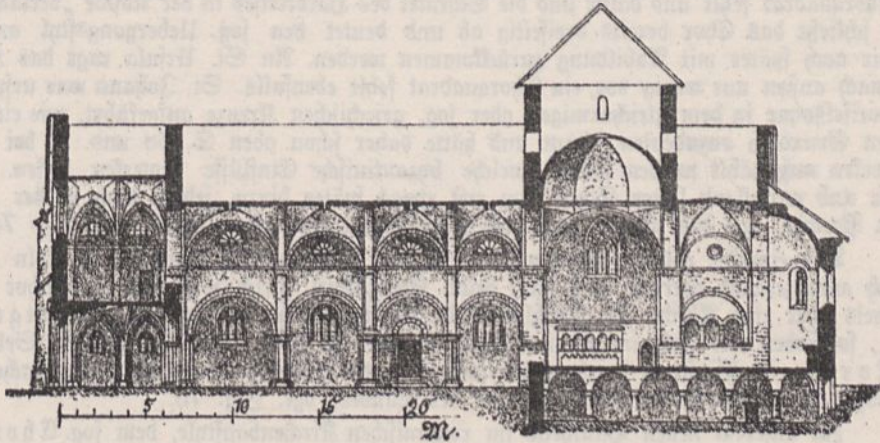


Fig. 67, Längendurchschnitt der Stiftskirche von Innichen.

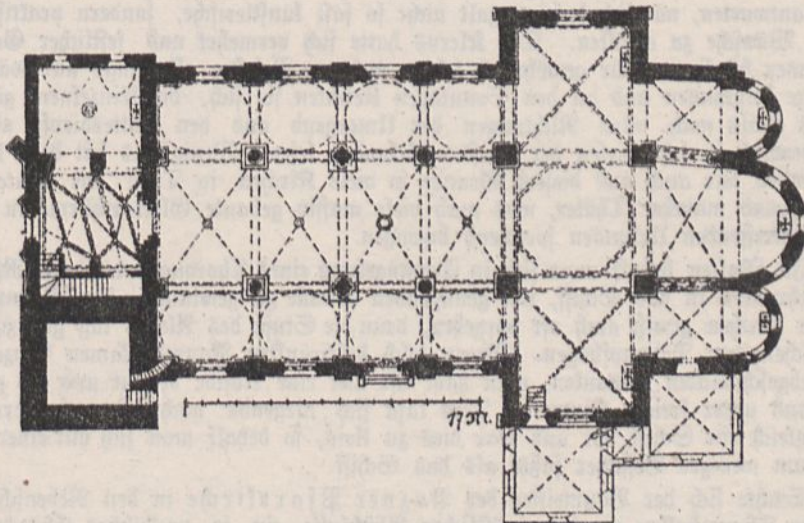


Fig. 68, Grundriß der Stiftskirche von Innichen.

mehr ziehen kann. Von besonderem Interesse erscheint die Kreuzesform am Benediktiner-Kloster St. Lorenz in Trient (nun profanirt). Da ist im Grundriß das Kreuz nur angedeutet, im Aufrisse jedoch und in der Außenansicht tritt dasselbe deutlich hervor. Man hat nämlich über den Pultdächern rechts und links von der Kuppel über der Vierung eine Art Querschiff mit eigenem Giebelabschlusse ziemlich in die Höhe geführt und wußte so dem Ganzen eine ansehnliche Kreuzesform wenigstens in dem höheren Stockwerk zu verleihen, vgl. Fig. 69 und 71.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Merkwürdig ist die Neigung des Chores gegen Süden. Der Mittelpunkt der Hauptabside zu Innichen, bemerkt Einhauser, weicht von der Längsaxe so bedeutend ab, daß es auch dem gemeinen Auge bemerkbar ist. Die Neigung hat man offenbar mit Absicht hergestellt, da weder technische Gründe noch Terrainverhältnisse dazu Veranlassung gegeben haben. Diese Erscheinung bald nach südlicher bald nach nördlicher Richtung ist in Tirol traditionell und typisch. Wie zu St. Martin im Kampill nächst Bozen und St. Beno in der Burg Sprechenstein b. Sterzing will man sie auch am Trientner Dome und am „alten Chore“ der Pfarrkirche von Bozen beobachten, wo sie dann am neuen und gothischen noch auffallender wurde, Fig. 72. Sie erhielt sich durch die ganze gothische Periode wie wir sehen werden.



Ausnahmsweise drang die Kreuzesform auch bei kleinen, einschiffigen Bauten eingeschoben durch, als an St. Peter b. Meran, St. Ursula in Mauren bei Steinach und St. Johann zu Taufers (Vinschgau), vgl. Fig. 73, 74. Jede dieser Kirchen hat aber dennoch etwas Eigenes. St. Peter macht sich als Pfarrkirche etwas bemerkbarer; über der Vierung ist ein thurmartiger Hochbau aufgesetzt, welcher zugleich als Glockenthurm dient, das Chorquadrat fehlt und dafür sind die Schenkel des Halbkreises in der Abside „verlängert“; außen schließt das Chor bereits dreiseitig ab und deutet den sog. Uebergangsstyl an, auf den wir noch später mit Abbildung zurückkommen werden. An St. Ursula ragt das Kreuzschiff nach außen nur wenig vor, ein Chorquadrat fehlt ebenfalls. St. Johann war ursprünglich zweifelsohne in dem gleicharmigen oder sog. griechischen Kreuze aufgeführt, wie ein Blick auf den Grundriß anzudeuten scheint und hätte daher schon oben S. 68 und ff bei jenen Baumwerken aufgezählt werden sollen, welche byzantinische Einflüsse bemerken lassen. Das schmale und auffallend lange Schiff kam erst etwas später hinzu, jedoch noch in der romanischen Periode, wie das Portal und andere Anzeichen vermuthen lassen, vgl. Fig. 74.

Wie einzelne größere Kirchen Italiens und Deutschlands (davon 3 in Köln allein) dadurch ausgezeichnet wurden, daß auch beide Kreuzflügel gleich wie das Hauptchor einen Halbkreis oder eine Abside als Abschlußwand erhielten d. h. die sog. Kleeblattgrundform, so finden wir diese im Kleinen auch bei uns an St. Vigilus, heute Sebastian zu Morter im Vinschgau durchgeführt und es bietet insoferne dieser an sich einfache Bau ein großes Interesse für die Kunstgeschichte des Landes, vgl. Fig. 75.

Zu unserem neuen Bauheile im romanischen Kirchenbaustyle, dem sog. Chorquadrat zurückkehrend, wirft sich dann die Frage von selbst auf, warum hat man etwa den Raum vor dem Altare durch Einschlebung eines Vierecks zu erweitern gesucht? Darauf läßt sich bestimmt antworten, nämlich daß es galt nicht so fast künstlerische, sondern praktisch gottesdienstliche Wünsche zu erfüllen. Der Klerus hatte sich vermehrt und festlicher Gottesdienst wurde immer häufiger. Für gewöhnlich lebten mehrere Priester allerdings nur während der Wochentage beisammen und an den Sonntagen trennten sie sich, die Einzelnen gingen als Boten des Heils nach allen Richtungen der Umgegend aus den Gottesdienst abzuhalten, wie wir deutlich in sehr vielen der ältesten Urkunden lesen. Wenigstens seit dem 12. Jahrhundert finden wir auch aus diesem Grunde so viele Kirchen in Tirol wie heute, ja bis im Hintergrund mancher Thäler, was auch viele massiv gebaute Glockenthürme in Ermangelung der betreffenden Urkunden sprechend bezeugen.

In Italien behalf man sich in Ermangelung eines Chorquadrates durch Rückschieben der Chorschranken in das Schiff, um genügenden Raum zu gewinnen, ähnlich mußte man bei kleinen Kirchen gewiß auch oft vorgehen, denn die Stufe des Altars lag gar zu nahe der Linie zwischen dem Triumphbogen. Wegen solch beschränkten Raumes kamen Einzelne sogar auf den abgeschmackten Gedanken, man habe oft nur eine Abside bebaut und die ganze Gemeinde stand unter freiem Himmel. Dies läßt sich nirgends nachweisen, sondern überall kommt zugleich ein Schiff vor und war dies zu klein, so behalf man sich mit einer Vorhalle die oft kaum weniger Besucher faßte als das Schiff.

Suchte sich der Baumeister der Bozner Pfarrkirche in den Nebenschiffen vermittelst der Thurmhallen an deren östlichen Abschlüsse ein so praktisches Chorquadrat zu verschaffen, so wurde dasselbe in Brigen und Innichen sogar über das Kreuzschiff hinaus ganz absichtlich den Nebenabsiden vorgelegt, was am Dome von Trient nicht vorkommt, in einer eigenthümlichen Wiederholung wohl aber an der St. Lorenzkirche daselbst auftritt. Fig. 69, 71.

Willkommen war das Chorquadrat auch für einen anderen Zweck, nämlich für die Anlage einer geräumigeren Krypta (Unterkirche, Gruft), welche bei den meisten größeren Kirchen immer mehr angestrebt wurde. Senkt sich zufällig der Boden gegen Osten bedeutend um den Chorraum, so war überhaupt die Einrichtung des hohlen Raumes unter dem Altare zu einer Krypta sehr nahe gelegt, wie wir bereits an der Marienkirche von Säben, S. 44

Mancherlei Muthmaßungen sind darüber ausgesprochen worden, aber ein festes Urtheil hat sich noch nicht gebildet. Es dürfte die symbolische Deutung die wahrscheinlichste sein, daß man ähnlich damit die Neigung des Hauptes Christi am Kreuze hat andeuten wollen. War überhaupt die Symbolik der Kreuzesgestalt im Kirchengebäude einmal zu Grunde gelegt, so lag es sehr nahe, diese Symbolik noch weiter auszubilden und die Erneuerung an den sterbenden Heiland, an das Sühnopfer für die Welt selbst an Kirchen ohne Kreuzesform noch anschaulicher zu machen. Diese Ansicht scheint zu Innichen in dem Umfange noch weitere Bestätigung zu finden, daß die Neigung gerade bei der größten Abside am stärksten hervortritt, während dessen die anliegende südliche in ganz gerader Flucht sich fortbewegt



gesehen haben und an St. Stefan bei Carisol (Nebenathal), der Burgkapelle von Hocheypan und Tirol u. m. a. D. wiederkehrend finden.

Von der Umgebung Bozens an bis auf den Brenner, durch ganz Pusterthal und Binsfgau sucht sich das Chorquadrat mit aller Zähigkeit zu behaupten und eher als daß man dieses weg ließ, sah man von der Abside ab. Im Aufriß geht dann aber dieses Viereck in einen massiv gebauten Thurm über, als: an St. Anton

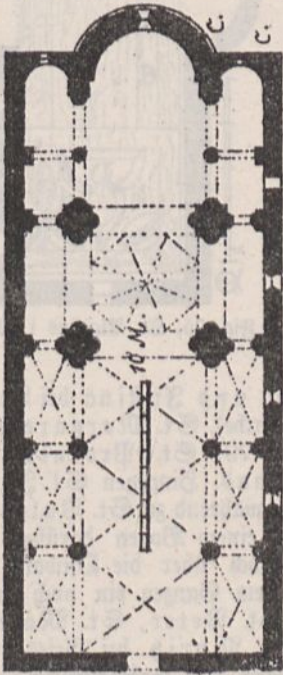


Fig. 69, Grundriß der Lorenzkirche in Trient.

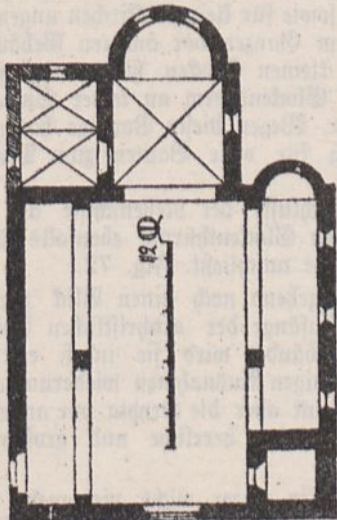


Fig. 70, Pfarrkirche von Gais in Pusterthal.

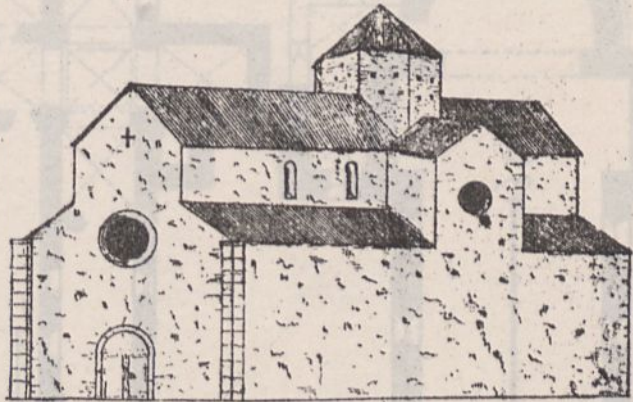


Fig. 71, Ansicht der Lorenzkirche in Trient.

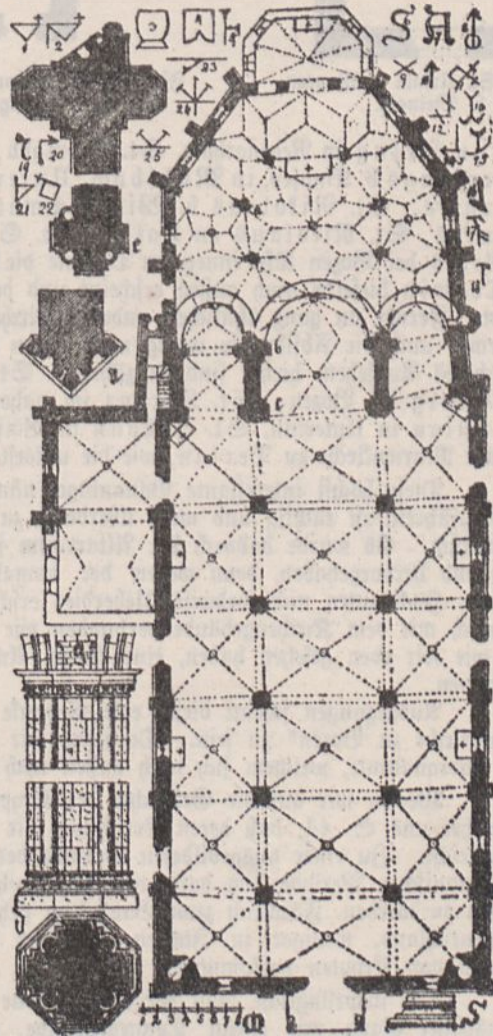


Fig. 72, Pfarrkirche von Bozen.



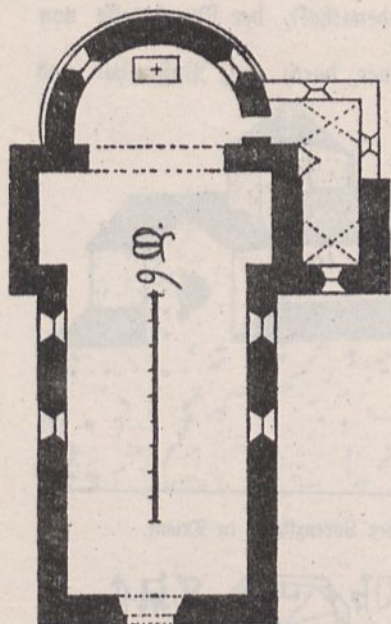
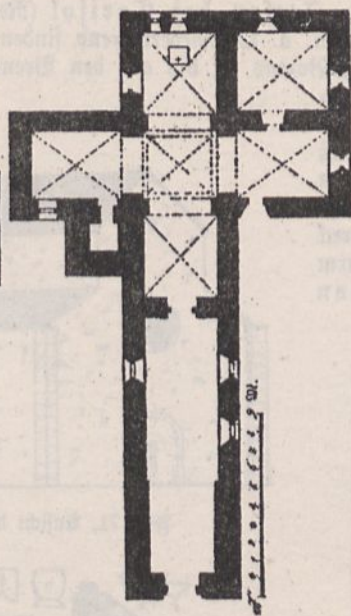
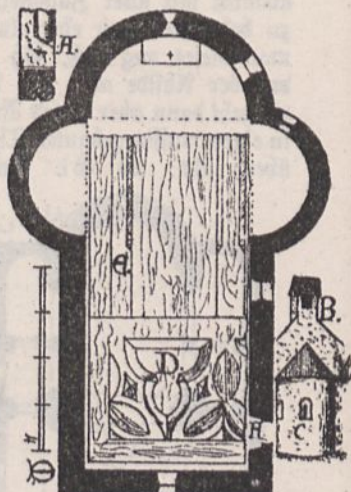
Fig. 73, St. Ursula i. Mauerbach.  
b. Steinach.Fig. 74, St. Johann in Taufers,  
Binstgau.

Fig. 75, St. Vigilius i. Mörter.

Abt zu Pelug in Nedenathale. St. Oswald, Magdalena und Justina bei Bozen, in Berdings b. Klausen, in Mühlbach, Untervintl (alte Kirche), St. Margareth in Terenten, St. Nikolaus b. Windischmairi Fig. 78, 79, St. Prokulus in Naturns, St. Nikolaus in Latfeh, St. Sifinius in Laas. Hingegen St. Jakob in Gries bei Bozen läßt innen im Thurme die Abside sichtbar, während zu St. Valentin in Tramin dieselbe auch außen erscheint und der Thurm auf einem Bogen darüber sich erhebt. Ferner an ganz ähnlichen anderen Kirchenbauten tritt noch über die Ostwand des Thurmes auch die Abside ein wenig nach außen vor und gibt dem Ganzen ein noch etwas zierlicheres Aussehen, hieher sind zu zählen: St. Johann, St. Peter, St. Martin, St. Georg bei Bozen, St. Lorenz im nahen Rentsch, St. Moriz bei Gries, St. Sebastian in Unterinn, St. Johann in Völseraicha und dann sehr wahrscheinlich auch die alte Marienkirche zu Terlan, wie die unterste Thurmhalle vermuthen läßt, vgl. Fig. 76.

Diese höchst interessante Bauanlage, nämlich über dem Chorquadrat einen Thurm emporzuführen, ist tüchtig und wohl überdacht zu nennen, sowie für kleinere Kirchen ungemein zweckmäßig. Es wurde dadurch der Altarraum sammt dem Ganzen vor anderen Gebäuden auffallend hervorgehoben, denn wegen der damals noch kleinen Glocken hätte man solch massiver Hochbauten nicht bedurft. Ueberdies erscheint der Glockenthurm an keiner Stelle so organisch mit dem Kirchengebäude verbunden wie an dieser. Wegen dieser Vorzüge hat man sich, wie wir eben gesehen haben, eine solche Anlage auch für viele Bauten zum Muster genommen.

Ausgegangen scheint dieser edle Gedanke vom Abschlusse der Nebenschiffe an der „Pfarrkirche zu Bozen“ zu sein. Da sehen wir die beiden Glockenthürme ebenfalls über dem Chorquadrat, welchem sich nach außen noch eine Abside anschließt. Fig. 72.

Werfen wir auf die Geschichte der Krypta vorübergehend noch einen Blick zurück, so belehrt uns S. 44, daß deren Errichtung bis in die Anfänge der altchristlichen Epoche hinaufreicht. Zu einer ausgebildeten Beigabe des Kirchengebäudes wird sie indeß erst in der romanischen Periode, um dann von der Gothik mit wenigen Ausnahmen wiederum aufgelassen zu werden. Formlich zum Baustytem gehörig erscheint aber die Krypta vor anderem in Deutschland, weniger in Italien, wo aber ebenfalls einige herrliche und großartige Anlagen von Krypten vorkommen.

Der ursprüngliche Bau der Krypta war dieser. Ein enger nicht viel mehr als mannshoher Gang, mit einem Tonnengewölbe, oft nur mit Steinplatten eingedeckt, läuft innerseits an der Grundmauer der Abside hin. Von da zieht sich ein breiterer Gang unter



den Altarraum hin. Ähnlich finden wir heute die Krypta der Stiftskirche Marienbergs, nur sind die Räume weiter unter dem Chore durch den Einbau für die Särge der verstorbenen Ordensbrüder ausgefüllt. Sonst wurde die Krypta für Heilige, später auch für einzelne vornehme Verstorbene als Beisezungskapelle benützt und bewahrte ihre ursprüngliche Bestimmung als eine unterirdische Kapelle mit verschiedenen Patronen zu gelten, (siehe S. 47). So wurde jene des Domes von Trient ausdrücklich zur Beisezung der Gebeine der hl. Margenta, Mutter des hl. Vigilus vom Bischofe Udalrich um 1022 erbaut. Von ihm meldet die Geschichte: *Cryptam fundavit, altare relevavit totamque ecclesiam in melius mutavit.* Nach den alten Trientner Chronisten Mariani und Pincio scheinen auch die Reliquien der Nonsberger Martyrer: Alexander, Sifinius und Marthyrius dort geruht zu haben. Die Krypten standen beim Volke von jeher bis heute in großem Ansehen und zwar aus leicht erklärlichen Gründen. Wenn nämlich überhaupt die Umgebung geeignet ist, das Gemüth des Menschen religiös zu stimmen und erhabene Gefühle zu wecken, wenn die Architektur theilweise auch darin ihre Aufgabe hat, auf das Gemüth des Gläubigen zu wirken, so sind es ganz besonders solche abgeschiedene, stille und dunkle vom Schimmer ewiger Lampen und vom schwachen Dämmerlicht der kleinen Fenster matt beleuchtete Räume, in denen man die Nähe des Herrn und die geistige Verbindung mit den Heiligen vermittelt der hier ruhenden Reliquien mehr fühlt als anderswo. Hier versteht es die gläubige Seele, (allein, einsam und unbemerkt) viel leichter ihre Gebete zum Herrn emporzuschenden.

Nach dieser Abschweifung sei bemerkt, daß unter Bischof Altmann (1124—49 eine weitere Erneuerung und eine nochmalige unter Bischof Friedrich von Wangen (1207—18) an der Trientner Domgruft vorgenommen wurde. Sie erstreckte sich, wie Fig. 65 und 66 zeigen, unter die Bierung und das Chor hin, war dreischiffig und ragte hoch über den Boden des Schiffes empor. Gegen letzteres hin erschien sie offen und hatte drei Eingänge zwischen mächtigen Pfeilern, Fig. 77 a. So war ihr ganz das Ansehen eines Lettners gegeben, so daß es vom Mittelschiff zum Chor keinen Zugang gab. Vielleicht ähnlich auch in der alten Kirche des Klosters Mehrerau bei Bregenz, wie uns P. Laurentius Woher gestützt auf Chroniken und alte Gemälde berichtet; nach diesen gab es dort eine Art Lettner unter dem hohen Thurm über der Bierung. Nicht unmöglich lag dahinter auch der Hochaltar erhöht in Folge der darunter befindlichen Krypta wie zu Trient. Der Bau stammte von der Zeit 1098, wo ihn Abt Gottfried mit Graf Ulrich IV. von Bregenz zu Stande gebracht hat. In Trient war der Aufstieg durch zwei bequeme Treppen aus den Querschiffsflügeln

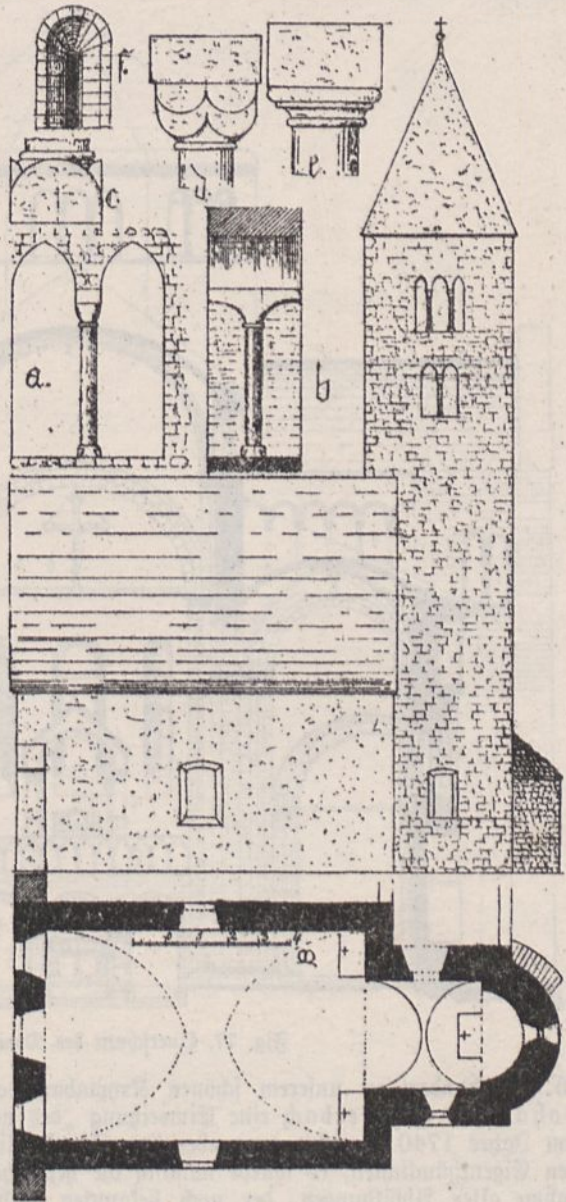


Fig. 76, St. Johann in Bozen.



ermöglicht, wie aus Fig. 66 l zu erkennen ist, also ähnlich wie heute noch im Dome von *Modena* und *St. Miniato* in *Florenz*. In *Trient* fand sich aber der Kryptabau noch schöner durchgeführt als in beiden genannten Kirchen, da sich derselbe nicht auch unter die Kreuzarme ausdehnte, in Folge dessen diese nur drei Stufen über dem Boden des Schiffes erhoben der Treppenanlage einen bequemen Bau darboten. Welche Abänderungen im

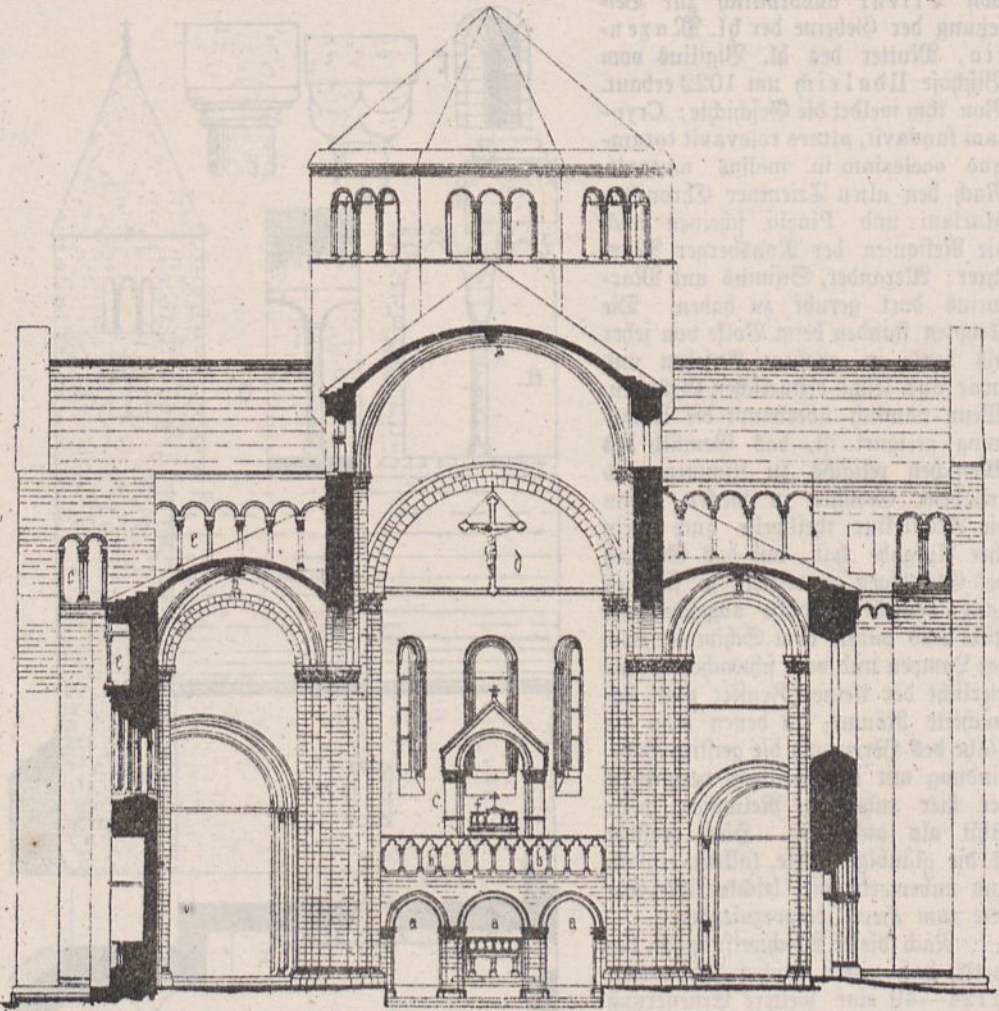


Fig. 77, Querschnitt des Domes von *Trient*.

15. Jahrhundert an unserem schönen Kryptabau vorgenommen wurden, da unter *Bischof Johann v. Sinderbach* eine Einweihung „des neuen Chores“ vorkommt, ist unbekannt. Im Jahre 1740 beraubte man aber den *St. Vigilius*-Dom der größten und interessantesten Eigenthümlichkeit, es wurde nämlich die herrliche Krypta eingeschlagen! Mit Zuhilfenahme alter Abbildungen, der noch bekannten Zahl der Säulen und der schönen Fenster am Aeußern des Chores versuchte *N. Eissenwein* die Möglichkeit einer Wiederherstellung dieser originellen Krypta nach bereits genannten Figuren 66 u. 67 nachzuweisen. Die drei Schiffe derselben hatten nothwendig gleiche Höhe und wegen der gleichfalls bedungenen quadratischen Grundform der Kreuzgewölbe auch gleiche Breite unter einander. Zu bemerken wäre noch, daß der Hochaltar weit zurück stand, so daß er erst von der Mitte des Schiffes aus, wie *Pincio* ausdrücklich bemerkt, sichtbar war. Daher hatte man für die Gläubigen vor den Eingängen in die Krypta einen freistehenden, den so häufig vorkommenden sog. „Kreuzaltar“ errichtet, s. Fig. 65.

Die noch heute ziemlich hohe Lage des Chorbodens in der Pfarrkirche von *Bozen* läßt bei dem sonst ebenen Terrain das einstige Vorhandensein einer ebenfalls eingesetzten Krypta vermuthen. Nähere Nachrichten fehlen.



Nach Linthausers Diöcesanbeschreibung I., S. 123 ruhte das Chor des Domes in Brixen auf der Krypta in beträchtlicher Höhe, so daß man über 17 Stufen zu beiden Seiten in das Kreuzschiff hinabstieg. Und hart daneben noch näher dem Triumphbogen führten (wenigstens später im 15. Jahrh.) 6 Stufen in die Gruft hinunter. Die Gruft zog sich somit unter alle drei Chorquadrate von Fig. 28 hin. Näheres folgt dann unten nach einer

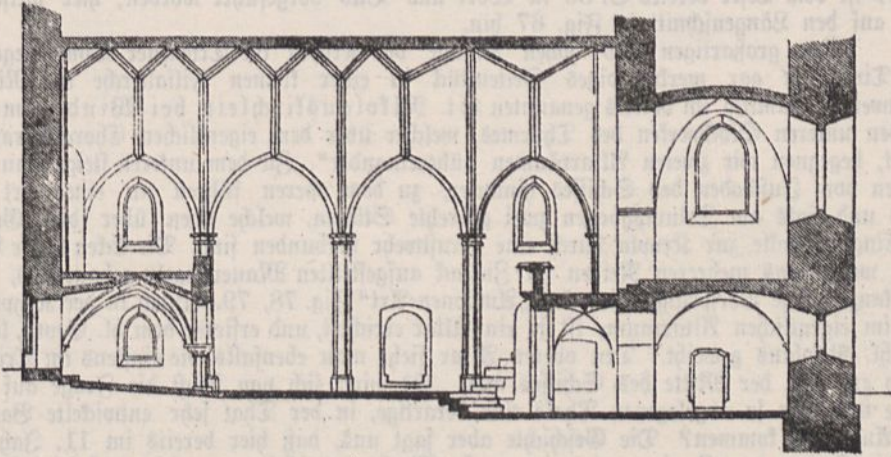


Fig. 78, Längendurchschnitt von St. Nikolaus bei Windischmatrei.

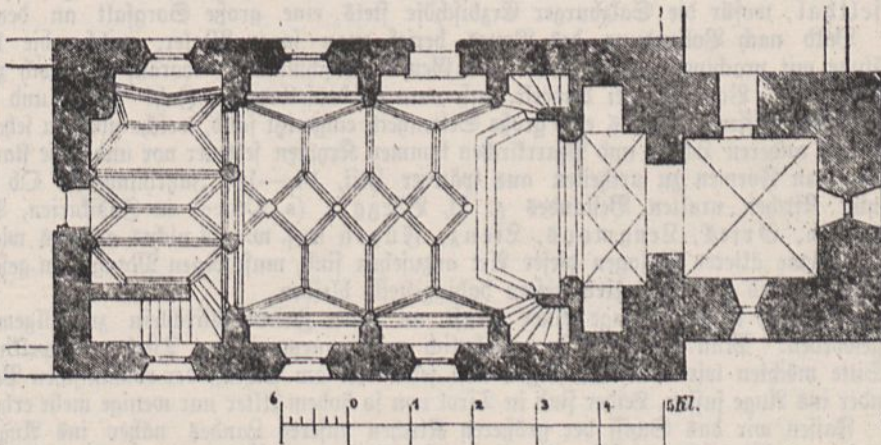


Fig. 79, Grundriß von St. Nikolaus bei Windischmatrei.

andern Abbildung, wo vom „Uebergangsstyl und der goth. Periode“ die Rede sein wird. Der Vorchor der Canoniker, die Vierung des Domes einnehmend lag ebenfalls ziemlich erhöht, so daß man 10 Stufen zu ihm vom Hauptschiffe hinaufsteigen mußte. Hatte diese Erhöhung auch eine darunter befindliche Gruft hervorgerufen? Es gab nämlich noch in späterer Zeit zwei Krypten „hinter einander“, eine lag höher, die andere tiefer. Von ersterer fand man beim Baue des jetzigen Domes unter dem Altarraum im Schutte Säulen aus weißem Marmor, auf denen die Weihe- oder sog. Apostelzeichen zu sehen waren. Die höher gelegene Krypta, in welche man hinter dem Hochaltare durch zwei vergitterte Oeffnungen hinabsehen konnte, wodurch wahrscheinlich auch die nöthige Beleuchtung derselben zugeführt wurde, ist 1470 eingeschüttet worden, um den früheren alten Chor etwas heller zu machen.

Zu der Kirche des nahen Augustinerstiftes Neustift hat der Fußboden des Chores in der 1141 geweihten Marienkirche ebenfalls eine hohe Lage über dem Schiffe, was aber vielleicht nicht dem Bestehen einer Krypta, sondern nur dem gegen Osten bedeutend ansteigenden Terrain zuzuschreiben sein dürfte.

Die Krypta unter dem Hauptchore der Benediktinen-Nonnenkirche Sonnenburg bei Lorenzen, hatte auf der Südseite des Chores den Zugang. Sie war einschiffig und unter dem Chorquadrate mit einem Tonnengewölbe überdeckt, während unter der Abside von



Wandpfeilern mehrere Gurten über Eisenen aufstiegen, welche alle strahlenförmig auf einen Punkt zusammenliefen. Das Licht fiel durch ein Fensterchen auf der Südseite ein. Die Lage dieser Gruft war eine sehr tiefe, so daß sie das Chor nur um drei Stufen erhöhte. Dies ließ sich wenigstens vor einigen Jahren in den Ruinen dieser Kirche noch erforschen.

Die schöne dreischiffige Gruft unter dem Hauptchore von Innichens Stiftskirche ist dem Leser bereits S. 50 in Wort und Bild vorgeführt worden, hier weisen wir noch auf den Längenschnitt in Fig. 67 hin.

Der großartigen und hohen Anlage der Krypta im Trientner Dome gegenüber hat Tirol ein gar merkwürdiges Seitenstück in einer kleinen Filiationkirche in Miniatur aufzuweisen, nämlich im bereits genannten St. Nikolauskirchlein bei Windischmatri. In den unteren Stockwerken des Thurmes, welcher über dem eigentlichen Chorquadrat sich erhebt, begegnen wir zweien Altarräumen „übereinander“. Zu dem unteren steigt man einige Stufen vom Fußboden des Schiffes hinunter, zu dem oberen führen an einer Art Halle rechts und links am Triumphbogen zwei gedrehte Stiegen, welche oben über dem Gewölbe der Eingangshalle zur Krypta durch eine Brustwehr verbunden sind. Die Ecken dieser Brustwehr, welche aus mehreren Reihen im Zickzack aufgestellten Mauerziegeln gebaut sind, haben zwei kanzelartige Vorsprünge oder eine „Ambonen-Art“ Fig. 78, 79. Unten in der Krypta, wie oben im eigentlichen Altarraume ist je ein Altar errichtet, und ersterer dem hl. Georg, letzterer dem hl. Nikolaus geweiht. Den oberen Altar sieht man ebenfalls wie einstens im Trientner Dome erst von der Mitte des Schiffes aus. Es wirft sich von selbst die Frage auf: wie konnte in einem so abgelegenen Thale eine derartige, in der That sehr entwickelte Bauweise zum Ausdruck kommen? Die Geschichte aber sagt uns, daß hier bereits im 11. Jahrhundert die Herren von Legimunde eine große Macht entwickelten, welche wahrscheinlich aus Italien oder aus Salzburg tüchtige Baumeister kommen ließen. Zu letzterem gehörte eben das Fjelthäl, wofür die Salzburger Erzbischöfe stets eine große Sorgfalt an den Tag legten. Bald nach Vollendung des Baues berief man sogar Maler, welche die beiden Altarräume mit prachtvollen und sinnreichen Gemälden schmückten, worauf wir noch zurückkommen werden. Vorläufig sei bemerkt, daß man in denselben die Zahl 1226 und zwar in „arabischen“ Ziffern, damals eine große Seltenheit, eingegrift fand, welche noch zu sehen ist.

An anderen Land- und Pfarrkirchen kommen Krypten seltener vor und diese stammen alle nach ihren Formen zu urtheilen aus späterer Zeit, 14.—16. Jahrhundert. Ob aber jene unter Kirchen uralten Bestandes z. B. Bleggio (s. Croce) in Juditarien, Villa in Fulgaria, Gries, Lengmoos, Vienz, Fügen u. s. w. als nichts anderes wie eine Wiederaufnahme älterer Anlagen dieser Art anzusehen sind, muß wegen Mangel an geschichtlichen Belegen und baulichen Ueberresten dahingestellt bleiben.

Hingegen ist die Anlage einer Gruft an allen Friedhofskirchlein zu allgemeiner Regel geworden. Man behandelt sie gewöhnlich unter einem eigenen Titel: Doppeltkirchen; dieser Sitte möchten wir ebenfalls folgen und selbe erst am Schluß der romanischen Periode eingehender ins Auge fassen. Leider sind in Tirol von so hohem Alter nur wenige mehr erhalten.

Fassen wir das Schiff der größeren Kirchen unseres Landes näher ins Auge, so bemerken wir, daß dasselbe in Marienberg, im Dome zu Trient und St. Vigil b. Tione ein schlankes Rechteck, ein doppelt so langes als breites, bildet, ähnlich zu Hocheppan u. Bozen, Fig. 60, 62, 66, 72, 73, hingegen zu Brixen und Innichen u. dgl. mehr dem Quadrate sich nähert. St. Johann zu Taufers i. Wintgau hat das Schiff übermäßig lang gezogen. Das Quadrat deutet auf höheres Alter. Die „Dreizahl“ der Raumeintheilung durch die Träger der Decke kehrt immer wieder, welche auch außen durch einen höheren Hauptraum und niedrigere Seitenräume ausgedrückt wird. Die Marienkirche des Benediktinen-Klosters Sonnenburg (nach Tinkhausers Diöcesensb. um 1090 geweiht) hat aber nicht mehr als ein Nebenschiff (auf der Südseite), welches ebenfalls mit einer eigenen Abside abschließt. Im Gegensatz zu den reicheren Stifts- und Bischofskirchen führten einzelne Klöster, besonders später die der Franziskaner und Dominikaner, derlei Anlagen aus Ersparungsrücksichten nicht selten auf. In der gothischen Periode werden wir dieser Erscheinung auch bei Landkirchen begegnen. Ganz verschieden von diesen unsymmetrischen Bauten sind diejenigen eigentlich zweischiffigen Kirchen, welche aus zwei gleichen Schiffen bestehen, sie werden am Schlusse dieser Periode noch näher in Betracht gezogen werden.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Breite des Hauptschiffes zu den Nebenschiffen, ist ersteres doppelt so weit als je eines der letzteren, wie in Marienberg, St. Lorenz und im Dome zu Trient und der Stiftskirche von Innichen; im alten Dome zu Brixen und der Bozener Pfarrkirche messen die Nebenschiffe etwas mehr, vgl. Fig. 60, 66 und



68 mit Figur 28 und 72. In Gais, Fig. 70 sowie auch zu St. Lorenz in Trient finden wir die Nebenschiffe schmäler als die Hälfte des Hauptschiffes. Eine dreischiffige Anlage durch drei Absiden einigermaßen angedeutet erscheint selbst an kleineren Tiroler Kirchenbauten, wie Fig. 61, 62 und 64 darthut. Diese eigenthümliche Anordnung macht den Bau in der That gefälliger. Mit Ausnahme der Kirche v. „Marienberg“ haben die Nebenschiffe überall einen eigenen Abschluß durch eine Abside, vgl. Fig. 28, 66, 68, 69, 70, 72.

Die Abstände der Entfernungen der Gewölbepfeiler sollen „die Breite der Nebenschiffe“ haben. Dieser Regel entsprechen der Dom zu Trient und zu Brigen und die Stiftskirche von Innichen, (Fig. 28, 66, 68). Zu Bozen und Marienberg stehen die Stützen der Gewölbe weiter auseinander und noch mehr zu St. Lorenz in Trient (Fig. 60, 69, 72). Auch zu Gais (Fig. 70) ist die Entfernung etwas zu groß und zwar selbst für den Fall, daß der Zeichner nicht vergessen hätte die heute fehlenden und schwächeren Mittelstützen anzudeuten.

Zum innern Aufbau übergehend, bemerken wir gleich eine weitere Veränderung gegenüber dem altchristlichen Style: es sind nemlich die Säulen als Träger der Decke höchstens in kleineren Räumen wie z. B. Vorhallen und Krypten, zur reicheren Gliederung der Pfeiler oder an Fenstern der Thürme und Gallerien verwendet. Von größeren Bauten ist allein St. Lorenz zu Trient als Säulenbasilika anzuführen, in welcher die Gewölbe im Langschiffe und Chore noch auf Säulen ruhen.<sup>1)</sup> Und selbst in den wenigen Fällen, wo diese dem ältesten Bausystem entlehnt und nach bestimmten Gesetzen gebaute senkrechte Stütze noch austritt, muß sie sich auch an den romanischen Bauten Tirols „mancherlei Umgestaltungen“ unterziehen. So wird vor anderem die Zuspitze hie und da sehr massiv und ist dann öfter auch verziert, vgl. Fig. 88, 95 u. s. w. Die Basis oder der Säulenschaft selbst befolgt im Allgemeinen das antike Muster, „die attische Basis“. Man findet noch über einer Grundplatte (Plinthe) einen unteren und stärkeren Rundstab (Pfühl) und darüber einen schwächeren nebst der dazwischen eingesetzten Hohlkehle, welche durch zwei Reifchen oder Plättchen von beiden ersteren abgetrennt ist, wie in Fig. 80 angegeben ist und 83 (d. h. in der Basis der oberen Hälfte der Zeichnung) sowie im Schiffe zu St. Pauls wiederkehrt. Daraus bildeten sich theils durch Abänderung, theils durch Vereinfachung oder Zusammensetzung verschiedene, mitunter auch eigenthümliche Abarien. So hat z. B. Fig. 81 aus dem Kreuzgang in Brigen (1174 bis



Fig. 80.

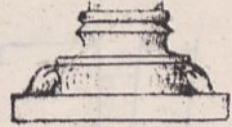


Fig. 81, Brigen.

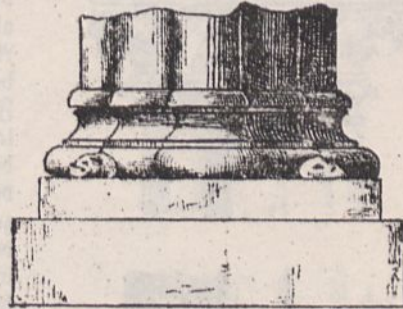


Fig. 82, Innichen.

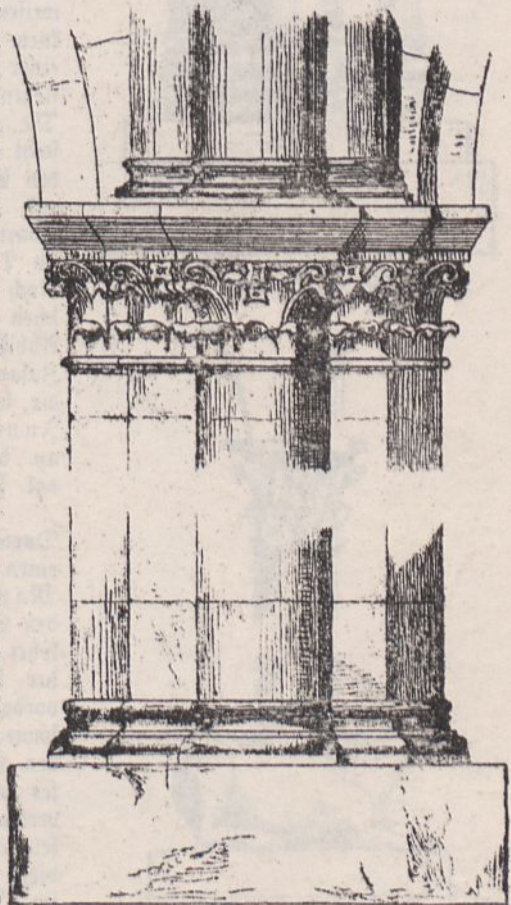


Fig. 83, Innichen.

<sup>1)</sup> Ein ähnlicher Bau nämlich St. Vigilius auf dem Friedhof von Binzolo im Mendanthal gehört erst einer späteren Zeit an.



1234) den oberen Stab auffallend schwach im Vergleiche zum unteren und das eine Plättchen stärker als das andere und dazu noch schief gestellt. In Figur 82 wurde der obere Stab zur Hälfte ausgeführt, dafür unten ausgehöhlt („unterschnitten“) und das Plättchen weggelassen. Ähnlich unten in Fig. 117. Allgemein genommen hat diese Basis einen

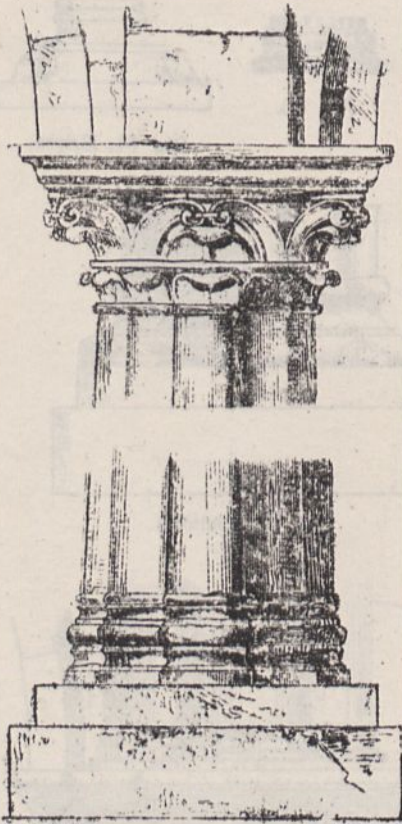


Fig. 84, Innichen.

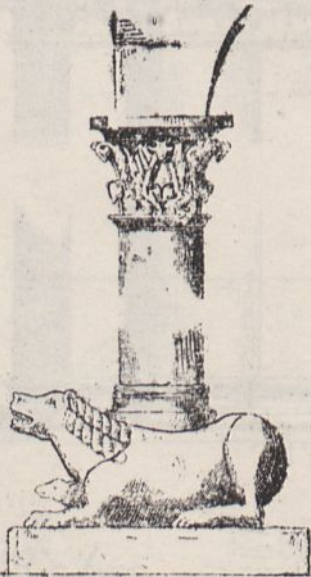


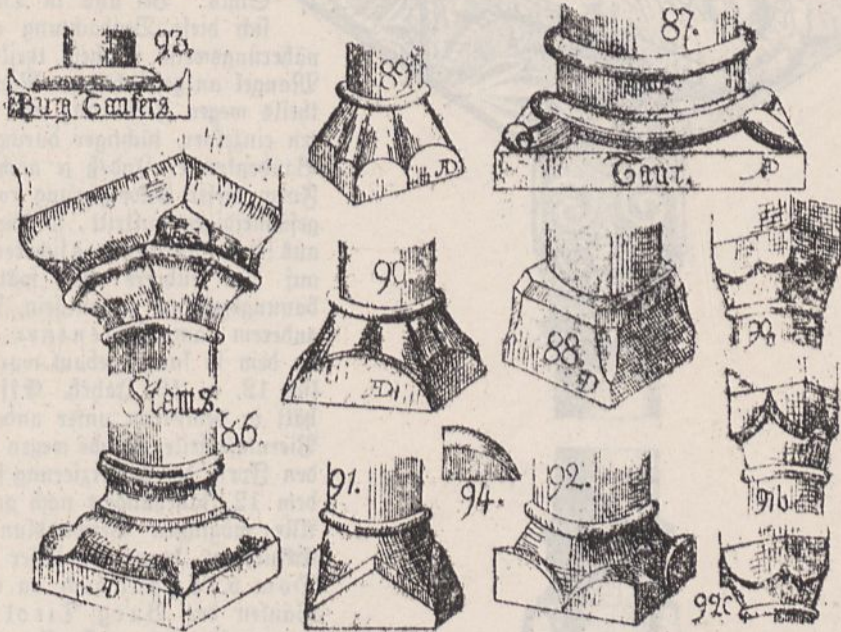
Fig. 85, Innichen.

steilen Aufbau, was sonst auf ein höheres Alter deutet, hier aber kommt sie noch von 1250 — 1284 vor, wo nentlich die Stiftskirche von Innichen gebaut worden ist. Anders verhält es sich mit Fig. 86, o, wo das untere Keisfen fehlt, die Hohlkehle hingegen tief in den größeren Stab eingeschnitten erscheint. Beide Plättchen schief gestellt zeigt das Portal zu Lengmoos auf dem Mitten, gehört aber bereits der Uebergangszeit an, siehe diese unten. Am Ostgiebel der Stiftskirche zu Stams (um 1274) besteht der obere Pfahl aus zwei kleineren Stäbchen; Fig. 86, auf dem Friedhof zu Thaur bei Hall lagen viele Jahre zwei Säulenbasen (jetzt im Ferdinandeum), welche der Hohlkehle ganz entbehren; dafür läuft nur der Schaft durch den oberen bis zum unteren Pfahl senkrecht hindurch, Fig. 87. An den Säulchen in den Schallfenstern der Thürme überhaupt hat man sehr oft ein umgestürztes Würfelfapital und ähnliche Formen mit oder ohne ein Stäbchen als Base gewählt, Fig. 107. St. Johann in Bozen und die Damthürme von Brigen weisen wie Fig. 88 — 92 zeigt, eine ganze Musterfacie von verschiedenen Säulenbasen auf. Wie in einer Hülse liegt die nur aus einem Viertelstab bestehende Basis aus der Burg Taufers in Fig. 93. Die einfachste, auch öfter vorkommende Basis besteht nur aus einem Würfel, den man oben und an den Ecken ein wenig abgeschnitten („abgefast“) hat, vgl. Fig. 76 a u. b und 88. Einer kegelförmigen Abart begegnen wir in Fig. 47, welcher sich eine im Thurme von Andrian (a. d. Etsch) anschließt. Noch viele andere Verschiedenheiten an den romanischen Säulenbasen Tirols wird der Leser in den Abbildungen der nächsten Blätter beobachten können. Zusammensetzungen aus der altischen Basis haben die Säulchen einzelner Pfeiler der Stiftskirche zu Innichen, Fig. 84. Verwandte Formen kehren an den Säulen aus der Burg Tirol wieder, vgl. Fig. 95.

An der Vorhalle des südöstlichen Portals des Domes von Trient vertritt die ganze Basis der einen Säule eine zierliche Gruppe von vier Männleins in sitzender Stellung, die Hände in den Schooß gelegt und den Rücken einander zugelehrt, jene der andern Säule ein Löwe in ruhender Lage mit einem kleinen Thiere zwischen den vorderen Tagen. Zu Bozen an der Pfarrkirche, sowie einstens zu Innichen treffen wir wiederum den König der Thiere als Säulenträger und Wächter vor den Portalen; in den zwei letzteren Orten vertrat er nur die Fußpfatte, die Säule hat ihre selbständige Basis, vgl. Fig. 85 a. Innichen, wo aber diese interessanten Gebilde außer Dienst gesetzt, dort im Propsteigebäude aufbewahrt sind. Ähnliche Thiere bilden die Sockel des Triumphbogens in der



St. Leonhardskirche zu Kundl. Die zwei Löwen auf dem Friedhofe zu Trienz hatten ursprünglich fast gewiß das Grabmal der Herren v. Görz zu tragen.



Bei einzelnen, reicher und feiner gearbeiteten Säulenbasen der römischen Bau- denkmale Süd- wie Nord- tirols, aus älterer Zeit läßt sich am unteren Pfuhl eine eigenthümliche Verzierung wahrnehmen. Dort nemlich, wo derselbe an die Gesante der Platte stößt, ist er mit einem Knollen bedeckt. Es dient dieses Ornament als ein für das Auge „vermittelndes Glied“ zwischen der Quadratform der Fußplatte und dem darüberliegenden im Kreise herumgeführten Wulst oder Stab. Selbst als Schutz der Ede an der Basis lassen Einige diesen Einatz gelten. Er führt den Namen Eckknollen von seiner Form, welche sich aber bald verlängert u. einer Thierklaue ähnlich sieht, Fig. 86, 87, 88, 93, 96 u. sich dann zu einem Blatte entwickelte, welches wir in der Ueber- gangszeit ungemein vieler- art ausgebildet finden werden, vgl. diese später. In St. Martin in Schöna hat bereits der verlängerte Eckknollen eine Art Profilirung durch Abschrägung erhalten, Fig. 94. In Deutschland gilt das Eckblatt

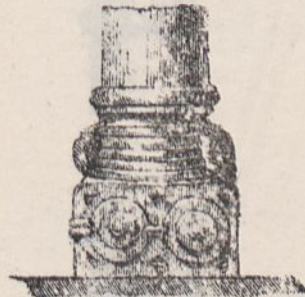


Fig. 95. Burg Tirol.

In St. Martin in Schöna hat bereits der verlängerte Eckknollen eine Art Profilirung durch Abschrägung erhalten, Fig. 94. In Deutschland gilt das Eckblatt



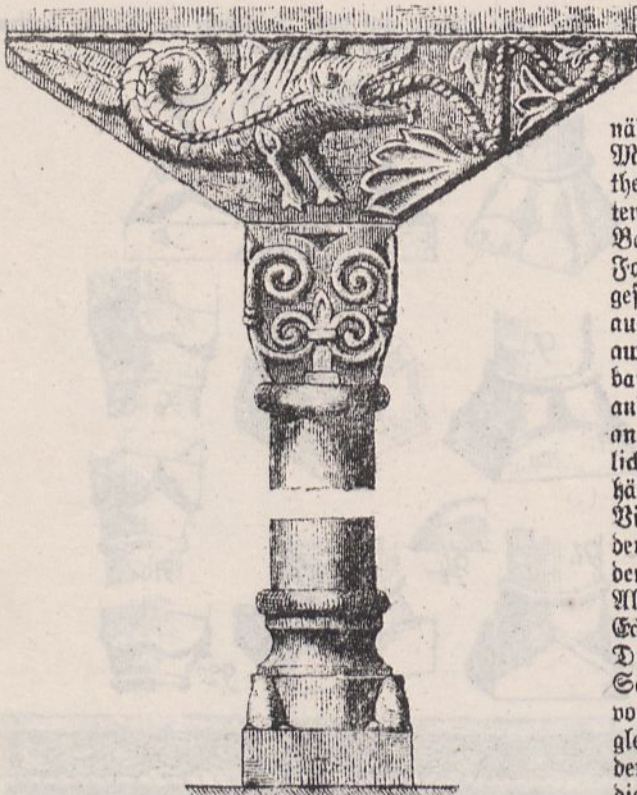


Fig. 96. Burg Tirol.



Fig. 97. Burg Tirol.

als charakteristisches Merkmal des von 1160 — 1225 herrschenden Stils. Bei uns in Tirol läßt sich diese Beobachtung nur annäherungsweise machen, theils wegen Mangel an geschichtlichen Nachrichten, theils wegen Zerstörung und Umbauten einzelner, tüchtiger durchgeführter Baudenkmale. Indes je nachdem die Form dieser Eckverzierung roher oder geschmeidiger auftritt, so dürfte daraus immerhin ein etwas sicherer Schluß auf eine frühere oder spätere Erbauungszeit zu ziehen sein, so unter anderem am Trientner Dome, an dem so lange gebaut wurde, nemlich 12. u. 13. Jahrh. Offenbar hält in demselben unter anderem die Vierungspfeiler gerade wegen der runden Form der Eckverzierung für älter, dem 12. Jahrhundert noch angehörig. Alle möglichen Verwandlungen des Eckknollens kann der Leser wie im Dom v. Trient auch an mehreren Säulen der Burg Tirol machen, vom unförmlichen Knollen bis zur gleichsam organisch sich anschmiegenden Blattform. Höchst seltsam ist die Verwendung des Eckknollens in

Fig. 97 und die Anschmiegung der eigentlichen Blattform in Fig. 98. Ein interessanter Uebergang zum Blatte erscheint auf d. linken Ecke der Figur 87 und eine ausgebildete Blattform in Fig. 66 o. In der Burg Tirol u. zu Innichen

wird an mehreren Stellen eine Menschenlarve nachgeahmt, Fig. 82, 95, 111. Interessant zu sehen ist, wie man im Kreuzgang des Franziskanerklosters zu Bozen durch wohlhergerechnetes Abschneiden der Ecken d. Blattform nachzuahmen suchte, ähnlich wie in Fig. 76 a. b. Der Schaft, der mittlere Haupttheil d. Säule ist nahezu an allen tirolischen Orten kreisrund, sehr selten achterlig wie z. B. an den Vorhallen des Domes in Trient, der Pfarrkirche von Bozen, an einem Portal der Stiftskirche von Innichen und an einer Stelle in der Burg Tirol, vgl. Fig. 111. Kreuzesform hat derselbe an den Schallfenstern der St. Martinskirche zu Göl- lan, vgl. den Durchschnitt in



Fig. 99. In der Regel verjüngt er sich aber nicht ähnlich wie in der Antike, es geschieht dies fast nur ausnahmsweise wie z. B. ein klein wenig in den Fenstern des Ritterjaales in der Burg Tirol und einzelnen Glockenthürmen, mehr aber an den Säulen der Pfeilerbündel zu Innichen, siehe Fig. 84; auch hat der Schaft niemals mehr eine Canellirung. Die meist häufiger vorkommende Schwellung d. h. allmähliche Verdickung gegen die Mitte hin tritt noch am Portal der St. Vigiliuskirche zu St. Romedi im Nonsthal auf, macht sich aber nicht besonders schön, wie in Fig. 107 ersichtlich wird.

Unten wie oben stoßt der Schaft ohne „Anlauf oder Ablauf“ (feine Erweiterung) an die Basis oder an das Kapital. Zu oberst schließt er allerdings wenige Fälle ausgenommen mit einem Stäbchen ab, welches aber zum Kapital gehörig betrachtet wird, vgl. S. 67, Fig. 49 u. f. f., in Fig. 47 ist ein gar feines Stäbchen mit einem stärkeren Plättchen zierlich in Verbindung gebracht. S. 90, Fig. 85 kehrt ein ähnliches, verkehrtes Spiel wieder. Massiv ist das Stäbchen in Fig. 96 und hat in Fig. 95 und 97 die Form einer kräftig gewundenen Schnur.

„Verzierte“ Säulenschäfte sind uns keine anderen bekannt geworden, als jene am großen Radfenster der Domfassade zu Trient, wo sie sich abwechselnd mit einem seltsamen „Zickzack“ (Fig. 100) schmücken und in Form einer soeben genannten gewundenen Schnur auftreten, ähnlich wie auf den Gewölbegurten, siehe S. 67, Fig. 47. Ein paar Säulenschäfte am Mittelfenster, einer an der Gallerie unter dem Dache und ein anderer in der Vorhalle der Ostseite des Trienter Doms, setzen sich gleichsam aus Stäben zusammen und bilden in der halben Höhe einen zierlichen Knoten oder eine Verschlingung, daher auch „Knotensäulen“ genannt, vgl. unten östliche Ansicht dieses Domes. Sie sind natürlich aus einem Steine ausgehauen u. ein wirkliches Kunstwerk der Steinmetzarbeit. Aus einem Stücke bestehen auch alle die kleineren Säulenschäfte, wie an den Thürmen, Hallen der Kreuzgänge und den

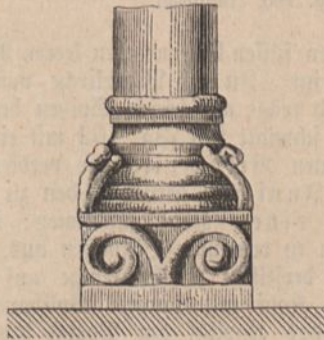
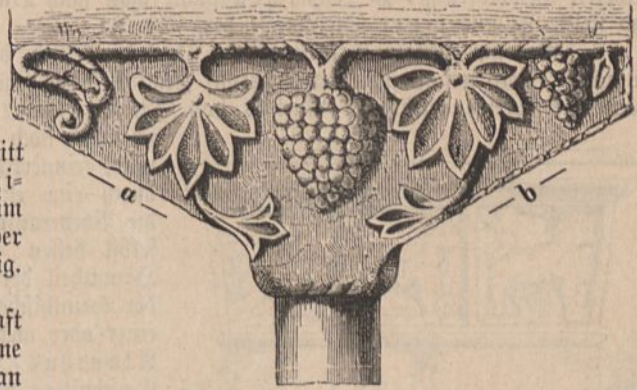


Fig. 98, Burg Tirol.



Fig. 99, Gölfan



Fig. 101, Innichen.



Fig. 100, Trient.

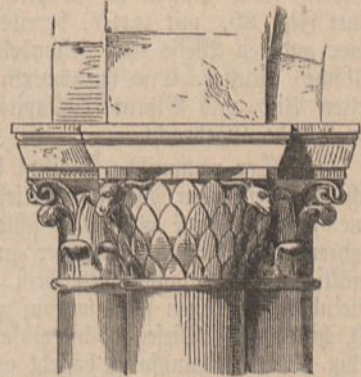


Fig. 102, Innichen.



Fig. 103,



Fig. 104,



Fig. 105, Innichen.



meisten Portalen, wo sie aber höher auftreten z. B. in Begleitung der hohen Gewölbe-Pfeiler, da setzen sie sich aus sogenannten „Trommeln“, d. h. aus mehreren, ein paar Fuß messenden Einzelstücken zusammen, vgl. Fig. 65 a u c, 83. An zwei Paaren der kleineren Gewölbeträger zu Innichen suchte man nach Tinkhauser das Aeußerste zu leisten und stellte sie aus einer Steinmasse her, Fig. 84.

Der am meisten charakteristische Theil der Säule, der Kopf oder das Kapital, zeigt an vielen tirolischen Bauten lange herauf ziemlich starke Anklänge an die Antike. An einer Säule des bereits erwähnten Portals von St. Vigilius zu St. Romedio, sehr wahr-

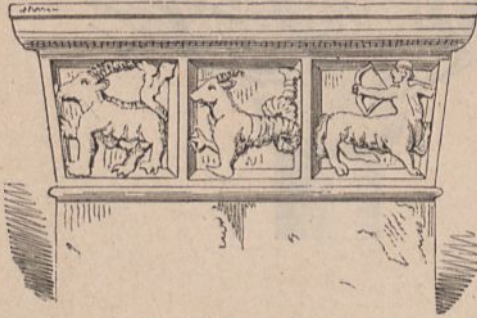


Fig. 106, Innichen.

scheinlich noch dem 12. Jahrhundert angehörend, erinnert das Kapital an die jonische Form durch eine eingesezte Schneckenwindung, vgl. die Vorderansicht in Fig. 107 und in A dafelbst dessen Seitenansicht. Sonst ist dieser Haupttheil der Säule mehr vasenförmig, nach der korinthischen Grundform gebildet und mit einer oder mehreren Reihen von meistens fetten Akanthus-Blättern besetzt, welche keine Einschnitte, wohl aber nach vorne oder seitwärts geneigte und überschlagende Spitzen haben, Fig. 83, 84, 101, 102, 108 — 110. Zugleich sehen wir wie hie und da durch Bänder verbundene kleinere Schneckenbildungen auftreten; dazwischen füllen Blumen den leeren Raum aus, was besonders zierlich in Fig. 101 ausgeführt erscheint. In der Pfarrkirche von Bozen ist das Laubwerk an den Gewölbpfeilern kurz und trägt auf seinen Spitzen bald Blumen, bald Sterne oder Menschenköpfe. Ausnahmsweise schmückt sich Fig. 102 mit einem Schuppenüberzug und Widderköpfen. Von solchen sogenannten Bildkapitälern verdient vor anderem eines in einer Ecke neben der Hauptapside zu Innichen hervorgehoben zu werden. Darauf schlingen sich gar geschmeidig zwei Löwen in einen Kopf zusammen; ihre Vorderfüße stützen sie auf Fetzlaub, ihre Schwänze laufen in erwähnte Blümchen aus, vgl. Fig. 103. An dieses schöne Bildkapital schließen sich in derselben Kirche einige auf den Wandpfeilern an, Fig. 104, 105, 106. Ein menschlicher Kopf mit langem Vollbarte oder ein Vogel bildet ohne weitere Zuthat unter anderem das Kapital am Portal des Ritterjaales und der Kapelle in der Burg Tirol. Die nebenher laufenden noch schweren Akanthusblätter sind hier ungemein reich gravirt. Am feinsten in Doppelreihen durchgeführt zeigt uns das ausgebildete Akanthusblatt Fig. 85, mit zarter, bereits mit lilienartiger, romanisch-charakteristischer Spitze; in einer anderen Weise fein behandelt bietet Fig. 109 aus dem Brixner Domkreuzgang ein hübsches Muster. Erwähnenswerth sind auch die wiederum in einer anderen Eigenart behandelten Bild- und Blattwerk-Kapitälere auf S. 69, Fig. 52 a, b, c, außen an den Säulchen der Apside angebracht.

Der romanische Baustyl hatte aber auch seine eigene, von ihm nach Einigen wirklich erfundene oder doch sehr beliebte und dann noch weiter ausgebildete Kapitälform, d. i. eine würfelförmige oder das schlechtweg genannte Würfelkapital.<sup>1)</sup> Nach der Ansicht mehrerer Archäologen, darunter auch Otte, dürfte diese Form sehr wahrscheinlich als eine gefällige Uebertragung des dem urdeutschen Holzbaue entlehnten Würfelknaufes auf den Steinbau anzusehen sein, worauf z. B. der Abschluß des hölzernen Pfeilers S. 77, Fig. 59, hindeutet. Dieses höchst einfache Motiv erwies sich zu mannigfaltigen Umwandlungen fähig. Seine Grundform besteht aus einem einfachen Würfel, welchen man zuerst nur an den unteren Kanten abrundete. Eine je größere Abrundung vorgenommen wurde, desto gefälliger wurde das Kapital nach unten zu und im Allgemeinen. Die durch diese Abrundung entstandenen halbrunden Schilde treten immer mehr in den Vordergrund; der Leser vergleiche nur Fig. 47 auf S. 67, wo bereits das einfache Würfelkapital gefällig, ja zierlich durchgeführt auftritt. Niedrig gehalten ist dasselbe in Figur 49. Die Theilung der Würfelflächen in zwei oder mehrere Schilde wie zu St. Johann in Bozen und an den Domthürmen zu Brixen, Fig. 76 d und Fig. 90 a, 91 b u. 92 c ist als eine spielende

<sup>1)</sup> Selten ist die Form der Säulenkapitälere gleich einer Halbkugel, oben mit hervortretenden Schnecken, ähnlich wie in Fig. 35; sie kommt an den Thurm säulchen zu Andrian (im Etzthale) vor und deutet auf ein hohes Alter.



Abänderung anzusehen. Dasselbe gilt von dem ausnahmsweisen Vorkommen einer ringförmigen Kapitälform, welcher wir zu Lueg am Brenner, zu St. Johann in Bozen (Fig. 76 e), am Pfeiler zu St. Georg in Schöna u. s. f. begegnen.

Auch ein noch weiterer Entwicklungsgang läßt sich a. Würfelkapital der tirolisch. Bauwerke verfolgen. Dessen anfängl. ganz glatte Flächen schmücken sich bald auf verschiedene Weise. Die Schilde umzieht ein Stäbchen und das Innere wird mit Blumen, Laubwerk und Thiergestalten ausgefüllt, wie z. B. in der Burg Tirol, den Kapitälern der abgebrochenen Friedhofskapelle zu Telfs (nun im Museum zu Innsbruck), Figur 111, 112, 113. Die zwei letztgenannten Beispiele haben auch die Ecken zwischen den Schilden auf eine feine, eigenthümliche Weise belebt, wodurch das Ganze eine weiche Behandlung zur Schau trägt, siehe daselbst a, b, c, d. Endlich werden die Schilde an dieser Kapitälform etwas schmaler oder etwas höher gestellt u. unter ihnen bildet sich ein nach oben zu erweiterter Hals immer mehr aus, vgl. Fig. 92 c und dadurch ist der Grund zu einer anderen, einem Kelche verwandten Form gelegt und bald das schöne Kelchkapital ausgebildet worden, das in Fig. 86 „vielseitig“ gebaut erscheint.

Anfänglich kommt für kurze Dauer auch dieses neue Kapital noch schmucklos vor. Interessant zu beobachten ist der erste Versuch zu einer Verzierung im zweiten Stockwerke des roman. Thurms zu Terlan. Da

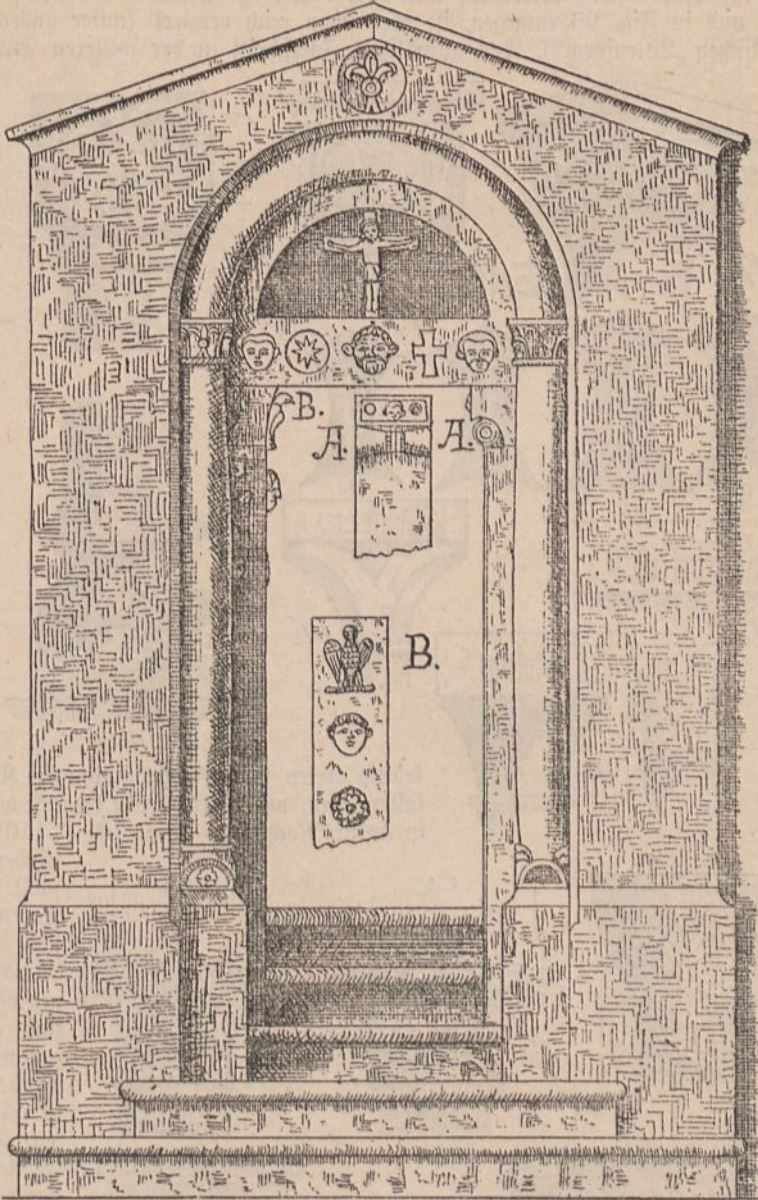


Fig. 107, St. Romedius im Nonsthal.



Fig. 108,



Fig. 109,



Fig. 110,

Dom-Kreuzgang in Brigen.



schnitt man einem nach unten ein klein wenig verjüngten Würfel die Ecken blattförmig ab und deutete so zugleich durch diese Abschrägung an der alten Form die neue, die kelchartige an, vgl. Fig. 114. Wiederum eine andere Uebergangsform vom Würfel zum Kelchkapitäl tritt uns in Fig. 96 entgegen, ist aber schon reich verziert (unter anderem mit der charakteristischen „Lilienform“). Den allmäligen Fortschritt in der weiteren Entwicklung des Blatt-

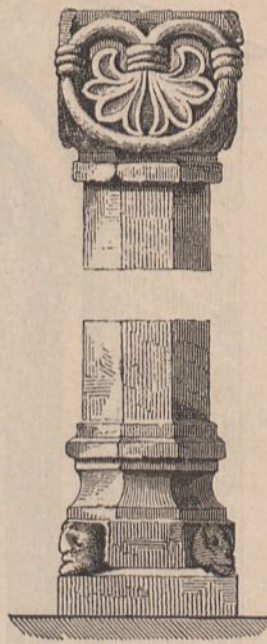
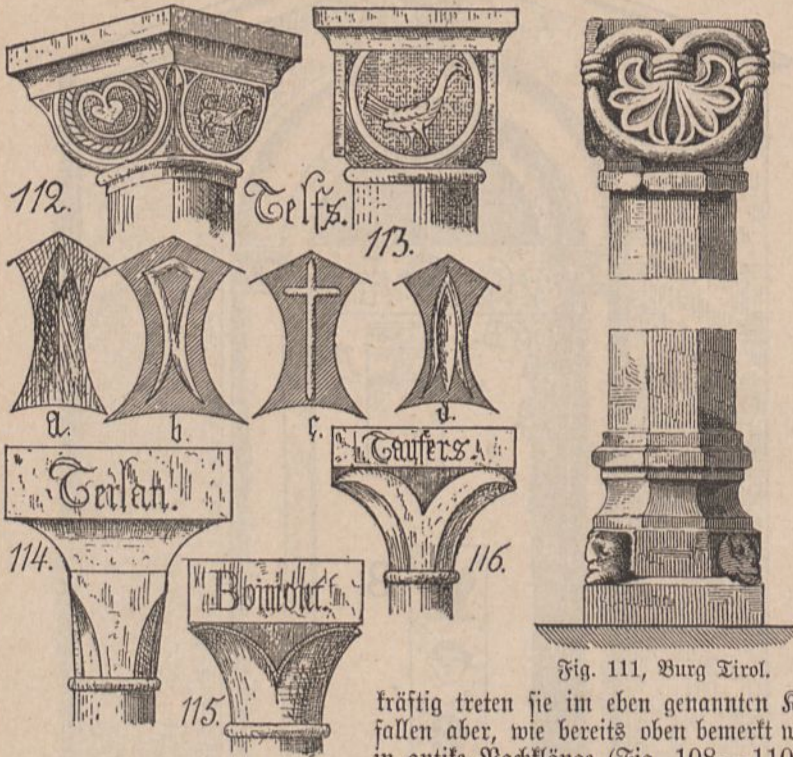


Fig. 111, Burg Tirol.

kräftig treten sie im eben genannten Kreuzgange auf, verfallen aber, wie bereits oben bemerkt wurde, theilweise noch in antike Nachklänge (Fig. 108—110). Die rein roma-

werks finden wir an der Burg Boimont (Eppan), Zenoburg bei Meran und dem Glockenthurm von Neustift b. Brigen, Fig. 115, dann an der fast kämpferähnlichen Fig. 116 a. der Burg Taufers (Pusterthal) und endlich in Fig. 108 aus dem Domkreuzgang in Brigen. Bald gibt ein reicher, gleichmäßig geordneter Blätter schmuck den ganzen Kelch. Es sind frei erfundene Motive, an denen keine natürlichen Pflanzenformen benutzt werden. Ungemein

nischen Blätter gleichen sonst am ehesten Palmetten, welche drei- bis vierfach und mehrmals in Rundform (Halbkreisbogen ähnlich) eingeschnitten und an der Mitte am größten sind. Die unterste u. oberste (kleinere) Lappe ist oft etwas geschweift, vgl. Fig. 118 aus dem Glockenthurme in Neustift, wo sie am reinsten auftreten. Eine verwandte Ausbildung kehrt an derselben Stelle u. am Portale zu Lengmoos auf dem Ritten in Fig. 119 wieder. Reich mit Trauben gefüllt erscheinen die

Blätter in Fig. 121. Schöne Motive hat Fig. 120, aber etwas flüchtig ausgeführt, wieder andere die Burg Tirol in der Abbildung 123 aufzuweisen. Die ganze Periode hindurch gilt fast als Regel, daß die Säulentkapitäl eines und desselben Gebäudes einige Verschiedenheit bieten und hierin oft mit bemerkenswerther Erfindungskraft immer wiederum auch eine eigenthümliche Behandlungsweise zum Ausdruck bringen sollen, worauf der Leser von selbst in den nächst vorhergehenden Zeilen aufmerksam geworden sein wird. Am nördlichen



Seitenportal des Domes von Trient begegnen wir Prachtkapitälern, wo sogar eine Abwechslung in Blätterfchmuck an einem und demselben Kapitäl vorkommt, wie die schönen kugelförmigen Bildungen in Figur 125 und eine andere daneben in a bezeugen. Eigenthümlich an Form und Schmuck sieht das Kapitäl aus St. Lorenzo dajelbst in Figur 117 aus; es ziert mit anderen verschiedenen Kapitälern die Wandfäulen an der Außenseite der Hauptabside dieser Kirche. Wegen ihrer Seltsamkeit gehören auch die Kapitälern in der

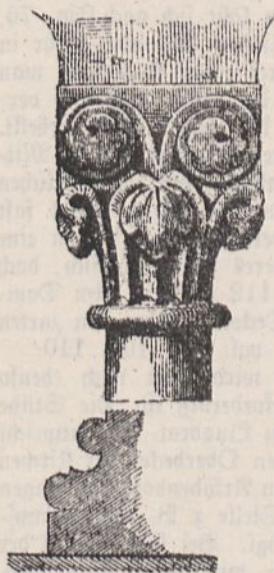


Fig. 123, Schloß Tirol.

Burg Tirol hieher, vgl. Figur 95 und 97; aus den unten stehenden, interessant ausgezackten Blättern in Verbindung mit Blumen schließen an ihnen kräftige Stengel hoch nach oben empor, theilen sich dann und schließen gegen die Ecken hin in kräftigeren, nach innen in schwächeren Schneckenumwindungen ab.

Die Platte, welche das Kapitäl abschließt (die Deckplatte) weist in der Regel eine größere Höhe und Selbstständigkeit auf als früher üblich war und gliedert sich mitunter sehr gefällig durch eine Hohlkehle mit einer darüber liegenden, etwas schwächeren Platte oder setzt sich aus einer Summe von Stäben und Hohlkehlen zusammen, vgl. Fig. 47; 66 a, c; 72 d; 76, d u. e; 85. An dem reichen Portal des Rittersaales in der Burg Tirol und der Kirche des Klosters Marienberg hat man die hohe Deckplatte der Säulen mit Ornamenten belebt, am Hauptportal des Domes von Trient ist sie durch Stäbe und Blättchen reich gegliedert. Eigenthümlich sieht die zarte Deckplatte über dem Kapitäl an der Stirnseite des Wandpfeilers in Fig. 102 aus; sie folgt dreien an einander gereihten Achtecken. In Figur 86 erscheint ein Zwitterding zwischen einer seltsam geschweiften, an den Ecken abgeschrittenen Deckplatte und einem Kämpfer, von welchem letzteren sogleich die Rede sein wird.

Bereits auf S. 70 ist bemerkt worden, daß man auch in Tirol bei Anschluß an den byzantinischen Styl zufolge eines richtigen Gefühls das gewöhnliche Kapitäl nicht für geeignet gefunden hatte, breite Arkadenbögen und eine auf denselben lastende Mauer zu tragen. Dafür setzte man ein kräftigeres Mittelglied, den bereits bekannten Kämpfer ein. So handelte wiederum der romanische Styl. In einzelnen Fällen vertritt der Kämpfer zugleich auch das Kapitäl wie z. B. im unteren Kreuzgang des Klosters zu Gries, in einem kleinen Hof-

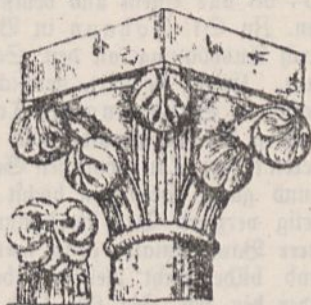


Fig. 125, Trientuer Dom.



Fig. 127, Trient. Dom.

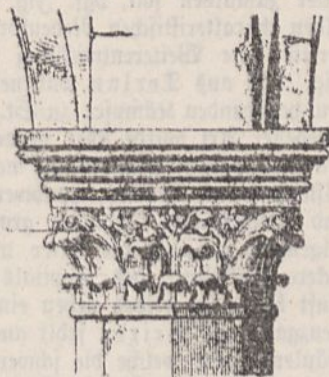


Fig. 126, Strinichen.

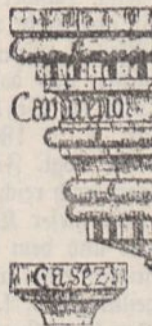


Fig. 128.

Fig. 129.



raume des Franziskaner-Klosters zu Bozen und ähnlich in der Burg Tirol, wo er aber einen kapitälartigen Uebergang zu unterst zeigt. vgl. Fig. 98. Vorzugsweise kehrt bei uns die Anwendung des Kämpfers an den Fenstern der Glockenthürme und der Burgen wieder. Hinsichtlich der Form tritt jene von einem auf die Spitze gestellten Trapezes und ein Halbbrunn neben einander auf, so daß es schwer fällt, welcher von beiden man ein höheres Alter zumuthen soll, vgl. Fig. 95—98 aus einem und demselben Bau und fast mit denselben charakteristischen Nebenformen. Zu St. Johann in Bozen läßt sich nach Fig. 76, bereits eine Weiterentwicklung durch Ausböhlung an den Schmalseiten und noch mehr in Fig. 114 aus Terlan wahrnehmen. Etwas verziert, nentlich durch einen Kopf sieht man den halbbrunden Kämpfer zu St. Jakob in Sardagna bei Trient, der größte Aufwand verschiedener Art wurde aber in der Burg Tirol gemacht, wie aus den Fig. 95—98 erhellt. Da sieht man die Ränder mit mehreren einem Tau ähnlichen Schnüren eingefast und die Mittelfläche durch Früchte, Laubwerk und ganze Scenerien höchst eigenthümlichen, geschichtlichen und symbolischen Inhaltes großartig verziert. Das Vorkommen des Kämpfers deutet fast allgemein auf höheres Alter unserer Baudenkmale, denn später verwandelt er sich in eine dickere Deckplatte des Kapitäls und bildet nicht mehr ein besonderes Glied für sich; doch läuft bisweilen beides neben einander her, vgl. Fig. 65, 103—5, 112 u. f. w. Am Domkreuzgange zu Brixen fehlt ausnahmsweise sogar eine massivere Deckplatte über den zarten Säulenpaaren, welche die schweren Arkadenbögen zu tragen haben, vgl. Fig. 109, 110.

Der gewöhnliche Decken- und Bogenträger ist massiv und wird nicht nach ebenso strengen Gesetzen gebaut wie die Säule, sondern je nachdem es Erforderniß ist. Die Stütze oder der Pfeiler bildet in Figur 28, 60, 68 (Nierung) und 70 ein Quadrat. Es entspricht diese Form genau seiner Erstlingsbestimmung, wo er bei den flachen Oberdecken der Kirchen nur die Hochmauer und die beiden nach deren Flucht abspringenden Arkadenbögen zu tragen hatte. Dasselbe gilt auch bei gleicher Aufgabe an jeder anderen Stelle z. B. am Triumphbogen (Fig. 30, 38, 74 u. f. w.), bei Vorhallen (Fig. 59) und dgl. Bei Einführung der Kreuzgewölbe umgibt sich der Pfeiler auf den Breitseiten entweder mit bandartigen Vorlagen (Lesenen) wie in Figur 72 d oder mit Halbsäulen wie in Fig. 66 d u. f., 68 (Mittelpfeiler der Schiffe), 69 (Nierung). In der Pfarrkirche von Bozen (S. 83) sind zweifache Lesenen vorgelegt, starke und bedeutend schwächere und schmälere. So erhält der Pfeiler in allen drei Fällen eine Kreuzesgestalt. Am Dom zu Trient und in der Pfarrkirche zu Bozen führte man auch wie genannte Grundrisse andeuten, in den noch übrig gebliebenen Ecken dieses Kreuzes eine Dreiviertelsäule auf, um die Kreuzgurten an dem noch weiter ausgebildeten Gewölbe zu unterstützen. Diese Säulen sind aber in beiden erwähnten Kirchen so aufgestellt, daß ihre Trommeln, aus denen sie bestehen, mit dem Kern des Pfeilers fast durch keine Bänder im Zusammenhang erscheinen und ihre Verbindung nur im Fuße und Kapitäl angestrebt wurde. Durch die Lesenen und Säulen haben unsere Kirchen reichgegliederte Pfeiler aufzuweisen. Auch findet man die Ecken der Vierecks-Grundform gleichmäßig abgeschliffen und dadurch ergab sich ein regelmäßiges zierlich wirkendes Achteck wie zu St. Martin in Schönna Fig. 124 und nach Lintbauer auch im alten Brixner Dome (Mitth. d. C.-E. v. J. 1861). Zu Innichen ging der Baumkister noch weiter; er stellte dasselbe „über Eck“ vgl. Fig. 126, während er nach Figur 84 sogar mit einem „Zwölfeck“ und so mit einem noch reicheren Polygon einen Versuch machte. Somit wechselte die Grundformen der Pfeiler in dieser Kirche dreimal, wodurch eine anziehende und zierliche Mannigfaltigkeit sich darbietet und dem Ganzen ein eigener Reiz verliehen wird. Ueberhaupt verdienen diese Gewölbestützen eine größere Aufmerksamkeit, welche ihnen auch Conservator Lintbauer in den Mittheilungen d. k. k. Cent.-Commiss. v. J. 1863 mit Recht geschenkt hat. Ausnahmsweise folgt der Gewölbestütze selbst der Kreisform wie unter anderem in der St. Georgskirche zu Schönna bei Meran.

Die Grundform der Wandpfeiler besteht gewöhnlich aus der Hälfte der freistehenden Gewölbestützen z. B. im Kreuzschiff v. St. Lorenz zu Trient, in der Pfarrkirche von Bozen (Fig. 69, 72), im Schiffe zeigt sie erstere Kirche aber reicher behandelt. Dasselbe gilt von zwei Wandpfeilern nächst dem Hauptportale zu Innichen, während andere daselbst nur in Form einer Lesene auftreten, (Fig. 68). Im Dome von Trient stehen zwei verschiedene Formen einander gegenüber; die des nördlichen Seitenschiffes kommen der Hälfte der freistehenden Pfeiler sehr nahe, jenen des südlichen fehlt aber die Halbsäule an der Stirnseite, vgl. Fig. 66 d. u. b.

Wie die Säule hat auch der Pfeiler einen gegliederten Fuß und ist zu oberst mit einem das Kapitäl vertretenden Kämpfer versehen, welcher in ein förmliches Kapitäl über-



geht, indem dieses von den Säulen ganz um seinen Kern herumgeführt wird. Ähnliches gilt von der Fußgliederung. Dieselbe ist wie wir oben bei der Beschreibung der Säule gesehen haben, der altlichen Basis mehr oder minder verwandt und oft schön gebaut. Fig. 66, c, 82—84. Die Platte oder Plinthe, auf welcher die Pfeilerbasis ruht, erscheint bald schwächer bald stärker, zu Innichen ist sie nach Figur 83 u. 125 sehr fein, hingegen nach Fig. 82 u. 84 auffallend mächtig. Die Ecksäulen im Trienter Dome haben die Platte nach drei Seiten eines Architektes gebildet vgl. Fig. 66 f u. c. Ueberall ruht sie auf einem ziemlich massiven Sockel wie angeführte Abbildungen zur Genüge beweisen nur von Trixen weist Fig. 131 Fußplatte und Sockel beinahe gleich stark auf. Charakteristisch für unser Land wie für andere jenseits der Alpen gilt die einfachste Verbindung der Grundplatte mit dem Pfeilerkerne durch ein schiefgestelltes Plättchen oder eine Schmiege, ähnlich wie in Fig. 29, wo dieselbe bereits in eine schwache Hohlkehle übergegangen ist.

In umgekehrter Lage und Folge der Glieder wählte man den Fuß auch als Abschluß des Pfeilers, als dessen Kämpfer, wie wir am Mittelpfeiler in St. Georg zu Schönau, ähnlich Fig. 76 a, beobachten. Ein halbrunder, etwas stärkerer Stab ist es, welcher die Pfeiler zu St. Martin daselbst (Fig. 124) in Verbindung mit einer schwachen Deckplatte abschließt, reicher tritt das Kämpfergesims an anderen Kirchen auf. Alle Pfeiler im Trienter Dome zeigen ein schönes Abschlußgesims, welches genau den Kapitäl der Säulen folgt, (Fig. 66, a, c); anders verhält es sich in Bozen, obgleich die Formbildung eine ähnliche ist, (Fig. 72 d). Zu Trient und Innichen u. setzt sich der Kämpfer als Gesims in der ganzen Länge des Schiffes und Chores fort, jedoch mit Aenderung des Profils, welches einfacher wird, (Fig. 65, 67). Diese Erscheinung kommt eben seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts überhaupt häufig vor. Besonders reicheren Formen des Kämpfergesimses begegnen wir an mehreren Pfeilern der Stiftskirche in Innichen, wo sie sich aus dem Karnies mit Stäben, Hohlkehlen und Plättchen zusammensetzen, wie z. B. aus Figur 126 ersichtlich ist, während ein anderes Pfeilerpaar (Fig. 84) einen schönen, steil gebildeten Karnies zwischen anderen Gliedern aufweist.

An einzelnen Stellen, besonders in den Wanddecken am Schlusse der Neben- und Kreuzschiffe treten Consolen als Träger der Gewölbebogen auf, nach Einthausen auch an den Vierkappelpfeilern der Stiftskirche von Innichen. In der Ecke neben der Thür des südlichen Kreuzesflügel im Dome von Trient versieht eine Mannesgestalt diesen Dienst von Vielen als der Baumeister des Domes Adam de Aragno aus Como, gestorben um 1212 angesehen und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, da es im Mittelalter Sitte war, daß sich die Baumeister in dieser Art und Weise, nemlich als untergeordnete Träger verewigten, wie wir in der Gothik noch mehreren Beispielen begegnen werden. Da von Consolen einmal die Rede ist, können wir nicht umhin auf eine ganze Reihe solcher Gebilde der zierlichsten Art aus dieser Periode hinzuweisen. Die schmückten in ziemlicher Tiefe, ungefähr 2 M. über dem Erdboden die Südseite des Schiffes vom soeben genannten Dome. Eine dieser Consolen mit garten und gefälligen Blättern, zwischen welchen mitunter auch Engelsköpfe erscheinen, ist in Figur 127 abgebildet. Man vermuthet, daß hier auf der Südseite eine Halle für



Fig. 130.

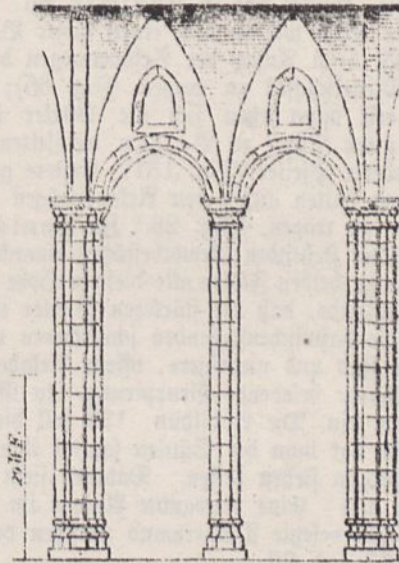


Fig. 131, Brizeu.

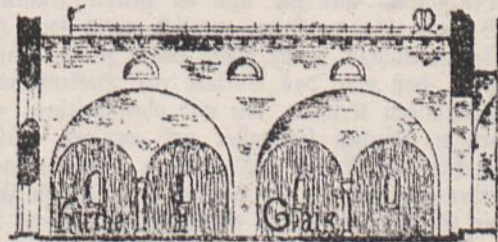


Fig. 132.



Begräbnisstätten der Priester oder die Anlage eines Kreuzganges beabsichtigt gewesen sei. Von einer reichen Zusammenstellung vermittelt Zahnschnitt, Stäben, Platten und Hohlfellen in der Kirche zu Cavareno im Ronzthal bietet Figur 128 ein Muster, wie sich selten ein zweites finden lassen wird. Einfacherer Art ist Figur 120 aus dem obigen Orte nahegelegenen Tafez. Erwähnung verdienen auch die Consolen der Durchzugsbalken an der einstuigen flachen Oberdecke der Franziskanerkirche zu Bozen, welche über dem gothischen Gewölbe noch heute sichtbar sind, wie sie uns Figur 130 in der Seitenansicht nach ihrem Profile wiedergibt.

Ueberschauen wir noch näher den inneren Aufbau der größeren roman. Kirchenbauten unseres Landes, so zeigt sich an ihnen regelmäßig die Basilikenform d. h. das Mittelschiff ist bedeutend höher als die Seitenschiffe. Dieses Höhenverhältniß muß ursprünglich auch an der Kirche des Stiftes Marienberg gewesen sein, wie die vermauerten durch Säulchen getheilten Fenster unter dem Dache der heutigen Seitenkapellen oder der ehemaligen Nebenschiffe bezeugen. In Innichen überragt das Hauptschiff seine Nebenschiffe um die Hälfte, zu Trient (Dom und St. Lorenz), zu Brixen und Gais erhebt es sich ungefahr um den dritten Theil über die Pultdächer derselben, vgl. Fig. 65, 67, 71, 77, 131, 132. Ebendasselbst sieht der Leser, daß die einzelnen Schiffe durch Bogenreihen von einander getrennt werden und letztere dann die Seitenmauern des Hauptschiffes tragen. Die Scheide- oder Arkadenbögen sind von mächtigen Pfeilern gestützt. Jene messen im Trienter Dome nahezu 1 M. in der Breite und sind mit einer einfachen vierseitigen Vorlage gegliedert, ähnlich wie in Innichen vgl. deren Querschnitt in Fig. 65, 67, 77 u. a. D. Ferner sehen wir in dem einen dieser Bauten, daß die mittlere Vorlage der Pfeiler das Kapital beim Ansatz der Arkadenbögen durchschneidend weiter emporchießt, um das Gewölbe des Mittelschiffes zu tragen (Fig. 65); in anderen ist das Kapital rings herum geführt und erst dann setzen sich die Pfeiler durch Lesenen oder Stirnhalbsäulen weiter fort. Im alten Dome zu Brixen wechselten nach Tinkhanfer schwächere achteckige und reicher gegliederte Pfeiler (Fig. 131). Erstere gehörten nur den kleinen Quadraten der Nebenschiffe an und hatten außer den Arkadenbögen nichts mehr als eine Gurte der genannten Seitenräume zu tragen. (Fig. 28.) In Innichen sind, wie wir bereits gesehen haben, die einander gegenüber stehenden Gewölbestützen einander gleich, sonst von einander verschieden. Jedoch erreichen in beiden Fällen alle dieselbe Höhe und so kommt es nicht vor, wie in einzelnen Kirchen Deutschlands, daß die stärkeren Pfeiler unter sich durch höhere Blendbögen verbunden werden, die dazwischenstehenden schwächeren oder förmlichen Säulen bedeutend oder um die Hälfte kürzer sind und niedrigere, offene Arkaden tragen. Daraus entsteht eine glücklich abgerundete das Ganze belebende Gruppierung. In Gais könnte vielleicht eine derartige Anlage versucht worden sein. Die Abbildung 132 soll diese interessante bauliche Anordnung veranschaulichen. Später hat man die Säulen sammt ihren Bögen ausgeschlagen und nur die zwei höheren Rundbögen stehen lassen. Dadurch sieht heute das Innere dieser Kirche bedeutend einförmiger aus. Eine verwandte Anlage im Kleinen bietet die durchbrochene und gefällig mit Säulchen besetzte Mauerwand zwischen den Chören in der Stiftskirche zu Innichen, vgl. Fig. 67 und 68.

Eine ganz neue, für Tirol aus so früher Zeit allein dastehende und auch in Deutschland nur hie und da geübte Innenanordnung haben wir an der Pfarrkirche von Bozen zu verzeichnen, nemlich einen sog. Hallenbau romanischen Stils, wo alle drei Schiffe nahezu „ganz gleich hoch“ sind. Beinahe alle Kunstgeschichtsschreiber sind der Meinung, daß man das Vorbild zur Hallenform von den ebenfalls hallenartig gebauten, oft geräumigen Krypten, wie wir oben gesehen, entlehnt habe. Durch diese Bauordnung wurden die Kirchen lichtvoller und weniger kostspielig. Allein alle gewonnenen Vortheile geschahen auf Kosten des Ganzen, welches dadurch an Leben und gefälliger Abwechslung bedeutend verlor. Es entstand eine gewisse Einförmigkeit nach außen und innen; es mußten die Gewölbestützen zu einer fast unschönen Ueberhöhung gebracht werden, das Mittelschiff büßte die eigenen Fenster ein, der Chorbau wurde vereinfacht, das Dach, weil für alle Schiffe gemeinsam genommen, wurde fast unförmlich groß.

Angesahnt möchte man die Hallenform bereits im Dom zu Trient erkennen, wo wir nach Fig. 65 und 77 die Pfeiler nahe aneinander gerückt und die Seitenschiffe hoch aufgeführt sehen. Ein ähnliches Suchen nach „lichter Weite“ kehrt auch am Dome von Brixen wieder (Fig. 131).

Es läßt sich mit völliger Gewißheit annehmen, daß alle romanischen Kirchen Tirols, der Dom von Trient nach seiner ersteren Vollendung nicht ausgenommen, wie sie einmahl



unter Dach gebracht waren, eine geraume Zeit mit einer „flachen Decke aus Holz“ sich begnügen mußten. Diese scheint bei uns sogar sehr beliebt gewesen zu sein. Finden wir sie ja noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts oft vor. Hiefür sei erinnert an alle drei größeren Kirchen von Bozen (Pfarre, Dominikaner- und Franziskanerkirche), dann an die Pfarrkirchen von Tramin und Tisens, an den Kreuzgang der Franziskaner zu Bozen und jenen des Domes von Brixen, welche alle lange erst nach ihrer Vollendung eingewölbt wurden. Im Schiffe vieler kleinerer Kirchen erhielt sich die flache Decke bis heute oder doch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts, wo sie bald durch ein Stein-, bald durch ein Scheingewölbe verdrängt wurde, wie wir seiner Zeit näher nachzuweisen mehrmals in die Lage kommen werden. Man unterlasse daher nie auf das Gewölbe der alten Kirchlein zu steigen, denn nicht selten lassen sich unter dem Dache interessante Reste der alten Decke oder von Gemälden entdecken.

Die ältesten flachen Decken mögen wohl allgemein so einfach gewesen sein, wie in der St. Gertrudskapelle auf der Zenoburg bei Meran und in anderen Orten. Da sieht man einfache, kaum fein gehobelte, Bretter fest an einander gefügt auf die Durchzugsbalken gelegt. In einzelnen Fällen dürfte an den Ecken ein kleiner Viertelstab oder eine Abfassung ausgearbeitet worden sein, in der Regel waren sie aber schmucklos, wie selbe in Figur 59 auftreten. Ob, wie hier an dem Pfeiler, auch an den Deckenbalken weitere Ausstellungen und Ornamente in Form von Schnüren, Kreisen und Vierecken eingeschnitten wurden, davon haben sich keine weiteren Reste auffindig machen lassen. Nebenher dürften schon früh, wie in Italien und Deutschland, die Bretter an der Unterseite der Durchzugsbalken befestigt worden sein, so daß eine geschlossene, getäfelte Oberdecke entstand und die Balken verschwanden. Durch schmale Leisten, welche jedenfalls eine Abfassung der Kanten oder ein reicheres Profil erhielten, wurde das Ganze in quadratische Felder eingetheilt. Vielleicht reichen noch eine oder andere der erhaltenen Täfelungen an der Oberdecke in die romanische Periode zurück, z. B. in der Abside der Kapelle in der Burg Tirol, St. Stefan bei Obermontani (Vinschgau) oder bei Carijol im Nendenathal oder vielleicht auch in St. Pirmin, Sebastian und Rochus (im Burschel) bei Landeck und andern mehreren Orten. Die meisten der noch erhaltenen flachen Oberdecken gehören erst dem 16. u. 17. Jahrhundert an. Theils waren die zahllosen Feuersbrünste der Anlaß, theils geschah es wohl auch aus höheren ästhetischen Gründen, daß die flache Holzdecke einer steinernen oder mit andern Worten den Steingewölben weichen mußte. Bezüglich des letzteren Grundes besitz man sich ja gerade im Mittelalter, alle Linien im Umschwunge zu führen und so an die Stelle der geraden Glieder den Bogen zu setzen. Erst wie gleich dem Triumphbogen, den Fenstern und Portalen, auch die Schiffe in der Bogenform geschlossen wurden, war die Einheit in der architektonischen Anlage vorhanden und das Bauwerk vervollkommt. Auch die Rücksicht auf den perspectivischen Reiz mußte den Baukünstler für eine gewölbte Decke immer mehr bestimmen.

Daß man in dem ganzen romanischen Zeitalter gewölbte Decken zu bauen verstand, geht aus der Einwölbung der Krypten hervor. Tonnengewölbe ohne irgend eine Abtheilung durch Querbogen oder Gurten hat Tirol an seinen ältesten romanischen Bauten aufzuweisen, allerdings sind sie nur mehr an kleineren Kirchen, wie z. B. an mehreren Filiationen von Bozen (St. Peter, St. Magdalena), dann an Thorthürmen und Eingangshallen der Burgen, an den Zwerggallerien des Trientner Domes (Fig. 66 v.) u. s. w. noch erhalten. Die etwas kleine Pfarrkirche St. Peter bei Meran, Fig. 133 zeigt alle Theile ihres kreuzförmigen Grundrisses und selbst die Nebenräume (die Tauf- und die Querkapelle) mit Tonnengewölben bedeckt, auch das Gewölbe in der Vierung nähert sich dieser Form, denn nur ein kurzes Stück weit treten in den Ecken schwache Gräte auf, um die Anlage zu einem Kreuzgewölbe einiger-



Fig. 133 u. 134.

Fig. 135.



Fig. 136.



maßen auszuweisen. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß die andern von den letztgenannten Filialen um Bozen, nämlich St. Oswald, St. Johann und St. Martin mit einem Tonnengewölbe im stumpfen Spitzbogen eingedeckt sind, Fig. 134. In St. Johann untersuchten wir genau, ob ursprünglich eine ebene Decke war und die Einwölbung später geschah. Es fanden sich aber die Seitenmauern über den Ansätzen des Gewölbes ganz roh, während sie sonst einen Verputz haben mißten, wie sich dies oft wiederholt, wie z. B. im nahen St. Jakob in der Au, St. Margareth in Lana, St. Moriz in Ulten, an der Klosterkirche zu Mgund u. s. w. St. Johann und St. Martin wurden mit zwei Kirchen im nahe gelegenen Rentsch im Jahre 1180 von Bischof Salomo in Trient geweiht (Bonelli not. ecc. Trid.) Unmöglich wäre um diese Zeit die Anwendung des Spitzbogens nicht, kommt er ja in Deutschland um 3 Jahrzehnte früher vor.

Im Allgemeinen griff man in Tirol wie anderwärts frühe schon zu dem in jeder Weise, in ästhetischer wie praktischer Hinsicht, besser sich empfehlenden Kreuzgewölbe. Die einfachste Anlage dieser neuen Eindeckung präsentiert uns Figur 33, wo einfach ein Kreuzgewölbe mit Gräten erscheint und das eine Gewölbejoch an das andere gereiht ist, ohne irgend ein dazwischen eingefetztes Verbindungsglied oder eine Gurte. Dasselbe läßt sich im Hauptschiff von St. Lorenz in Trient (Fig. 69) und zwischen beiden Schiffen von St. Martin zu Schönna beobachten, nur der Länge nach vertreten die Arkadenbogen die Längegurten; in den Seitenschiffen erscheinen bereits wie in Marienberg (Fig. 60) auch der Quere nach Bänder als Abtheilung der einzelnen Joche oder die sog. Quergurten. Zu Trient (Dom) Bozen (Pfarrkirche) und zu Innichen finden wir auch die Kreuzgurten anstatt der Gräte und somit das romanische Kreuzgewölbe vollkommen ausgebildet. Zu Brixen scheinen nach Fig. 131 die Kreuzgurten noch gefehlt zu haben.

Die Kreuzgurten sind selbstverständlich, weil sie eine geringere Last zu tragen haben, immer schmaler und zarter gebaut, als die Länge- und Breitgurten. Anfangs bildeten letztere nur eine etwas vorstehende viereckige Platte, wie zu St. Martin und Georg in Schönna und im Dome zu Brixen (Fig. 131), hingegen zu Trient (im Dome) und zu Innichen sind sie rechteckig ausgekantet, Fig. 135, zu Bozen aber ausgekehlt, Fig. 136. Sene von St. Apollinar in Trient haben einen Rundstab in Form einer stark gedrehten Schnur aufgelegt und machen sich dadurch sehr hübsch (Fig. 47). Ein reiches Profil nehmen die Kreuzgurten des Trientner Domes an und treten in Folge dessen weit vor, so daß sie von einigen Schriftstellern sogar Rippen genannt werden, vergleiche Fig. 66 g. In der Pfarrkirche von Bozen zeigen sie neben der Auskehlung an der Stirnseite einen Rundstab ausgearbeitet, erscheinen somit ebenfalls als Rippen gothischen Styls. Von den Gewölbeschlusssteinen, welche im Punkte, wo vier Gurten zusammenlaufen, eingefetzt werden, und eine kreisrunde Form haben, sind jene in den Chorquadraten der Nebenschiffe zu Innichen verziert; jener zur Linken trägt die Sculptur eines Pferdes, der andere rechts eine weibliche Büste.

In Folge Restaurationsbedürftigkeit ist das Gewölbe des Trientner Domes, welches aus massiven Ziegeln bestand, näher untersucht worden. Da fand sich, daß jenes über dem Mittelschiffe nicht genau halbkreisförmig, sondern mehr flach gehalten war. Darüber muß man sich um so mehr verwundern, als nur schwache Widerlager dafür vorhanden waren. Es stützte sich nämlich bloß gegen die 1 Meter starke Mittelmauer, die an den Gewölbeangriffsstellen außen einfach durch schwache Eisen verstärkt war (vergleiche Fig. 77). Strebebogen oder eine Uebermauerung der Gurtbogen der Seitenschiffe oder ähnliche Hilfsmittel, wie sie andere Baumeister des Mittelalters anwendeten, fand man ganz verfehlt. Adam de Aragno hat auch hier auf sein schönes Material gerechnet und so gleichsam jedes Mauerstück zwischen zwei Fenstern als einen quergelegten Strebepfeiler angesehen, was er allerdings um so eher thun könnte, als ihm sehr lange Quaderstücke zur Verfügung standen. Indes er verrechnete sich, denn das Gewölbe hat sich in der Folge bis auf uns um 25 cm. gesenkt und die Außenmauer sowie die Pfeiler außer dem Sattel gebracht. Um diesem Mißstande abzuhelfen, mußte Dombaumeister Nordio mehrere Gewölbefelder abtragen, die Seitenmauern des Mittelschiffes um  $1\frac{1}{2}$  Meter erhöhen, die Gurten ausbessern und dazwischen in die Gewölbekappen leichteres Material, nämlich Tuff einsetzen. Das Dach, welches früher in Form eines geschweiften Bogens (Eiseldrückens) ebenfalls einen großen Seitenschub auf die Seitenmauern ausübte, erhielt eine geradlinige, den Kuldächern über den Nebenschiffen entsprechende Neigung, vergleiche Fig. 77 mit 135. Früher reichten die Fenster des Mittelschiffes bis nahe an das Dachgesims, jetzt aber sind sie von demselben ziemlich entfernt. Ueber dem Mittelpunkte des Kreuzschiffes oder der Vierung, welche wir



bereits S. 80 u. ff. als Centralstelle kennen gelernt haben, kommt in St. Peter bei Meran noch ein einfaches Kreuzgewölbe kaum angedeutet vor; zu Trient (Dom und St. Lorenz), und zu Innichen setzte der Baumeister ein Kuppelgewölbe auf. Eine ähnliche Einwölbung kam am Dome von Brixen ebenfalls vor, wie aus dessen Grundrisse nach Tinkhauser, Fig. 28 (S. 45) deutlich hervorgeht. Da diese Anlage durch einen niedrigen, thurmformigen Ueberbau auch nach außen sichtbar auftritt, so hätte sie zweifelsohne den Zweck: die Vierung als einen Haupttheil des Kirchengebäudes besonders auszuzeichnen. Ein anderer Grund läßt sich wohl nicht so leicht finden. Zur Sicherheit für eine größere Belastung treffen wir daher die Vierungspfeiler an allen genannten Bauwerken sehr massiv im Vergleich zu den übrigen Gewölbstützen, vergleiche Fig. 28, 65 — 68, 69, 77. Das Kreuzesmittel folgt im Trientner wie im Brixner Dome einem Rechtecke und nicht einem reinen Quadrate, und so mußte auch das Kuppelgewölbe darüber mehr ersterer Form huldigen. Im Jahre 1740 beim Baue des gegenwärtigen Hochaltars im Dome von Trient suchte man nach dem damaligen schlechten Geschmacks die Achtecksform der Vierungs-Ueberwölbung vermittelst angebrachten Lattenwerks in ein Oval umzuwandeln. Soeben geht nun Architekt Nordio daran die ursprüngliche Anlage wieder herzustellen. Er fand eine ähnliche zierliche Anordnung, wie wir aus Fig. 48 (S. 67) kennen. Den Uebergang vom Viereck zum Achteck vermittelst Zwickel, welche in sanfter Steigung angelegt sind. Ueber den Zwickeln stehen in den 8 Ecken wiederum zarte Säulchen, welche die Gurten (Rippen) des steil aufsteigenden Kuppelgewölbes tragen. In schöner, regelmäßiger Form, wengleich einfacherer Art erscheint der Kuppelbau in Innichens Stiftskirche; über den Zwickeln läuft ein Gesims herum, worüber dann das Gewölbe mit seinen Gräten sich erhebt. Wäre über der Klosterkirche von Marienberg ein Kuppelbau zur Ausführung gekommen, so hätte er wiederum jenem am Trientner Dome folgen müssen, wie aus dem Grundrisse in Fig. 60 hervorgeht.

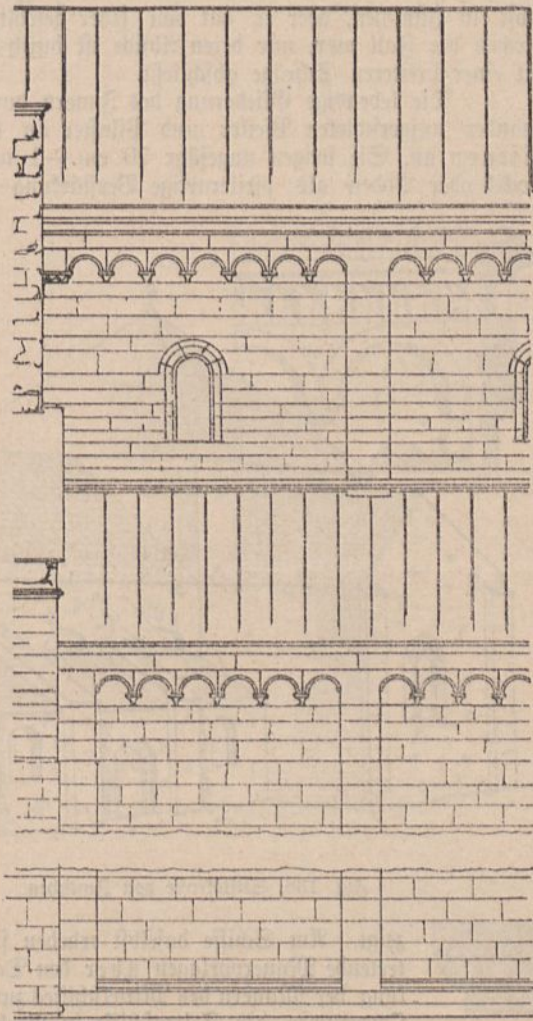


Fig. 137, Südseite des Domes von Trient.

Die bisher besprochene, mitunter auch großartigere Innen-Anordnung der tirolischen Kirchenbauten romanischen Stils wird mit großer Klarheit auch an dem ganzen Aeußern wiederum sichtbar; so z. B. die verschiedenen Höhenverhältnisse des Mittelschiffes zu den Absseiten, die Absidenform, die Pfeilerzahl und dgl. Das Kreuzschiff und die bald einzeln, bald mehrfach vorhandenen Absiden unterbrechen und schließen die gerade Linie gefällig ab. Die Fagade, wenn gleich nicht ausgebaut oder später verstümmelt, sowie die Chorseite zeigen den größten Schmuck, welcher am Dome von Trient heinabe auf allen Seiten gleichmäßig reich vertheilt ist, wie wir sehen werden. Das Giebeldach überragen die Vierungskuppeln und die das Ganze krönenden Thürme, vergleiche vorläufig Fig. 65, 67, 71, 76, 77, 135, 136 u. s. w. Ueberall tritt uns einigermaßen das Bestreben entgegen, den Reichthum des Innern auch nach Außen zu kennzeichnen. In der Regel kann angenommen werden, daß je schlichter das Ganze zur Erscheinung kommt, ein desto höheres Alter dasselbe ansprechen



kann. Indes wurden auch in späterer Zeit sehr einfache Bauten aufgeführt, welche jedoch ein Sach- und Fachkundiger von ersteren durch die Mauertechnik und dergleichen leicht zu unterscheiden vermag.

Die einzelnen Bautheile musternd finden wir am Dome von Trient und der Pfarrkirche von Bozen einen massiven Sockel, welcher diese Bauten ringsum, auf allen Seiten kräftig vom Boden abhebt. Er schließt mit der attischen Form ab und hat an letzterer Kirche den unteren Pfeil im Vergleich zum oberen auffallend stark hervorgehoben, Fig. 72 S. An allen anderen Kirchengebäuden ist der Mauersockel verschwunden, selbst in Innichen, oder er hat von jeher gefehlt, was am Schiffe der meisten kleineren Kirchen der Fall war, nur deren Abside ist durch einen solchen hervorgehoben, welcher dann mit einer breiteren Schräge abschließt.

Die lebendige Gliederung des Innern durch die genau in denselben Abständen von einander aufgerichteten Pfeiler und Pilaster an den Wänden deuten außen Bänder oder Lisenen an. Sie steigen ungefähr 70 cm.—1 m. breit und 20—40 cm. vortretend vom Sockel oder Boden als Pfeilerartige Verstärkung der Mauern auf und verbinden zugleich

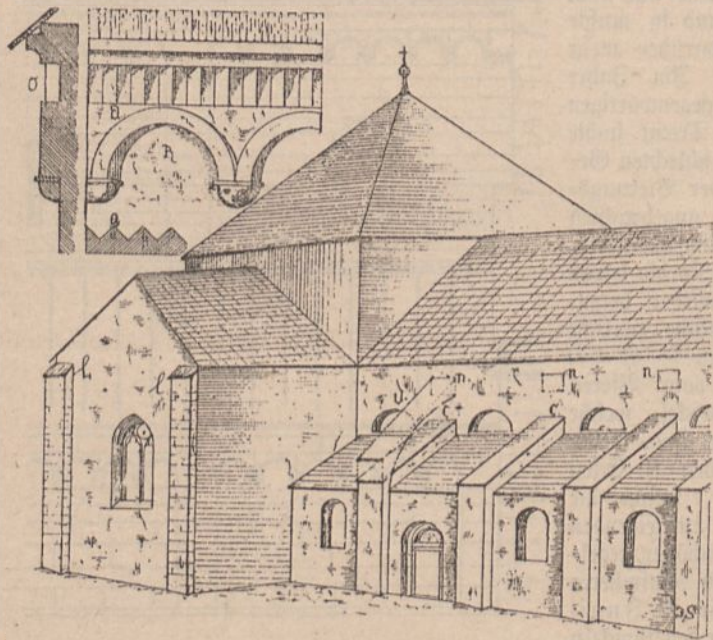


Fig. 138, Stiftskirche von Innichen.



Fig. 139.

den Sockel mit dem Dachfries. Dies trifft genau am Schiffe des Domes von Trient (vor anderem auf der Südseite) ein, wo zu oberst die Lisenen auch durch eine zusammenhängende Reihe kleiner Rundbogen oder den sogenannten Rundbogenfriese zierlich verbunden sind; jeder einzelne Rundbogen ruht auf einer Consolle, vergl. Fig. 137. Zu Bozen sind die Lisenen mehr selbständig behandelt und schließen ungefähr 1 M. tief unter dem Dache mit einer dachförmigen Schräge ab. Je eine umfaßt die Ecken ganz in der Weise, wie sie uns Figur 138 l am Kreuzschiffe der Stiftskirche von Innichen zeigt. Am Schiffe daselbst erheben sich die Lisenen als etwas kräftiger vortretende Mauervorlagen über den Dachrand hinaus, um mit den zur Verstärkung der Mauern des Mittelschiffes zunächst über dem Dache herauf gemauerten Quergurten der Seitenschiffe in Verbindung zu treten. Wahrscheinlich hatten sie auch Strebe- oder Schwibbogen zu stützen, von welchen aber heute nichts mehr als Spuren ihrer oberen Ansätze erhalten sind, Fig. 138 n. Ganz bis unter das Dach und mit dessen Vorsprung bedeckt baute man die Lisenen in Anras, Fig. 57 (S. 75). An den Absiden verwandeln sie sich häufig in Säulchen, wie wir bald noch näher auch im Bilde sehen werden. Durch beide Formen gewinnt das ganze Äußere ungemein an Lebendigkeit. Wie der Sockel hat auch die Mauer unter dem Dachrande einen festen Abschluß, durch das sogenannte Kranz- oder Dachgesims, oft geradezu von umgestürzter Form des ersteren, oft auch einfach aus einer Hohlkehle bestehend, wie zu Innichen Fig. 136 o und an einzelnen Theilen des Trientner Domes, vergleiche Fig. 66 t, während es z. B. am Giebel des südlichen Kreuzesarms sehr kräftig austritt, Fig. 66 e. Verhältnismäßig massiv gibt Fig. 139 das Dachgesims von St. Georg in Schönna und St. Peter bei Meran an, bestehend aus einem starken Rundstab zwischen zwei Platten. Zu Innichen begleiten das Dachgesims eine Reihe an einander und über Eck gestellte Würfel, welche im Grundrisse die Zähne einer Säge bilden, Zahnschnitt genannt, Fig. 138 a und



darunter läuft ein Rundbogenfries herum, dessen Bögen abwechselnd auf Köpfen ruhen (Fig. 138 R). Zu Anraß unterstützen am Ostgiebel das Dachgesims, welches aus einer einfachen, stark vortretenden Platte besteht, eine Reihe eigenartiger, untereinander nicht verbundener Träger oder Consolen. Ihr Profil sieht einem etwas langgestreckten Karniese ähnlich, vgl. Fig. 58.

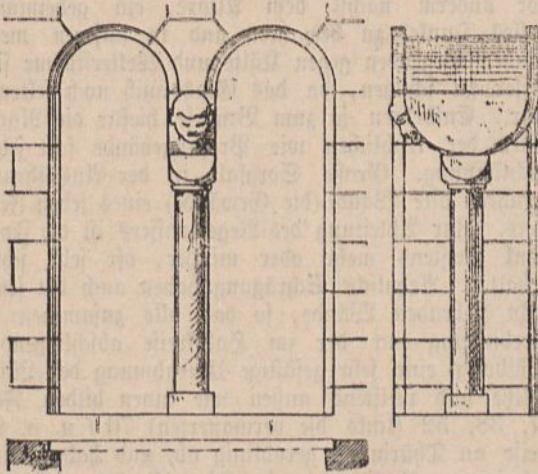


Fig. 140, Sardagna bei Trient.

Die Giebel der Dächer steigen in der sogenannten „Sattelform“, welche uns z. B. auf Fig. 14, S. 21, beinahe ausnahmslos begegnen, bald steil empor, bald folgen sie auch einer Neigung, welche weniger als einen halbrechten Winkel mißt. Ein stärker ansteigender Giebel trägt zur Hebung des ganzen Baues sehr viel bei, vgl. Fig. 29, 52, 54 u. s. w. Die Neigung dieser sogenannten „Satteldächer“, fällt nach Norden und Süden ab, an der Pfarrkirche von Bozen gab es auch eine Senkung gegen Westen bis ins 15. Jahrhundert herauf, wie wir später hören werden. Von jeher dürften die Dachflächen mit schmalen Brettern oder kleinen Schindeln vom Lärchenbaume eingedeckt gewesen sein, worauf auch spätere Kirchenrechnungen hindeuten. Die häufigen Brände scheinen einen Gebrauch von gebrannten Ziegeln völlig auszuschließen. Ob für das Dach des Trientner Domes stets wie in neuerer Zeit Kupferplatten in Anwendung gebracht waren, müssen wir aus Mangel an bestimmteren Nachrichten dahingestellt sein lassen. Für Absiden hat man eine sorgfältige und dauerhafte Eindeckung geschaffen, nemlich „Steinplatten“ zu diesem Zwecke ausgewählt, wovon sich zu St. Johann in Bozen noch ein Muster erhalten hat und zeigt wie über allen anderen Absiden eine kegelförmige Anlage.

Wie die Fenster zur prakt. Beleuchtung des Innern einer Kirche nicht allein durch ihre Anordnung, sondern auch durch ihre Form zu dienen haben, so finden wir sie auch derart gebaut, daß sie zum äußeren Schmuck des Ganzen beitragen müssen.

In der Abside wechselt deren Einzahl mit der symbolischen Dreizahl (Fig. 32, 38 z, 52, 60—69 u. s. w.) Auch nur zweien Fenstern begegnen wir bereits in früherer Zeit an dieser Hauptstelle eines jeden Kirchenbaues z. B. in Fig. 27, 33, 38 G, 70, 73—75. An dem Chorquadrat, dem Kreuzschiffe und dem Langhause sind die Fenster meistens so vertheilt, daß sie bei gewölbten Räumen die Mitte eines Wandfeldes (Travee) einnehmen und bei flachen Oberdecken häufig ein Bestreben nach Ebenmaß kundthun. Ueber dem

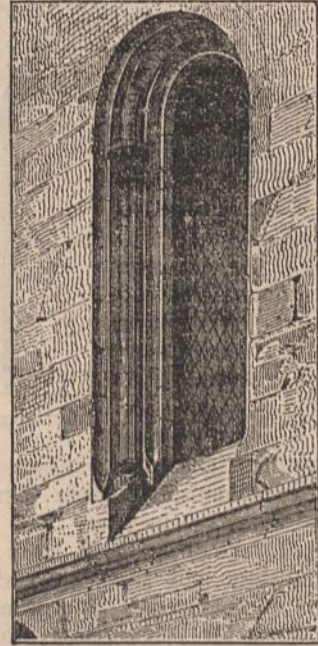


Fig. 139, Trientner Dom.

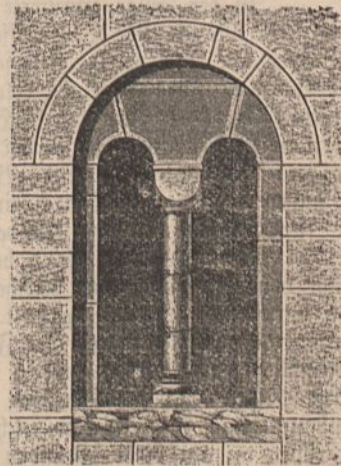


Fig. 141, Trient.



Fußboden sind sie nicht hoch angebracht, öfter beginnen sie schon in der Höhe von kaum 2 M. Mit Ausnahme einzelner Burgkapellen und Fassaden kommen sie nur stets in einer Reihe vor. Die eigentliche Lichteinführung ist in ältester Zeit meistens sehr schmal gehalten und besteht aus einer etwa 15 Cm. breiten und 3 — 4 Mal so hohen Mauer-schlitz.

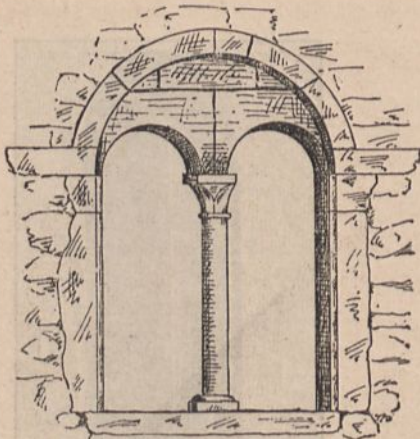


Fig. 142, Benoburg bei Meran.

Man liebte diese äußerst schmalen Fensterchen theils wohl aus sinnbildlichen Gründen, um im Innern, vor anderm nächst dem Altare, ein geheimnißvolles Dunkel zu bewahren und in unseren meist rauhen Gegenden gegen Kälte und Wetterstürme sich besser zu schützen, da das Glas auch noch seltener war. Entbehren ja zum Beweise hiefür die Nordseiten der kirchlichen wie Profangebäude fast jeder Lichtöffnung. Große Sorgfalt in der Ausführung erfuhren alle Wände (die Gewände) eines jeden Fensters. Zur Ableitung des Regenwassers ist die Fußbank meistens mehr oder minder, oft sehr schief gehalten. Aehnliche Schrägung haben auch die senkrecht stehenden Wände, so daß alle zusammen in Verbindung mit der im Halbkreise abschließenden Wölbung eine sehr gefällige Umrahmung der Lichtschlitze und meistens außen wie innen bilden, Fig. 37, 38, 52 (links die vermauerten) 76 f u. a. D.

Einzelne Lichtschlitze schließen, vorzugsweise an Thürmen, geradlinig ab, und haben keine Ausschragung der Wände oder nur nach innen, ähnlich wie in Fig. 17, 38 u. 66 (in den Thürmen) u. s. w.

Nach außen ist dieser zierliche Fensterrahmen nicht selten aus fleißig gearbeiteten Haussteinen solid zusammengestellt und bildet die einzige Steinmezarbeit, welche aus frühester Zeit an den meisten Bauten auf uns gekommen ist. Daher haben solche Fenster bei Erforschung der Baudenkmale große Bedeutung. Später hat man das Ost- oder Mittelfenster wahrscheinlich wegen des hohen Altaraufbaues vermauert und so hat dieses allein seine ursprüngliche Form noch bewahrt, da alle übrigen Fenster einen Umbau erleiden mußten.

In der Folge erweiterte und erhöhte man besonders an größeren Bauwerken nicht nur allein alle Fenster des Schiffes, sondern auch jene der Absiden im Verhältniß der Breite zur Höhe wie 2:5 od. 6. Ein schönes Muster hievon am südlichen Thurm der Pfarrkirche von Bozen. Ihre Gewände belebten sich durch eine Fase (Fig. 137), durch rechteckige Ausschnitte (Fig. 140) oder durch Hohlkehlen und dann durch Einsetzen von Säulchen in dieselben in Verbindung mit starken darüberstehenden Wulsten (Fig. 139). Am Dome von Trient sieht man diese reiche Belebung besonders auf der Nord- und Ostseite; auf letzterer außen wie innen, wodurch ein großer Formenreichthum an den Fenstern erzielt wurde, vgl. Fig. 77 (an den drei Absiden-Fenstern) und Fig. 139.

Wie bereits S. 100 bemerkt ward, sind die nun vermauerten, nur unter dem Dache der Nebenschiffe der Kirche von Marienberg sichtbaren Fenstern durch eine und auch durch zwei Säulen getheilt. Dasselbe dürfte ursprünglich in den Seitenschiffen der Stiftskirche von Innichen der Fall gewesen und die heutigen Pfosten an die Stelle der herausgeschlagenen Säulchen getreten sein, Fig. 67. Selbst an der alten Kuppel des Trienter Domes lassen sich die Theilung der Fenster durch eine Mittelsäule annehmen. An ihrem Neubau (Fig. 77) wird eine solche sicherlich wiederum in Anwendung kommen, ähnlich wie wir ihnen an den Nebengebäuden daselbst begegnen, als: an der einstigen Taufkirche, nun Sakristei und der anstoßenden bischöfl. Burg, vorzugsweise aber an den Glocken- und Burgtürmen oder dem Palas der Burgen. Es macht diese Fensterform eine ganz eigenthümliche Entwicklung durch. Die Gruppierung zweier und mehrerer Lichtöffnungen in Verbindung mit trennenden Säulen hatte wohl die Bestimmung theils mehr Licht ins Innere der Bauten zu leiten theils die schweren Massen der Mauerflächen zu vermindern, denn solche Fensteranlagen tragen zur Bieder der Außenseiten eines jeden Gebäudes wirklich sehr viel bei. Zuerst finden wir die Bögen mit ihren senkrechten Stützen in derselben Flucht wie die sie umgebende Wand (Fig. 140); bald tritt das ganze Fenster zurück und darüber spannt sich in der Mauer ein gemeinschaftlicher Bogen als sogenannte „Fensterkuppelung“. Ein schönes Muster eigenartiger, edler Anlage bietet hiefür Fig. 141. Man fand dieses Fenster vermauert, bei einer Reparatur in der einstigen bischöflichen Burg v. Trient



(jetzt Tribunal). Nach den Mitth. der k. k. Cent. = Comm. v. J. 1886, S. XIV hatte es eine Höhe von 2 M. und eine Breite von 1 M. Das Ganze erwies sich aus rothem Marmor, die Mittelsäule aber aus weißgrauem. Eine höchst seltene Erscheinung ist hier die Verbindung des Würfelkapitals mit „Blattwerk“. An der attischen Basis kehrt das für den ausgebildeten romanischen Style charakteristische Eckblatt wieder. Das Ganze zeigt sehr schöne Verhältnisse. Für gewöhnlich begegnen wir den Säulchenfenstern in der Form, welche Fig. 142 vertritt, d. h. solchen, wo die Lichtweite jener der Fensterkuppelung sehr nahe kommt. Nachträglich, wo von der Fagade die Rede ist, werden wir an jener der Stiftskirche v. Neustift b. Brigen sehen, wie die Fenster auch auf beiden Seiten Säulchen erhielten, um den Bogen der Kuppelung zu tragen, was den Fensterbau noch um etwas reicher macht.

In Zuniens Stiftskirche folgen die Fenster zur Beleuchtung des erhöhten Mittelschiffes der „Halbkreisform“, welcher wir schon in Fig. 13, S. 19, begegnet sind. Man will die Ursprünglichkeit dieser seltenen Form in Frage stellen, indessen kommen ganz gleich

gebauete Fenster wenigstens ausnahmsweise auch in Kirchen Deutschlands vor z. B. an St. Martin in Bonn, zu Sinzig und in andern Orten der Rheinlande. Wie man sie bei uns „im Lichten“ belebt hatte, davon lassen sich keine Spuren mehr verfolgen. Beliebter war allerdings der „volle Kreis“. Wir finden hie und da kreisrunde Fenster von ganz kleinem Umfange, jedoch niedlichen Aussehens (Fig. 65 u. 67). An der Fagade der Klosterkirche von Neustift erscheinen mehrere solche kleine Rundfenster neben einander. Mittelst größerer kreisrunder Fenster sind an den Tirolerkirchen meistens ansehnlichere Bauflächen hervorgehoben, vor andern die Westfagade oder die Stirnseite der Kreuzschiffe (Fig. 65, 71). Durch eine reiche Anlage zeichnen sich jene am Dome von Trient aus, sie treten als sogenannte „Radfenster“ auf. Aus einem kreisförmigen Mittelpunkte gehen strahlenmäßig gestellte Säulchen gleich den „Speichen eines Rades“ aus (daher ihr Name). Die Säulchen sind dann weiter durch zarte Bogen unter einander verbunden. Der Dom von Trient hat zwei Prachtmuster dieser Art aufzuweisen. Das eine nimmt die Mitte des nördlichen Querschiffes und bildet dessen Lichtöffnung in der Weite eines Dritttheils dieser bedeutenden Fläche (Fig. 65). An der Umfassung des Fensters sind 12 kleine Figürchen angebracht, welche dasselbe zu einem sog. „Glücksrad“ gestalten. Die zu oberst in sitzender Stellung erscheinende Gestalt hält in jeder Hand eine Krone und sinnbildet das Glück; sie trägt eine Stirnbinde und ist somit als auf dem Gipfel der Herrschaft befindlich dargestellt. Rechts sind 5 aufsteigende,

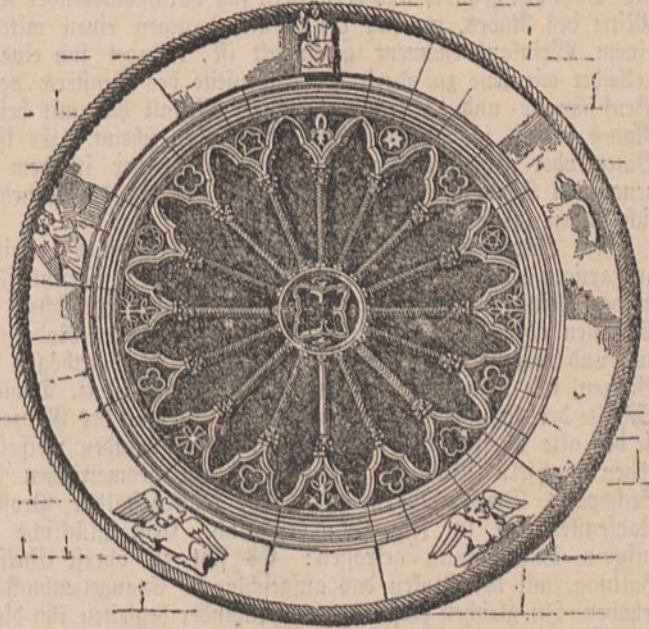


Fig. 143, Trient, n. Heider u. a.



Fig. 144, Trient.



Fig. 145.



Fig. 146.



links 5 herabfallende Figuren zu sehen, in einfacher, langer Tunika, welche am Halse einen mit einer Schnalle geschlossenen Einschnitt hat. Um die Lenden tragen sie einen Gürtel. Zu unterst erscheint eine wagrecht liegende Figur. Das Gewände dieses Prachtfensters ist durch Hohlkehlen, Platten und einen Stab außen wie innen reich gegliedert (Fig. 66 q). Dessen Inneres füllt entsprechend den 12 Außenfiguren ebensoviele Speichen aus, welche als Säulchen gebildet und vermittelt sich durchschneidender Kreisbögen verbunden sind. In der Mitte des Rades, wo sich die Säulchen gegen einen mittleren Kreis stützen, welcher mit einem Weinlaubornament geschmückt ist, befindet sich eine aufrechtstehende Figur, ähnlich gekleidet wie jene zu oberst der Außenseite des Fensters, nämlich mit langer Tunika, Gürtel, Brustschnalle und Stirnbinde. Diese Gestalt hat mit beiden Händen den Mittelkreis des Rades erfaßt, so daß sie dasselbe zu drehen scheint. Es ist damit sehr wahrscheinlich Gott Vater oder Christus dargestellt, obgleich weder in dem unbärtigen Gesichte noch in der genannten Kleidung (gewöhnliche Laientracht des 13. Jahrh.) hiefür eine nähere Andeutung sich finden läßt.

Zur Beleuchtung des Mittelschiffes hat der Baumeister ein in vieler Beziehung noch großartigeres Rundfenster als so eben beschriebenes eingesetzt. Fig. 143. Von einem kleinen Kreise in der Mitte, welcher noch weiter durch einen zierlichen Vierpaß belebt ist, laufen gleich Strahlen oder den Speichen eines reich behandelten Rades nicht weniger als 16 Säulchen aus und verbinden sich vermittelt gefälliger Kleeblattbögen unter einander zu einem schönen Ganzen, wie man sogar an einzelnen ital. und franz. Domen selten wiederfindet. Selbst die Schäfte der Säulchen sollten zum reichen Schmuck des Ganzen etwas beitragen und darum hat sie der alte Meister bald zickzackartig, bald gewunden meißeln lassen. Zwischen den Kleeblattbögen wechseln Blumen mit verschiedenen geometrischen Figuren, als: Drei-, Vier- und Sechspässe, Drudefüße u. dgl. Das reich gestaltete Profil der Gewände dieses herrlichen Radfensters ist in Fig. 66 p ersichtlich. Eine glückliche Wahl ist für den Schmuck der äußeren Umrahmung getroffen: Es sitzt zu oberst Christus in majestätischer, thronender Haltung, mit der Linken das aufgeschlagene Evangelienbuch haltend, die Rechte zum Segnen erhoben. In gleichen Abständen von einander begleiten ihn die Evangelisten-Zeichen, von denen der Adler leider zerstört ist. Zum äußersten Abschluß wurde ein dicker, gleich einem Tau gewundener Stab gewählt, welcher einen schönen Rahmen für das prächtige Ganze bildet.

Hoch an den Giebeln der Kirchen kommen verschiedene Fensterformen in kleiner Ausführung vor; bald folgen sie einem Rechtecke, bald durchschneiden sich zwei solcher Rechtecke und bilden ein gleicharmiges oder ein lateinisches Kreuz. Mit letzterer Form sind die Giebel des Kreuzschiffes und der Ostseite am Dome von Trient geziert, vgl. Fig. 144, wo das Kreuz von einer ornamentirten Console getragen erscheint.

Zum Hauptschmuck an der Außenseite der Kirchen, seltener der Burgen, waren auch die Portale bestimmt und deshalb mit großem Formenaufwand ausgestattet. Der Haupteingang der Kirchen und Kapellen liegt in der Mitte der Westseite, wenn nicht besondere Gründe, vorzugsweise die Lage und die Furcht vor Wetterstürmen, für die Süd- oder Nordseite sprachen, wie z. B. zu St. Stefan im Rendenathal, St. Martin in Schöenna, St. Veit bei Tarfisch oder den Kirchen von Schleis und Burgeis in Vinschgau u. i. a. D. St. Katharina in der Burg Hocheppan hat den Eingang auf der Nordseite, wohl weil sie südlich im Burghof liegt. Die Nebeneingänge sind noch mehr von der Lage der Kirchen zu den sie umgebenden Wohnungen, besonders vom Pfarrhofe abhängig. Daher heißt das alte Portal auf der Südseite der Pfarrkirche von Bozen noch heute „das Pfaffenthürl.“ Dasselbe wiederholt sich am Dome von Trient an dem nun vermauerten Eingang aus dem Kreuzgange, während der Dom von Trient auf der Südseite gar keinen Nebeneingang hat, dagegen mit zweien Thüren auf der Ostseite hart an den Nebenabsiden und einem ansehnlichen Portale auf der Nordseite versehen ist. An der Stiftskirche von Innichen ahmt die Lage des Haupteingangs zu den beiden Seitenthüren genau die Kreuzesform nach (Fig. 68).

Die Breite und Höhe jeder Thür steht bei den tirolischen Bauwerken der romanischen Periode meistens im richtigen, stylgemäßen Verhältnisse zu dem Gebäude. Die bedeutende Höhe im Vergleich zur Breite fällt nur in Fig. 107 und bei den Ostportalen des Trientner Domes auf (Fig. 154). Wie den Fenstern, so erging es aber auch den Thüren d. h. wenige von ihnen haben die ursprüngliche Form bewahrt, da man sie später beträchtlich umbaute, größtentheils erweiterte. In der einfachsten Anlage bilden sie eine rundbogige Oeffnung in der Mauer, ganz mit Verputz überzogen, so daß auch die Ecksteine nicht mehr ringsum sichtbar sind, wie dieselbe Form nach Fig. 39 in so hübscher Technik durchge-



geführt erscheint. Schlichte, rundbogige Eingänge neben einander, nun aber vermauert findet der Leser in Fig. 53, zu St. Nikolaus in Kaltern (Westseite und ebenfalls nun vermauert), St. Valentin in Sarnthal u. a. D. An der Pfarrkirche zu Burgeis sehen wir nach Fig. 146, daß bei Anwendung von Hausteinen aus weißem Marmor ringsherum ein Rundstab und nahe dem Beginne des Rundbogens zwei Frazengebilde, deren Arme in Akanthusblätter ausgehen, ausgemeißelt sind.

Eine weitere Entwicklung des roman. Portals besteht darin, daß die eigentliche Thür rechtwinklig vertieft liegt und durch die äußere Flucht der Mauer gleichsam eingerahmt wird, eine Anordnung, welche bereits am Fenster in Fig. 141 auftritt und somit in Fig. 145 nur wiederholt ist. Dazu kam dann die Einsetzung eines Querbalkens oder sog. „Thürsturzes“ in den Fußpunkten des Halbkreises, in Folge dessen der Eingang rechteckig und darüber ein halbrundes Feld oder das „Tympanon“ gebildet wird, S. 67. Endlich stellte man in der Ecke (Abtrepfung oder Abstufung) eine Säule auf, welche einen entsprechend kräftigen Rundstab trägt und das charakteristische romanische Portal ist fertig gebaut, vgl. Fig. 107.<sup>1)</sup> Dieses Portal bietet bei aller im Grunde genommen ganz einfachen Grundanlage in mancher Beziehung sehr viel des Interessanten an sich, so daß wir dasselbe näher in Betracht ziehen müssen. Das Ganze



Fig. 147.

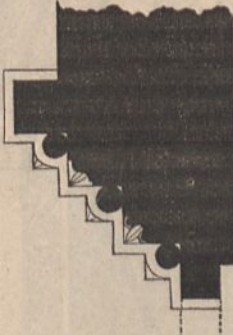


Fig. 148.

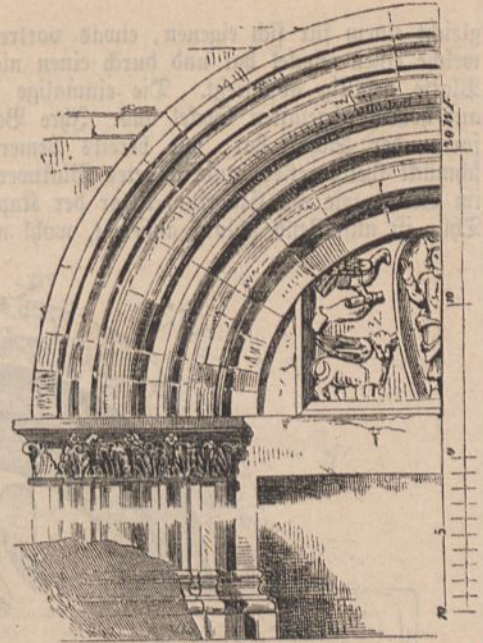


Fig. 149, Innichen.

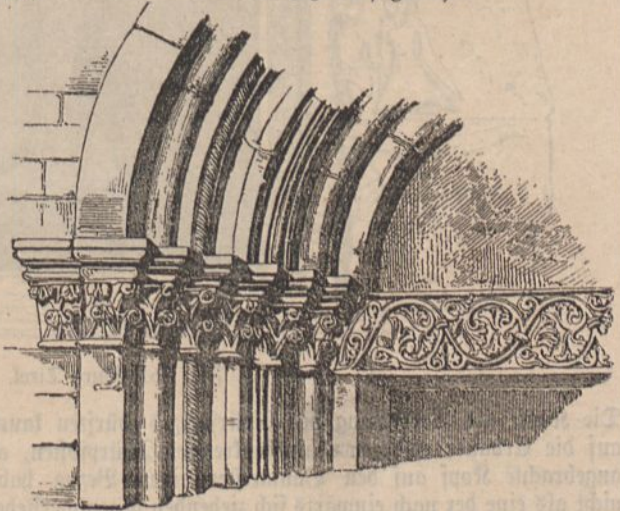


Fig. 150, Trient, nach Heider u. a.

<sup>1)</sup> Ausnahmsweise setzt sich der Wulst oder Rundstab um das Tympanon am Portale von St. Martin in Schönau, das auf dem Thürsturz die Zahl 1060 trägt, ohne Unterbrechung durch ein Kapitäl bis zum Boden durch, wo er jeder Basis entbehrend schmucklos absetzt. Dieselbe Erscheinung kehrt am Hauptportal der Pfarrkirche von Bozen wieder, nur sind hier die Stäbe (über schönem Sockel) achteckig, Abb. i. d. Mitth. d. k. k. Cent.-C. v. J. 1857.



gleichet einem für sich eigenen, etwas vortretenden Bau mit breiter äußerer Umrahmung, welche einen Sockel hat und durch einen niedrigen Giebel mit Gesimse aus Hohlkehle und Platte gefällig abschließt. Die einmalige Abtrepfung des Gewändes füllen zwei Säulen auf hohem abgestuften Sockel aus. Ihre Basis besteht aus verzierter, umgestürzter Würseltorm; der Schaft hat, wie bereits bemerkt, eine merkliche Schwellung und die Kapitäl schmückt theils fettes, unberandetes Blattwerk, theils jene charakteristische Lilienform, welche im Giebel wie am Ciborium-Altar der Kapelle nach Fig. 51 wiederkehrt. Die eigentliche Thür ist auffallend schlank angelegt, wohl weil man auf Stufen das Innere erreichen muß.

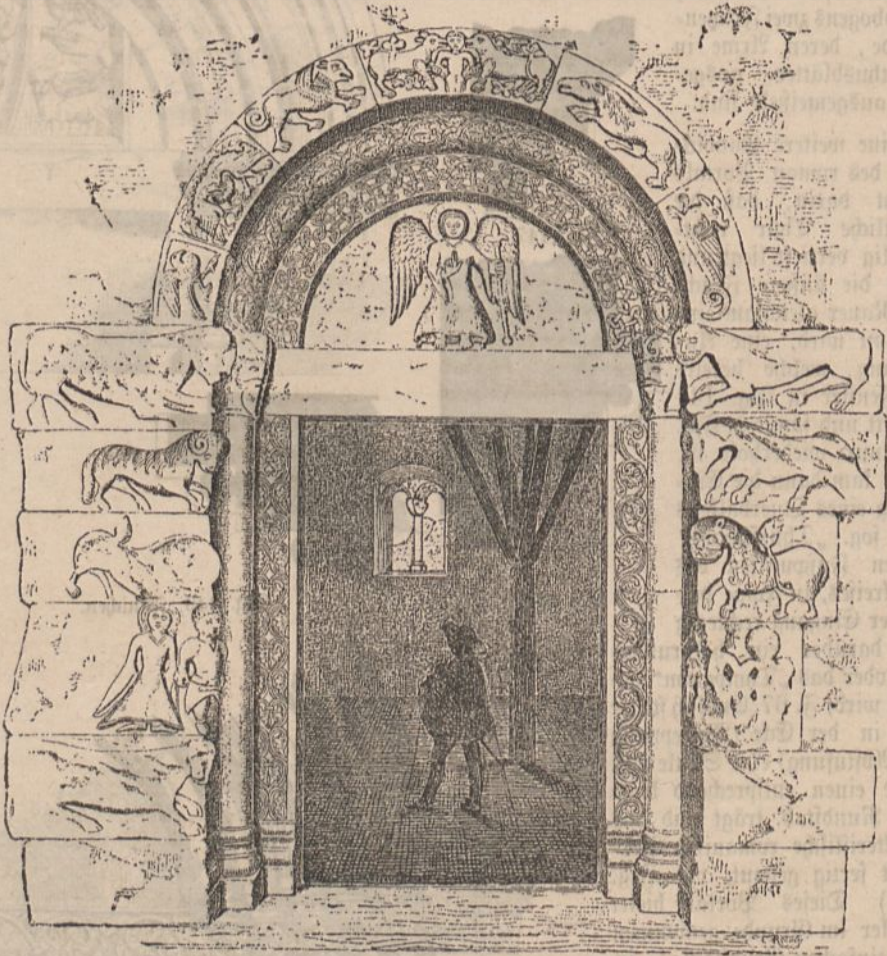


Fig. 151, Burg Tirol.

Die Köpfe als Verzierung des Thürsturzes dürften kaum ganz bedeutungslos sein, sondern auf die Erbauer und jener am senkrechten Thürpfosten, also an mehr untergeordneter Stelle angebrachte Kopf auf den Baumeister einen Bezug haben. Den Adler aber möchten wir nicht als eine der nach einwärts sich ziehenden gegenüberstehenden jonischen Schnecke entsprechende Verzierung, sondern als Wappen von Trient (Bischof Adalbert v. Baiern) 1084—1101 erklären. Das Tympanon wird durch eine Darstellung des gekreuzigten Heilands geschmückt.

Ähnliche Portale mit nur einer Säule im Gewände finden sich ferner an der Ostseite des Trientner Domes, der Pfarrkirche von Bozen (Südseite), Lengmoos auf dem Ritten, Brigen (Domkreuzgang), an der Stiftskirche von Innichen (Nordseite, Fig. 147), an den Burgkapellen Benoberg und Tirol und St. Johann in Taufers (Vinschgau).

Eine größere Pracht des Eingangs erscheint weiter nicht allein durch mehrfache Abtrepfung und Aufstellung mehrerer Säulen erstrebt, sondern auch dadurch, daß in den Schmuck der Säulchen die dazwischen liegenden Ecken hereingezogen wurden. Diese suchte



man nun durch Hohlkehlen, Plättchen und Stäbe reich zu gliedern und zu beleben, wie die Figuren 147—151 im Grundrisse und in der Ansicht zeigen.

Reichere Portale haben: der Dom in Trient, St. Apollinar daselbst, Sanzeno und Fassul im Nonsberg, Male im Sulzthal, die Pfarrkirche von Bozen, die Stiftskirche von Innichen, die Pfarrkirche von Burgeis und die Kirche des Stiftes Marienberg. Wegen der reichen Fülle von Ornamenten verdient das Hauptportal des Domes in Trient ein Prachtmuster eines romanischen Eingangs genannt zu werden, Fig. 150. Die viereckige Thür schließt ein wagrechter Sturz ab, welchen

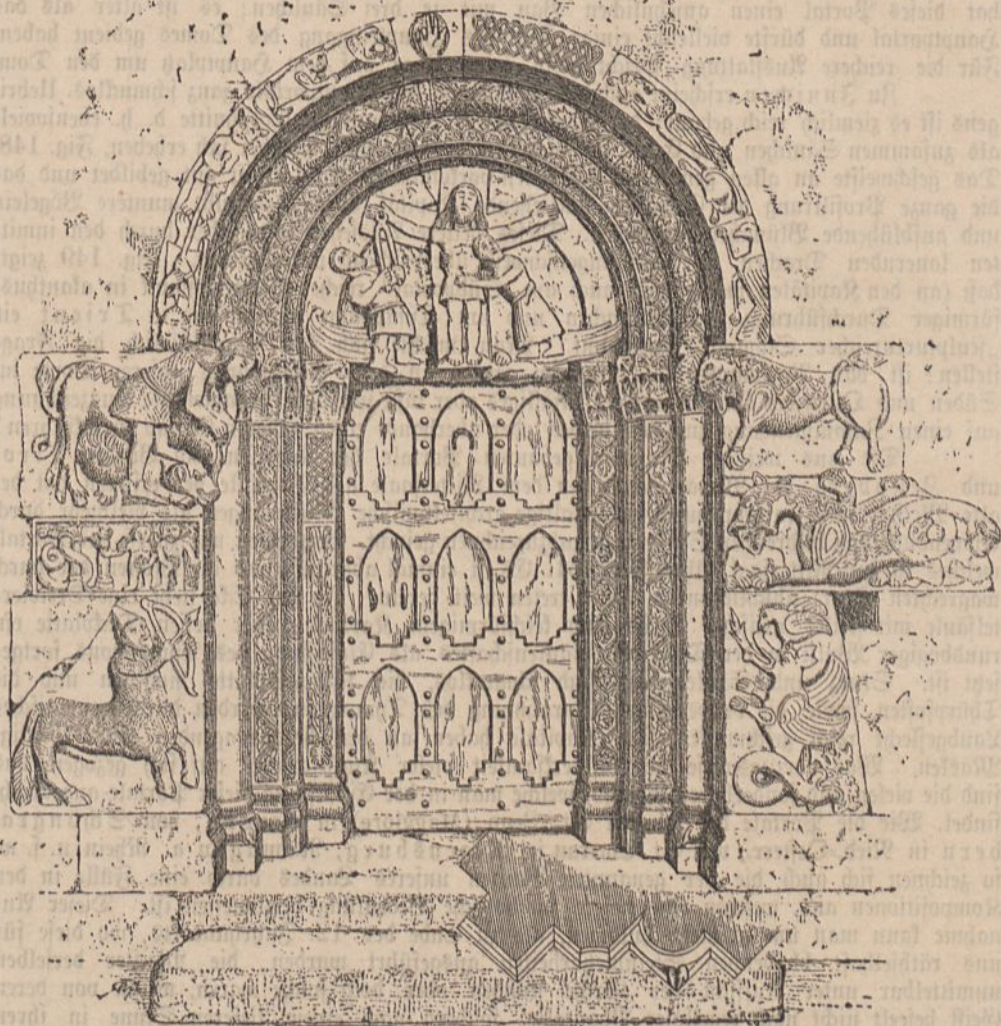


Fig. 152, Burg Tirol.

ein höchst interessantes und sehr charakteristisch durchgeführtes Nebgewinde auszeichnet. Von einem etwas höheren Sockel, welcher aber nur glatt und nicht wie am südlichen Ostportal, oder zu St. Apollinar und der Pfarrkirche von Bozen durch symbolische Thiergestalten verziert ist, steigen je drei Säulchen mit attischer Basis auf. Das äußerste und innerste derselben hat einen runden, das mittlere einen achteckigen Schaft. Die Ecken dazwischen werden theils durch eine dicke, gedrehte Schnur, theils durch mehrere Stäbchen gefällig hervorgehoben. Darauf ruht eine in einandergreifende Reihe prächtiger Kapitäle mit stark vortretendem Schmucke von überschlagenden Blättern und wird durch eine hohe Deckplatte in Form eines reich gegliederten Gesimses bedeckt. Als Oberbau dieses Prachtportals spannen sich kräftig gehaltene und ornamentirte Stäbe in einer den Säulchen und Ecken



entsprechenden Anzahl und bringen das Ganze zum Abschluß. Das Tympanon oder Bogenfeld über dem Thürsturz füllt die Darstellung einer thronenden Gottesmutter mit dem Kinde und auf der einen Seite ein Bischof, wohl St. Vigilus, auf der andern Seite ein Abt; der Stifter dieses Gemäldes kniet in kleiner Figur daneben. Dieses Bild reicht vielleicht noch ins 14. Jahrh. zurück und es ist seltsam, daß wir an diesem sculpturenreichen Dome nicht auch genannte Stelle wie gewöhnlich mit plastischer Arbeit ausgeschmückt finden, zeigt uns doch das südliche Ostportal eine Bischofsfigur in voller Rundform und das Nordportal eine noch reichere Ausföhrung durch Christus mit dem aufgeschlagenen Evangeliumbuch und umgeben von den Zeichen der Evangelisten, während auf dem Thürsturze wiederum ein Traubengewinde auftritt, zwischen welchem Vögel und Eidechsen hindurchkriechen. Auch hat dieses Portal einen ansehnlichen Bau mit je drei Säulchen; es ist älter als das Hauptportal und dürfte vielleicht einige Zeit als Haupteingang des Domes gedient haben. Für die reichere Ausstattung spricht wohl seine Lage auf dem Hauptplatz um den Dom.

Zu Innichen erscheint auch das Tympanon des Hauptportals ganz schmucklos. Uebrigens ist es ziemlich reich gebaut; der Sockel hat 6 rechteckige Einschnitte d. h. ebensoviele als zusammen Säulchen und Ecken, die wiederum profilirt sind, darüber sich erheben, Fig. 148. Das geschweifte an allen genannten 6 Stellen vorkommende Eckblatt ist gut gebildet und das die ganze Profilirung der Gewände umziehende Kapital durch Fettaub, muntere Vögelein und aufblühende Blümchen geschmückt. Dieses heitere Aussehen wird aber durch den inmitten lauern den Drachen mit Schlangenschweif überraschend unterbrochen. Fig. 149 zeigt, daß (an den Kapitalen wenigstens) auch am „Südportal“ reicher Blätterschmuck in atanthusförmiger Durchföhrung mit Blümchen und im Tympanon ähnlich wie in Trient ein „sculpturenreicher Schmuck“ vorkommt. Man möchte sich fast unwillkürlich die Frage stellen: ist das Vorkommen des letzteren gerade an dem Seitenportal unserer Dome im Süden und Osten des Landes nur ein zufälliges oder läßt sich diese ornamentale Auszeichnung auf einen Zusammenhang zwischen beiden oder überhaupt einen tieferen Grund zurückföhren?

Die aus weißem Marmor gebauten Portale der Kapellen und Burgen Tirol und Zenoberg bei Meran sowie an dem Ritterjaale als Vorhalle der ersteren hat der alte Meister nicht so sehr durch vielgestaltige architektonische Gliederungen als vielmehr durch Anwendung von bildreichen Sculpturen auszuzeichnen gesucht. Betrachten wir zuerst das Portal, welches in den Ritterjaal föhrt, Fig. 151. Es ist einmal abgestuft und die Pfosten der durch wagrechten Sturz abschließenden Thür treten weit herein. In der Ecke steht eine Dreiviertelssäule mit steiler attischer Basis und kelschförmigem Kapitale, über dessen Deckplatte ein rundbogiger Wulst in der Dicke des Säulenschaftes als Einfassung des Tympanons fortgesetzt ist. Sturz und Säulenschaft sind schmucklos, die Kapitälplatte hingegen und die Thürpfosten sowie die doppelseitige Umrahmung des Tympanons werden durch romanisches Laubgeflecht reich geschmückt. Die Kapitale haben an den herausragenden Ecken bärtige Masken. Was vorzugsweise die Aufmerksamkeit vieler Kunstforscher auf sich gezogen, das sind die vielen und sonderbaren Reliefs, welche man in der Einfassung dieser Portale angebracht findet. Wie die Portale der Kirchen St. Beno (Maggiore) in Verona, von Schönggrabern in Nied.-Oesterr., von St. Emeran in Regensburg, Remagen a. Rhein u. s. w. so zeichnen sich auch die der genannten Burgen unseres Landes durch eine Fülle in den Kompositionen aus, welche eine tiefere symbolische Bedeutung beizumessen ist. Dieser Annahme kann man um so mehr huldigen, als zu Ende des 12. Jahrhunderts, wo diese für uns räthselhaft bleibenden Steinmezarbeiten ausgeföhrt wurden, die Meister derselben unmittelbar unter Aufsicht der Kirche standen oder doch solche waren, welche von deren Geist beseelt nicht nach regelloser Phantasie, sondern nach einem tieferen Sinne in ihren Arbeiten vorgingen. Man vergleiche hiefür nur die Ansichten eines Grafen Giovanelli (Ferd. Ztsch. 4. B.) mit jenen eines Dr. Gotter in (Mitth. d. k. k. C.-G. v. J. 1868) oder noch besser des Dr. J. v. Eitelberger in der eigenen Broschüre über Schönggrabern, besonders nach dem Studium des Physiologus oder der symb. Thierlehre der Alten. Es ist durch solche Gebilde einfach der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, der Kampf des Satans und der Leidenschaften im Menschen gegen die Kirche auf höchst phantasiereiche Weise wiedergegeben. Als Anhaltspunkte hiefür haben wir z. B. am bereits beschriebenen Portale zum Ritterjaale oben im Tympanon eine nimbirte und geflügelte Engelsgestalt, welche mit der Rechten segnet und in der Linken den stylisirten Lilienstengel als Botschaftsstab des Friedens hält, ähnlich wie der Erzengel Gabriel im Bilde von Mariens Verkündigung aus derselben Zeit dargestellt wird. Links der Mann, eine Frau an der Hand föhrend und die Gestalten ihnen gegenüber ziehen wohlgenuth zur Friedenshalle: zur Kapelle. Sollten diese Figuren



nicht mit dem Erbauer des Schlosses oder Portals, seiner Frau und den Kindern, wie in vielen anderen Fällen in Verbindung zu bringen sein? Sie schreiten muthig einher, obgleich unter und über ihnen die Schreckensgestalten von Pantheren, Löwen und Tigern oder wilden Pferden nebst gereizten Widdern erscheinen, welche im Sprunge begriffen und zum Angriffe bereit erscheinen. Zu oberst im Bogen wird eine Menschengestalt von zwei Bestien, anschei-

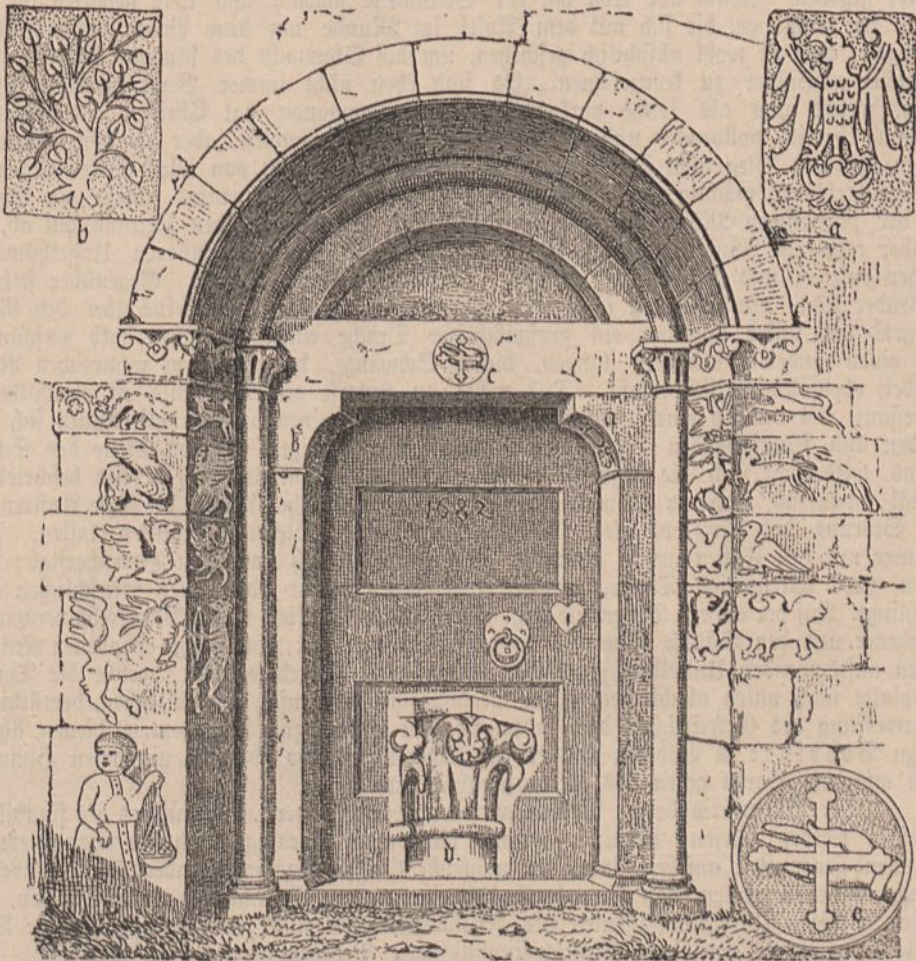


Fig. 153, Zenoberg.

nend Bär und Wolf an den Händen erfaßt und hart bedrängt, während andere in Greifen- oder Basilisken- oder ähnlichen Formen wuthschraubend nachfolgen. Der Jüngling braucht sich aber mitten unter allen diesen Gestalten, in welchen der Satan ihm erscheint, nicht zu fürchten, denn der Erretter ist nahe, er sitzt in der Gestalt des stets erhabenen Adlers dem Bären bereits siegreich auf dem Halse. (Von Vögeln erzählt uns die Legende öfters, daß sie die Leichname der Heiligen gegen andere Raubthiere wirkungsvollst vertheidiget haben). Zwei Vögel, wahrscheinlich Tauben, (Sinnbilder der Gläubigen) nehmen bereits in bester Ruhe ihre Speise aus einem und demselben Gefäße und wiederum hat sich ein Frieden vermittelnder Adler hinter ihnen eingefunden. Wir sehen die Friedensbotschaft des Engels im Tympanon geht bereits in Erfüllung.

Das in die Kapelle führende Portal ist ungleich reicher angelegt als so eben beschriebenes, im Allgemeinen jedoch gleichen sich beide. Wie Fig. 152 in Grundriß und Ansicht zeigt, hat dasselbe zwei Abtreppungen, jedoch nur eine Säule und zwar in halber Form gleich in der ersten Ecke eingesetzt, die zweite Ecke ist concav ausgehöhlt. Mit Ausnahme des Säulenschaftes sind alle Theile auch um das Tympanon, mit romanischen Laub- und Band-Ornamenten sehr reich verziert. Ein Sturz fehlt, so daß die Thür nur durch die Platte



des Tympanons abschließt. Der Thürpfeiler hat wie die Ecke ein noch antikisirendes Blätterkapital, während jenes der Säule mit Vogelgestalten sich schmückt.

An diesem Portale ist der Kampf des Bösen gegen das Gute oder gegen Christum und seine Kirche unter dem Bilde mehrfacher und gräßlicher Thiergebilde noch wilder vorgestellt. Den Grund zur Verfolgung sehen wir links durch die Darstellung der ersten Sünde gegeben. Adam und Eva hat der Steinmetz schwach und klein gehalten im Vergleich zur Schlange, die sich mit dem Apfel in Munde um dem Baum mächtig hinauf schlängelt; dies ist wohl absichtlich geschehen, um die Ohnmacht des sündigen Menschen dem Versucher gegenüber zu kennzeichnen. Es sind eben nicht immer Verzeichnungen bei den Alten, welche uns als solche vorkommen. Im Tympanon hat Christus das Opfer der Erlösung bereits vollbracht und wird vom Kreuze abgenommen, aber die bösen Gewalten wollen ihm den Sieg nicht zuerkennen, sie stürmen immer noch von allen Seiten gegen ihn und die Erlösten mächtig an. Unterhalb des ersten Menschenpaares schießt ein Centaur mit der phrygischen Mütze auf dem Haupte seine Pfeile gegen den Heiland hin ab, und darüber reißt ein Jüngling (David als Vorbild Christi) einem furchtbaren Ungethüme den Rachen entzwei und befreit das schwache Lamm aus dessen Fängen. Gegenüber steht ein brüllender Löwe den Schwanz in wildem Zorne zwischen die Hinterbeine über den Rücken schlagend und unter ihm hat ein großmächtiger Drache einen Menschen halb verschlungen und einen anderen mit dem langen, dicken Schwanze, der in einem zahnreichen Rachen mündet, ebenfalls tödlich erfaßt. Das rechts zu unterst gewählte Bild ist ebenfalls sehr interessant, wie nemlich eine harmlose Taube (Christus) einen anderen mit Wuth sich bäumenden und feuerpeienden Drachen mit Leichtigkeit bändigt. In der Mitte des Schlußbogens wiederholt sich die segnende Hand des Engels am äußeren, bereits beschriebenen Portal, während ringsum drohende menschliche und thierische Gebilde die letzte Anstrengung zur Störung des Friedens aus ihrer eingenommenen Stellung erblicken lassen. Zwei Männer mit den Füßen gegen einander gekehrt raufen sich um einen Herrscherstab; dann folgen zwei bärenartige Thiere, wovon eines eine Frucht oder einen menschlichen Kopf verschlingt. Auf der andern Bogenseite zeigt sich ein langgestrecktes, einem Meerkrebs verwandtes Ungeheuer und den Schluß bildet ein großer Raubvogel mit zum Fange erhobenen Krallen. Diesen anstürmenden Unholden gegenüber stellen zwei Engelsgestalten, welche die Tympanonplatte nach unten abschließen, einen merkwürdigen Gegensatz der gänzlichen, demüthigsten Unterwerfung des Gekreuzigten dar, indem sie dem Kreuze zum Fußschemmel dienen, ähnlich wie zu Podvinec in Böhmen aus etwas jüngerer Zeit, wo aber die nimbirten Himmelsboten mit dem Haupt gegen das Kreuz gerichtet sind.

Der Bilderkreis beider Portale wird wie bereits bemerkt, nicht anders als sinnbildlich aufgefaßt werden dürfen; einzelne Formen muß man allerdings auch als phantasiereiches Ornament jener Zeit ansehen, indeß die ungleiche Größe einzelner Quaderstücke, aus welchen Manche schließen wollen, daß sie ursprünglich eine andere Bestimmung gehabt hätten, fällt bei den häufigen Unregelmäßigkeiten des Frühmittelalters nicht im mindesten in die Wag-schaale, um ihnen von ihrer christlich-sinnbildlichen Bedeutung etwas zu benehmen. Von Interesse ist auch, daß unter vielen Flachornamenten der Neben am Thürpfeiler gegenüber bereits die „Getreide-Aehre“ vorkommt.

Ein Seitenstück zu diesen Prachtportalen findet man an der Kapelle der nicht fernem Zenoburg. Es ist dieses Portal etwas jünger als genannte, wie aus seiner Anlage und den Einzeltheilen deutlich hervorgeht, Fig. 153. So sehen wir hier zwar auch eine einmalige Abtreppe im Gewände, aber dieses erscheint nicht mehr recht-, sondern stumpfwinklig mit je einer Säule. Deren Fuß hat über einer starken Platte eine attische Form aus gleich starken Stäben ohne verbindende Plättchen. Das Kapital der Säulen, an welchen neben schwererem, unberändertem Akanthusblatt eine eigenthümlich knollenartige Form einherläuft, setzt sich gewissermaßen an der äußeren Umrahmung als Kämpfergesims mit schneckenverwandtem Schmucke noch weiterfort. Die Thürpfeiler sind unten durch einen Sockel und oben eine Art ausgeschweiften Kämpfers begrenzt, wohl zum Zwecke, um dem Thürsturz eine erweiterte Unterlage zu bieten. Von Ornamenten sind an dieser Ausbauchung rechts ein streng heraldisch gehaltener Adler (a), links ein Lindenbaum (b) und in der Mitte eine gemalte segnende (die Kirchen weihende) Hand des Bischofs mit dem Kleeblattkreuz (c) zu beobachten. Als Abschluß des Ganzen fehlt der sonst gewöhnlich volle Halbkreis über dem Sturz und ist hier nur durch ein Segment desselben vertreten. Alles sieht zierlicher und leichter als in der Burg Tirol aus. Besonders gilt dies von dem figürlichen Schmuck, welcher von einer lebensfrohen heiteren Phantasie Zeugniß gibt. Links (oben) steht ein lang-



schweifiger Basilisk einem harmlosen Eichhörnchen gegenüber. Darunter scheinen zwei aufgeblasene Tragengebilde mit ungeheuerlichen Köpfen und mißgestaltetem Unterleib an einander zu wollen. Hernach sehen wir den Adler in Zwerggestalt mit einem Haushahne zusammengestellt und einen mageren Jagdhund den Bogen spannend auf einen Hasen zielen, welcher eine Riesengestalt und ein zweites Gesicht auf dem einen Hinterfuß hat. Endlich folgt

eine zierliche jugendliche Figur, welche mit ihrem kugelförmigen Rauchfasse frühromanischen Stils auf die Nähe der heiligen Stätte deutet. Auf der anderen Seite schreitet das gackernde Rebhuhn dem daher stürmenden Jagdhunde unerschrocken entgegen. Das von einem anderen, unkenntlichen Thiere verfolgte Lamm wird vom Hirsche in Schutz genommen. Zwei zahme Tauben gehen ruhig einander entgegen. Endlich predigt der Fuchs den Gänzen, nach Einigen: stürmt der Bär gegen sie wüthend an. Im Allgemeinen liegt zweifelsohne auch diesen Bildern der Gedanke jener in der Burg Tirol zu Grunde, u. ist hier nur an meist bekannten Jagd- und Hausthieren in heiterer Laune durchgeführt. Das Portal hat man in rothem Sandstein ausgeführt, daher ist's schon stark verwittert, nur die Säulchen, der Thürsturz und das Bogenfeld darüber bestehen aus weißem Marmor. Die Einsetzung dieses Portals setzt Forstmeister Ph. Reeb noch vor 1271 fest, weil die ausgebreiteten Flügel des Adlers noch kein Band mit kleeblattförmigen Enden zeigen. Dieses wurde eben damals bei der

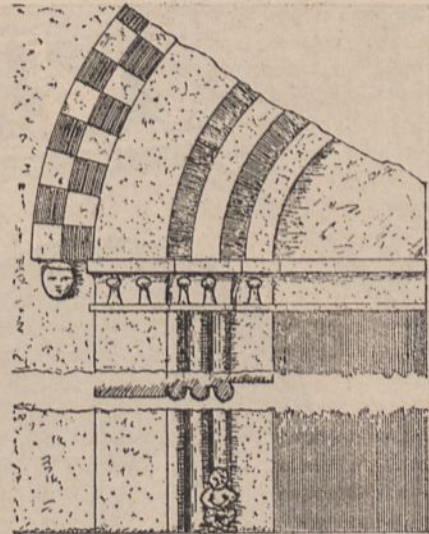


Fig. 154, Burgeis.

Theilung des Landes als Zeichen gegenseitiger Verbindung zwischen den Häusern Tirol und Görz gewählt. Einem Siegel mit dem Adler bedienten sich die Grafen von Tirol zuerst um 1248; jene von Görz führen noch 1308 mit Lindenblättern besetzte Stäbe als Helmkleinod (Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1859, S. 337).

Das Hauptportal der Pfarrkirche von Burgeis i. Vinschgau, Fig. 154 ist trotz seiner schlichteren Anlage doch von Interesse. Es hat nicht mehr als eine Abstufung, wo eine Art Säule eingesetzt ist, deren Schaft aus drei Stäben sich zusammensetzt. Einen Stab trägt ein kauernendes Männlein. Der Thürsturz zieht sich in Form eines etwas gegliederten Kämpfers über das ganze Gewände hin, über welchem dann einige Blätter mit dickem Knopfe als Ueberschlag angebracht erscheinen. Das Tympanon fassen zwei Bogen ein und das Ganze umrahmt ein aus zwei Reihen kleiner Würfel zierlich zusammengesetzter Fries (sog. Schachbrettform); seine Enden ruhen auf menschlichen Köpfen.

Großartiger macht sich das Portal der nur  $\frac{1}{2}$  St. höher liegenden Kirche des Benediktinerstiftes Marienberg. Dieses Portal ist dreimal abgetreppt, die Ecken erscheinen zwar scharf und schmucklos, dazwischen stehen aber schlanke Säulen mit attischen und durch das Eckblatt verzierten Vasen über niedrigem Sockel. Ihre Kelchkapitäl schmückt nebst Schneckenwinde ein reiches Akanthusblatt. Selbst die kämpferförmige Deckplatte hat ähnlichen Schmuck, der Thürsturz ist massiv, aber ohne jeden Schmuck, und das Tympanon hat man erst nachträglich durch eine sitzende Statue der Gottesmutter, eine Prachtarbeit aus Holz (14. Jahrh.) gebührend belebt. Von den im schönen, regelmäßigen Halbkreise aufsteigenden Wulsten sind zwei schwächer als der Schaft der Säulen und außenherum zieht sich ein fein profilirter Rahmen. Das Ganze macht sich dann über seine edlen Verhältnisse hinaus noch recht nobel, daß zweierlei Steinmaterial abwechselnd verwendet ist, nemlich Granit und weißer Marmor. Die in einem Säulenkapital vorkommenden menschlichen Köpfe dürften nicht mit Unrecht auf den Stifter dieses Klosters Ulrich von Tarasp und seine Gemahlin zu beziehen sein. Dit Stiftung geschah 1146.

Wie in vielen Kirchen Italiens, seltener in Deutschland (Braunschweig, Königs-lutter, St. Gereon in Köln) ist über zwei Eingängen des Domes von Trient eine Art kleiner offener Vorhalle bemerkbar. Theils dürfte diese Vorhalle zum Schutz der Thür beabsichtigt worden sein theils wollte man damit das Portal mehr auszeichnen und hervorheben. Zugleich erweist sich unser Dom als einen eigenthümlichen lombardisch beeinflussten



Bau gerade wegen dieser Portal-Vorbauten, welche sich über Bozen, Innichen, Lienz, bis St. Zeno bei Reichenhall und bis Salzburg als leichte Rückwirkung dieser tüchtigen Bauschule hinziehen. Der Vorbau an der Ostseite des südlichen Kreuzarms ruht vorne wie bereits S. 90 angeführt ward, einerseits auf einer starken, achteckigen Säule über dem Rücken eines mächtigen Löwens, andererseits auf vier in einander verschlungenen

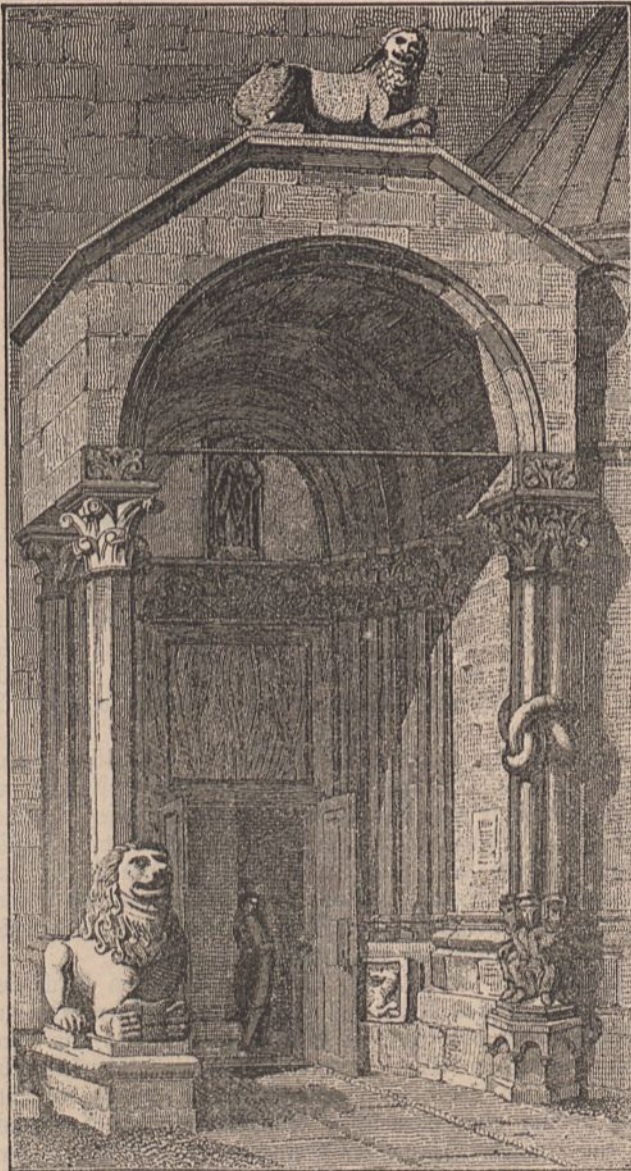


Fig. 155, Dom von Trient nach Heider u. a.

gelehnte. Der Seite nach spannen sich bereits stumpfe Spitzbogen aus sowie über die beiden vorderen ein großer Rundbogen aus späterer Zeit, wo der ganze Oberbau umgeändert

schwachen Säulchen, die sich auf ebensoviele sitzenden Männern, wahrscheinlich den urkundlich bekannten Söhnen des Baumeisters, stützen, Figur 155. Auch die Kapitäle der Säulchen mit ihrem überschlagenden, knollenartigen Blätterwerk vereinigen sich unter einer Deckplatte. Auf diesem liegt, wie auf der gegenüberstehenden achteckigen Säule ein in die Mauer eingreifender Sturz, der aber an der Wand noch einmal durch eine Säule gestützt ist. Diese hat die Höhe der Säulchen an der Thüreinfassung. Die Stirnseite des Sturzgesteines ziert ein reiches Blatt. Ein rundbogiges Tonnengewölbe aus wechselnd farbigen Steinen spannt sich über die beiden Stürze. An der Stirnseite bemerkt man einen oben abgeplatteten Giebel, der ein Gesims abschließt. In diesem Gesimse winden sich Schlangen in die Höhe, welche der Zeichner in anstehender Figur vergessen hat anzudeuten. Zu oberst liegt ein Löwe mit einem Drachen zwischen den Klauen.<sup>1)</sup>

Gewissermaßen noch zierlicher ist die Vorhalle des nördlichen Seitenportals, mit je drei Säulchen auf jeder Seite. Jede äußerste steht auf einem Löwen, der ein Lamm zerreißt. Beide Thiergruppen sind sehr alt, nicht aber die Säulen. Die mittlere Säule ist rechteckig und hat korinthisirende alte Kapitäle wie die hinterste, an die Wand

<sup>1)</sup> In den Stützen erkennen die Symboliker ein Bild der Kirche, deren große Macht der Löwe andeutet, indem er eine massivere Stütze trägt, und welcher gegenüber die schwächeren Stützen von den Frommen in ihrer Vereinigung getragen, ihre Stärke finden. Der oben ruhende Löwe bedeutet Christum als Löwen vom Stamme Juda die Drachen und Schlangen vernichtend, welche an seiner Kirche emporfrischen. An den beiden Sockelreliefs dürfte das rechtsseitige Thiergebilde den vom Panther besiegten Drachen vorstellen und wird nach dem Physiologus oder der Thier-symbolik: Panther animal speciosum nimis et mansuetum valde, inimicum solis Draconibus, auf den Erlöser bezogen, während das linksseitige (halb Ente, halb Eidechse) ein friedliches Geschöpf darstellt, welches vergebens am Grunde sich bemüht.



worden ist. Ferner scheint diese Halle nach der Seite hin geschlossene „Brüstungsmauern“ gehabt zu haben, auf denen die Säulen aufstanden, da außen der Boden einst derart aufgehört war, daß solche nöthig waren.

Die Halle vor dem Hauptportale der Pfarrkirche von Bozen (abgebildet in den Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1858, Hft. 4), das sog. „Löwenthor“ ist den so eben beschriebenen Portalen in Trient ähnlich. Zwei rothmarmorne Löwen mit aufgesperrem Rachen — 1498 in der heutigen schwach charakteristischen Form erneuert — halten ein kleineres Thier in den Vordertagen und tragen auf dem Rücken eine achteckige Säule mit palmettenartigen Fetzblättern; an der Kirchenwand entspricht eine runde Säule und während beide auf den Seiten eine Architrav verbindet, wölbt sich über die Stirnseite ein Halbkreis. Hart darauf ruht ein einfaches Gesimse, welches einen niedrigen Giebel bildet. Auf dem weißmarmornen Sockel des Portals erscheinen Drachen im Kampfe mit einem Löwen und mit einem Vogel. Daß an der Leibung über attischer mit dem Eckblatt versehener Basis nicht Säulchen, sondern achteckige Stäbe sich erheben und ohne Unterbrechung durch ein Kapital im Halbkreise sich verbinden, wurde bereits auf Seite 109, Nota 1 bemerkt. Die Stirnseite der Architrave schmücken sich durch ein an den Kapitalen wiederkehrendes Blattwerk. Ursprünglich bestand dieser Portalbau aus regelmäßig wechselnden Lagen weißen und röthlichen Marmors, wie man ähnliche Anordnung bei den Franziskanern u. St. Peter in Salzburg sieht und einen reichen wie reizenden Anblick gewährt haben mag. Jetzt gehen hier die Lagen nicht mehr auf einander; dies rührt wohl vom Umbau des Ganzen her, welcher eben 1498 von Comasten nach einem Reisebericht des Dominikaners Felix Faber aus dem Grunde vorgenommen wurde, weil das alte Portal das darüber liegende große Radfenster verdeckt haben soll. Man behielt zwar das frühere Material bei und richtete die alte Form nur in kleinerem Maßstab wieder auf, indessen Einzelnes wird in den Verhältnissen und in der Anordnung Schaden gelitten haben. Die beiden Löwen sind, wie bemerkt, beidieser Gelegenheit ganz neu gemacht worden.

Von dem baldachinartigen Vorbau des Hauptportals der Stiftskirche zu Innichen sind nur mehr die schmucken Löwen und die von ihnen getragenen Vorder Säulen übrig, mit herrlichem Blattschmuck am Kapitale, was beides dem Leser Figur 85 veranschaulicht. Die ursprüngliche Anlage mußte einer über die ganze Breite der Fassade sich ausdehnenden Vorhalle mit einer Kapelle darüber um 1468 weichen (Fig. 67 u. 68.)

Auf dem Friedhofe zu Lienz sieht man ebenfalls zwei romanische Löwengestalten, welche ihre Zungen schützend zwischen den Vordertagen halten. Zweifelsohne dienten sie ursprünglich demselben Zwecke, welchen wir bisher in Südtirol beobachtet haben. Der Vater des Zeichners A. Pasler erzählte, daß sie hölzerne Säulen am Seitenportal der Stadt-Pfarrkirche unterstützt haben. Jetzt tragen sie Weihwasserbecken am östlichen Eingange zum Friedhof; eine Abbildung in den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1874, S. 420.

Vom „Verschluß der Portale“ an Kirchen aus der romanischen Periode dürfte sich kaum ein Rest erhalten haben, da die Thürflügel wahrscheinlich beinahe ausschließlich aus Brettern bestanden, so daß sie in Folge so langer Zeit bis auf uns herauf sehr abgenützt waren und durch neue ersetzt werden mußten. Einzelne Thüren aus Eisen an Sakristeien und Burgkapellen dürften ein so hohes Alter ansprechen können, aber sie sind schmucklos aus mehreren kleineren Platten zusammengesetzt und darüber hat man kreuzweise und der Quere nach schwere Spangen befestigt z. B. in der Michaelsburg im Pusterthal, aber jedes nähere charakteristische Kennzeichen ihrer Entstehungszeit fehlt.

Auch war es üblich an den Kirchenthüren metallene Löwenköpfe anzubringen, welche im geschlossenen Rachen den beweglichen Handring halten und theils zur Zierde, theils zum bequemen Heranziehen der schweren Thürflügel dienten. Zu Bozen finden wir an einer Hausthür auf dem Musterplatze einen solchen Löwenkopf, welcher wahrscheinlich von der nahen Pfarrkirche herrührt. Es hat dieser schöne Bronzeguß noch romanische Anklänge an der Vorderseite des Kopfes, nicht mehr aber an den Haaren und noch weniger an dem ihn umgebenden Ornament; sein Entstehen ist daher in eine spätere Zeit zu versetzen.

Um selbst das kleinste Kirchengebäude in Tirol nach außen kenntlich zu machen und hervorzuheben, wurde vor anderem sehr häufig dem Thurmbau die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Mehr als hundert romanische Glockenthürme zählt man noch heute im Lande, trotzdem daß nachweisbar viele zu Grunde gegangen oder fast unkenntlich umgebaut worden sind. Gegen Ende der romanischen Periode müssen alle Thäler und Mittelgebirge mit ansehnlichen Bauten dieser Art wie übersät gewesen sein, obgleich zugleich nicht wenige kleinere Kirchen auch nur mit hölzernen Dachreitern versehen waren. Die tirolischen



Glockenthürme sind meistens massenhaft und im Verhältniß zu dem nebenan stehenden Kirchengebäude fast zu schwerfällig angelegt. Man muß denn erwägen, daß sie nicht allein für die Glocken, die damals klein waren, errichtet wurden, sondern wie bereits bemerkt, dazu dienen sollten, die Kirchen vor den gewöhnlichen Wohnungen kenntlich zu machen und gleich „einer Burg auf Sion“ den stattlichen Burgen der Rittersleute das Gleichgewicht zu halten.

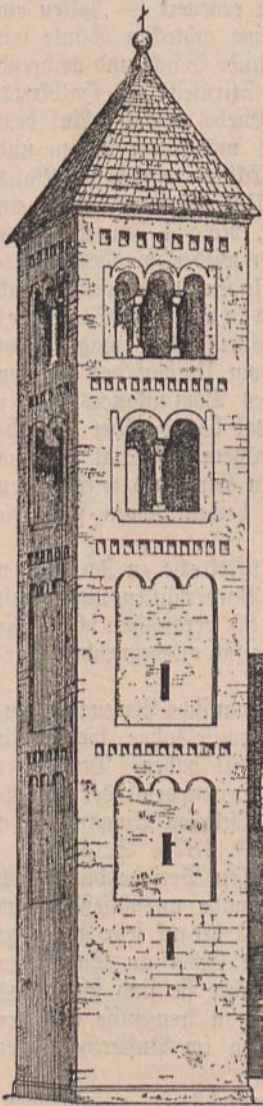


Fig. 156, Tarisch, Winstgau.

Was die Lage dieser großartigen Glockengehäuse betrifft, so stehen sie hie und da noch ganz frei, wie einstens an der altchristlichen Basilika z. B. an der Pfarrkirche von Kalltern (stets vor der Fassade der Kirche), zu St. Michael nächst Kastelruth, in Tanirz bei Lajen, in Prad, zu Serfaus; aber für gewöhnlich sind sie mit dem Kirchengebäude verbunden. An den Domen von Trient und Brigen erheben sich deren zwei und zwar paarweise an der Westfront, vgl. Fig. 28, 65, 66. Bereits S. 84 wurde bei Besprechung der Hervorhebung des Chorquadrats nach außen darauf hingewiesen, daß an der Pfarrkirche von Bozen zwei Thürme über dem Chorquadrat der Nebenschiffe aufgeführt wurden, wie dies auch in Deutschland öfter wiederkehrt, besonders wo vier Thürme vorkommen z. B. in Bamberg, Mainz u. s. w. Zur Zierde der Ostseite trägt eine solche Anordnung gewiß viel bei, wogegen die Fassade leidet, was an der Bozner Pfarrkirche deutlich zu Tage tritt. Ferner führt letztgenannte Seite (84) viele Kirchen auf, welchen ein massiver Thurm im Osten als Chor dient und den Bau abschließt, wobei die Abseite hie und da nach außen noch ein wenig vorragt, vgl. Fig. 76. Einen Thurm der Westseite oder Fassade vorgelegt finden wir zu St. Nikolaus in Kalltern, Marling, Kloster Neustift und der Friedhofskirche zu Reizbühel. In der Regel erhebt sich der romanische Glockenthurm in Tirol an der Nordseite des Chores der Kirche, seltener auf dessen Südseite z. B. an der Taufkapelle des Trientner Domes (Fig. 66 w), St. Appollinar daselbst (Fig. 45, 46), und der Stiftskirche Marienberg. Zu Innichen hatte man einen majestätischen Thurm, den sogenannten Paulusthurm über der Vierungskuppel erbaut, in welchem einige Zeit auch Glocken gehangen haben mögen, da der gegenwärtige Thurm erst im 14. Jahrhundert entstanden ist. Beim Brande im Jahre 1545 ging er zu Grunde und erstand nicht mehr. Er hatte wahrscheinlich einfache Vierecksform, deren unterste Geschosse noch in Fig. 138 zu erkennen sind. Ähnlich erscheint in kleinerem Maßstabe der Glockenthurm von St. Peter bei Meran, eine Abbildung davon wird folgen, bei Besprechung der Uebergangszeit. Stattlichen Ansehens präsentirt sich der achteckige Vierungsthurm in Anras, wie ihn Fig. 57 darstellt.

Als Grundform kehrt immer das genaue Quadrat wieder, nur die Thürme der Pfarrkirche von Bozen, in Neustift und von St. Andreas auf dem Friedhofe zu Reizbühel folgen einem Rechtecke. Ausnahmsweise findet sich an den Pfarrkirchen von Innichen, Hötting und Rankweil die kreis-

runde Form vor, welcher wir auch in Deutschland nicht selten begegnen (Worms, Maria Laach u. s. w.). Alle Rundthürme Tirols hält man für „römische Warthürme“, welche erst nachträglich zu kirchlichen Diensten ausersehen wurden. Von jenem zu Rankweil bemerkt Staffler, daß er ein Ueberrest von der Burg der Junker v. Hörnlingen sei, worüber man die älteste Nachricht aus dem Jahre 1165 besitzt. Heute hängen darin drei Glocken, deren größte vom Jahre 1548 ungefähr 80 Ztr. wiegt.

Der romanische Glockenthurm steigt an den meisten Orten in den ersten zwei Drittel fast schmucklos in die Höhe. Selten läßt sich ein Sockel entdecken in Form einer Fasse, Fig. 156 oder an den Thürmen des Trientner Domes, wo eine attische Basis zu Grunde gelegt. Der Boden wurde häufig derart erhöht, daß heute ein gutes Stück des Baues verdeckt bleibt und somit den Sockel, der auch in Trient sehr niedrig erscheint, nicht



mehr sichtbar läßt. Höchst gefällig macht sich die Umwandlung des ersten Stockwerkes am Thurm der genannten St. Nikolauskirche zu Kaltern in eine „offene Halle“. Schade, daß man in neuerer Zeit den Bogen auf der Westseite und den anderen gegenüber oder den Eingang in die Kirche geschlossen hat. Einem auf zwei Seiten offenen Durchgang begegnen wir am mächtigen Thurm von Neustift. Nicht selten wandelte man das unterste Stockwerk oder Erdgeschloß des Glockenthurms in eine „kräftig überwölbte Kapelle“ um, welche als „Sakristei“ diente und in Villanders am geräumigsten vorkommt.

Tritt man in das Innere des Domes von Trient, so erscheinen auch hier die beiden Thürme über hohe Hallen sich emporschwingend, wodurch ihr massenhafter Unterbau ganz verschwindet, indem selbst die Pfeiler auf denen sie ruhen, nicht im mindesten dicker auftreten als die übrigen, welche in den Schiffen das Gewölbe tragen. Dies muß zugleich ein höchst praktischer Gedanke des Baumeisters genannt werden, wenn man z. B. die Anlage am Brigner und anderen Domen damit vergleicht, wo die ungefügigen dicken Mauern dem Eintretenden rechts und links sehr auffallen. Höchst interessant ist es auch, wie das Aufsteigen in die Thürme des Trientner Domes ermöglicht wird. Es sind nemlich in der Stärke der Umfassungsmauer „offene Treppen“ eingelassen, welche über der Flucht der Wand stückweise etwas vorpringen. Auf dem Rande jeder dritten oder vierten Stufe ist ein Säulchen aufgestellt und vom Kapitäl eines jeden geht ein Stein in die Mauer. Ueber diesen Steinen spannen sich von Säulchen zu Säulchen Tonnengewölbe, welche zum Ausgleich des Höhenunterschiedes stets einen längeren und einen kürzeren Schenkel haben. Durch diese Stiegen erhalten auch die glatten Wandfelder des Domes eine sehr gefällige Erleichterung und förmliche Zierde, vgl. den Grundriß und die Gesamtansicht in Fig. 66 und 65, sowie einen Theil in größerem Maßstab in Fig. 66 v. Am Thurm der Pfarrkirche von Kaltern liegt der alte rundbogige Eingang mehrere Meter über dem Fußboden erhöht, gleichwie an dem Bergfried einer Burg. Ähnlich verhält es sich auch an allen Thürmen, die über dem Chorquadrat sich erheben, oder deren unterstes Stockwerk die Sakristei bildet. Die Treppen sind durchaus von Holz, ohne Spuren von auch nur einzelnen steinernen Stufen.

Im letzten Drittel oder schon früher sind viele romanische Thürme durch Gesimse in mehrere Stockwerke gefällig abgetheilt, Fig. 57, a. Zu St. Apollinar in Trient sehen wir in Fig. 45 diese Stockwerke ungemein schlank angelegt, während sie sonst meistens einem Quadrate sich nähern. Als weiteren Schmuck finden sich um die leeren Abtheilungen zu beleben in Begleitung der Gesimse einzelne Rundbogenfriese, welche sich auf Lesenen stützen und dann noch weiter eine förmliche Blendnische im einzelnen Stockwerke bilden, wie zu St. Nikolaus in Kaltern, Bozen (Pfarrkirche), Neustift, Mais, Tarsch, Mais (St. Martin), Pruz. An St. Karpophorus zu Tarsch zeigt Fig. 156 eine reichere Belebung ohne Gesimse, indem diese durch „eine eigene Art Zahnschnitt“ ersetzt sind. In Tisens laufen über jede Blendnische mehrere Stäbe herunter und beleben so die Flächen auf eine eigenthümliche Weise. Während diese Auszeichnungen der Thurmsflächen meist nur etwas ärmlich vermittelt Mörten und Ziegel hergestellt sind, zeichnen sich die Thürme von St. Nikolaus in Kaltern und an der Pfarrkirche von Bozen durch feine Bearbeitung der Werkstücke aus gellichem und rothem Sandsteine vortheilhaft aus. Merkwürdiger Weise sind die Thürme am Trientner Dome ganz glatt belassen, obgleich sonst Alles in diesem Kirchengebäude so reich durchgeführt ist. Für die oberen Stockwerke scheinen Blendnischen beantragt gewesen zu sein, aber leider sind beide Glockengehäuse unvollendet geblieben. Den Römerturm

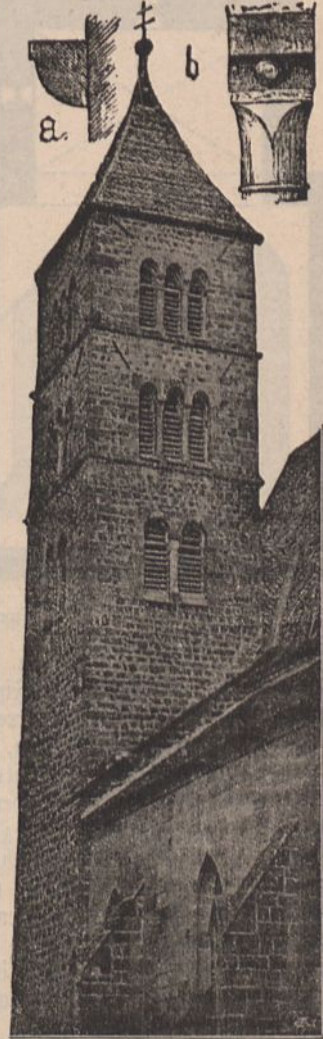


Fig. 157, Terlan.



an S. Maria maggiore in Trient hat man um zwei Stockwerke erhöht, deren Ecken mit Lesenen eingefaßt und über diesen noch Rundbogenfriese auf Consolen gefällig angebracht. Der Pfarrkirchthurm von Schönna ist mit fein behauenen Sandsteinquadern dick überkleidet und an den Ecken laufen Lesenen herab, einzelne Stockwerke sind aber nicht weiter angedeutet. Ein eleganteres Aussehen und eine schlankere Anlage als die anderen Thürme im Lande ausgenommen zwei in Trient, (einer davon in Fig. 45) hat jener an der urkundlich 1208 bereits bestehenden Marienkirche zu Terlan erhalten. Eine Seite desselben mißt 4,85 M.

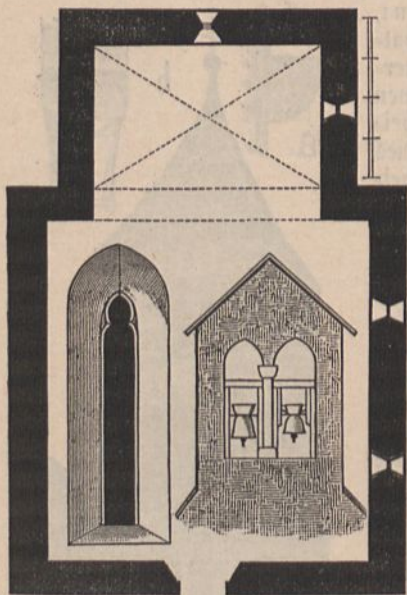


Fig. 158, Obermontani in Vinstgau.

und die heutige Höhe bis zum Dachgesimse 26 M., aber wenigstens  $1\frac{1}{2}$  M. des ersten Stockwerks steckt in dem nachträglich erhöhten Boden des Friedhofs. Obgleich nur aus grob gearbeiteten, doch ziemlich gleich großen kleinen Bruchsteinen erbaut, macht ihn besonders auch der Umstand recht gefällig, daß er durch drei Reihen Schallfenster über einander ausgezeichnet wurde, während wir sonst nicht mehr als zwei Reihen angebracht finden, Fig. 157.

Ueberhaupt tragen gerade die Schallfenster eines jeden Thurms zu dessen Schmuck und zur Erleichterung seines massiven Aussehens sehr viel bei, so daß er jeder weiteren Verzierung entbehren und dennoch gefällig erscheinen kann, wenn er nur in mehreren Stockwerken hübsch angelegte fensterartige Öffnungen aufzuweisen hat. Die unteren Stockwerke werden bloß von ganz schmalen Fenstern (Lichtschlitz) zur nothwendigen Beleuchtung der Treppen unterbrochen (Fig. 156), die reicheren Durchbrechungen sind meistens auf das letzte Drittel beschränkt, wo eben auch die Glocken aufgehängt wurden. An den tirolischen Thürmen läßt sich der Bau der Schallfenster von der nothdürftigsten Durchbrechung der dicken Mauer bis zur zierlichsten Entwicklung in der

Uebergangszeit genau verfolgen. So zeigen mehrere Thürme, wenn sie auch wie jener von St. Vigil bei Tione (Fig. 63) nicht zu den ältesten gehören, eine schmucklose, im Halbkreise abschließende Fensterreihe, wogegen sonst jedes Schallloch durch eine oder mehrere Säulchen, welche Bogen tragen, zierlich belebt sind, (Fig. 76, 156—158). Von der weiteren Entwicklung in der „Fensterkuppelung“ wird unten bei Besprechung der Uebergangszeit die Rede sein. Zur besonderen Zierde der Schallfenster gereicht es, wenn gekuppelte Säulchen vorkommen, d. h. zwei derselben hintereinander stehen und auf der Fußplatte und an den Kapitälern oder doch an letzteren mitammen verbunden sind, was meistens nur in Folge der dicken Mauer der ersten Stockwerke und zudem kaum andere als jene von edler durchgeführten Bauten darbieten, ähnlich der Säulenstellung in den Kreuzgängen, wie wir bald sehen werden.

Einen vortheilhaften Eindruck machen die Schallfenster, wenn die untere Reihe derselben durch ein und erst die oberen durch mehrere, für gewöhnlich zwei Säulchen belebt werden, Fig. 156 u. 157. Zu St. Peter in Cembra und in mehreren anderen Orten des italienischen Landestheiles setzte man sogar drei Säulen ein, wodurch aber die Lichtöffnung zu sehr in die Breite gezogen erscheint und an den erwünschten Höhenverhältnissen etwas einbüßt. Der Bau der Säulen und ihrer Kämpfer sammt den Bogen ist bereits S. 90 u. f. f. näher erörtert worden und kann hier wegbleiben.<sup>1)</sup> Nach der Chronik der Stadt Bozen, dem sog. „Röfle-Hause“ an der Ecke zwischen der Weintrauben- und Raingasse, sowie am stattlichen Glockenthurm von Traamin wiederholten sich dieselben Kugeln in der Drei- und Mehrzahl. Das Vorkommen einer Art plastischen Wappens an einem Bau aus so früher Zeit, gehört zu den Seltenheiten.

<sup>1)</sup> Erwähnung verdient das Vorkommen einer Halbkugel an der Schmalseite eines Kämpfers in der obersten Fensterreihe des Thurms von Terlan, Fig. 157, b. Das alte Wappen des Domkapitels in zeigt nemlich auf einem Schilde drei Kugeln. Die Halbkugel an genannter Stelle erinnert nun daran, Trient daß die Marienkirche von Terlan bereits in den ersten Jahren des 13. Jahrh. unter dem Patronat des Domkapitels von Trient gestanden sei, was bis Kaisers Josef Zeit dauerte. Am ältesten Gebäude der Stadt Bozen, dem sog. „Röfle-Hause“ an der Ecke zwischen der Weintrauben- und Raingasse, sowie am stattlichen Glockenthurm von Traamin wiederholten sich dieselben Kugeln in der Drei- und Mehrzahl. Das Vorkommen einer Art plastischen Wappens an einem Bau aus so früher Zeit, gehört zu den Seltenheiten.



von zierlichen Schallfenstern durchbrochen, die bedeutenden Breitseiten des rechteckigen Baues dürften aber deren zwei neben einander gehabt haben, ähnlich wie sie an den breiten Flächen des Thurms an der Klosterkirche von Neustift wiederkehren und Figur 162 darthut. Auch könnte ein Mauerpfeiler die Trennungswand gebildet haben, ähnlich wie S. 238 Fig. 385 in unserem Werke die christl. Kunst in Wort und Bild.

Gleichwie von den Schallfenstern, so hängt auch nicht minder vom Abschluß eines jeden Thurms oder dessen Dache ab, ob das ganze Bauwerk einen gefälligen Anblick gewährt oder nicht. Die meisten Thurmdächer bestehen aus Mauerwerk von Ziegeln oder Tuffstein, oder aus mit Brettern oder Hohlziegeln gedeckten Holzconstruktionen; die große Mehrzahl ist leider durch Umbauten in Zwiebel- oder Schlafhaubenform verunstaltet worden, die ihre Entstehung dem Geschmacke der Pöppelzeit verdanken.

Schon die Gothik hat in Folge ihres hochstrebenden Systems steile Giebel in Verbindung mit schlanken Helmen auf so manchen romanisch. Unterbau gesetzt, wie sich in so vielen Fällen beobachten läßt, daß eine genauere Aufzählung den Leser ermüden würde. Zu Marling und Schöenna hat man dann in Folge des Einsturzes des Helms durch Feuerbrunst mit einem niedrigen, zweiflügeligen oder sogenannten Satteldach den Abschluß der Thürme bewerkstelligt. Es ist dies die allereinfachste Form und

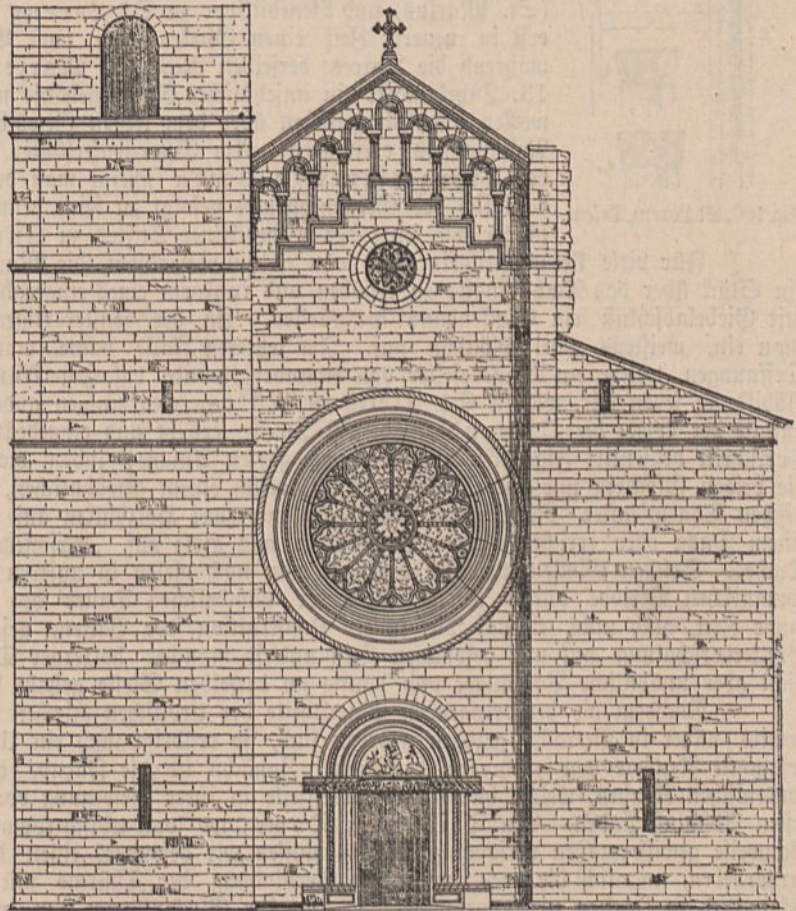


Fig. 159, Façade des Trientner Domes.

entbehrt dennoch nicht jeden Reizes für ein recht altes, romanisches Bauwerk, vgl. Fig. 75 B, 158. Auch zu St. Vigil über Marling, auf dem Brenner n. a. D. dürfte das Satteldach von jeher die ursprüngliche Form gewesen sein. Häufiger schließen unsere romanischen Glockenthürme mit einer vierseitigen Pyramide ab, welche bald niedriger, wie in Fig. 45, 63, 156, 157, bald schlanker gleich Figur 76 auftritt. Die schon öfter genannten Filiationen der Pfarre von Bozen haben mit Ausnahme von St. Peter auf Carnol ihre alten Pyramiden aus Mauerwerk bis heute bewahrt. Kreisförmige Thürme erhielten ein „kegelförmiges“ Dach, welches zu Rankweil am reinsten erhalten worden ist.

Vom alten Schmuck der Spitze der Thurmdächer, bestehend aus einem Knopfe (Kugel), Kreuze und Fahne dürfte in Folge der späteren Umänderungen wohl kaum ein Stück auf uns gekommen sein, wenigstens ist uns nichts Näheres hierüber bekannt geworden.

Für die Höhe der Thürme scheint es im Verhältniß zu ihrem Umfang kein bestimmtes Maas gegeben zu haben. Einzelne sind ziemlich niedrig gehalten, andere aber



wie z. B. jener nach Figur 45 fast übermäßig schlank gebaut. Die höchsten romanischen Thürme im Lande mögen stets jene am Dome von Trient gewesen sein.

Einige Orden, wie z. B. die Cisterzienser, die minderen Brüder des hl. Franziskus, die Dominikaner u. a. hielten den kostspieligen Aufbau von großen Kirchtürmen mit der Strenge ihrer Regel nicht vereinbar und begnügten sich deshalb mit einem kleinen Thürmchen auf dem Dache ihrer Gotteshäuser, mit einem sogenannten Dachreiter. In Tirol führten aber die letztgenannten gleich bei der Gründung ihrer Niederlassung zu Bozen (1272) einen massiven und hohen Thurm mit einer Steinpyramide auf, welcher Bau noch heute als Erinnerungszeichen an ihr erstes Kloster wohl erhalten dasteht. Anders war es bei den Kirchen desselben Ordens in Trient (St. Markus) und Benediktiner zu St. Lorenz daselbst, welche sich erst in neuerer Zeit einen Glockenthurm vom Boden auf bauten, während die Patres derselben Regel in Marienberg bereits im 13. Jahrhundert ein ansehnliches Glockengehäuse mit mehreren Stockwerken und Blendnischen über dem letzten Gewölbefeld des südlichen Nebenschiffes errichteten. Am Cisterzienserkloster zu Stams und der Franziskaner zu Bozen scheint man der strengeren Sitte bezüglich des Glockenthurmes gefolgt zu sein, denn ihre Thürme sind jünger wie jener des Benediktiner-Stiftes zu Funnichen.



Fig. 160, St. Lorenz, Trient.

Für viele kleine Kirchlein hielt man es am passendsten, die Mauer des Westgiebels ein Stück über das Dach hinaus zu erhöhen und in Form eines eingerahmten Schallfensters mit Giebelabschluss ein Glockenhaus herzustellen. In der fensterartigen Oeffnung hängte man ein, meistens zwei Glöcklein auf. Im letzteren Falle baute man dann auch zwei Oeffnungen, welche ein Mauerpfeiler von einander trennte, vgl. Fig. 75 und 52; in ersterer Abbildung sehen wir, wie zu St. Ulrich in Wölten und einigen anderen wenigen Orten anstatt der West- die Ostwand zu diesem Zwecke erhöht und eingedeckt. Einen weiteren Fortschritt präsentiert Fig. 158 in einer ganz zarten Anlage; indem die Glockenräume für die beiden Glöcklein nur ein Säulchen trennt, gleich einem gewöhnlichen, entwickelten romanischen Thurmsfenster. Nicht selten stellte man nur zwei Holzsäulen auf und versah sie mit einem Dache oder errichtete einen Vierecksbau aus Holz auf „verschiedenen Stellen“ des Daches. Solchen Glockenthürmchen begegnet man noch vielen in unseren Thälern; aus der romanischen Periode dürfte jedoch wegen der unmöglichen Dauer des Materials für so lange Zeit auch nicht einmal die innere Konstruktion der Balken, geschweige die äußere Brettervershalung auf uns gekommen sein und so mancher hölzerner Dachreiter mehrere, nicht aber unähnliche Vorgänger und häufig an derselben Stelle gehabt haben.

Nachdem die hervorragenden Einzeltheile der tirolischen Kirchen romanischen Stils bereits näher in Betracht gezogen worden sind, so erübrigt noch ein Ueberblick über das gesammte Aeußere von mehreren derselben. Zunächst ist die Façade ein Haupttheil der romanischen Kirchen, welche hier an der Westseite in ihrer Bewegung von Osten her einen festen Abschluß finden. Am Trientner Dome, wo lombardisch-romanische und deutsche Bauweise gewissermaßen verschmolzen sind, müssen wir besonders einen deutschen Gedanken hervorheben, nämlich die enge, organische Verbindung der Thürme mit der Façade, was bekanntlich in Italien nicht vorkommt, da dort der Glockenthurm nur in der Einzahl und nur nebenan oder ganz frei vom Kirchengebäude stets aufgeführt wurde. Zudem begegnet uns eine gefällig wirkende und regelmäßige Dreitheilung der Westseite, wie am Straßburger-Dome. Leider sind auch hier die Thürme nicht vollendet worden, gleichwie an so vielen anderen Kathedralkirchen, der südliche reicht sogar nur bis zum Dachrand des Nebenschiffes. Auch sind beide in den unteren Stockwerken sehr einfach gebaut, um so interessanter ist aber dafür der Schmuck des Mittelfeldes der Façade vermitteltst seines reichen Portals, sowie des majestätischen weiten Radfensters und eines kleineren (Fig. 159). Endlich seit ein paar Jahren hat der Giebel ebenfalls einen entsprechenden Abschluß gefunden. Gleich St. Michael und St. Peter (in coelo d'oro) zu Pavia legte der Architekt Nordio eine abgetreppte Säulengalerie an und krönte so das auf eine sehr zierliche Weise vgl. genannte Figur. Auf diese Art und Weise die Façade zu vollenden, findet in den vielen Säulengallerien der übrigen Außenseiten die beste Begründung. So läuft unter dem Dache des nördlichen Nebenschiffes eine Gallerie von 33 Säulenpaaren hin, ganz ähnlich gebaut wie jene an den beiden Kreuzesarmen, dem Chorquadrate und der Hauptapside. Diese Gallerien mit ihren tiefen Schatten legen sich wie ernste Kränze dem schönen Bau um die Stirne. Bei Betrachtung



des Aeußeren dieses Domes stellt sich die Ostseite als die glänzendste dem Beschauer entgegen. Man hat hier den Altarraum in der That in einer ganz außerordentlichen Weise nach Gebühr hervorzuheben gesucht vgl. Fig. 161. Seine Seitenansicht ist aber nur gegen Süden frei. Die Absis gliedert sich horizontal in vier Hauptstreifen; der unterste als hoher Sockel entspricht der ehemaligen Krypta und hat drei zu ihrer Erleuchtung reich gegliederte

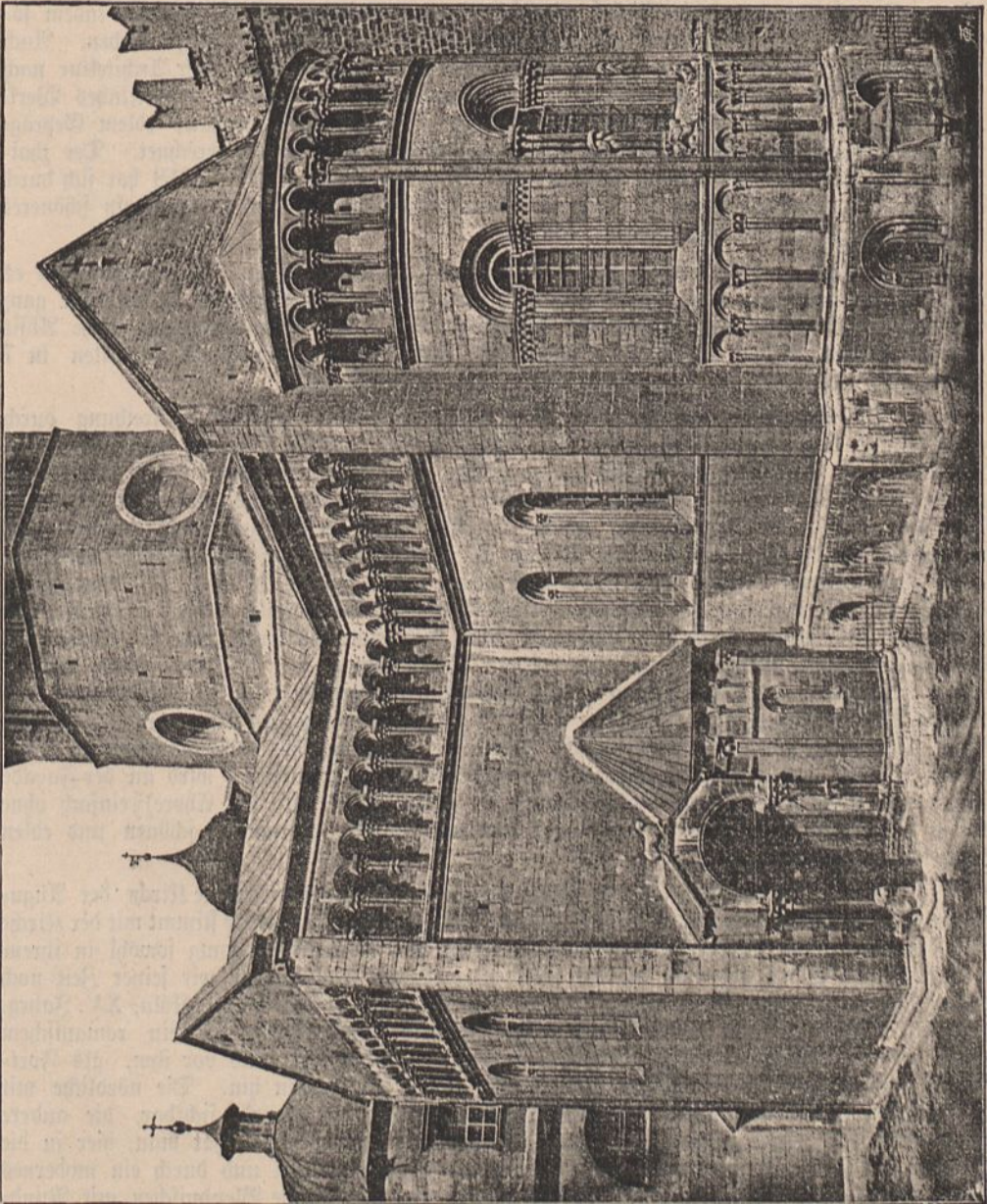


Fig. 161, Ostseite des Domes in Trient.

Fenster, welche von hübschen Bogen umrahmt sind. Als Schmuck des zweiten Streifens tritt eine kleine blinde Bogenstellung auf und den dritten nehmen die bereits von S. 105 bekannten prachtvollen Langfenster ein, wo die Kapitäle der Säulchen als ornamentirtes Kämpfergesims fortlaufen; sie sind nur durch zwei senkrechte Wandpfeiler mit vorgelegten Halbsäulen unterbrochen, welche die Absis der Länge nach in drei Theile gliedern. Ein mächtiges Gesimse über den Fenstern trägt den vierten horizontalen Ring, der in einer äußerst leichten Zwergsäulengallerie besteht. Diese Gallerie ist um den nöthigen Raum zu gewähren über



der untern Mauerflucht ausgeladen und gleich der Flucht der vorspringende Wandpfeiler gestellt. Diese letzteren lösen sich bei den Bogen der Gallerie auf und das Hauptgesimse bestehend aus einem Sägefries (Fig. 138 a) über einem Wulst und unter einer Platte mit Hohlkehle schließt die Absis ab. Das Ganze ist in wechselnden Bogen rothen und weißlichen Marmors aufgeführt. Darüber hinaus steigen die Ecklesenen des Chorquadrats in der Höhe und schließen an den Fußpunkten einer massiven Giebelwand ab, woran sich die Abside anlehnt. Ueberhaupt treten die Giebel hier sehr in den Vordergrund des Bildes, indem sowohl die Dächer der Kreuzarme als auch des Chores von ihnen überragt werden. Auch die Südseite, sowie die Ostseite des südlichen Querarms reihen sich in ihrer Architektur nach gefällig der reichen Abside an und bilden so zusammen ein prachtvolles, einheitliches Werk. Kurz der ganze reiche Schmuck des Chorschlusses ist von einem durchaus edlem Gepräge und vorzugsweise auf das thatkräftige Spiel von Licht und Schatten berechnet. Der thatkräftige Fürstbischof Friedrich de Wanga (Burg bei Bozen) 1207—1218 hat sich durch den herrlichen Chorbau seines Domes ein Prachtdenkmal gesetzt, wie er kaum ein schöneres und bedeutungsvolleres hätte erfinden können.

Einfach ist das Aeußere von St. Lorenz zu Trient (Fig. 71), dennoch hat es viel des Interessanten, weil sich die Form einer Basilika mit erhöhtem Mittelschiffe ganz frei darbietet. Portal und Radfenster sind modernisirt. Die verhältnißmäßig hohe Absis aus Hausteinen theilen 6 schlanke Säulen mit eigenartigen verschiedenen Kapitälern in 7 Felder und verbinden sich durch Rundbogen (Fig. 160, S. 122).

Die Domkirche von Brixen war nach Tinkhausers Diöcesanbeschreibung durch einen Brand vom Jahre 1174 derart hart mitgenommen worden, daß der damalige Bischof Ruher gleich daran gehen mußte, sie ganz neu zu bauen. Er begann mit dem Chore (a sanctuario et absidibus reedificare coepit). Sein Nachfolger vollendete den Bau um das Jahr 1196. An der Fassade, welche sich bis heute im Ganzen noch erhalten hat, wiederholt sich die Dreitheilung, wie sie uns am Trientner Dom begegnet, gebildet wiederum durch zwei Thürme, welche aber hier etwas mehr rechts und links über die Mauerflucht des Schiffes hinausragen, so daß das Mittelfeld um ein klein wenig breiter erscheint, vgl. Fig. 28. Die große, kreisrunde Oeffnung über dem nun modernen Portale erinnert an das ursprüngliche Radfenster und den oberen Hauptschmuck der Fassade. Jeder Thurm scheint schmucklos, ohne Abtheilung durch Gesimse emporgestiegen zu sein und nur zwei Reihen Schallfenster gehabt zu haben. Und je zwei Säulchen theilten letztere in drei Felder. Nach Tinkhauser sollen beide erst im 15. Jahrh. weiter in die Höhe aufgeführt worden sein? Ihren Abschluß hat man später ganz modernisirt. Ein größerer Schmuck wird an der Fassade kaum vorhanden gewesen sein, da überhaupt der ganze Bau (auch am Chore) einfach ohne vieles Ornament gedacht war, denn was ihn auszeichnete, bestand in schönen und edlen Einzelpartien seiner Anlage.

Eine eigenthümliche Fassade und Bauanlage überhaupt bietet die Kirche der Augustiner-Chorherren im nahen Neustift Fig. 162. Die ursprüngliche Anlage stimmt mit der Kirche zu Siegburg am Niederrhein auffallend überein und merkwürdig genug sowohl in ihrem ursprünglichen Plane als auch in dem späteren gothischen Umbau, wie wir seiner Zeit noch näher im Bilde dem Leser vorführen werden, vgl. Organ f. christl. Kunst, Köln, XV. Jahrg. S. 52). Der in Figur 161 wiedergegebene massive Glockenthurm in rein romanischem Style ist der Westseite des Hauptschiffes vorgelegt. Rechts und links vor ihm, als Fortsetzung und in gleicher Flucht der Nebenschiffe ziehen sich Hallen hin. Die nördliche mit pulkartigem Dache ist gleich einem Nebenschiffe auch an der Fassade sichtbar, die andere wird durch das Klostergebäude verdeckt. Der Schmuck der Westseite hat man hier in die Flächen des Thurmes gelegt. Schade, daß das alte Portal zerstört und durch ein modernes ersetzt wurde. Die Stelle eines Radfensters ersetzen hier drei große Blendnischen mit Rundbogenfriese; die zwei äußeren Nischen unterbrechen zwei zierliche Fensterbildungen, deren Säulchen reichbeblätterte Kapitälern tragen. Eine Belebung der Fläche in ganz eigener Art und Weise bilden die ganzen kleinen Rundfenster links an der Seitenhalle aus späterer Zeit. Als Umrahmung haben sie eine starke Fase. Höher hinauf scheinen die Thurmsflächen bis zur Doppelreihe der Schallfenster mit gekuppelten Säulein nie geziert oder anders als mit Schlitzen durchbrochen gewesen zu sein. Wie am Trientner Dome tritt auch hier ein mannigfaltiger Formenunterschied an den Kapitälern auf und so charakterisirt sich die Neustifters-Fassade als deutsch-romanische Bauart, welche bekanntlich gerade an den Säulentäufeln großen Wechsel liebte. Ferner scheinen die am Thurm von St. Apollinar zu



Trient unmittelbar unter dem Dachrande angebrachten Fenster, welche eine Art breiter, niedriger Zinnen bilden (Seite 65, Fig. 45), theilweise auch in Neustift beabsichtigt gewesen zu sein. Diese romanische Kirchenfagade bleibt selbst im Vergleich zu kirchlichen Bauten anderer Länder immerhin sehr interessant.

Eine eigenthümliche Außenansicht muß einstens (gegen Ende des 13. Jahrhunderts) die Pfarrkirche von Bozen geboten haben. Die Fagade sehen wir nach Figur 163 noch heute durch zwei Lesenen an den Ecken in etwas ungleicher Weise eingefast und durch zwei andere in drei Felder abgetheilt, so zwar, daß das mittlere etwas schmaler erscheint. Das Portal und das Radfenster schließen sich hart an die eine Lesene an, damit beide doch einigermaßen der Mittellinie des Hauptschiffes im Innern entsprechen, da dasselbe nach dem Grundrisse in Fig. 72, S. 83 nicht ganz regelmäßig durch die Schiffe eingetheilt wird. Nach der Monografie v. P. Just. Ladurner schloß ursprünglich die Fagade nicht mit einem Giebel, sondern mit einem wagrecht laufenden Gesimse ab, indem das Dach als sog. „Walmdach“ sich zurücklegte, ähnlich wie dasselbe in Fig. 54, S. 69 auf beiden Seiten des Schiffes ausgeführt wurde. Steigt man dann heute auf das Gewölbe des Chores, so zeigt sich zwischen der Westfront der beiden Thürme eine ziemlich steile Giebelmauer aus schön gehauenen Sandsteinstücken aufgeführt. Die Thurmsflächen sind bis zur Stelle herab, wo dieser Giebel mit seinen Fußpunkten auf ihnen sich stützt, aus sehr fein gehauenen Steinen zusammengesetzt und jene des reicher angelegten nördlichen Glockenthurms überdies noch mit Blendnischen und Rundbogenfriese in denselben, welche meistens auf Thier- und Menschenköpfen ruhen, zierlich belebt. Daraus läßt sich schließen, daß alle diese Thurmsflächen ursprünglich auch frei gewesen sein müssen, denn sonst hätte man sie gewiß nicht so sorgfältig behandelt. Jetzt liegen alle diese schönen Bautheile verborgen unter dem später erhöhten Dache. Auf Grund dieser Beobachtungen dürfte man sich die Ostseite dieses stattlichen romanischen Bauwerkes ähnlich vorstellen können, wie sie uns Fig. 164 bietet. Das Hauptschiff schloß östlich mit dem noch vorhandenen hohen Giebel ab, während man das Chorquadrat zwischen den Thürmen ziemlich niedrig eingedeckt hatte, da eben die Blendnischen des nördlichen Thurmes selbst auf seiner Südseite sehr tief herabreichen und zweifelsohne sichtbar waren. Ein Giebel kann somit über diesem Bautheile nicht beantragt gewesen sein, sondern nur ein einfacher gegen die Abfäll der Dachflügel, ähnlich wie über dem Chorquadrat der Nebenschiffe von St. Apollinar in Classe zu Ravenna vorkommt.

Die Glockenthürme stiegen ziemlich hoch empor. Vom südlichen bemerkt der Chronist (P. Just. L.), daß er jünger sei, denn in einer Urkunde des Jahres 1315, komme eine Testamentabhandlung bei der Kirchthüre des neuen Glockenthurms vor; er war auch einfacher als sein Kamerad ihm gegenüber; im Jahre 1348 sei er aber bis zum 4. Stockwerk eingestürzt. So abgestumpft und nur bis zum Dachgesims der Kirche reichend blieb er bis heute. Die Höhe der Stockwerke des nördlichen und eleganter angelegten Thurms läßt sich heute noch berechnen, denn eines in „Rechtecksform“ hat man unten noch stehen lassen, nachdem 1499 in Folge eines Brandes in den oberen Theilen wie bereits S. 120 bemerkt ward, ein Neubau erforderlich geworden war. Dieses vorhandene Stockwerk zeigt auf allen vier Seiten Blendnischen mit geschmückten Bogenfriese nach Fig. 165. Weil hier noch keine Schallfenster angebracht waren — es läßt sich davon keine Spur entdecken — so suchte man die Mitte der hohen Fläche durch Wiederholung des Bogenfrieses zu beleben,

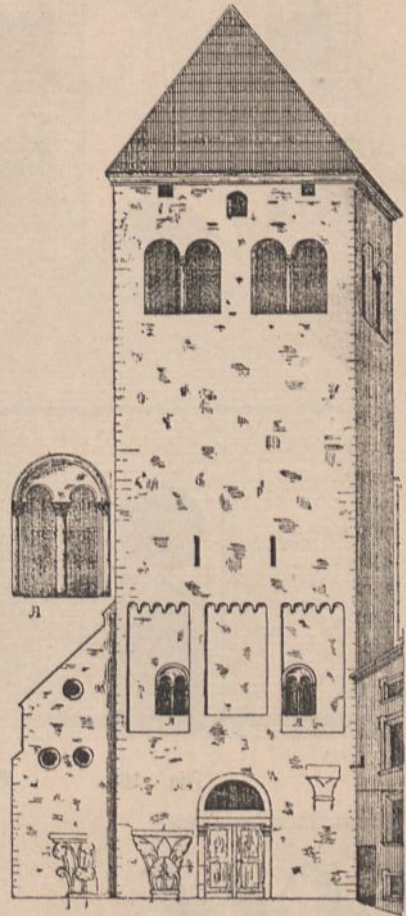


Fig. 162, Neustift bei Brigen.



was eine seltenere Erscheinung in der Baukunst zu nennen ist. Stellt man einen Vergleich mit anderen romanischen Thürmen an, so müssen wenigstens noch zwei Stockwerke darüber

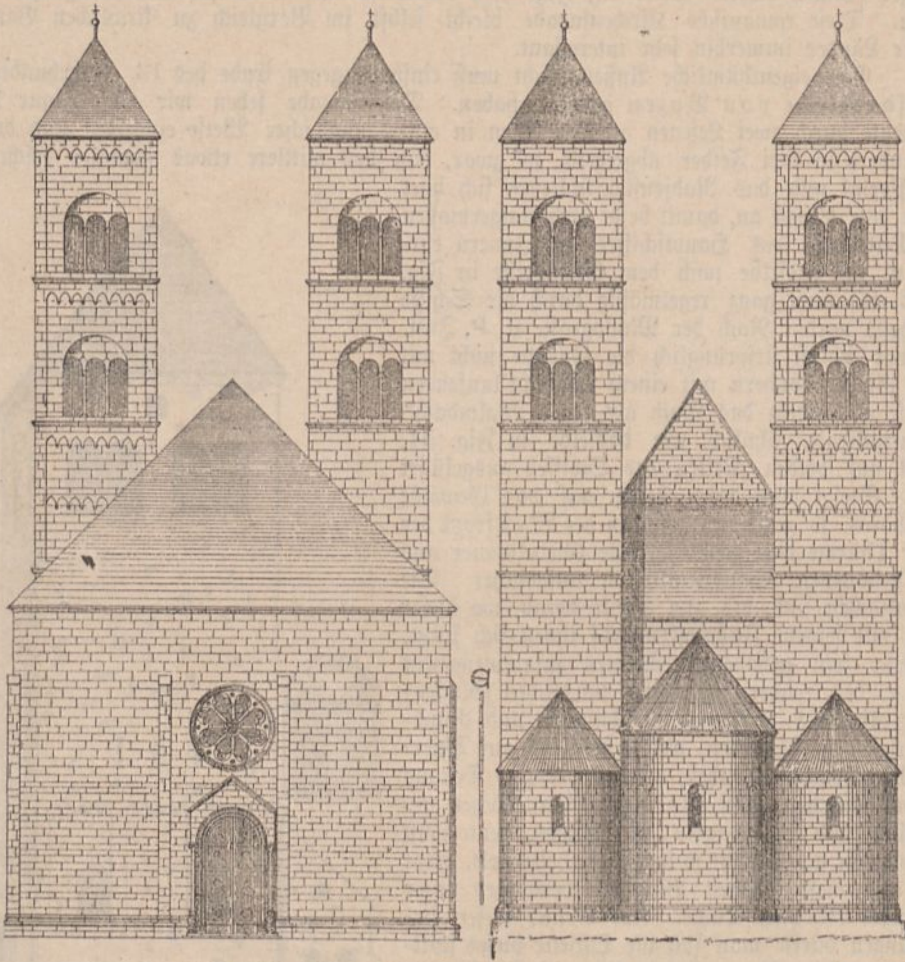


Fig. 163.

Bozner Pfarrkirche.

Fig. 164.



Fig. 165, Bozen.

gebaut gewesen sein. Ebenso läßt sich mit Recht schließen, daß diese nicht weniger reich als das unterste Stockwerk geziert waren. Den größeren Theil der Blendnischen werden die Schallfenster eingenommen haben, welche ein gemeinsamer

Bogen oder Fensterkuppelung nach oben abschloß. Da aber beide Thürme der Bozner Pfarrkirche nach Bemerkung auf S. 118 und 121 nicht ein Quadrat sondern ein Rechteck zur Grundlage haben, somit ihre West- und Ostseite bedeutend breiter war, so werden auch die Schallfenster dieser zwei Seiten mehr in die Breite durch 2 — 3 Säulchen gezogen



Fig. 166, Klosterkirche von Stams.



gewesen sein, wenn nicht zwei Schallfenster nebeneinander vorkamen. Bei der bedeutenden Höhe der Thürme dürfte nur gleichwie in Fig. 157 eine niedrige vierseitige Pyramide mit Blattziegeln eingedeckt als Abschluß bestanden haben.

Die drei Absiden präsentirten sich hart nebeneinander und die mittlere vorpringend wie an der Klosterkirche zu Stams, vgl. den Grundriß S. 83. Fig. 72.

Die Ruinen der Kirche des Benediktiner-Nonnenklosters Sonnenburg sind zu sehr verfallen und die Pfarrkirche von Gais hat durch Umbauten und Bodenerhöhung viel gelitten, um auf

das einstige Aeußere einen nähern Schluß ziehen z. können. Die Stiftskirche von Innichen erscheint seit dem Falle des Paulusthürms über Vierung mit Ausnahme der Ostseite außen etwas gedrückt, wozu die spätere über die ganze Breite der Fassade sich hinziehende hohe Vorhalle und der massive Glockenthurm das Ihrige beitragen.



Fig. 167, Griffian bei Tizens.

An der Kirche der Prämonstratenser-Chorherren zu Wilten bei Innsbruck dürfte nach der ältesten Abbildung, welche uns vorliegt, die ursprüngliche Anlage seit dem Jahre 1201, wo sie zu Ehren der hh. Lorenz und Stefan eingeweiht worden ist, im allgemeinen sich erhalten haben (bis zu ihrem gänzlichen Umbau um 1651). Man sieht auf diesem Blatte das im Besitze des Museums in Innsbruck ist, den oberen Theil der Fassade mit erhöhtem Mittelschiffe, in der gothischen Periode nachträglich mit Binnen bekront, ähnlich wie die Pfarrkirchen von Hall, Schwaz, Imst und Meran. Die gekuppelten Fenster sind durch zwei Säulchen getheilt. Auf der Nordseite erhob sich ein massiver ebenso gothisirter Glockenthurm, welcher in neuerer Zeit einstürzte und einen Theil der alten Kirche zertrümmerte. Abt Andrá Mair ließ nach dem unter dem Thurme vorgebliebenen Grabe des ersten Gründers des Klosters, des Riesen Haimon forschen und so wurden die Grundvesten des Gebäudes locker gemacht, daß es um seinen Fortbestand geschehen war.

Vom äußeren Aussehen der ältesten Kirche des erst 1272 gegründeten Cistercienser-Stiftes Stams im Oberinntale

bietet eine Handzeichnung in einem Manuscripte einige Anhaltspunkte. Es ist nemlich eine einfache romanische Basilika mit bedeutend höher steigendem Hauptschiffe dargestellt, siehe Fig. 166. Ueber wie unter den Pultdächern der Nebenschiffe läuft eine lange Reihe von

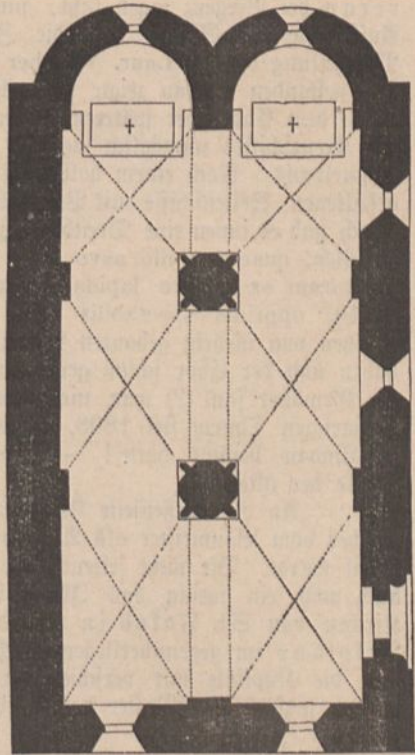


Fig. 168, St. Martin in Schöna.

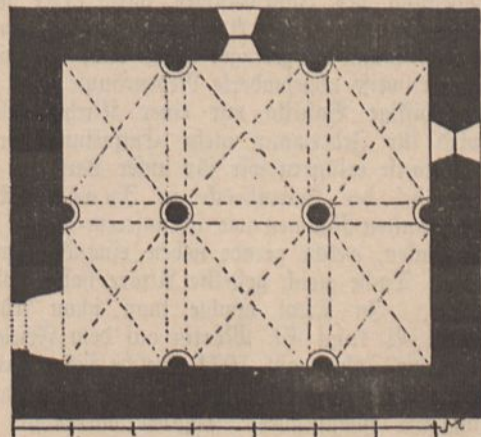


Fig. 169, St. Michael in Telfs.



Fenstern hin, welche rundbogig abschließen; jene nächst dem Eingange auf der Südseite erscheinen sehr schmal gehalten. Querarme zur Bildung der Kreuzesform sind an diesem Baue keine ersichtlich. Auf Grund der Anzahl von vier sichtbaren Absiden muß man nach den noch vorhandenen eng an einander schließenden auf den Gedanken kommen, es hätte das Hauptschiff allein deren drei und die Nebenschiffe überdies noch je eine separate gehabt, was eine sehr seltene Erscheinung in der romanischen Choranlage genannt werden müßte.

Was sich über die alte Kirche des Benediktiner- nun Zisterzienser-Stiftes Mehrerau bei Bregenz sagen läßt, sind zerstreute Notizen der Kloster-Chronisten, welche die Aufhebung des Stiftes und die Zerstörung der Kirche überdauerten. Nach der gütigen Mittheilung des P. Laur. Walcher war die bereits oben S. 55 genannte Aurelia-Kirche hier gestanden. Man zeigte sie noch am Beginn des 18. Jahrhunderts in Rechteckform längs dem Chore der späteren Klosterkirche, in einer Länge, daß sie auch den südlichen Arm des Kreuzschiffes unmöglich machte. Bis dahin diente sie als Mutter-Gottes-Kapelle und Kapitelhaus. Nach einem halbverwühten Bilde hatte die alte Stiftskirche keine niedriger gehaltenen Seitenschiffe mit Pultdächern, sondern nur ein großes gemeinschaftliches Dach, jedoch gab es innen eine Dreitheilung, denn die Chronik des P. Apron. Hueber nennt sie eine: *Basilica, quae pro illo aeo haud mediocriter elegans et a magnificis iisque citra ullam juncturam ex integro lapide constantibus columnis, quibus adhuc hodie inicitur* (1740) *opprime spectabilis fuit*. Monolithen als Gewölbe sind aber wohl nur als Stützen von niedrig gebauten Nebenschiffen zu denken. (Eine Absis scheint stets gefehlt zu haben und der Chor schloß geradlinig ab.) Um 1780 wurde die uralte Aureliakirche, weil ihr Gemäuer faul (?) war, niedergerissen und die alte umgebaute Klosterkirche mit ihrem großartigen Thurm fiel 1808, nachdem man das Ganze als Steinbruch zum neuen Hafen in Lindau benützt hatte! — Die heutige Klosterkirche erhebt sich wiederum an der Stelle der alten.

An der Außenseite kleiner romanischer Kirchen ist es meistentheils nur die Abside, welcher vom Baumeister als Altarraum eine größere Aufmerksamkeit und bessere Technik zu Theil wurde. Die nicht seltene hohe und freie Lage auf einem aussichtsreichen Hügel trägt auch noch ein wenig das Ihrige bei das schlichte Ganze zu heben, vgl. Fig. 167. Die Kirchen von St. Jakob in Sardagna bei Trient, St. Florian bei Neumarkt, St. Nikolaus im gegenüberliegenden Penon haben die Absiden durch Säulchen und Lesenen und die Kapitäl mit verschiedenen sinnbildlichen Figuren von Thieren, Menschenköpfen u. dgl. geziert, ein Muster davon gibt S. 69, in Fig. 52 a, b, c.

### Zweischiffige Kirchenbauten.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der mittelalterlichen Kirchenbaukunst ist die Theilung des Innenraumes durch eine Reihe von Pfeilern oder Säulen in zwei gleich hohe Schiffe. Diese Anordnung dürfte am sichersten dem schönen Bestreben entspringen einen Raum bei geringer Höhe recht lebendig zu gestalten, was durch mehrfache Theilung in theilweise abgeforderte Nebenräume stets gelingen wird. Man vergleiche nur eine kleine dreischiffige Basilika mit einer Kirche, welche ein weit gespanntes Gewölbe hat. Erstere wird für Jedermann mehr Entfaltung der Baukunst an den Tag legen als letztere; beispielsweise erinnern wir für unser Land an die gefälligen Neubauten beim Brennerbad und bei der Kettenbrücke in Innsbruck. An eine Theilung der Geschlechter ist bei so beschränkten Räumen wie in unserem Lande vorkommen, ebenso wenig als an zwei Patrone zu denken, welche gerade neben einander und doch etwas gesondert unter einem und demselben Dache gleich gestellte Altäre haben sollten u. dgl.

In Tirol machte man schon frühe einzelne Versuche mit zweischiffigen Kirchen. So z. B. trägt St. Martin auf dem Friedhose von Schenna bei Meran auf dem Thursturz die Jahreszahl 1071, welche sich allerdings auf die Erbauungszeit und nicht auf die Einwölbung bezieht, da an den Pfeilern, wie wir näher hören werden, der Eckrollen ein jüngeres romanisches Bauglied vorkommt. Nach außen treten an diesem Baue auf der Ostseite zwei Absiden stark vor; sie sind in gleicher Größe und mit je eigener Bedachung aus Stein neben einander aufgeführt, so daß sie sich berühren. Gleiche Selbständigkeit ist ihnen auch im Innern bewahrt, Fig. 168. Das Schiff 5.60 M. breit und 11 M. lang zerfällt durch zwei achteitige Pfeiler in zwei ganz gleiche Räume mit je eigenem Altar in der gesonderten Abside. Die Gewölbstützen erheben sich unmittelbar ohne Basis oder Sockel über einer massiven Vierecksplatte, zu deren Ecken ein klauenartiger Knollen als Vermitt-



lungsglied hervorwächst, vgl. S. 91, Fig. 94. Als Abschluß des Pfeilers dient ein etwas schiefstehendes Gesims, das gegen die vier Ecken hin derart abgerundet ist, daß die Abrundungen einander berühren und einen fortlaufenden Viertelstab zu bilden scheinen. Die Kreuzgewölbe haben nur eine Länge- aber gar keine Quergurte und ebenso nur Gräte und keine Kreuzgurten, wohl um den kleinen Bau nicht schwerfällig zu machen. Diese Kirche ist

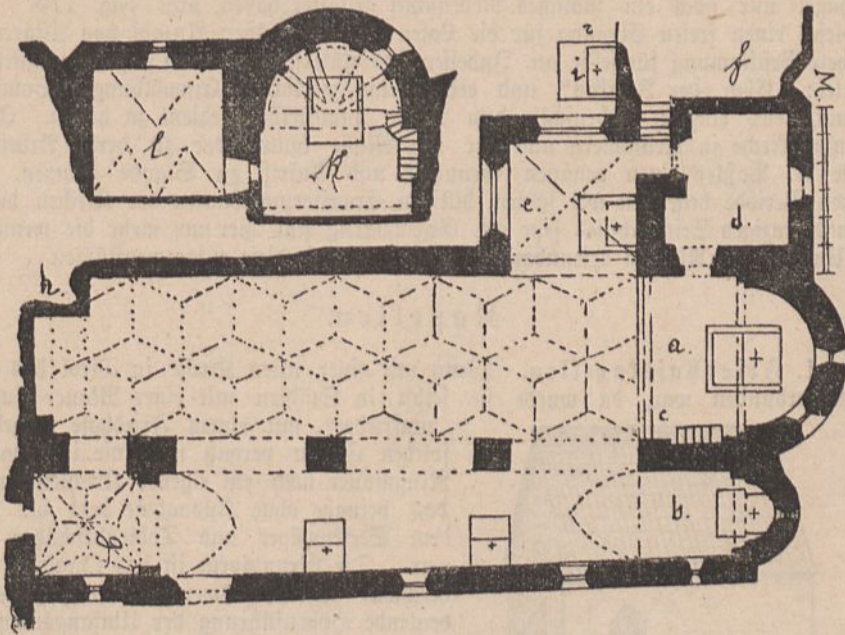


Fig. 170, Sonnenburg in Pusterthal.

aus Bruchsteinen, die meist mit Mörtel beworfen sind, einfach gebaut; ein Sockel fehlt oder ist nicht mehr sichtbar. Die einzige Zierde bildet das auf der Südseite angebrachte Portal mit einer Abtreppe, in welcher ein massiver Rundstab steht und ohne Unterbrechung durch ein Kapitäl wie an der Pfarrkirche von Bozen auch ringsherum um das Tympanon läuft wie bereits S. 109, Nota 1 bemerkt worden ist. Selbst an ihm findet man keinen Sockel. Von den Fenstern haben nur jene der Absiden ihre ursprüngliche schmale und stark ausgehörigte Form bewahrt.

Nicht weniger interessant war das bis 1859 bestehende St. Michaelskirchlein auf dem Friedhofe zu Telfs in Oberinntal. P. Bertrand Schöpf hatte es näher erforscht und in den Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1858, S. 184 beschrieben. Es war ein Doppelbau; das ebenerdige Geschoß, in welches man ein paar Stufen hinuntersteigen mußte, oder die sog. Gruft bildete ein düsternes Gewölbe, in das obere Geschoß führte von außen eine hölzerne Stiege, zeigte dem auf der Nordseite Eintretenden eine Viereckshalle, welche zwei Rundsäulen in zwei gleiche Räume theilten und so ein interessantes zweischiffiges Kirchlein erkennen ließen. Die Längsaxe des Gebäudes ging von Norden nach Süden. Stellt man sich nun dem Altar gegenüber, welcher an der Ostwand lag, so sah man eine dreitheilige Kapelle in Hallenform mit einem etwas breiteren Mittelschiffe vor sich. Es scheint somit hier wiederum einer der vielen Witze der alten Meister zu Grunde zu liegen, welche mit einfachen Mitteln etwas Eigenthümliches zu erreichen suchten. Die gewölbte Decke zerfällt in 6 durch Lang- und Quergurten getheilte einfache Kreuzgewölbe mit Gräten, welche an den Wänden auf Halbsäulen ruhten. Die attische Basis der Gewölbstützen war etwas steil angelegt und zwar bereits mit dem Eckrollen versehen. Von den verschieden geformten Würfelkapitälern mit etwas flach gehaltenen Thier- und Pflanzen-Ornamenten war schon oben S. 95 die Rede und eine Abbildung in den Figuren 112 und 113 geboten. Die Fenster hatten in späterer Zeit einen unschön gebauten Spitzbogen erhalten. Es ist zu bedauern, daß dieses höchst interessante Kirchlein, wenn es auch wegen Neubau der nahen Pfarrkirche hat abgetragen werden müssen, nicht an einer andern Stelle zum gleichen Zwecke, nemlich zur Verehrung einer schmerzhaften Gottesmutter mit Benützung der alten Formen und Details wiederum aufgeführt worden ist.



Dort, wo an einem Kirchengebäude noch ein Nebenschiff austritt, dürfte letzteres nur als ein Bedürfnisbau anzuführen sein. Bald mögen es die beschränkten Mittel gewesen sein, bald die Lage der Kirche, welche zwei Seitenschiffe nicht zuließen. Als Beispiel kann die Kirche des Benediktinen-Nonnenklosters Sonnenburg im Pustertal gelten. Hier dürfte das bereits bestehende Klostergebäude kein nördliches, die Lage mit dem steilen Felsenhügel nur noch ein südliches Nebenschiff gestattet haben, vrgl. Fig. 170. Zugleich hatte dieses einen freien Eingang für die Laien und die größere Anzahl von Altären deutet die nähere Bestimmung für selbe an. Indessen das unterste Feld in g führte wenigstens später den Titel: „Chor der Abtissin“ und erhielt eine zierlichere Einwölbung. Somit scheint doch auch dieses einzige Nebenschiff dem Stifte unmittelbar gedient zu haben. Jetzt liegt die ganze Kirche in Trümmern und nur mit Mühe konnte der zu derlei Arbeiten sehr geschickte A. Pasler einen genauen Grundriß und Aufriß zu Stande bringen. In der gothischen Periode begegnen wir solchen billigen Erweiterungsbauten der Kirchen durch Anbau eines einzigen Seitenschiffes sehr oft. Gegenwärtig sind hier nur mehr die wenige Meter hohen Umrisse der Absiden erkennbar, bald werden auch diese zusammenstürzen.

## Kapellen.

1. Friedhofskapellen. Wenn mit einer alten Kirche in Tirol das Begräbnisrecht verbunden war, da wurde sie

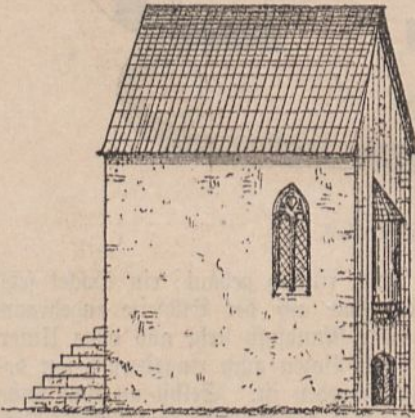


Fig. 171, St. Michael in Bös.



Fig 172, St. Quirin i. Gries.

selbst in Städten mit einer Mauer ringsherum „umfriedet“, mit einem Friedhofe umgeben. In solchen Fällen vergaß man nie innerhalb dieser Ringmauer noch ein eigenes Kirchlein zu bauen, das beinahe ohne Ausnahme dem hl. Michael, dem Seelenwäger und Todtenbeschützer, geweiht war. Die Grundform ist das Quadrat oder das Rechteck. Bemerkenswerth macht sich die oft bedeutende Höhenführung der Umfangsmauern und die Abtheilung in zwei Stockwerke über einander. Sie erinnern somit an die reicher angelegten Grabkirchen mit eigener Grufkapelle. Der untere Raum lag fast ausschließlich etwas tiefer, mitunter auch bedeutend tiefer als der Boden des Friedhofs, so daß man zu ihm zu gelangen einige Stufen hinuntersteigen mußte. Zur dürftigen Erhellung dieses dunklen Raumes sind kaum mehr als zwei Fenster angebracht.

Die Decke besteht aus Durchzugsbalken mit Brettern darauf oder aus einem festen Tonnengewölbe. Unter dem Hochaltare der Pfarrkirchen scheint die Krypta in der romanischen Periode nicht immer zur Ausführung gekommen zu sein, daher mag eine eigene Kirche zu demselben Zwecke errichtet worden sein. Die Unterkirchen führen den Namen „Gruf“, man scheint sie absichtlich so häufig angelegt zu haben, um dem Volke eine bleibende Erinnerung an die im Basilikenzeitalter übliche Confessio zu bieten. Zu Taufers im Pustertal begegnet uns wiederum eine dreischiffige Anlage vermittelt vier Rundsäulen, welche das Gewölbe tragen und eine interessante Kapelle, ähnlich wie oben in Fig. 169, hier aber in einer verkehrten Anlage veranschaulichen, die 3 Schiffe sind nemlich im unteren Stockwerk. Die Leute wissen diese Erbschaft auch zu schätzen, denn noch heute besuchen sie vor oder nach dem übrigen Gottesdienst einzeln sehr gerne gerade die Gruf. Auch geweihte Altäre kommen vor, wenigstens aus jüngerer Zeit, wie in Klausen, Niederdorf u. s. w., für gewöhnlich ist aber die Gruf nur durch eine provisorische Mensa mit Bildern, welche an das Leiden Christi und an die armen Seelen erinnern, ärmlich eingerichtet. Ein Theil der Gruf dient immer zur Aufstellung aller beim Deffnen neuer Gräber vorgefundenen Todtenschädel und größerer Arme wie Fußbeine, an welche alte Sitte der Kirche auch Karolus Bor. in den Beschlüssen seines Provinzial-Concils erinnert und zur ferneren Beobachtung auffordert.



Zum oberen Stockwerke führt außen eine Stiege, wenn nicht die besonders schiefe Abdachung des Bodens ein ebenerdiges Eintreten gestattet wie z. B. in Willander's. Diese ziemlich geräumige St. Michaelskirche hat die ebene Oberdecke in beiden Stockwerken bewahrt. Eine Abside fehlt hier; zu Böls Fig. 171 und in Taufers Pusterthal aber kommt sie auf Tragsteinen nach außen vorspringend für das obere Stockwerk vor, ähnlich wie wir sie auch bei den Schloßkapellen sehen werden. Die obere ansehnlichere ist gewöhnlich wie hier hübsch gebaut, aber an allen Theilen ganz gothisirt und vielleicht nur durch diesen Styl so zierlich geworden. St. Anna bei der Pfarrkirche von Niederdorf soll nach Tinkhauser's Diöcesb. auch eine romanische Doppelkapelle gewesen sein, wurde aber später gänzlich gothisirt. Zu Burgeis in Binstgau ist die Abside nur innen in der Ostwand angedeutet, außen aber nicht bemerkbar. An dem ansehnlich großen St. Marx (Markus) auf dem Friedhof zu Laas ist die Abside regelmäßig für beide Stockwerke durchgeführt; die Gruft aber (wenigstens gegenwärtig) nimmt nur einen kleinen Raum unter dem Schiffe ein. St. Martin zu Elbingen a. P., Dekanat Neutte bildet ein Rechteck von 4 m. Breite und 6 m. Länge; früher las man daran die Zahl 1104 als Erbauungszeit. Die erkundlich älteste Friedhofskapelle wäre jene zu St. Andre bei Brixen; nach Tinkhauser wurde sie den 11. September 1071 zu Ehren des hl. Kreuzes und der Gottesmutter geweiht. Nach einer Erneuerung im Jahre 1371 soll die heutige Rundform erst v. 1696 herühren.

Wie in dem früheren christlichen Zeitalter über dem Grabe eines Heiligen oder einzelner seiner Reliquien der Altar sich aufbaute, so finden wir jetzt über den Gebeinen vieler dieselbe Einrichtung, um den Gläubigen den Zutritt zu den Ueberresten der in Christo dem Herrn Entschlafenen unmittelbar und frei zu gestatten.

2. Burgkapellen. In vielen Burgen Tirols dürfte es schon frühe eigene Kapellen zum Messelesen gegeben haben. Läßt sich in mancher Ruine keine Spur eines Gemaches für gottesdienstliche Einrichtungen entdecken, so mag dafür eine andere Kapelle gedient haben, oder man hat die Ortskirche gemeinschaftlich mit den anderen Leuten benützt.

In mancher Beziehung sind die Burgkapellen den besprochenen Friedhofskirchen ähnlich, z. B. insoferne, daß auch hier die Abside nach außen gleich einem Erker vorspringend auf Tragsteinen ruht wie in den Burgen: Königsegg bei St. Michael an der Etsch; Formiglar (nun Sigmundskron), Karneid und Hocheypan bei Bozen, Reineck im Sarntal und Taufers im Pusterthal, Petersberg in Oberinntal. In Boimont b. St. Pauls und Wanga nächst Bozen liegt die Abside in der Dicke der Mauer und ist von außen nicht sichtbar. An den Burgen Tirol, Zenoburg, St. Peter in Taisten u. a. m. gleichen die Absiden halben Rundthürmen vom Boden aufgeführt. Ferner tritt auch hier wiederum das Bestreben nach einer Doppelanlage übereinander hervor. Die Stockwerke sind aber nur in der Abside allein förmlich abgetrennt, im Schiffe bloß durch eine Gallerie aus Holz angedeutet.

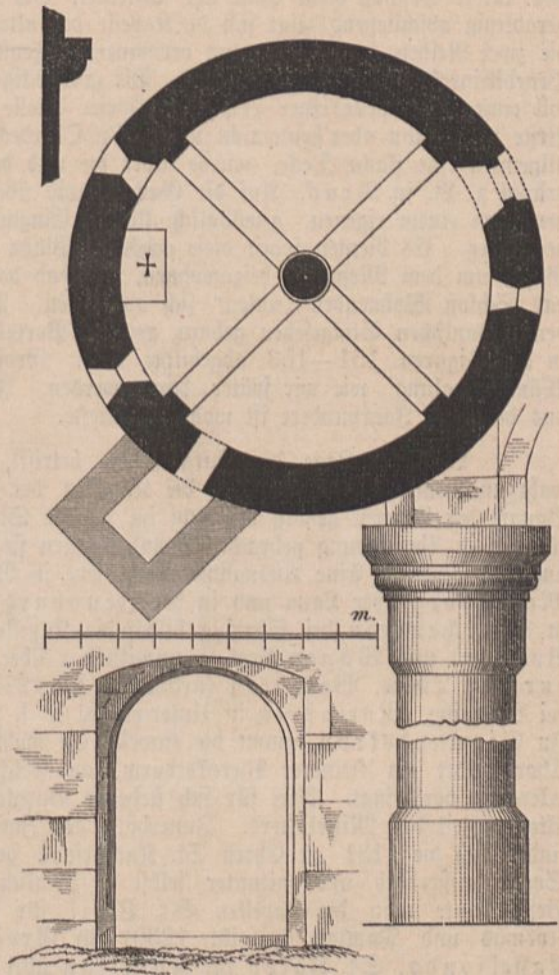


Fig. 173. St. Georg in Schönna.



Jene in „Rundform“ bei dem Stammsitze der Herren von Schenna wird dann unten bei den Rundkapellen angedeutet. Ueber drei merkwürdige Burgkapellen, als: St. Georg in Taisten, St. Zeno und Gertraud auf der Zenoburg, St. Pantkratius in der Burg Tirol u. St. Katharina in Hocheppan war bereits S. 48, 59 und 79 die Rede und eine Abb. davon beigegeben. Auch in der Beste Bruck b. Lienz ist die Abgrenzung der Abside in zwei Theile durch ein Gewölbe gebildet und in jedem Stockwerke war ein Altar errichtet. Dasselbst tritt gleichwie in Weineck der in Figur 31 ersichtliche hölzerne Umgang auf. Auch Aufenstein bei Matrei hatte eine ähnliche Kapelle; das untere Geschloß dient heute als Sakristei, das obere als Schulzimmer. Ohne Abside, geradlinig abschließend zeigt sich die Kapelle der alten Burg Pradein in Gries bei Bozen; die zwei Reihen der engen, nun vermauerten Fenster sind außen an der Nordostseite des Benediktinerklosters noch zu bemerken. Die zweistöckige Sakristei der Pfarrkirche von Hötting soll einst die Kapelle einer Burg an dieser Stelle gewesen sein; den Namen dieser alten Beste kennt man aber heute nicht mehr. Die Oberdecke der Burgkapellen war ursprünglich wohl allgemein eine flache Decke, wurde aber hie und da nachträglich durch ein Gewölbe verdrängt z. B. in Bruck. Auf die Gallerie und über diese zum oberen Altare hin gelangte man von einem eigenen, gewöhnlich kleinen Eingang aus den höher gelegenen Gemächern der Burg. Es dienten somit diese erhöhten Plätze für die Herrschaft und die vornehmen Gäste, um dem Messopfer beizuwohnen, während das Gefinde und allenfalls die nächst um das Schloß Wohnenden „unten“ sich aufstellten. Die Fenster sind gewöhnlich hübsch nach den romanischen Stylgesetzen gebaut, reichere Portale gibt es keine andere, als welche oben in den Figuren 151—153 abgebildet sind. Große Sorgfalt verwendete man zu deren Wände bemalung, wie wir später hören werden. Jene von St. Katharina auf Hocheppan aus dem 13. Jahrhundert ist wohl die älteste.

Was die Lage der Burgkapellen betrifft, so ist dabei eine ziemlich mannigfache wahrzunehmen. Gewöhnlich sind die Kapellen der seit dem 12. Jahrhundert ausgebildeten Bauart der Burgen gemäß mit dem im zweiten Stockwerke liegenden herrschaftlichen Wohnräumen in Verbindung gebracht. Somit konnten sie oft nur hoch und nicht zu ebener Erde angelegt werden. Eine Ausnahme macht jene in Kunkelstein bei Bozen, Hocheppan, Maienburg über Lana und in der Zenoburg bei Meran u. a. m. In letzterer und in Sprechenstein bei Sterzing bildet die Kapelle die äußerste Südostseite der Burg, zu Boimont und Wanga liegt sie unmittelbar über dem Haupteingang. In Avio, Wehrburg bei Tisens, Welsberg (urkundlich seit 1272), Heimfels bei Sillian und Klam bei Mieming, Mariastein in Unterinntal u. s. w. schließt ein Thurm die Kapelle ein. In Sigmundskron nimmt die Kapelle die höchste Spitze des Schloßberges ein; ihren Chor bildet ein kleinerer Vierecksturm, an welchen dann die bereits erwähnte Abside erkerartig vorpringt. Frei für sich stehende Burgkapellen sind keine seltene Erscheinung seit ältester Zeit des Mittelalters. Innerhalb des Zwingers hinter dem innersten Schloßhof findet sich die 1131 zu Ehren St. Katharinas geweihte Kapelle der Burg Hocheppan. Sogar außerhalb und mitunter selbst in ziemlicher Entfernung von den Mauern ihrer Beste baute man die Kapellen St. Vigil für Weineck (urkundlich 1142) und St. Kosmas und Damian (geweiht 1230) für Greifenstein bei Bozen, St. Maria für Kastelfondo, St. Jakob für Kastellaz über Tramin, St. Peter für Altenburg bei Kaltern (gegründet von St. Vigilus), St. Stefan für Montani in Vinstgau, St. Lambrecht für Lambrechtsburg nächst Bruneck, St. Peter für Heimfels, St. Peter mit einer Krypta für Taur bei Hall (Tinkh. Diöcesh. II, 460) u. s. w. Einzelne Schloßkapellen haben auch eine ziemlich untergeordnete Lage, bestehen nur aus einem niedrigen anspruchslosen Raume, über welchem selbst bewohnte Gemächer sich ausbreiteten, und so die heiligste Stätte der Beste gleichsam zu ihrem Fuß schemmel hatten! Der Eingang wie die ganze innere Form ließen nicht selten viel zu wünschen übrig. Die Richtung nach Osten jedoch ist im Allgemeinen wie möglich streng eingehalten. Die großartigste aller Burgkapellen Tirols war jene der Burg Tirol mit schöner Bemalung in beiden Altarräumen vgl. oben S. 60; daran reiht sich die der Zenoburg, es fehlte ihr aber jeglicher Gemäldeb Schmuck.

Was die Patrone der Schloßkapellen anbetrifft, so ist wiederholt behauptet worden, daß hiefür nur bestimmte Heilige auserwählt wurden, z. B. St. Georg, St. Katharina, St. Anna. Es sind bis heute allerdings die Patrone einer größeren Anzahl Kapellen in unseren Burgen und deren Ruinen nicht bekannt, indessen aus den



vielen, welche man kennt, ergibt sich, daß hierin eine ziemlich große Abwechslung herrschte. Im Verlauf der Kunstgeschichte hat der Leser bereits manche Schutzheilige nennen gehört und werden noch viele in der Folge vorkommen. Für die ältesten Kapellen dürfte die hl. Anna am öfsten gewählt worden sein, als: in den Burgen Nan, Arjio und Caldes im Nonsberg, Enn bei Neumarkt, Karneid bei Bozen und Annaberg in Vinstgau; die Mariakapellen dürften jünger sein, ausgenommen jene zu Suanapark in Pusterthal und Stein in Unterinntal. St. Georg fanden wir nur im Castell Thun, Mattarello unterhalb Trient, Weggenstein (Deutsch-Ordens-Commenda in Bozen) und Zuval in Vinstgau, u. nach S. 49 in Taisten vertreten. St. Peter kehrt in Lichtenstein bei Leifers, Forst bei Meran, Taufers und Heimfels in Pusterthal wieder. Der hl. Katharina sind geweiht die Kapellen von Hocheypan, Kunkelstein, Mufenstein und Traßberg. St. Ursula erscheint in Reined, Tarantsberg (Vinstgau) u. Petersberg bei Silz. Von den übrigen 21 Patronen kommen die meisten nur einer oder zweien verschiedenen Kapellen zu. Die Kenntniß des ältesten Patrons einer Burgkapelle ist nicht selten von großer Tragweite z. B. unter anderem, um den Inhalt weniger bekannter Darstellungen der häufig vorkommenden Wandmalereien, einzelner Inschriften u. dgl. leichter zu bestimmen.

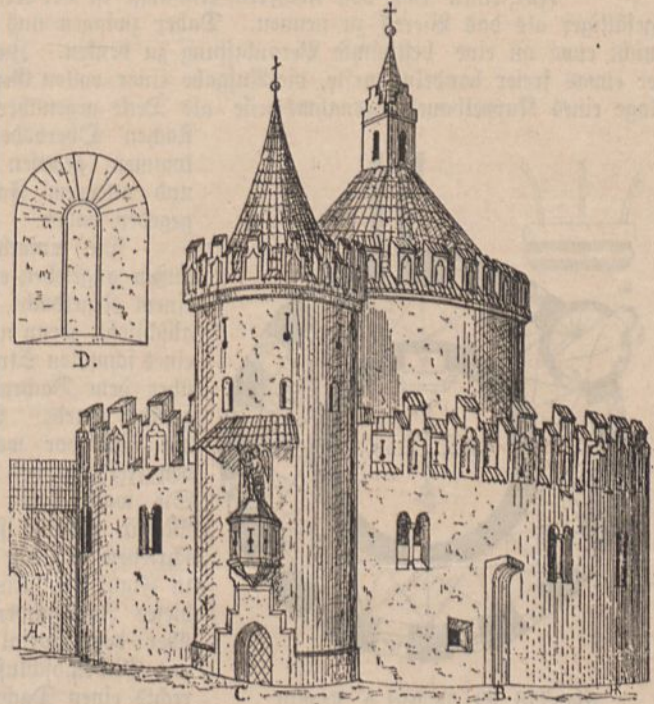


Fig. 174 St. Michael b. d. Kloster Neustift.

3. Rundkapellen. Wie in jedem anderen Lande finden sich ebenso in Tirol neben den viereckigen, und mehr langgestreckten Kapellen auch sogen. Central- oder Rundbauten, d. h. solche, welche sich um einen (freilich idealen) Mittelpunkt aufbauen. Sie gleichen den Grab- und Taufkirchen anderer Gegenden. Die Mittheilungen der k. k. Central-Commission für kunsthistorische Denkmale in Wien führen in den bisher 31 erschienenen Bänden eine Menge höchst interessanter Rundkirchelein aus den übrigen Provinzen Oesterreichs an, aber alle liegen auf den Friedhöfen neben den Pfarrkirchen. In Tirol finden wir indessen auf diesem Plage keinen einzigen Rundbau, sondern jeder steht ganz selbstständig für sich da, oft weit von einer anderen Kirche entfernt, wie wir bei ihrer Beschreibung sehen werden. Wir können unsere Rundbauten auch nicht insgesamt als Grabkirchen bezeichnen, weil einige sogar als Denkmalebauten (Memoiren) und eigene Pfarrkirchen mit dem Taufstein auftreten. An einzelnen fehlt die Krypta.

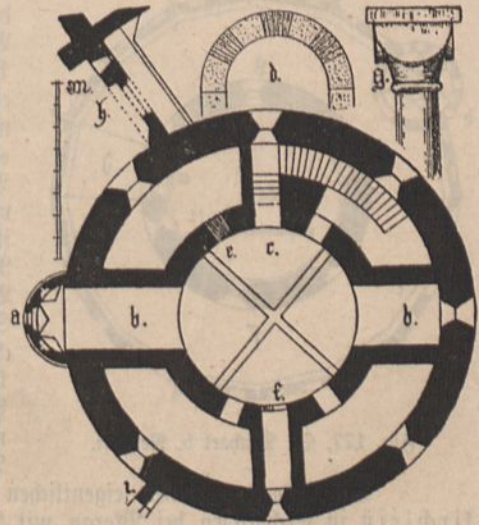


Fig. 175, St. Michael b. Neustift.



Bestimmte Gründe zur Wahl des Kreises sind uns von keinem tirolischen Centralbau bekannt. Warum man überhaupt in einzelnen Fällen den gewöhnlichen Vierecke bei Kapellen abgegangen ist, dürfte schwer zu bestimmen sein. Es scheint man wollte sie durch die außerordentliche Form im Kreise vor anderen hervorheben und auszeichnen. In der besonders merkwürdigen zwölf Boten-Rundkirche bei Klausen dürften symbolische Gründe den größten Einfluß ausgeübt haben. Bei der Vergrößerung der St. Michaelskapelle nächst dem Kloster Neustift hat wohl der Gedanke zu einer Nachahmung der Engelsburg in Rom den Ausschlag gegeben.

Für einen Bau von kleinerem Umfange ist der Kreis in mancher Beziehung gewiß gefälliger als das Viereck zu nennen. Daher zwingen uns einzelne Versuche mit ersterem nicht etwa an eine bestimmte Veranlassung zu denken. Zudem wird dem Baumeister, wo er etwas freier handeln durfte, die Aufgabe einer vollen Gewölbe-Construction oder die Anlage eines Kuppelbaues ausnahmsweise als Decke gegenüber dem für ihn nichts sagenden flachen Oberboden aus Holz besonders willkommen gewesen sein und vielleicht in einem und anderem Falle dies allein den Ausschlag gegeben haben.

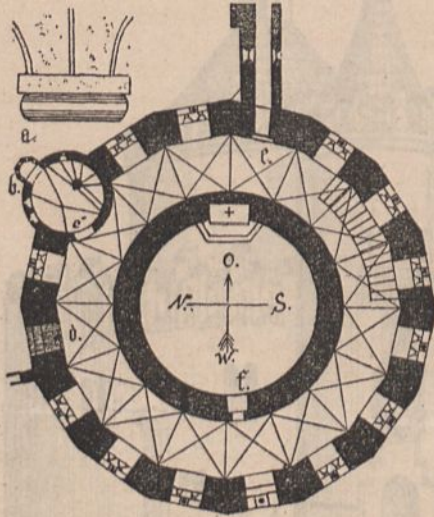


Fig. 176, St. Michael b. Neustift.

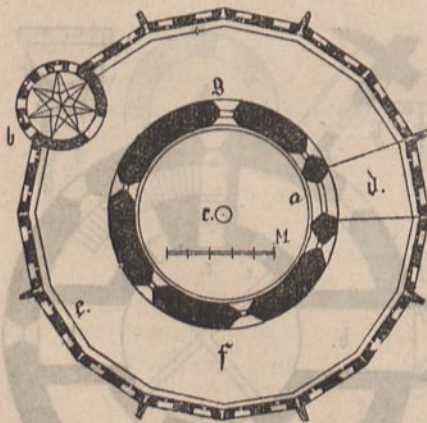


Fig. 177, St. Michael b. Neustift.

Die einfachsten Rundbauten gleichen von außen angesehen einem niedrigen Rundthurm mit einem Kegeldach, den ein Thürmchen hie und da abschließt, wenn nicht die Umfangsmauer in Form eines schmalen Streifens mit giebelartigem Abschluß über dem Dachrande als Glockengehäuse emporgeführt wurde. So eine einfache Rotunde stand bis noch vor wenigen Jahren allein mitten in den Feldern bei Tassul auf dem Ronsberge. Sie ward dem hl. Geiste zu Ehren geweiht. Massiv gebaut ist St. Quirin in Gries, beschrieben S. 43 und im Grundrisse abgebildet. in Figur 26. Die Außenansicht bot noch anfangs dieses Jahrhunderts in Folge späterer Umbauten über dem Portal einem flachen Facadenstreifen mit Giebelabschluß, wo der Patron gemalt war, rechts einen Dachreiter für zwei Glöcklein, links ein halbkreisförmiges, weites Fenster, vgl. Fig. 172.

Ähnlich sieht St. Bartholomäus bei dem Prämonstratenser-Stifte in Wilten aus. Von diesem Kirchlein, auch als Bischofskapelle bekannt, bemerkt die Diözesanbeschreibung, welche es irrthümlicher Weise eine „gothische“ Rotunde nennt, daß ihm zu verschiedenen Zeiten Abflüsse ertheilt worden sind und zwar bereits 1275. Der Bau reicht wohl in das 12. Jahrhundert und vielleicht noch weiter zurück. Das Volk sieht in ihm wahrscheinlich wegen seiner außergewöhnlichen Rundform einen Heidentempel. In der gothischen Bauperiode wurde ein ganz gleiches hübsches Stern-Gewölbe wie in St. Quirin eingesetzt, welches mitunter auf Consolen mit romanischen Anklängen ruht. Zu gleicher Zeit wurde auch das Portal gothisirt. Von einer Krypta ist bisher nichts bekannt worden. Das Innere mißt im Durchmesser 8 Meter.

Die Bedeutung einer eigentlichen Grabkapelle glaubte man dem St. Georgskirchlein in Schönna bei Meran mit Recht beimessen zu können, denn dieser Rundbau erhebt sich auf einem aussichtsreichen freien Hügel oberhalb des Dorfes, hart neben dem Stammsitze der Herren von Schenna, die urkundlich nach Stafflers Topografie Tirols seit dem 12. Jahrhundert als einflußreiche Männer im Lande bekannt sind. Weil man in dieser Kapelle die Begräbnisstätte dieser Herren erwartete, wurde der Fußboden aufgerissen



und durch Dr. v. Schönherr vor wenigen Jahren die Erdschichte unter demselben fleißig untersucht. Aber was man suchte, davon fand sich keine Spur. Das Aeußere von St. Georg ist schlicht und schmucklos; ohne Sockel steigt die ringsum verputzte Mauer ungefähr  $3\frac{1}{2}$  m. hoch empor und schließt mit einem kräftigen, ja schweren Gesimse ab, welches aus einer flachen Hohlkehle und einer starken Platte besteht. Das Ganze wird mit einem kegelförmigen Breiterdache bedeckt. Treten wir an der Südwestseite in das Innere, so erscheint in der Mitte ein kreisrunder, 1 m. dicker mächtiger Pfeiler, von welchem in Kreuzform vier 65 cm. breite Gurten ausgehen, vgl. Fig. 173. Zwischen ihnen ist ein kuppelförmiges Gewölbe eingespannt. Entsprechend den Gurten erheben sich an den Wänden ebensoviele Eisenen von gleicher Breite. Die Vermittlung zwischen beiden bildet ein Gesims, bestehend aus einem halben Rundstab mit einer starken Deckplatte darüber, wie neben beigegebenen Grundrisse angedeutet. Die Gurten haben keine Profilierung und sind den Eisenen ganz gleich gehalten und aus Granit gemeißelt wie der Mittelpfeiler. Dieser hat einen Sockel, dem oben eine gleiche Erweiterung entspricht und darüber ruht eine Art Kapital bestehend aus einem Stabe zwischen zwei Plättchen, einer Fase oder Schmiege und einer dicken Schlußplatte. Fig. 173. Das Innere macht bei aller Einfachheit heute noch eine gute Wirkung, trotzdem, daß die dazu passenden Einzeltheile nicht mehr da sind. So hat man z. B. die charakteristisch romanischen Fenster zerstört und ihnen eine geschmacklose Vierecksform aufgedrängt. Die Wand- und Gewölbemalereien sind übertüncht, die alte Mensa mit einem Flügelaltar hat sich erhalten. Am Portale finden wir nach Fig. 173 eine etwas selten vorkommende einfache Anlage, nämlich einen abgefasten Halbkreisbogen für die eigentliche Thür, welche nach außen ein Strebogen einfaßt. Der gothische, an der Nordostseite aufgeführte Glockenthurm hat wahrscheinlich den alten Dachreiter verdrängt.

Der Rundbau nächst dem Kloster Neustift ist merkwürdiger, als man es ihm von außen ansehen möchte. Er heißt oft „Engelsburg“, welche Benennung auch als passend Jedermann zugeben wird, der ihn näher kennt. Es ist eine alte Rundkapelle, die im 14. Jahrhunderte mit einem Umgang versehen und zu einer Art Burg von malerischem Aussehen umgestaltet worden ist. Fig. 174. Unsere Engelsburg stellt sich von außen als scheinbar kreisrund, in Wirklichkeit aber als ein kaum merkbares 16seitiges mit Zinnen bekröntes Polygon dar, in dessen Mitte ein gewaltiger hoher Rundbau aufragt, ebenfalls mit Zinnen und einem viereckigen Spitzthürmchen versehen. An den Zinnen und Innen ist das Vieleck deutlicher ausgedrückt Fig. 174—176. Vorne steht ein schlanker Rundthurm von ähnlicher Anlage. Der Bau liegt zwischen drei Straßen. Südlich geht nämlich die Straße von Brizen vorbei und von dieser führen westlich und östlich breite Wege ins Kloster, indem sie sich einige Schritte von ihm vereinigen. An der Ostseite ist der Bau mit einem alten malerisch gebauten Hause durch einen Bogengang in Verbindung, unter dem sich ein mit Schießscharten versehenes Thor öffnet. Fig. 175, h. Ein gleicher Gang befand sich einst auch im Nordwesten, von dem aber jetzt nur mehr die zwei Granitpfosten übrig sind, überdies der eine von seinem ersten Platze verrückt ist. Fig. 175, i. Am Rundthurme ist von außen (südlich) ein großes Spitzbogenfenster sichtbar ohne Maßwerk und Glas. Die Zinnen haben gothische Maßwerkblenden. Der Haupteingang im Spitzbogen gebaut führt auf der Nordseite durch den Rundthurm und darüber ragt ein Erker nach Art einer Kanzel in  $\frac{1}{2}$  Achteck vor mit 5 Schießscharten; darauf steht jetzt eine werthlose Statue des hl. Michael mit erhobenem Schwerte (Engelsburg in Rom!). Der Sockel des Thurmes 1 m. hoch endigt in nebeneinandergestellten Ziegeln, die eine attische Form haben. Am Hauptbau bemerkt man keinen Sockel. Die Fenster sind ziemlich regelmäßig vertheilt; an ersterem schmal und einfach in Halbkreise abschließend, am letzteren durch Säulchen getheilt ausgenommen, zwei derselben. Die Kapitale dieser Säulchen haben theils hochgestellte Würfel (Fig. 175 g), theils mehrere Reihen von Fetzlaub, ähnlich der Fig. 110. Die Basen (mit Eckblatt) sind fein in Marmor gemeißelt, die Schäfte aber aus Granit oder Holz. Erstere rühren wahrscheinlich aus dem Klosterkreuzgange her, der jetzt nur mehr die später erweiterten leeren Spitzbogenöffnungen hat. In einem dieser Fenster sieht man einen dünnen Schaft, der „vier“ Kapitale eines ehemaligen Pfeilerbündels trägt. Hinter den Säulchen erhebt sich zu  $\frac{1}{2}$  m. Höhe eine Brustwehr mit je zwei jetzt geschlossenen Scharten. Tritt man durch die mit Eisenblech überzogene Thür des Thurmes, so muß man beinahe 1 m. vom äußern Boden hinabsteigen, um in das Innere zu gelangen. Dasselbe bietet einen überraschenden Anblick. Der Eingangsthurm reicht im untersten Geschoße nicht in den Umgangsbau hinein, ist nur zur Hälfte angeklebt. Hinter ihm öffnet sich ein weiter hoher Gang mit Tonnengewölbe gegen den großen Rundthurm, und



setzt sich gegenüber bis zu einem Fenster fort. (Fig. 175, b). Die Decke des runden Mittelraumes (8 m. weit) bildet ein riesiges rundbogenartiges Kreuzgewölbe, von eckigen Diagonalgurten durchzogen, die einfach in die Mauer einsetzen. Links und rechts öffnen sich ferner je 3 kleinere Thüren in Nebenräume, die durchaus Tonnengewölbe haben. Thür bei c führt zur Stiege in das obere Geschoß. Merkwürdig ist, daß alle Enden der Tonnengewölbe mit einem starken Bogen schließen, welche von Granitwürfeln und ebensogroßen Ziegellagen (abwechselnd) gebildet sind Fig. 175, d., aber ohne Profil; so gefällig sind auch die Rippen des Kreuzgewölbes gebaut. Steht man in der Mitte der Rotunde, so hat man sammt den Gurten 10 solche Bogen um sich, was einen prächtigen Anblick gewährt, da Granit und Ziegel noch ganz neu scheinen. In den Seitenräumen (jetzt Kumpfkammern) sind kleine Fenster im Stichbogen angebracht. Der Eingang bei e ist ganz, bei f theilweise zugemauert. Geht man die steinernen Stufen bei c hinauf, so gelangt man in den Umgang des zweiten Stockwerkes (Fig. 176). Er ist mit Kreuzgewölben gedeckt, die Gurten sind nur mit Mörtel angezeigt. Sie sitzen auf eingemauerten Consolen (Fig. 176 a). In dieses Stockwerk zieht sich der kleine Thorthurm herein; man gelangt in denselben durch eine einfache spitzbogige Thüröffnung. Bei d ist die jetzt vermauerte, im Viereck mit Granitblöcken eingefasste Thür zum ehemaligen, bei e die noch offene, gleich gebaute, zum vorhandenen Thorgange ausgeschlagen. Jene bei d ist jünger als die Fensteröffnungen, denn man sieht auswendig, da die Thüröffnung nicht mit derselben zusammenfiel, das vermauerte Fenster neben der vermauerten Thür.

Das Wichtigste ist aber die Rundkapelle und das Thurmgemach. Den Eingang zur Kapelle bildet eine enge Thür (f) mit geradem Sturze, durch die 1.18 m. dicke Mauer. Der Thür gegenüber erblickt man eine Nische, von einem Bogen geraden Profils überdeckt in die Mauer eingelassen. Sie enthält eine Mensa aus schönen Marmor-Platten (wie: Jakob d. Kunst i. Dienste d. K. Tafel V, mittlere Abbildung). Das Sepulchrum jedoch findet sich an der Vorderseite der Mensa in Form einer 75 cm. hohen mit Stichbogen gedeckten Nische von ebenfalls viereckigem Grundriß. Der Stichbogen hat vorne eine 1 dm. breite Schräge. Altarstufen sind zwei, roh aus Granit gemeißelt. Die Altarnische mißt von der Mensa ab 1.75 m. An ihrer Hinterwand befinden sich drei Arten von Malerei. Die auffallendste ist jene aus dem 15. Jahrh. und füllt mit Figuren beinahe die ganze Fläche aus. In der Mitte steht Maria als Jungfrau mit gefalteten Händen nach Art des bekannten Mailänder Bildes: *Virginis desponsatae* (Brixen, Frauenk. Seitenschiff). Rechts davon (im Bilde) der Kreuzträger, links St. Andreas. Zwischen diesen Figuren sind 2 kleine, einen Teppich haltende Engel angebracht. Letztere, sowie die obersten Theile der 3 übrigen Gestalten mußten wir erst von der Lünche befreien. Die Malerei scheint mir ungemein schön zu sein, eine ähnliche wäre im Kreuzgange zu Brixen gleich beim Eingange vom Seminare (Ostseite) her zu beobachten. Sie ist auf einem glasharten Grunde ausgeführt, der aber einige dm. über der Mensa einen noch älteren Grund sichtbar läßt. Auch dieser ist ornamentirt, meist in brauner Farbe. Die dritte Malerei ist in der Bogenlaibung und Umgebung der Absis und besteht aus roher Zopfflerei.

Sonst konnten wir keine Spur von Bemalung in der Rotunde entdecken, obwohl wir 5 cm. tief in die Wand einhieben. Ueber der Hauptnische des Altars kommt noch eine andere in Halbkreisform vor; sie ist um die Hälfte schmaler, aber ebenso hoch, wie die untere. Ihr oberer Theil dürfte dem Rundfenster in Fig. 177 g. angehören. Die Kapelle erhält ihr Licht einzig durch das große Spitzbogenfenster an der Südseite, welches über das Dach des Umganges theilweise emporragt. Weiter findet sich inwendig keine Spur von Öffnungen. Das Gewölbe ist eine gewaltige Halbkugelschale, die auf einem Kämpfergesims aufsteht; auf das Gewölbe hinauf gelangt man nur durch eine runde Öffnung in seiner Mitte (Fig. 177, c). Den Boden der Kapelle hat man mit unregelmäßigen Platten belegt. Die Kunstik des Raumes ist ausgezeichnet.

Das zweite Merkwürdige in dieser Höhe ist das untere Thurmgemach. Man betritt dasselbe durch eine spitzbogige Thüröffnung, Fig. 134, c. Im Innern führt rechts eine kunstreich angelegte 16stufige Wendeltreppe in das obere Stockwerk; das untere ist wegen der Treppe von einem unregelmäßigen 5seitigen Gewölbe (ohne Rippen) bedeckt und mit Schießscharten versehen. Steigt man zum oberen Gemache hinauf, so befindet man sich in einem regelmässigen, freundlichen und hochgewölbten Raume, der in mancher Beziehung großes Interesse hat. Er zeigt ein 7eckiges Sterngewölbe (die Rippen nur als Gräte andeutet). Der Thür gegenüber erscheinen drei Schießscharten, zwischen welchen vier Lücken sich öffnen; von deren eisernen Schußdeckel sind noch die Walzen vorhanden, Fig. 175, b.



Alle Wände sind mit Zeichnungen versehen in Röhthel und Farben oder Bleistift, so daß man sich in die Zeit der drohenden Belagerung zurückversetzt fühlt, wo dieser Raum als Wachstube der jeweiligen Besatzung gedient haben muß. Das bestätigen: Eine feste Thür, durch die man zu dem Zinnen- und Mauerkranze gelangt, der einzige Zugang, wo ein stürmender Feind von oben in das untere Stockwerk gelangen könnte, daher ist sie von innen mit einem Kiegel verschließbar. Ferner fanden wir einen großen eisernen Pfropfzieher sammt dem Stücke eines alten Haubitzens-Ladstockes. Die Zeichnungen: ein Türke mit Krummstäbel, Turban, Stumphosen, sitzt mit einem Grenadiere des 17. Jahrh. (klein mit Kugel) ein Landsknecht schwenkt eine Fahne u. s. w.; eine Kanone gegen ein Haus gerichtet mit Laffeten, wie sie noch in der Klostersammlung zu sehen. Eine Insel mit H. I. (Hieronym. I. Prälat) — darunter 1569; ferner die Jahreszahl 1688. (1669 auf Hieronymus II.) Die Thür ist inwendig mit Kreide bezeichnet, es scheinen Buchstaben zu sein, allein unleserlich. Soviel über das obere Thurmgemach. Tritt man durch die Thür heraus, so ist man unter dem Dache des Umganges (Fig. 177) und kann unter demselben den Rundbau umgehen. Allein bei d ist, um dem großen Fenster Licht zu lassen, ein Stück des Daches niedriger gelegt, so daß man beiderseitig heraus zu den Brustwehren gelangen kann. Wahrscheinlich war vor der letzten Besatzung (1688) das ganze Dach so niedrig, wie dieser Theil, denn wie das jetzige (theils Holz, theils Ziegeldach) gebaut ist, kann man nur sehr schwer hinter dem Zinnenkranze herumgehen, weil nur ein 2 dm. breiter Gang (die granitenen Wasserinnen) vom sehr schiefen Dache übrig gelassen ist.

Daß einmal das ganze Dach niedriger dem Rundbaue sich anlegte, ist klar, denn unter dem Dache fanden wir vier romanische Lang- (Fig. 174 D) und zwei Rundfenster je eines dieser fanden wir halb-, die übrigen ganz vermauert. Vielleicht waren früher alle geschlossen und die Füllung ist von den genannten nur herausgefallen, wie sie sich auch bei den übrigen durch große Sprünge von den Fensterwänden absondert.

Das Fenster D ist mit einfachen Bruchsteinen gewölbt, der Fensterstoß besteht aber aus einem, jetzt allerdings gesprungenen, Steine; dagegen ist das Rundfenster, f, aus gewaltigen Granitkeilen gefügt, der äußere Durchmesser beträgt 1 m., der innere (im Lichten) 0.5 m.

Jede Seite hat am äußersten Mauerrande eine Zinne in der Mitte und je eine halbe zu beiden Flanken, so daß der ganze Kranz aus 32 Zinnen besteht. Diese sind wieder aus einem breiteren Unter- und einem schmälern Aufsätze bestehend oder abgetreppt, verjüngt, Fig. 174. Zwischen diesen Zinnen und in gleicher Flucht mit ihrer Innenseite sind dünne Schartenwände angebracht, jedoch niedriger als die Absätze der Zinnen selbst. Die Eckzinnen haben Schießöffnungen, und in jeder zweiten Ecke befindet sich auswendig ein Wasserspeier, der das Wasser vom Dache, welches sich in den Steinrinnen Fig. 177 e sammelt, durch die Mauer vom Baue wegleitet. Das Dach des Eingangsthurmes, die Zinnen und die kleinen Mauertheile vor den dünnen Brustwehren (zwischen den Zinnen) sind mit Hohl- oder Rinnziegeln gedeckt. Ein kräftiger Zinnenkranz zierte auch den Rand des Regeldaches beider Rundbauten, des Thurmes wie der Kapelle und diese schließt mit einer hübschen Laterne ab. Nun die geschichtlichen Notizen über den köstlichen Bau.

Der obere Thürstein bei d (Fig. 176) hat die Jahreszahl 1558 eingemeißelt. H. Mitterruizer gibt im Catalogus canonicorum folgende Nota:

1. Conradus II. 1178—1200, Collegium Neoc. flammis 1190 combustum venustiori forma restauravit. Tinkhauser (Diözesan-Beschreibung S. 273) sagt dazu: Probst Conrad erbaute es (das Stift) wieder und dazu noch eine eigene Kapelle für das Spital, letztere wurde durch Eberhard von Brigen 1199 eingeweiht.

2. Berchtoldus I. 1319—27. In commodum peregrinorum Capellam S. S. Salvatoris, postea S. Michaelis dictam, construxit.

3. Conradus IV. — 1342., ut Collegium a violentiis et excessibus cohortum militarium tutaretur, murum praealtum circumduxit Coenobio et praediis proxime adjacentibus. — Nach Tinkhauser (S. 275) ist damit die innere Mauer mit ihren Thürmen gemeint.

4. Berchtoldus III. 1413—18. Neocellae in fratrum aegrotantium commodum novum nosocomium Capellae St. Victoris contiguum a fundamento erexit. Tinkhauser läßt unter Leonhard 1470—79 die äußeren Ringmauern erbaut werden. (S. 275).

5. Hieronymus I. 1542—1561. Inter alia non solum S. Michaelis Sacellum restaurandum iterumque consecrandum curavit, (utpote a seditiosis praedonum turmis a. 1525 execratum).



Das sind geschichtliche Zeugnisse, aus welchen sich mit Rücksicht auf die Bauformen selbst folgende Schlüsse ziehen lassen:

Der Rundbau mit den Gelassen unten und dem Umgange oben (ohne Gewölbe, so daß die Fensterlein höher standen über dem Dache), wurde 1190—99 erbaut und zwar wie in Klauen als Spital-, vielleicht zugleich auch als Gottesackerkirche. Das Erdgeschloß wäre demnach Ossarium gewesen. Der obere Umgang hätte entweder die jetzigen Rundlöcher ohne Säulchen, oder eigentliche romanische Schlitzen mit Schrägen gehabt, so daß letztere später einfach herausgeschlagen und dafür die Säulchen eingesetzt wurden.

Nota 2 müßte demnach nur auf einen Erweiterungsbau und in Folge dessen Erhöhung des Ganzen und Einfaß der Säulchen in den Fenstern zu beziehen sein. Dafür stimmt auch der polygone Grundriß, denn unsere Kapelle heißt im Volksmunde Michaelskirche und vor einigen Jahren wurde in derselben noch Messe gelesen.

Bezüglich Punkt 3 mochte diese Mauer hinter der Stiftskirche den Friedhof einfassen, östlich von derselben ans Kloster sich anschließen, westlich den Garten einfangend mehrere alte Gebäude verbinden, bis sie zur Seite nördlich der Kapelle kam. Diese wurde damals vielleicht schon in der heutigen Art durch den östlichen Thorgang mit dem festen Eckhause verbunden, zog sich bis zur Südecke des Klosters hin, nur unterbrochen durch einen alten starken Thurm, der das Thor in die Weingärten zwischen Kloster und dem erwähnten Eckhause schützte. Das ist Alles heute noch zu sehen.

Nota 4 beweist, daß das alte Spital zur Unbequemlichkeit der Brüder weiter entfernt stand, also wo, wenn nicht bei St. Michael?

Mit dem Bau der innern Mauern war die Kapelle schon in ihrer Bedeutung erkannt worden. Bei Ausführung der äußeren Ringmauern mag der Thorthurm der Kapelle gebaut und diese mit Zinnen bekrönt worden sein, nämlich 1470—79, unter dem baulustigen Leonhard, der das Chor der Stiftskirche so prächtig ausführte; auch das gothische Fenster mag er ausgebrochen, die Zinnen errichtet (um das große Fenster zu decken), und die Gemälde besorgt haben u. dgl.

5. Nun kommt die Renaissance: 1558 wurde das Dach erhöht, (vielleicht der Haltbarkeit wegen), der Umgang eingewölbt, wenn dies nicht schon früher geschah, in Folge dessen die Fenster vermauert.

Daß übrigens öfter an diesem Baue restaurirt wurde, beweist der Eingangsturm, an dem wir dreifachen Mörtel-Bewurf und auf dem letzten zwei Lünchen übereinander unterscheiden konnten. Vor einigen Jahren (1866?) sah der Bau das letztemal Soldaten in seinen Räumen, daher schreiben sich Löcher im Innern der Rundkapelle in der Höhe von 10 Fuß in der Mauer ringsum, es war nämlich ein hölzernes Stockwerk in ihr aufgeschlagen. (Fr. U.)

Nach einem Plane des alten Priesterseminars von Georg Tangl des Jahres 1752 war auch die hl. Geistkirche des vom Domherrn, nachmals Bischof Richer (1174—78) zu Brigen an dieser Stelle errichteten Spitals in **Rundform** gebaut, woran später ein quadratischer Chor angefügt wurde. Sie erhielt zugleich pfarrliche Rechte. Es ist noch der jeweilige Regens des Seminars Pfarrer der seit 1177 mit dem Spital vereinigten Pfarre von St. Andrä auf dem nahen Mittelgebirge. Das kleine Heiliggeistkirchlein wurde am 25. März 1157 durch den seligen Hartmann eingeweiht. (Diözesanbeschreibung I, S. 187.)

Zwischen Innichen und Toblach, näher bei letzterem erhebt sich in den Wiesen oder in der Gegend Verchach (auch Verschach), ein freier Hügel, welcher „Viktori-Büchel“ genannt wird, denn hier soll nach der allgemeinen Sage Garibald II., Herzog von Bajorien (Baiern) im Jahre 610 die Hunnen und Wenden (Winden) aufs Haupt geschlagen haben, nachdem das Jahr vorher Aguntum (Innichen) von ihnen zerstört worden war. Zum Andenken an diesen Sieg hat man hier ein Kirchlein erbaut und denselben eine **kreisrunde** Form gegeben, um es als Denkmalbau desto sprechender zu kennzeichnen. Als Kaiser Maximilian die Erstürmung des nicht fernen Schlosses Peutelstein, besetzt von den Venetianern, glücklich ausgeführt hatte, knüpfte auch er mit diesem Kirchlein an. Er baute es für seine Siegeserinnerung im Jahre 1512 einigermaßen um, d. i. setzte ein spätgothisches Kuppelgewölbe mit Gräten aus Mörtel ein, änderte wahrscheinlich auch Fenster und Portal. Einer förmlichen Erbauung des Ganzen wie die Diözesanbeschreibung I, S. 498 annimmt, widerspricht die kreisrunde Form, denn im 16. Jahrhundert hätte man wie in Neustift und anderen Orten jedenfalls auch hier ein Polygon zu Grunde gelegt. Sei es auch, daß zu Ravenna u. a. D. mehrseitige neben runden Bauwerken schon frühe vorkommen, so ist das in Tirol, wie wir noch näher sehen werden, nicht der Fall. Jetzt



wurde St. Josef, wie man heute diesen Bau nennt, sogar eine hl. Grabkirche. Der Kaiser hatte nämlich fünf Passionsvorstellungen der Reihe nach in Kapellen von Toblach her errichtet, welche mit der Grablegung in St. Josef abschließen. An Papst Leo X. wendete sich derselbe dann um Ablässe für die Besucher seines Calvarienbergs. Im Jahre 1514 traf die Ertheilung der Ablässe ein, die Einweihung der Kirche erfolgte aber erst 1578; über den Patron schweigt die Diözesanbeschreibung.

Die Kapelle im Bergfried des Schlosses Klam, bei Mieming im Oberinntal folgt einer kreisrunden Form wohl nur zufällig, weil eben der Thurm selbst, in dem sie untergebracht ist, in vollem Kreise erbaut ist. Auch dürfte ihr Bestand in kein hohes Alterthum zurückreichen, wie ihre Patrone „die 14 Nothhelfer“ bezeugen, deren Zusammenstellung erst seit dem 14. Jahrhundert bekannt ist.

Eine weitere Entwicklung zeigt sich bei den Rundbauten insoferne, daß ihnen eine kleine halbrunde Abside als Altarraum angefügt wurde. Zum Beispiel weisen wir auf den sogenannten „Heidentempel“ oder die kreisrunde Nebenkapelle mit Abside an der Nordseite der St. Leonhardskirche zu Unterplanizing bei Kaltern hin, vgl. Grundriß in Fig. 179. Ursprünglich stand dieses Kirchlein ganz frei, wie es sich in Fig. 178 darbietet. Damit war seit dem 13. Jahrhundert auch ein Hospital (eine Pilgerherberge) verbunden. Im 15. Jahrhundert erstand auf der Südseite der Kapelle ein größeres Kirchlein zu Ehren des hl. Leonhard. Indesß der alte Rundbau hatte seine eigene kegelförmige Form bewahrt, erst 1830 erzählen die alten Ortsbewohner, habe man das Dach der anderen Kirche darüberhin fortgesetzt, so daß der höchst interessante Bau von den meisten Vorbeireisenden nicht mehr bemerkt wird. Dem alten Portale auf der Südseite, wodurch jetzt die Verbindung mit der jüngeren St. Leonhardskirche unterhalten wird, gerade gegenüber ist dann ein neues Portal ausgebrochen worden. Im Ganzen ist die alte Kapelle sehr einfach, die Einzeltheile sind ihrer ursprünglichen Form beraubt, nur die glatte kuppelartige Einwölbung in Schiff und Abside sind unverletzt geblieben. Nach dem alten Vesperbilde auf dem Altare spricht man heute von der „Kapelle zur schmerzhaften Gottesmutter“, ob einstens nicht auch St. Leonhard als Schutzheiliger der Nothleidenden ihr Patron gewesen ist, blieb uns unbekannt, für eine Hospitalkirche könnte er nicht unmöglich erwähnt worden sein.

Die Vorliebe: viel des Sinnbildlichen am Kirchengebäude zur Schau zu tragen, war im Mittelalter nach dem Zeugnisse aller Kunstschriftsteller nicht gering. Vom Grundriße bis zum Wetterhahne unter dem Kreuze der Thurmspitze läßt sich dies nachweisen. Ein höchst bemerkenswerthes Beispiel in dieser Hinsicht bietet die alte Spitalkirche zu den 12 Aposteln, nördlich von Klausen, gegenwärtig unter dem Titel: St. Sebastian bekannt. Herr Konrad aus dem Hause Rodenegg, Bischof von Brigen, wohin damals Klausen gehörte, errichtete 1265 nach Vorschrift außerhalb des Ortes und nahe bei fließendem Wasser „ein Spital in der Au“, versehen mit 12 Betten und den Einkünften der Pfarren St. Jakob in Laßfons und St. Andrä in Klausen. Um das Ansehen der damit verbundenen Kirche zu heben, ließ er selbst die Glocken nebst dem Taufstein von St. Jakob herunterbringen. Letzteren stellte er in der Krypta auf. Im Jahre 1205 war deren Bau soweit fortgeschritten, daß darin ein Altar aufgestellt und vom Stifter am 28. Okt. geweiht werden konnte und zwar zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, der Gottesmutter, Allerheiligen und besonders der 12 Apostel. Nach fünf Jahren kam auch der Oberbau zur Vollendung und ward von demselben Bischofe den 13. Nov. 1213 geweiht: zu Ehren Mariens, des

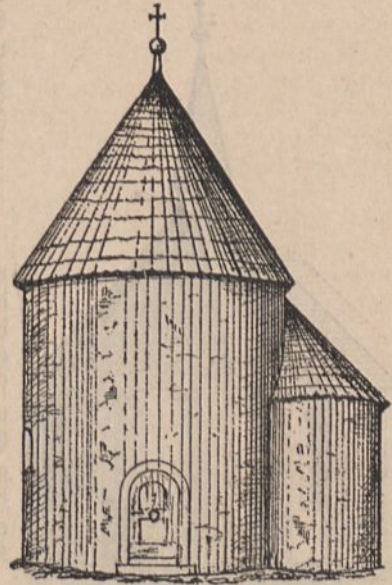


Fig. 178, Unterplanizing bei Kaltern

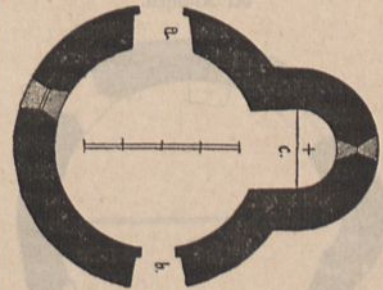


Fig. 179, Grundriß.



Erzengels Gabriel und des hl. Nikolaus, als Patrons gegen die Wasserfluthen und zunächst des vorbeitoßenden Eisacks. Am Grundrisse und an der Außenansicht von St. Sebastian sieht man nun eine überraschende Grundform durchgeführt. Nach der Zahl der Hauptpatrone würde der Bau in sinniger Weise aus einem Kranze von Absiden zusammengesetzt. Die Abside für den Altar ist am größten und tritt nach außen am stärksten vor; von den übrigen Nebenabsiden ist eine für den Eingang bestimmt, die übrigen 12 entsprechen der Anzahl der Apostel und Anzahl der Krankenbetten im Spitale. So deutlich sieht man die Weise der Stiftung an andern mittelalterlichen Bauwerken höchst selten ausgedrückt. Das Ganze deckt heute ein polygones Kegeldach mit einem Dachreiter, die obere Decke im Innern hat in neuerer Zeit leeres Lattenwerk mit Mörtelbewurf verdrängt. In Folge öfterer Ueberschwemmungen mußte die Krypta aufgelassen und eingefüllt werden. Im Jahre 1485 begegnen wir auch einer neuen Einweihung des Oberbaues durch den Weihbischof Georgius (estensis); von dieser Zeit an soll auch bereits St. Sebastian als Hauptpatron bis auf heute angesehen worden sein. Aus genannter Zeit rührt wohl auch der Umbau des Portals und die Fenster in gothischer Form her.

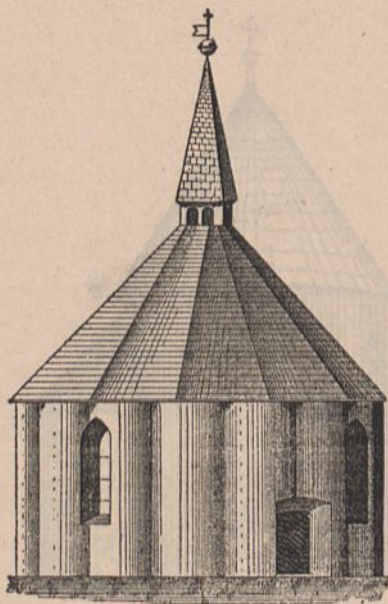


Fig. 180, Apostelkirche, St. Sebastian bei Klagenfurt.

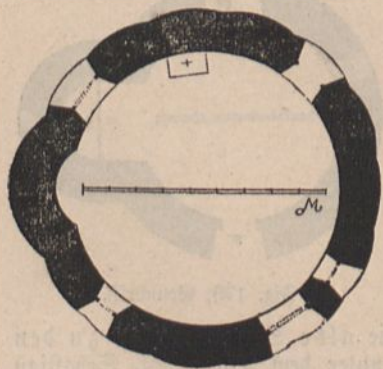


Fig. 181, Grundriß.

Stams. Die Dominikaner in Bozen legten den Kreuzgang auf der Westseite ihrer Kirche an, welche nach Süden schaute und zu Sonnenburg finden wir die Kirche an die Westseite des ganzen Klostergebäudes angelegt.

Der ringsum laufende Kreuzgang vermittelt die Verbindung zwischen allen Hauptgebäuden eines Klosters. Ob über ihm schon seit ältester Zeit wie später immerhin die Zellen der Mönche und Nonnen angebracht waren, läßt sich heute nicht mehr genau nachweisen. Wahrscheinlich dürfte der Kreuzgang mit eigenem Dache versehen gewesen sein wie z. B. am Dome zu Brigen und jetzt noch bei allen Kapuzinerklöstern.

### Klosterbauten.

Schon frühe gab es auch in Tirol geistliche Genossenschaften oder Klöster, wie Seite 40, 50, 52, 54 die Rede war. Die meisten derselben haben vom Beginn des 11. bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts ihre Gründung erhalten, vergleiche oben S. 74. In Hinsicht auf die ursprüngliche Anlage dieser Klosterbauten werden wir uns eine sehr einfache vorstellen müssen. Erst in der Folge wurden großartigere Baulichkeiten geplant und ausgeführt. Feuersbrünste und Umbauten haben aber denselben oft hart zugesetzt, so daß nur einzelne größere Reste und selbst diese nur von einigen Klöstern auf uns gekommen sind.

Die Grundanlage der Klöster verschiedener, männlicher wie weiblicher Orden, sehen wir in Tirol ebenfalls wie in anderen Gegenden regelmäßig durchgeführt. Bemerkenswerther Unterschied zwischen den Bauten einzelner Orden läßt sich kaum entdecken — selbst nicht einmal an den Kirchen. Mehrere waren Doppelklöster.

Jedes Kloster charakterisiert sich durch einen freien Hofraum (Kreuzgang) in der Mitte, welchen die mannigfaltigen, die eigentliche Klausur bildenden Baulichkeiten umgeben. Die eine Seite wird von der Klosterkirche begrenzt; gewöhnlich liegt diese auf der Nordseite des Kreuzganges, wie beim Augustinerkloster St. Markus in Trient (1273), St. Michael a. d. E., Klarissinnen in Brigen, in Neustift, Marienberg, Prämonstratenser in Wilten. Davon machen aber eine Ausnahme und haben den Kreuzgang auf der Nordseite der Kirche des Klosters St. Lorenz in Trient, der Franziskaner in Bozen, Klarissinnen in Meran, Dominikanerinnen in Algund und der Cisterzienser in



Audere Haupttheile eines Klosters sind der gemeinsame Speisesaal (Refektorium), der Kapitelsaal, die Bibliothek, das Archiv, Fremdenwohnungen, (Pilgerherberge). In der Folge der Zeit sind diese Klostertheile häufig verfest und umgeändert worden, so daß man auf ihre ältere Anlage nach ihrem heutigen Bestande nicht mehr schließen kann.

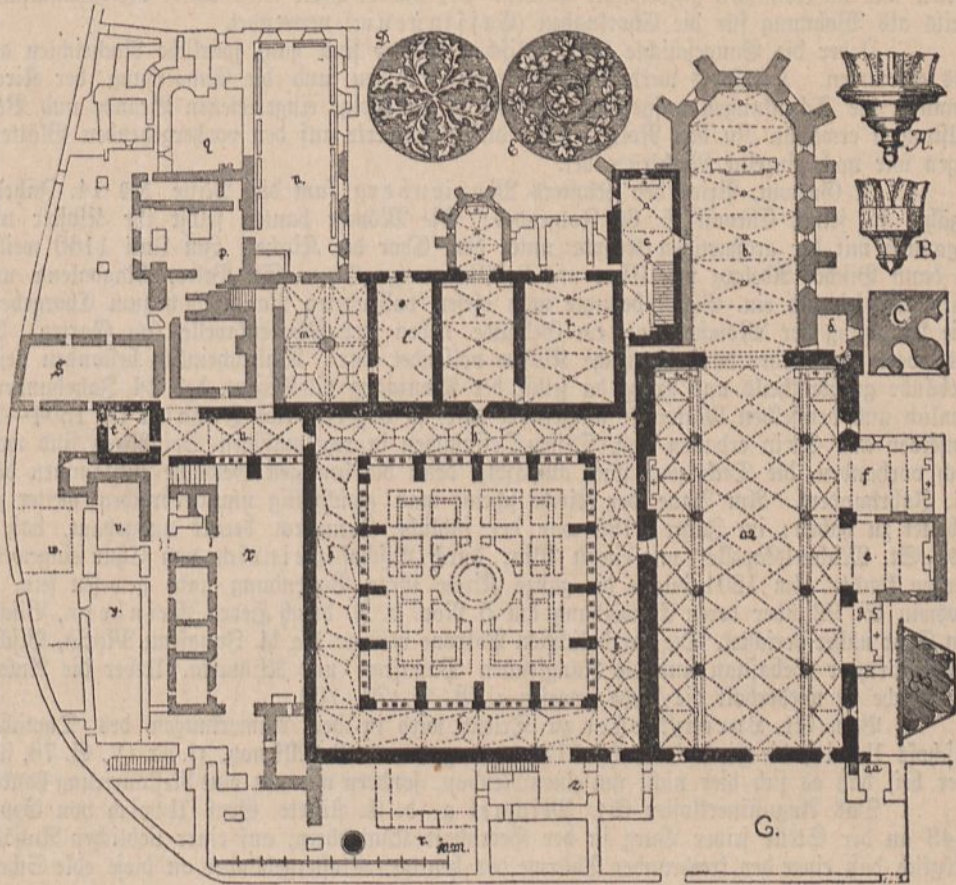


Fig. 182 Franziskanerkloster in Bogen.

Der Anlage eines Klosters folgten auch die Klausuren der mit den alten Bischofsitzen verbundenen Domkapitel (monasteria clericorum), daher auch „Münster“ genannt. In Brixen haben sich so viele Ueberreste erhalten, daß sich jetzt das treue Bild eines „alten deutschen Münsters“ leicht verfolgen läßt. Tinkhausers Diöcesanbeschreibung und sein Bericht in den Mitth. d. k. k. Cent.-Comms. Band 1. bieten über demselben interessante Aufschlüsse in Wort und Bild. Wir geben im Folgenden einen Auszug des Gebotenen.

Die ganze Nordseite nimmt das großartigste Gebäude des Münsters ein, die Domkirche; sie ist auf drei Seiten frei, vergl. Fig. 28, Seite 45. An sie schließt sich südlich bei der Fassade die Wohnung des Bischofs mit der dahinter liegenden bischöflichen Kapelle an (C, D). Dann folgt der Kreuzgang, östlich und südlich vom Bruderhof umgeben, d. h. von der ehemaligen, gemeinschaftlichen Wohnung der Canoniker mit der Taufkapelle (G, E, F). Der Bruderhof war durch einen erhöhten Gang in der Katharinakapelle B mit dem Domchore verbunden. Im Erdgeschoße des Bruderhofes befanden sich die Getreidekammern und andere Räumlichkeiten für die Aufbewahrung der Naturgefälle. Im ersten Stockwerke selbst vertheilten sich die Wohnzimmer der Canoniker, die Bibliothek, das Archiv und der gemeinsame Speisesaal (Refektorium), welcher noch längere Zeit, nachdem das Zusammenleben der Brüder schon lange aufgehört hatte, dieselben an bestimmten Tagen zu den sogenannten Servitien d. h. gestifteten Mahlzeiten versammelte. Seit dem 13. Jahrhunderte kam auf der südöstlichen Seite eine eigene Domschule hinzu. Die offene Seite gegen Süden diente theils zur Auführung von anderen wirthschaftlichen Gebäuden, theils wurde sie zu Gartenanlagen benützt. Vom Dome selbst war bereits S. 46, 80 ff. die Rede.



In neuester Zeit wurde die bischöfliche Wohnung vom Staatsärar der fürstlichen Mensa abgekauft und darin die Kanzleien des Bezirksgerichts untergebracht. Die Fürstbischöfe hatten sich in der Nähe eine Feste, freie Burg erbaut. Vom Bruderhof dient heute der an die Kathedrale anstoßende Theil als Kapitelhauz, wo die Canoniker ihre Sitzungen halten und die Urkunden aufbewahrt werden. Der andere Theil wird theils als Gymnasium, theils als Wohnung für die Chorfnaben (Cassianeum) verwendet.

Ueber die Baugeschichte der tirolischen Klöster sind ganz spärliche Nachrichten auf uns gekommen. Höchstens werden die Gründer derselben und die Einweihung der Kirche genannt, die Schenkungen aufgeführt oder die in der Folge eingetretenen Brände und Verwüstungen erwähnt. Zu den Notizen über diese Bauwerke auf den vorhergehenden Blättern fügen wir noch einzelne Nachträge bei.

P. Goswin, Prior des Klosters Marienberg (um die Mitte des 14. Jahrh.) erzählt in seiner Chronik S. 60 Folgendes: Die Mönche bauten selbst ihr Kloster und begannen mit der großartigen Krypta unter dem Chor der Kirche. Im Juli 1160 weihte sie dann Bischof Adelgoz von Chur mit 3 Altären (zu Ehren St. Peter, Magdalena und Nikolaus) feierlich ein. Gleich benutzte man diesen vollendeten Raum auch zum Chorgebete. Die Wohnung der Mönche war ein Gebäude neben der Marienkapelle (im Garten) bis das obere Haus oder das eigentliche Kloster vollendet war. Wahrscheinlich bestanden beide Gebäude größtentheils aus Holz, da selbst der Kreuzgang bis Beginn des 14. Jahrhunderts ärmlich aus demselben Materiale aufgeführt war, so daß erst Abt Johann II. 1304—20 denselben aus Stein erbauen ließ. Dessen Oeffnungen in regelmäßigen Spitzbögen sind wohl noch vorhanden, die Decke war flach aus Holz, denn die heutigen Gewölbe entstammen dem 16. Jahrhundert. Am Baue der Kirche scheint man gleichzeitig ununterbrochen weiter gearbeitet zu haben; im Jahre 1185 war der südliche Kreuzarm derart ausgebaut, daß er als „St. Michaelskapelle“ mit einem Altar durch Bischof Heinrich von Chur eingeweiht werden konnte. Um 1201 dürfte die ganze Kirche ihrer Vollendung nahe gewesen sein, da Goswin S. 92 über deren Einweihung am 5. Nov. d. J. durch Herrn Reinherr, Bischof von Chur näher berichtet. Die vorzüglichsten Patrone waren: die hl. Jungfrau Maria, Bischof und Martyrer Sebastian und die Jungfrauen Panafrete und Klimaria. Ueber die Anlage der Kirche ist wiederholt die Rede gewesen z. B. S. 79, 100.

Vom St. Lorenzkloster zu Trient wird in den Anmerkungen des Dyplichon Bischofs Ulrich die Kirche im Jahre 1176 nova genannt. Bonelli noh. II. od. IV. S. 78. fügt aber bei, daß es sich hier nicht um einen Neubau, sondern nur um eine Restaurirung handle.

Das Augustinerkloster St. Michael a. d. E. stiftete Graf Ulrich von Eppan 1143 an der Stelle seiner Burg in der Herrschaft Königsberg, auf einer lieblichen Anhöhe. Möglich daß einer der kreisrunden Thürme des heutigen Klostergebäudes an diese edle Schenkung noch erinnert.

Der erste Abt Vivianus kam wahrscheinlich aus dem Kloster Säben aus Baiern, bevölkert aber hat sich St. Michael durch die anvor bei St. Florian oberhalb Salurn weilenden Patres.

Dieses Kloster war stets klein an Umfang, seiner Gründung nach aber eines der ältesten im Lande. Die Stiftskirche ist bereits in Figur 52 wiedergegeben; ob das ursprüngliche Klosterle ein auch wie heute von dieser durch die Straße getrennt und erhöht auf einem Felsenvorsprung lag, läßt sich nicht mehr näher erörtern. St. Florian erscheint später nur mehr als Pfarre und Filiale von St. Michael, das nun Mutterkloster geworden war.

Ein anderes Augustinerkloster gründete Arnold II. von Greifenstein (Mareit) mit seiner Gemahlin Mathilde Wittelsbach — Ballei in der Dwe (Au) Gemeinde Gries nahe am Zusammenfluß des Eisachs und der Etsch, um die Zeit von 1160. Nach P. Just. Ladurners Chronik von Bozen ward das Kloster bereits nach 5 Jahren vollendet und die Kirche wurde 1179 durch einen Verwandten der Stifterin, den Patriarchen Ulrich von Aquileja eingeweiht. Die Lage war eine unglückliche besonders wegen der Ueberschwemmungen des Eisachs. Im Jahre 1417 mußte deshalb das Kloster ganz verlassen werden. Die Mönche zogen in die ihnen bereits 1406 von Herzog Leopold zugesagte l. f. Burg Pradein in Gries. Dasselbst sieht man heute noch im unteren Kreuzgang Säulen, woran ein „schmuckloser“ Kämpfer nach Fig. 96 die Stelle der Kapitäle vertritt und somit an das Ende des 12. Jahrhunderts oder an das alte Kloster in der Au erinnert. Es scheint nämlich, daß die Mönche einzelne Hausarbeiten übertragen haben. Von solchen Einzelarbeiten läßt sich theilweise auch auf die Anlage des Kreuzgangs und der Klosterkirche schließen. Diese dürfte somit in einfacherem Basilikastyl erbaut gewesen sein.



Die bedeutendsten Reste von den Haupttheilen eines Klostergebäudes der romanischen Periode scheinen sich in Bozen bei den Franziskanern erhalten zu haben. Im Jahre 1221 kamen mehrere Ordensbrüder auf ihrer Reise nach Speier in Bozen an. Bald muß ihnen auch hier eine Niederlassung zu gründen und zu predigen erlaubt worden sein, denn im Jahre 1242, d. 2. Februar hatte nach der Stadt-Chronik des P. Just. Laburner Conrad Graf von Greifenstein „in der Kirche des hl. Franziskus der minderen Brüder“ viele trienterische „Gotteshäusler“ in Angelegenheit der Verfluchtungen der Bäcker versammelt. Darüber ist wahrscheinlich die St. Erhardskapelle zu verstehen, im Norden der Stadt, aber außerhalb der Stadtmauern, bei welcher die ersten Patres sich niedergelassen haben. Nebst den Bürgern mag wiederum ein Greifensteiner der größte Beförderer dieser klösterlichen Genossenschaft gewesen sein. Dieses Geschlecht erhielt dann auch in der Klosterkirche seine Begräbnisstätte. Wie ein Blick auf die dunkel bezeichneten Stellen in Fig. 182, ergibt, wurde dem Franziskanerkloster eine großartigere Anlage zu Grunde gelegt und es dehnte sich von der St. Erhardskapelle (Fig. 182 t) immer mehr aus. An der Ostseite dieses Heiligtums, wo St. Franziskus selbst als junger Kaufmannssohn der hl. Messe gedient haben soll, sehen wir das Refektorium (s); mit der Küche (o) und den Vorrathskammern (p q) südlich zieht sich ein gedeckter Gang (u) zu einem geräumigen Kreuzgang hin. Diesen begrenzten gegen Osten eine Reihe von Kapellen (wie am Kloster Maulbronn in Würtemberg) und gegen Süden die Klosterkirche zu Ehren des hl. Ordensstifters, welche einen ansehnlichen Umfang gehabt haben dürfte, wie er dem Zwecke eines Predigerordens entsprach.

Es ist eine urakte Ueberlieferung, daß ehemals im Kloster der „Barfüßler“, wie man die Franziskaner anfänglich nannte, 7 Kirchen oder Kapellen bestanden haben, die vom Volke zur Gewinnung der bekannten Ablässe in den Hauptkirchen Roms fleißig besucht wurden. Diese waren nach Figur 182: die Klosterkirche (ab), St. Jodock, heute St. Maria (c), Allerheiligenkapelle, nun Sakristei (i), St. Johannes (k), dann der Raum l, n (heutiges Refektorium in seiner ersten Hälfte), und St. Erhard (t). Am Schiffe (a) hat die ursprüngliche Abside später wie an der Stadtpfarrkirche ein langgestrecktes Chor (b) verdrängt. Vor dem Haupteingange breitet sich ein Vorhof (Paradies) (g) aus, wie an fast allen unseren Klosterkirchen und links bei z war der Haupteingang ins Kloster wie heute. Nach vermauerten Fenstern im Unterbaue des Glockenthurms (d) zu schließen, wurde auch dieser noch im 13. Jahrhundert begonnen. Figur 181 zeigt uns ein weitläufiges Gebäude mit mehreren freien Höfen (r) und wirtschaftlichen Gebäuden; der Raum wird die alte Apotheke und (w) das Apothekergärtchen genannt. Die Vorhalle des Refektoriums (m) führt den Namen: Kapitelsaal. Ein weiter und hoher Saal findet sich im ersten Stockwerk neben den Zellen. Die ältesten Details sind zwei Säulchen im Gange (u) mit Kämpfer statt Kapitäl als in Fig. 96. Sie haben plumpe Basen in Würfelform, der die Ecken wie in Fig. 184 bereits abgebrochen sind, während der obere Theil nur roh verjüngt aussieht, die Säulchen tragen einfache, stumpfpitzige Bögen. Nicht unmöglich haben wir hier einen Theil vom Kreuzgang des ersten Klösterleins zu suchen. Die große Klosterkirche kann aber erst nach 1277 erbaut worden sein; am Platze, wo jetzt das Haus der Dritten-Ordens-Schwester steht, erhob sich nämlich ein Thurm mit einem Thore. Von diesem lief die Stadtmauer in der Längenangabe der heutigen Kirche, und zwar mitten durch dieselbe. Im genannten Jahre warf Herzog Meinhard II. die Ringmauern der Stadt, wie bereits bemerkt, nieder, und so wurde auch für eine größere Franziskanerkirche genügend Raum. Als Beweis, daß der Kreuzgang mit den daraufgebauten Zellen ein etwas älterer und von der Kirche getrennter Bau ist, diente bei Gelegenheit des Durchbruches der Kirchenmauer auch ein anderer Umstand; man fand eben zwei abgeordnete, gleich dicke Mauern hart an einander gebaut. Bereits im Jahre 1291, 11. Juni verzehrte ein Brand nebst 80 Häusern der Stadt auch das Franziskanerkloster. Kirche und Kreuzgang und wahrscheinlich auch alle Kapellen hatten nur flache Oberdecke aus Holz und somit blieben nur die Umfassungsmauern stehen. Die Reste von den Trägern der Kirchendecke sind oben S. 99, Fig. 130 abgebildet und für jene im Kreuzgang spricht noch eine erst 1408 gemachte Stiftung von 40 M. durch Joachim Bintler mit der Bestimmung, daß der damalige Guardian Nikolaus de Tulna den Kreuzgang tafeln soll. Später werden wir sehen, wie die Säulchen mit ihren Bögen im Kreuzgang für eine ältere, alle Gewölbe im Kloster aber für eine jüngere Zeit Zeugniß geben.

Gleichwie das Dominikanerinnen-Kloster Maria-Steinach in Algund an eine alte Klausnerhütte nicht ferne von der Esch sich angeschlossen, so wählte der selige Bischof Hartmann von Brixen die Lage der alten Viktorikapelle, um zu dem großartigen Augustiner-Kloster nebst einem Hospital in Neustift, nahe bei Brixen, den Grundstein zu legen.



Der Bau begann 1141 und wurde so rasch fortgeführt, daß am Sonntag vor Allerheiligen des folgenden Jahres die neue Klosterkirche zu Ehren der gnadenreichen Gottesmutter (S. Mariae ad gratias) eingeweiht werden konnte. In so kurzer Zeit kann wohl nur eine einfache Basilika und ein schmuckloser Kreuzgang zu Stande gekommen sein. Im Jahre 1190 den 17. April brannte das Stiftsgebäude schon ab, wurde aber gleich aufgebaut, so daß die Kirche Rudolf, Bischof zu Sutri 1198 und Eberhard, Bischof von Brixen die Spitalkapelle (siehe S. 135) einweihen konnte. In dieser Periode dürfte auch der hohe und massive Glockenthurm (Fig. 162) in die Höhe gestiegen sein. Auch ein Frauenkloster war damit verbunden. Als solches bezeichnet man noch heute eines der äußeren Gebäude des Stiftes durch Giebel und schmale Fenster ausgezeichnet. Frauen aus edlern Geschlechtern suchten daselbst eine Zufluchtsstätte, selbst die Gemalin Reginberts, des edlen Burggrafen auf Säben, Mitgründers des Stiftes in Neustift, als „Schwester“ wie er als „Bruder“ im nämlichen Jahre d. i. 1155 gestorben. Bereits im 14. Jahrhunderte hörte aber Neustift auf ein „Doppelkloster“ zu sein.

Den alten Klostergebäuden: Wilten, Georgenberg, und Stams hatten wiederholte Feuersbrünste und Neuerungssucht derart hart zugesetzt, daß bis auf uns nur einige Mauerreste gekommen sind, wo von oben S. 127, gehandelt wurde, ebenso von der barbarischen Zerstörung des Klosters Mehrerau, das man geradezu als Steinbruch ausgenützt hatte (!), ging bereits die Rede.

### Kreuzgänge.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen mit Recht die sogenannten „Kreuzgänge“ in den Klöstern und an den Domkirchen, denn an ihnen tritt mehr oder minder immer ein größerer künstlerischer Aufwand der Bautechnik zu Tage. Ihre Benennung kann wohl nicht, wie Einige öfter behaupteten, von den Kreuzgewölben, womit sie eingedeckt waren, herühren, denn gerade in Tirol hatten ursprünglich alle Kreuzgänge eine flache Oberdecke aus Holz und wurden erst später mit einem Gewölbe versehen, wie wir bereits gehört haben. Man hieß diese Hallenbauten deshalb Kreuzgänge, weil sie zu Prozessionen dienten, denen ein Kreuz vorangetragen wurde. Auch gebrauchte man sie als Begräbnisstätte; so wurde Hermann v. Schauenstein, Abt von Marienberg im August des Jahres 1304 im Kreuzgange seines Klosters beigesetzt (Goswins Chronik S. 123). Diesen Zweck der Kreuzgänge bezeichnen unter anderem auch die Wandgemälde im Brixner Dom — Kreuzgang und die Grabsteine in Neustift, Wilten, Stams.

Beinahe ausnahmslos bildet jeder Kreuzgang ein regelmäßiges Viereck mit bedeckten Gängen, welche gegen den von ihnen umschlossenen Innenhof offene Hallen haben und durch ein paar Thüren mit diesem in Verbindung stehen. Die einzelnen Bogenöffnungen beginnen in Tirol durchaus über einer ungefähr etwas mehr als 1 M. hohen Brüstungsmauer und waren in der romanischen Periode wohl immer durch Säulchen belebt. Darüber steht z. B. zu Brixen noch ein Fenster, um die Decke zu erhellen (Fig. 185). Nur in ganz schlichten Klosteranlagen dürfte man vom Säulenschmuck abgesehen haben, wie z. B. bei den immer einfacher gehaltenen Frauenklöstern.

Leider haben sich in Tirol nur zwei einzige Kreuzgänge in ihrem ursprünglichen Baue noch erhalten, nämlich jener im Franziskanerkloster zu Bozen und am Dome zu Brixen.

Ersterer bildet ein Quadrat, bei dem eine Seite ungefähr 20 M. in der Länge mißt. Ferner besteht jede von

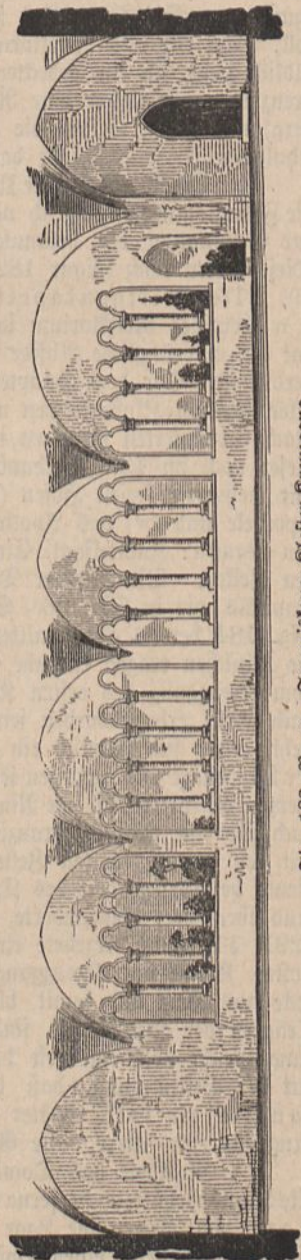


Fig. 183. Bogen, Franziskaner-Kloster-Kreuzgang.



diesen aus vier Abtheilungen, welche einfach gemauerte Pfeiler begrenzen, zwischen denen sich je vier Kleeblattbogen zeigen, getragen von drei schlanken Säulchen. Auf der Südseite ist aber die Zahl der Säulchen je vier und die der Bogen je fünf. Fig. 183. Jedes Säulchen steht auf einem viereckigen Sockel, welchem die oberen Ecken derart abgeschnitten sind, daß sie eine gefällige Vermittlung mit der darauf ruhenden, attisirenden Basis bilden, welcher ein Eckblatt abgeht. Der untere Stab dieser Fußgliederung erstreckt sich bereits ein wenig über den Unterbau hinaus. Darauf ruht ein feines Plättchen oder Keifchen, von dem eine breitere Schräge ansteigt und dann folgt eine schwache Hohlkehle mit einer zarten Fasse abschließend. (Figur 184.) Der Schaft ist bereits durch ein weich geschweiftes Stäbchen begrenzt die Kapitälchen haben eine schlanke, schmucklose Kelchform u. schließen mit zarter Schräge und gedehntem Halbrundstabe ab. Hierauf folgt eine tiefer stehende Platte und darüber beginnen mit einer Fasse die schönen Kleeblattbogen. Ihre Dreiviertelkreise sind etwas höher angesetzt (gestelzt) u. kräftig umrahmt, schönstens profiliert. Den oberen Rand bildet ein starker Rundstab, welcher die Bogen vom äußeren Mauerwerk abhebt; daneben liegt eine tiefe Hohlkehle und ein tiefer einwärts gekehrter Stab bildet den unteren Rand. Diese zierliche Profilierung ist auch längs der Mauerpfeiler senkrecht herunter geführt, so daß die Bogen nach allen Seiten organisch abgeschlossen werden. Jede Gliederung davon ist scharf und kräftig durchgeführt und als Gesamtmaterial gelblichweißer Sandstein gewählt. Die künstlerische Wirkung des ganzen Bauwerks muß ebenso ernst als elegant genannt werden und ist als ein kostbares Ueberbleibsel der alten Kirchenbaukunst Tirols anzusehen. Dies bemerkt auch Prof. A. Mesmer im 1. B. d. Mitth. der k. k. Cent.-Comm.

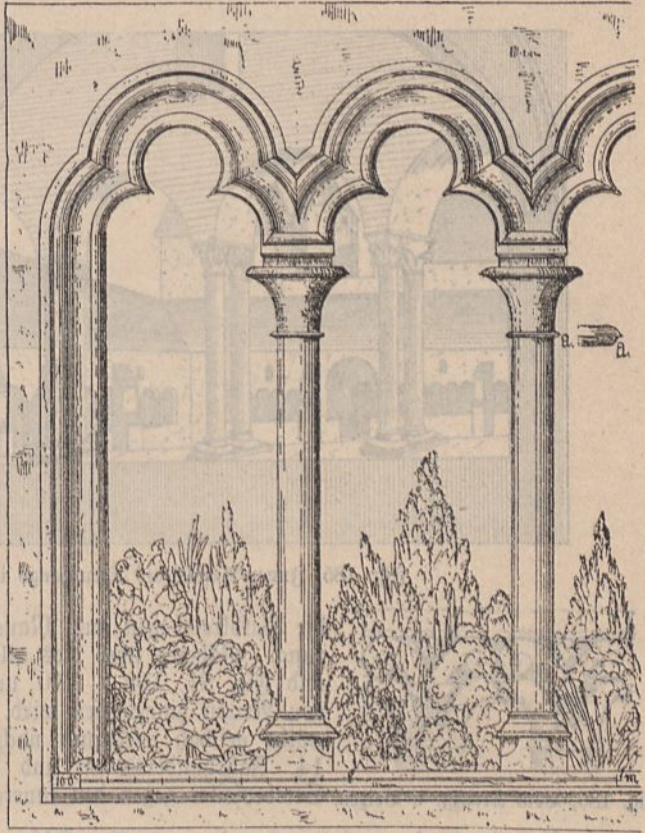


Fig. 184, Kreuzgang der Franziskaner in Bozen.

Ueber die Zeit der Entstehung fehlen zwar genauere Angaben, aber die beschriebenen Formen an der Säulenbasis und an den Bogen sprechen deutlich für den jüngern, best entwickelten romanischen Styl, der in Tirol etwas länger in Übung stand als vielleicht in andern, besonders deutschen Ländern, jedoch kam unser Kreuzgang jedenfalls einige Jahrzehnte vor dem bereits genannten Klosterbrande im Jahre 1292 zur Ausführung. In Folge der späteren Einwölbung ist jetzt jede Arkade mit einem stumpfen Spitzbogen versehen und sind innen gegen den Garten an den Mauerpfeiler weitvorrangende Streben angefügt worden, Fig. 182 u. 183.

Älter, ungefähr vom Jahre 1180 ist nach Tinkhausers Diöcesanbeschreibung der Kreuzgang am Brixner Dome. Hinsichtlich der Grundform kehrt das System aus Bogenstellungen wieder; nämlich das Quadrat ist auf jeder Seite von je vier Hallen durchbrochen und in jeder Halle stehen über einer Brustwehr vier Säulenpaare, die einfache Halbkreisbogen tragen. Noch höher darüber ist ein rundbogig abschließendes Fenster ohne ein sich erweiterndes Gewände angebracht. Durch die, wie man zu sagen pflegt, „gekuppelten Säulchen“ macht die Gesamtansicht dieses Kreuzgangs einen sehr zierlichen Eindruck, welchen uns die Figuren 185 u. 186 theilweise darbieten mit der Taufpelle im Hintergrund.



Von minder guter Wirkung ist es, daß die Halbkreisbogen gegen die Mauerpfeiler hin weder einen eigenen Stützpunkt haben, noch organisch von demselben ausgehen wie bei den Franziskanern in Bozen, sondern in die Mauer hineinstehen. Die einzelnen Säulchen zeigen über einer schwächeren Platte ausgebildete Eckblätter an der attischen Basis und verschiedenartig beblätterte Kelchkapitäle; sehr zart ist ihre Deckplatte, ein Kämpfer fehlt,

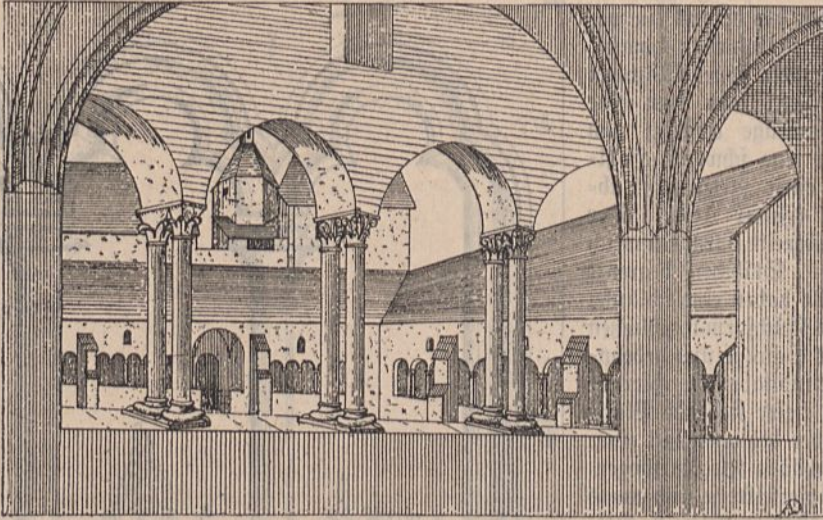


Fig. 185, Innen-Ansicht des Kreuzgangs in Brigen.



Fig. 186, Vom Kreuzg. i. Brigen.

die Halbkreisbogen aus Mauerwerk entbehren jeder Profilierung. Näheres über dies alles findet sich bereits S. 89, 95 und Fig. 81, 108 — 110 und 184, wo auf den Kreuzgang von Brigen hingewiesen wird. Die Einsetzung der Kreuzgewölbe geschah wiederum nachträglich, gehört der Mitte des 14. Jahrhunderts an und hatte auch hier den Bau der Strebepfeiler gegen den inneren Hofraum zur Folge.

Ähnlich dürfte auch der Kreuzgang in Neustift ausgesehen haben; die Säulchen sind, wie bereits bemerkt ward, noch vorhanden, da sie von ihrer ursprünglichen Stelle im 14. Jahrh., um mehr Licht zu gewinnen (!), entfernt und in den neuen Umfassungsbau der St. Michaelskapelle eingesetzt wurden. (Fig. 174—176).

## F. Ueber Profanbaukunst.

### A. Die Burgen.

An die kirchlichen Bauwerke Tirols aus der romanischen Periode schließt sich eine Reihe von Bauten an, welche zu sicherem Schutze gegen Ueberfälle der Feinde und dem Zwecke der Wohnung zu dienen haben. Mehr berücksichtigt erscheint die strategische Tüchtigkeit als Bequemlichkeit zum Aufenthalt; dabei gewann aber die malerische Ansicht von Außen. Ihre Anlage, Formen und Ausschmückung ist nicht ohne größere Bedeutung für die Entwicklung der Kunst. Vornehmlich prägentiren sich daran die Beziehungen des Landadels zur Pflege der bildenden Künste.

Bei dem großen Reichthum kirchlicher Denkmale, welche dem 13. Jahrhundert entstammen, zeigt sich der Profanbau ziemlich schwach vertreten. Verhältnismäßig haben sich wenige Gebäude aus dieser Zeit erhalten. Städtische Bauwerke, wie: Stadthürme,



Rathhäuser, Patrizier- und Bürgerwohnungen fehlen fast gänzlich, wemgleich einzelne Bruchstücke, namentlich Wölbungen, Thürbogen und Fenster noch alterthümliches Gepräge einhalten.

Vorzugsweise sind Meran u. Bozen von einem reichen Kranze verschiedener Burgen umgeben. Bemerkenswerth ist der Umstand daß sich die mittelalterlichen Burgen Tirols an die Ueberreste der römischen Castelle anschließen und mit deren Hauptthürmen sich enge verbinden.

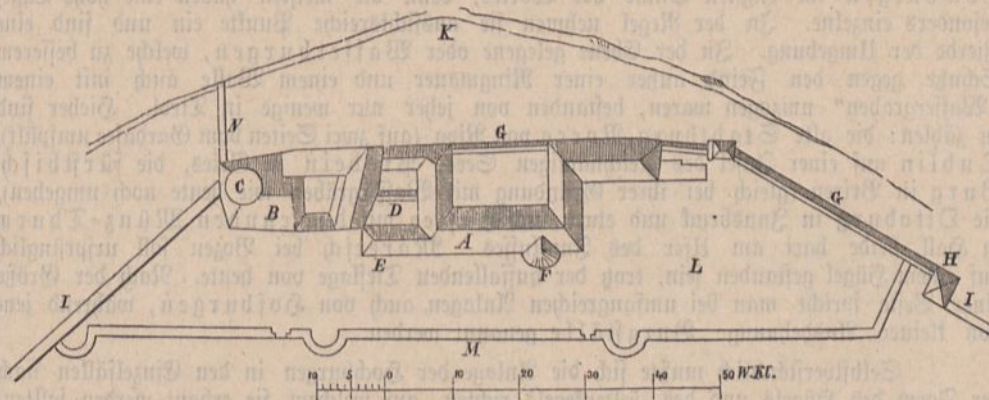


Fig. 187, Castel Buon consiglio in Trient

Diese dienen ihnen dann als Kern- und Mittelpunkt. Jene profanen Bauwerke, an welchen Wohnlichkeit und Wehrhaftigkeit mit einander verbunden sich findet, bezeichnet man mit dem Ausdruck Burgen oder Festen.

Den spärlichen und vereinzeltten Resten städtischer Bauten gegenüber fällt die große Zahl von Burgen auf, welche über alle Theile des Landes vertheilt sind, aber am häufigsten im Etschthale und Ronsberge getroffen werden, siehe oben S. 25.

Bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts scheint eine große Vorliebe für „Wehrbauten und burgähnliche Wohnungen“ ausgebildet gewesen zu sein, denn nach Hormair's sämmtl. W. IV. 122 verständigten sich im Jahre 1185 am 5. Mai Graf Heinrich von Eppan und sein Neffe Egno, Domherr und die Grafen von Flavon mit dem Bischofe Albrecht von Trient wegen des Baues neuer Burgen, Wartthürme und Bollwerke. Und weiter heißt es daselbst (II, 1191): den 20. Jänner 1191 verbot Kaiser Heinrich VI. in Lodi zu Gunsten Bischofs Konrad von Trient und besserer Handhabung des allgemeinen Landfriedens, in der Stadt und im ganzen Herzogthum Trient eine Feste, Hochwart oder einen Thurm aufzuführen oder ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu schließen. Manche dieser Festen sind noch ganz oder theilweise bewohnt, die Mehrzahl aber liegt in Trümmern und von vielen sind kaum schwache Mauerreste übrig geblieben. In dieser Beziehung hat die neueste Zeit mit ihrer Industrie und Gleichmacherei unbarmherziger gehaust, als alle Kriegs- und Brandunglücke früherer Zeit.

Wenn es gilt die Bauart und Einrichtungen der Burgen zu ermitteln, so hat man von den noch bewohnten meist abzusehen, weil an ihnen die ursprüngliche Anlage durch Neubauten und Ausbesserungen verwischt worden ist.

Kann eine Burg hohes Alter ansprechen, so ist es wiederum nur der Kern, die eigentliche „Hofburg mit dem Hauptthurme, die Kapelle und etwa die allernächsten Ringmauern“, welche als ursprüngliche angesehen werden dürfen. Als Beleg hiefür dient unter anderem das Schloß Taufers in Pusterthal mit seinem halbverfallenen Hauptthurme und dem daranstoßenden Palas, beide auf schroffer Felsentante aufgeführt. Vorkurgen und Außenwerke sind fast ausnahmslos spätere Zuthaten und gehören meist erst dem 14.—16. Jahrhundert an.

Was die Technik anbelangt, so begegnen wir Bruchsteinmauern mit reichlichem Mörtelverband und eingeritzten parallellaufenden Fugen, also ähnlich wie die Mauertechnik von Fig. 13 aussieht, abgerechnet die dort vorkommenden Ziegelreihen. Größere Werkstücke wiederholen sich seltener an anderen Stellen außer an den Ecken. Die übrigen Steine sind an der Vorderseite mit dem Spitzhammer ein wenig bearbeitet wie an den kirchlichen Baudenkmalen. Künstlerisch durchgebildete Architektur, gegliederte Portale, Fenster und Bogenstellungen kommen zwar öfters vor, doch sind es gewöhnlich die Kapellen, welche reicheren



Schmuck aufweisen, während die Säle, Gemächer und das Neuzere, ausgenommen einzelne Fenster, auf das allernothwendigste beschränkt blieben.

In Bezug auf die Lage wurde in Tirol dasselbe System wie in Deutschland und dem übrigen westlichen Europa befolgt. Steile, isolirt stehende Hügel und Bergvorsprünge oder jäh abfallende Felsenkämme und schwindelnde Anhöhen wurden vorzugsweise zur Erbauung von Burgen für geeignet erkannt. Somit gibt es in Tirol für gewöhnlich sog. Hochburgen im engsten Sinne des Wortes, denn die meisten haben eine hohe Lage, besonders einzelne. In der Regel nehmen sie aussichtsreiche Punkte ein und sind eine Zierde der Umgebung. In der Ebene gelegene oder Wasserburgen, welche zu besserem Schutze gegen den Feind außer einer Ringmauer und einem Walle auch mit einem „Wassergraben“ umzogen waren, bestanden von jeher nur wenige in Tirol. Hieher sind zu zählen: die alte Stadtburg Rocca von Riva (auf zwei Seiten vom Gardasee umspült), Dublin auf einer Insel des gleichnamigen Sees, Pradein in Gries, die fürstlich. Burg in Trixien (gleich bei ihrer Gründung mit Wassergräben wie heute noch umgeben), die Ottoburg in Innsbruck und etwa auch Hasslegg mit dem runden Münz=Thurm in Hall, beide hart am Ufer des Innflusses. Maretsch bei Bozen soll ursprünglich auf einem Hügel gestanden sein, trotz der auffallenden Tieflage von heute. Nach der Größe einer Wüste spricht man bei umfangreichen Anlagen auch von Hofburgen, während jene von kleiner Ausdehnung: Burgställe genannt werden.

Selbstverständlich mußte sich die Anlage der Hochburgen in den Einzelfällen nach der Form des Hügels und des Felsenfelsens richten, auf welchem sie erbaut werden sollten, um vor anderem den Zweck der Wehrhaftigkeit zu erreichen. Daher sehen wir manche Burgen schmal und langgedehnt, eben wie ihr Terrain erscheint z. B. das Castel Buon consiglio in Trient Fig. 187, Greifenstein bei Bozen, Straßberg bei Gossensass, Itter am Eingang ins Trixienthal u. s. w.; andere sind auf ein unregelmäßiges Polygon zusammengedrängt, wie Leuchtenburg bei Kaltern, Vorst bei Meran, Ried bei Bozen, Annenberg in Vinschgau. Im Allgemeinen kehrt an allen Burgen ein bestimmtes System mehr oder minder deutlich wieder. Die Tiroler Burgen bestehen in der Regel aus mehreren, theilweise getrennten Gebäuden, welche um einen gemeinschaftlichen Hofraum lagern. Hiezu können auch einzelne kleinere Nebenhöfe kommen. Die Hauptgebäude sind fast alle so gestellt, daß sie auch zugleich die Umfangs- oder Wallmauern bilden. Selbst das Saal- oder Herrschaftsgebäude ist hievon nicht ausgenommen wie unter anderem in Hocheppan, Boimont, Rained in Sarntal, Tirol, Fig. 188, 189, 190 u. 191 u. s. w. zu Tage tritt.

Den stärksten Punkt oder den Kern einer Tirolerburg bildet fast ausnahmslos ein massiver Vierecks- oder Rundthurm (Burgfried oder Donjon). Hinsichtlich seiner Lage nimmt er bald die höchste, unzugänglichste Stelle des Burghügels ein, (Fig. 187 c, 191), bald steht er dort, wo die Wüste zunächst dem Anstürmen des Feindes bloßgestellt ist und gewöhnlich befindet sich dann auch das Hauptthor in seiner Nähe, so daß es unter seinen Schutz gestellt erscheint. Es gibt Fälle, wo auch außerhalb der Burg ein fester Bau auftritt, z. B. über der Trostburg bei Waidbruck, auf der Nordseite von Heimfels (jetzt Kaplanwohnung). Zwei Burgfriede finden sich im Schloß Rocca zu Riva, in Entiklar bei Kirtatsch, im Castello Thun auf dem Monsberg, in Boimont zu Eppan, Reifenstein und Michaelsburg bei Lorenzen; Madruzzo bei Vezzano nächst Trient ist durch drei und die Ruine von Kropfsberg bei Rattenberg sogar durch vier Thürme ausgezeichnet. Es gibt aber wiederum auch Burgen, welche mit gar keinem Burgfried versehen sind. Das Abgehen eines wehrhaften, massenhaften Burgfriedes will man aus der fast uneinnehmbaren Lage einer Burg erklären, wie jene in hochgelegenen Felsenhöhlen gebauten, als: Kronmez bei Deutschnetz und Kofel am Ausgang des Valsuganathales, Greifenstein u. dgl. Oder es deutet dies mehr auf friedliche Bestimmung, wie in Steniko, Kunkelstein. Bei der Leuchtenburg nächst Kaltern und Ambras bei Innsbruck trifft aber keine von beiden Annahmen zu. Man setzte die Umfangsmauern in kühnster Weise zunächst auf dem Rand der Felsenkuppe auf, wahrscheinlich theils um möglichst viel Innenraum zu gewinnen, theils um dem Feind keine Handbreit Boden am Fuße der Mauer zu bieten. Bravour allein, um die einzelne Burg in recht schwindelnder Höhe erscheinen zu lassen, dürfte bei dieser Anlage nicht im Spiele gewesen sein. Beispielsweise sei erinnert an die Haderenburg über Salurn, Greifenstein, Kunkelstein, Säben u. s. w.



Die ältesten Burgen haben fast durchwegs ein troziges doch zugleich auch romanisches Aussehen; es sind Nothwendigkeitsbauten, ohne daß auf Bequemlichkeit und architektonische Gliederung Rücksicht genommen wäre. Das Innere gleicht einem Winkelwerke mit kleinen Räumen. Bereits auf S. 12 ward bemerkt, daß die Römer bei der Eroberung des Landes feste Burgen auf klug berechneten Punkten vorfanden und daher dieselben wegen ihrer gut gewählten Lage wiederherstellten. Ganz dasselbe that das Mittelalter, denn an auffallend viele Römerwerke schloß sich sein Wehrbau in der romanischen Periode an. Das läßt sich zur Genüge noch heute nachweisen. Man war in jenen Zeiten um derlei Ueberreste sehr froh, da die festhaften deutschen Stämme wenig Fertigkeit in der Baukunst mitbrachten. Wie aber die römische Bildung so hörte mit dem Sturze des Römerreiches auch die römische Bautechnik nicht auf. Römische Werkleute arbeiteten noch unter den neuen Landesbeherrschern fort. Je näher Italien desto bessere Technik finden wir wie an den Kirchen so auch an den Burgen.

Im 12. und 13. Jahrhundert erweiterte sich die altrömische Bauweise zur Anlage von immer mehr selbständigen Burgen. Die vorangeschrittene Technik führte unter anderem zum Ausschleifen und Ebenen von größeren Felsenmassen in wohnhafte Räume, zur Anlage von Stufenscharten (treppenartige Zinnen), zu den Gängen und Treppen in den dicken Umfangsmauern (Voimont und Wehrburg, letzteres über Mals).

Das eigentliche Wohngebäude erweiterte sich zu einem geräumigen Palas nebst Zugehör aus festem Mauerwerk (Hocheypan, Reineck, Taufers). Zugbrücken mit Fallgatter früher mehr in Vergessenheit gerathen, lassen sich zusehends häufiger nachweisen (Trostburg, Rodaneck, Straßberg u. dgl.)

Den wichtigsten Schlüssel für die Bauzeit geben die Fortschritte in der Mauertechnik sowohl des Steinverbandes als auch des Meißels. Die Nachahmung „der römischen Kustika“ und „des glatten Randbeschlages“ begann bereits mit dem 11. Jahrhundert und geht in feinen Hausteinbau über (Maienbourg in Böhmen, Wanga bei Bozen).

Vorzugsweise sind die fortifikatorischen Eigenschaften in Betracht zu ziehen, welche die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande heimgebracht haben. Hieher gehört:

1. Der Zingel oder die äußerste Ringmauer, die sich wie ein Gürtel (cingulum) oder zusammenhängendes Außenwerk um das Ganze oder doch um einen Theil desselben herumzog. Der freie Raum dahinter hieß dann: Zwinger.

2. Der Erker. Bereits die Byzantiner haben die über die Mauern vortretenden Consolen der Römer zum Tragen kleiner Säulen in Form eines Kastens erweitert, um die senkrechten Wandflächen der Ringmauer besser „bestreichen“ zu können. Den Namen: Arco verdeutschten dann unsere Kreuzfahrer in „Erker“. Die Bestreichung war entweder nach beiden Schmalseiten hin oder eine senkrechte mittelst einer Oeffnung im Fußboden zum Herabgießen siedenden Wassers oder geschmolzenen Peches, daher Pechnase genannt.<sup>1)</sup>

Gehen wir nun in die Einzeltheile einer Burg näher ein.

Wo es anders die Lage erlaubte, hatte die Burg zwei Eingänge. Der Haupteingang lag an jener Stelle, welche einen bequemeren Fahrweg zur Burg anzulegen gestattete. Wenn möglich war er so gestellt, daß sich der Feind mit seiner vom Schilde nicht bedeckten Seite nähern mußte. Die kleine Pforte für den gewöhnlichen Hausbedarf oder zur geheimen Verbindung mit der Umgebung war an einen mehr versteckten Punkte

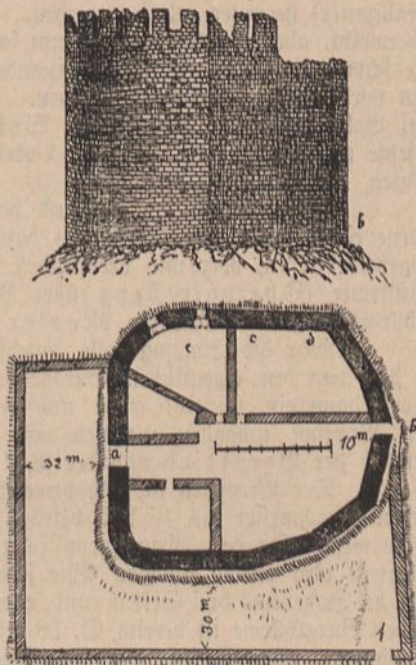


Fig. 188, Leuchtenburg bei Kaltern.

<sup>1)</sup> An einzelnen Thürmen, selbst Bergfrieden, wie an der Fröhlichsburg zu Mals und Montfort bei Götis läuft in der oberen Hälfte eine Reihe tiefer Löcher herum, worin noch Reste verfallener und verbrannter Balken sichtbar sind. Diese erinnern an jene vorspringenden, hölzernen Gallerien, welche angelegt waren, um die am Fuße der Mauer gegen selbe unternommene Ansturmung von oben herab zu beobachten und dagegen wirken zu können.



angebracht und nur über einer schmalen Stiege oder einem Fußsteige in schwindelnder Höhe zugänglich. (Leuchtenburg nächst Kaltern, Fig. 188 b, Hocheypan, Boimont, Maienburg, Zenoburg.)

Zum Schutze und zur Vertheidigung des Hauptthores breitete sich davor, längs der Ringelmauer ein von Natur aus gebildeter oder künstlich gebildeter Graben mit oder ohne Wasser und setzte sich mitunter noch um einen größeren Theil der Burg weiter fort. Das Castell in Trient umgibt auf der ganzen Ostseite ein breiter und tiefer Graben, Fig. 187 Kg, NG. Die Brücke, um zum Thor zu gelangen, konnte aufgezogen und wieder niedergelassen werden. Sie hing in Angeln und war vermittelst eiserner Ketten, die über Rollen liefen, in Bewegung zu setzen. Solche Rollen erhielten sich noch in Trostburg, Rodanek (bei Brixen) Taufers (Pusterthal) u. s. w.

Hart vor den Thorflügeln konnte ein aus starken Balken zusammengesetztes Gitter (Fallgatter) herunter gelassen werden. Nicht selten ist der Raum gleich hinter dem Portal überwölbt, aber rechts und links um so viel breiter gehalten, um durch Lücken, wie man die schmalen nach innen sich erweiternden Mauerflügel nannte, vermittelst Armbrüsten auf den vordringenden Feind zu schießen. Oder es lief hinter den Zinnen der Ringmauer ein auf Balken ruhender Söller (ein Wehrgang) bis nahe zum Thore. Bei dicken Mauern ersetzte ein Abjaz derselben diese Vorrichtung (Hocheypan Fig. 189, Haselburg bei Bozen, Maienburg.)

Zudem erhob sich hie und da ein kleiner Thurm über dem Thore, welcher nach vorne einen Erker (eine Pechnase) hatte, durch dessen Bodenöffnung jeder welcher Einlaß begehrt befiehl, oder mit brennenden Massen begossen werden konnte, wenn er als Feind anstürmte (Oberpairsberg über Nals, Straßberg, Rodanek.) Zwischen zwei Thürmen lag das Thor am Marter im Balsugan und an der Burg Pradein in Gries.

War die Eingangshalle durchschritten, so stand man entweder im Zwinger, oder in dem von den eigentlichen Burggebäuden eingeschlossenen Burghofe. Zum Burggebäude führte dann ein zweites, festes und wohlverschanztes Thor. Unter den Gebäuden, welche den Burghof umgaben, nehmen vor anderem zwei die größte Aufmerksamkeit auf sich, nemlich der Bergfried und der Palas.

Der Bergfried ist, wie bemerkt, meist ein oft 20—30 M. hoher, massiver Thurm, dessen Durchmesser bis 8 M. beträgt, während seine Mauer selten unter 2 M. in der Dicke mißt. In der Grundform folgt er größtentheils einem Quadrate, seltener einem Rechtecke oder einem Polygon. Wie jener Thurm über Trostburg hat auch der des Klopfer bei Hohenems drei Seiten rund, eine eckig. Ueber die in Kreis- oder Polygonform auftretenden Burghürme ist bereits S. 18 gehandelt worden, so daß hier noch zu ergänzen wäre: der Rundthurm über Niva, der sechseckige der Burg Königsberg und der achteckige von Valer (Monsberg), dann ein zweiter kreisrunder zu Taufers in Binstgau (Unter- und Ober-Reichenberg), Sprechenstein bei Sterzing, Klam bei Mieming. Am Bergfried erscheint die solideste technische Durchführung von allen Burghöfen und bezeichnet ihn so auffallend als den Hauptpunkt.

Zu ebener Erde hat kein alter Bergfried einen Eingang, jene etwas tiefer gelegene Thür in Neuhaus über Terlan dürfte erst später ausgebrochen sein, denn man sieht auch hier auf der Hälfte der südlichen Wand einen älteren rundbogigen Eingang. Gewöhnlich liegt der Zugang am Ende des ersten Drittels der Höhe, auf einer dem äußeren Angriffe entgegengesetzten Seite. (Fig. 188). Er hat kaum 1 M. in der Breite, ungefähr 2 M. in der Höhe und schließt halbkreisförmig ab. Hart unter seiner Schwelle stehen zwei Holzbalken oder steinerne Träger aus der Mauer hervor, zu dem Zwecke eine Fallbrücke aufzunehmen, an der eine Treppe oder Leiter angelegt werden konnte, um den Bergfried zu ersteigen, bei Feindesgefahr aber jede Verbindung von unten herauf abzuschneiden. Das unterste Stockwerk des Bergfriedes war nur von innen durch eine kleine kreisrunde Oeffnung in dem halbkugeligen Gewölbe vermittelst einer Leiter zugänglich und hatte kein Fenster. Es diente als sog. Verließ zum Kerker für schwere Verbrecher, so in Königsberg; ähnliche Kerker finden sich in Festenstein über Andrian, Fürstenburg bei Burgeis u. dgl. Einigermassen steht der Bergfried mit den übrigen Burggebäuden, gewöhnlich mit dem anderen Hauptgebäude oder dem Palas durch einen Gang oder eine Treppe in Verbindung. Dieser Bau, auch Pfalz oder Saalbau genannt, enthält die Prunkgemächer für die Familie und die Gäste. Nicht selten ist er ziemlich umfangreich, hat mehrere Stockwerke übereinander. Zum ersten Stockwerke führt gewöhnlich eine freie breitere Treppe im innern Schloßhofe. Seine größte Auszeichnung bestand aus einem Saale mit einer



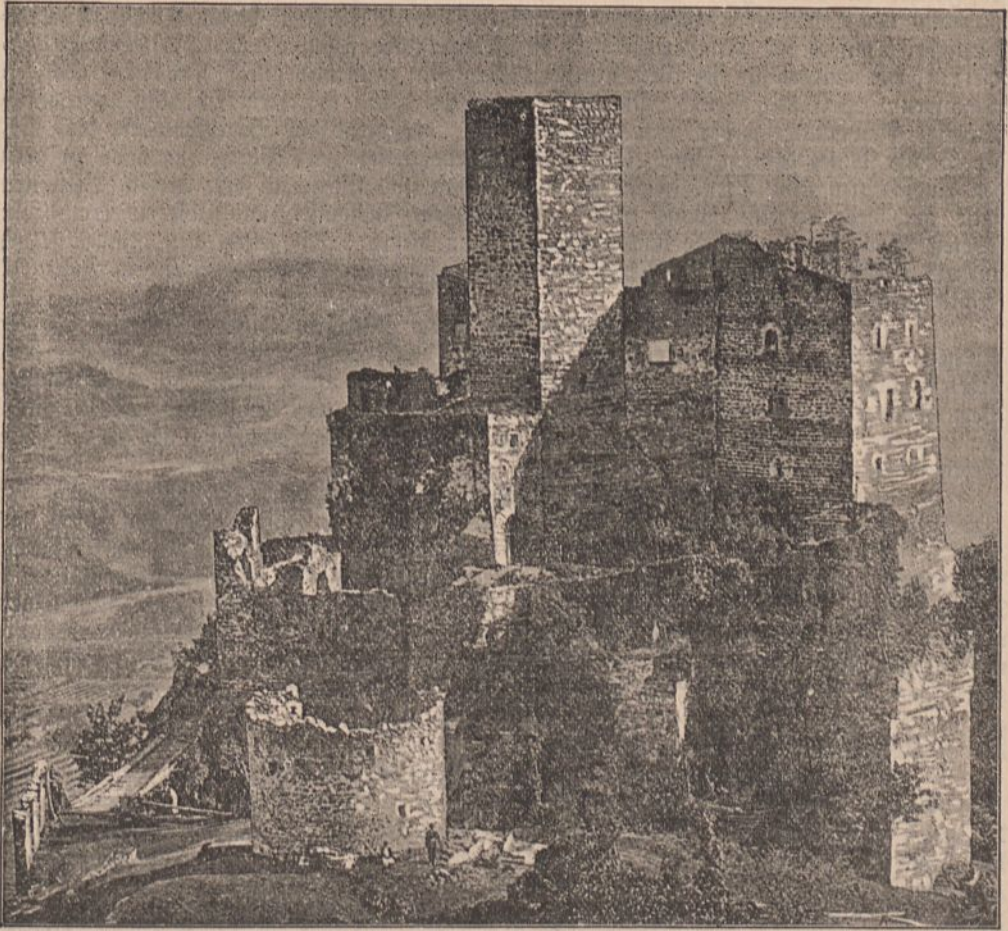


Fig. 189, Hocheppan.

Hocheppan. (Nördl. Ansicht.)

Reihe gekuppelter Fenster, an welchen oft zarte Säulchen mit Laubkapitälern auftreten. Die Wände erhielten Gemäldeschmuck oder wurden mit Stoffen und Teppichen behängt. Reste von Saalbauten mit hübschen Säulchenfenstern erhielten sich z. B. im Schloß Stenico (Judikarien), Boimont in Eppan, Wanga b. Bozen, Raineck in Sarnthal, in der Burg Tirol und Säben, wo auf der Nordseite der Klosterkirche die vermauerten durch Säulchen getheilten Fenster zu sehen sind, Schloß Taufers in Pusterthal.

Ueber die Burgkapellen ist S. 131 u. f. f. weilkäufiger gehandelt worden. Ein Abgehen derselben in der Burg selbst soll nach Einigen auf mehr kriegerische Zwecke der Beste schließen lassen.

Obgleich die meisten Vorwerke einer Burg nicht in die romanische

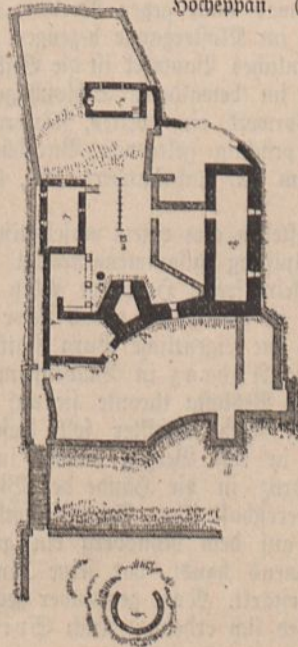


Fig. 190, Grundriß v. Hocheppan.

Periode zurückreichen, so sind doch einige aus so alter Zeit noch zu verzeichnen. Sie stehen gewöhnlich etwas tiefer als die Hauptburg u. bestehen aus einem festen Thurm, der allein ohne Schutzmauer (Warte) dasteht oder mit solcher sich rings umgibt. So hat die Stadtburg vor Arco mehrere Vorburgen und Hocheppan seinen „Burgstall“, wie dieses Vorwerk in den Urkunden genannt wird; es besteht aus einem mächtigen Bergfried röm. Ursprungs, den eine Mauer einschließt, ähnlich wie bei den Vorburgen von Fragenstein b. Zirl. Mit einer kleinen Burg verbunden sieht man den Thurm von Branzoll oberhalb Klau-



jen, welcher die Vorburg von Säben bildet. Nach Merian hatte auch das Stadtschloß Buon consiglio von Trient einen Vierecksturm außerhalb seiner Mauern. Neben Unterreichenberg bei Taufers im Münstertal steht in gleicher Höhe gegen Norden ein freier Wartthurm, wie man die für sich allein stehenden Bergfriede zu nennen pflegt; hier hat er noch den Beinamen: „Helf mir Gott.“ Die Umfangsmauern haben an ihrem Abschlusse gewöhnlich viereckige Ausschnitte, welche man Zinnen heißt. Während des Bogenspannens kann sich der Schütze hinter der einzelnen Zinne auf dem Wehrgange zurückziehen und dann zwischen den Ausschnitten seine Pfeile abschießen oder Lanzen und Steine u. dgl. werfen. Bisweilen hatte auch jede einzelne Zinne einen gabelförmigen Ausschnitt, um selbst wiederum zum sicheren Abschießen der Pfeile und Wurfgeschosse zu dienen. Oft gelten diese Zinnen jedoch nur als zierlicher Abschluß des Gebäudes und als sogenannte Feuermauern, wie in Fig. 161 (rechts oben in der Ecke).

Nach diesen allgemeinen Angaben und einem flüchtigen Hinweise auf die Tiroler Burgen, wollen wir eine nähere Beschreibung oder doch einige Notizen über einzelne derselben versuchen. Es hat fast jede der vielen Besten im Lande etwas Interessantes und Bemerkenswerthes an sich und es könnte ein Buch hierüber voll geschrieben werden, indeß um unserem Programme gegenüber nicht zu weitläufig zu werden, darf sich die genauere Beschreibung nur auf wenige erstrecken.

Einen eigenhümlichen Bau der Burgen bedingen jene hohen Felsenhügel, welche auf drei Seiten ganz steil abfallen und bloß auf einer Seite eine sanftere Neigung haben, wo man zur Burg ansteigen kann. Auf dieser zugänglichen Seite folgt dann ein Wehrbau dem andern. Zu unterst und zu oberst treten gewöhnlich die größten Gebäudewerke in Thurmform auf, dazwischen gibt es dann kleinere, jedes einzelne mit einer Ringmauer umgeben. Höchst malerisch durchgeführt kommt dieser Gedanke an der Stadtburg von Arco vor, wo sich über den 120 M. hohen Schloßberg hinauf, der die Form eines stumpfen Horns hat, daher die Römer ihr Castell daselbst „castellam cornu“ nannten, nicht weniger als 5 Thürme und Thore zählen lassen. Seit dem Jahre 1200 besitzt diese Burg das Grafengeschlecht Arco aus Baiern.

Mit Einbezug von Branzoll und einer thurmbekrönten Mauer auf der Mitte des Schloßberges wiederholt sich eine ähnliche Anlage an der Burg Säben bei Klausen. An der ersten Ringmauer bildet hier den östlichen Schluß die von St. Cassian erbaute Marienkirche und nach ihm wurde dann auch der Thurm auf der höchsten Spitze des Felsenkegels genannt. Dazwischen breitete sich die Hauptburg aus, wohin man über einen künstlich angelegten, im Felsen gehauenen Graben und durch einen Thorthurm gelangte. Rechts vom Eingang dehnte sich bis zum äußersten Rand des Berges der geräumige Palas der bischöflichen Burg aus. Dieser war auch gegen Norden frei, wie die vermauerten, durch ein Säulchen getheilten Fenster im Kloster gange bezeugen.

Als ein drittes ähnliches Bauwerk ist die Beste Kronburg über Zams in Oberinntal anzusehen. Mitten im bewaldeten Schloßhügel begegnet uns über dem ersten am Fuße desselben gelegenen Vorwerk, ein zweites, stärkeres zum Schutze des Schlosses auf der aussichtsreichen Höhe des prächtig gelegenen Burghügels. Begründet (?) soll diese Beste von den Starckenbergern im 12. Jahrhundert sein, nun sind die Ruinen im Besitz eines Frauenklosters.

Anderer Burgen bestehen aus einem majestätischen, viereckigen oder polygonen Hauptbau, der auf den engsten Umfang zusammengedrängt ist, so daß in dessen Mitte nur ein ganz beschränkter oder gar kein freier Hofraum Platz findet. Einen Bergfried gibt es an ihnen seltener. Als Schutz ist gewöhnlich etwas tiefer eine starke Ringmauer mit befestigten Thoren aufgeführt, so daß die eigentliche Burg stattlich und frei in die Höhe ragt. An erster Stelle wäre die Burg Andraz in Buchenstein zu nennen; nach einer uns vorliegenden Zeichnung von Cypr. Beskosta thront sie auf einem schaurigen, kahlen Felsen, ist aber heute fast verfallen. Nach Staffler soll diese Burg mit anderen Besten von den Gothen zu ihrer Sicherheit in den Bergen bereits im 6. Jahrhundert gegründet worden sein; um 1091 kam Andraz in die Hände der Bischöfe von Brigen und blieb in ihren Besitz bis 1803, wo die Herrschaft ihrer Schloßhauptleute ein Ende hatte.

Castell Thun auf dem Monsberg ein großartiger Prachtbau, wo seit 1194 das Geschlecht gleichen Namens haust, hat seine Ringmauer mit runden und die Thore mit viereckigen Thürmen verstärkt. Man gegenüber zeigt einen Vierecksbau, in dessen Ringmauer ein schlanker Bergfried sich erhebt. Auch Spine in Vorderjudikarien dürfte hieher zu zählen sein.



Annenberg über Latsch in Binsgau. urkundlich seit dem 13. Jahrhundert im Besitz der gleichnamigen Herren, zeigt eine eigenthümliche Grundform; halb rund, halb polygon, ohne Innenhof ragt der hohe Bau auf einem Felsenkegel empor. Die Zingelmauer liegt wiederum tiefer, aber ebenfalls zu äußerst auf den felsigen Ranten des sonnig gelegenen Bergvorsprungs. Nun ist es zur verwahrlosten Wohnung eines Bauern herabgesunken.

Ambras bei Innsbruck, der schönste Punkt jener Gegend, seit dem 11. Jahrh. den Andechsfern gehörig, wurde 1563 landesfürstlich, um welche Zeit es nach Einigen ganz neu erbaut worden sein soll. Indes Grundmauern des vielleicht in die römische Zeit hinaufreichenden Baues dürfte man wenigstens theilweise beibehalten haben; die äußeren terrassenförmig über einander errichteten Wohnbauten scheinen allerdings gänzlich umgeändert zu sein.

Wie die Burg St. Barbara, Stammschloß der Grafen v. Lodron am Bach Raffaro nächst dem See Tseo, also an der äußersten Südwestgränze des Landes, so scheint auch das Schloß Madruz, westlich 4 St. von Trient aus mehreren, weiten Thürmen bestanden zu haben. Die Herren v. Madruzzo besaßen diese Burg seit dem 12. Jahrhundert bis zu ihrem Aussterben im 17. Jahrh. Jüngst erwarb sie Dr. Larcher, der sie zu erhalten sucht.

Andere berühmte Burgen im italienischen Landestheile sind beinahe alle stark verfallen, wie z. B. jene über Avio, Gresta, Brentonico, Castelbarco gegenüber von Roveredo mit dem Bergfried auf einer Ecke, Nomi, Castelvorno, Penede über Nago, eine weitläufige Ruine auf zerklüfteten Felsenwänden; Restoro in Vorderjuditarien mit mächtigem Thurm u. s. w., vgl. S. 19. Beseno und Castel di Pietra (Stein) bei Calliano und Mattarello (mit hervorragendem Bergfried) sind im Kriege gegen die Venetianer (16. Jahrh.) stark umgebaut worden; im ersteren weihte Bischof Friedrich von Wanga eine Kapelle zu Ehren des hl. Bischofs Vigilanz. Um Trient gab es mehrere alte Burgen, wie: Belvedere über Billamontagna (auf dem Hügel Mota); Povo neben der alten Kirche St. Agatha; Vigolo nächst dem Orte gleichen Namens in theilweise neuerer Form vom Besitzer Tabarelli in Trient noch erhalten.

Reich an Vesten war auch das „Balsugan“, aber die meisten sind verschwunden oder nur in unkenntlich gewordene Trümmer verfallen, als: Cuco bei St. Christof am Caldonazzer See, Cavione, Roccabrunn, Fornas, Tenna, Caldonazzo u. s. w. Gut erhalten ist das fürstb. Schloß in Pergine, jetzt Sitz des Bezirksgerichtes. Der Hauptbau nimmt, von weitschweifigen Schutzmauern gegen Süden umgeben, den höchsten Punkt des Burghügels ein, während gegenüber der größte Thurm an erstere sich anlehnt. Auch das gräf. Wolkenstein'sche Schloß Ivano im Nebenthal Tesino befindet sich in bestem Zustande, Telvano hingegen, gerade über Borgo stehend, hat nur einzelne alte Theile und keinen besonders ansehnlichen Bergfried aufzuweisen.

Das Castell in Trient. Zur Notiz auf S. 23 fügen wir hierüber Folgendes bei. Dieses uralte Mal consiglio (Malstätte d. i. Gerichtshaus) gehört überhaupt und nicht nur allein den anderen Landesvesten gegenüber zu den großartigsten Burgen, einst prächtige bischöfliche Residenz, jetzt befestigte Kaserne. Bischof Egno (1248—1273) wählte sie zu seiner Wohnung, da sie ihm in jenen stürmischen Zeiten mehr Sicherheit bot, als die frühere neben dem Dome, wovon noch näher die Rede sein wird. Seit dieser Zeit soll der heutige Name: Buon consiglio stammen, um anzuzeigen, daß man darin mehr mit Liebe als Strenge und Unerbittlichkeit herrschen wollte. Kurz vorher muß das alte Römerwerk um den runden stattlichen Bergfried einen umfassenden Neubau erfahren haben, denn nach dem Udalricianum ist der Protest des genannten Bischofs (Egno) gegen die erzwungene Belehnung des Grafen Meinhard im „neuen Schlosse“ zu Trient abgefaßt worden. In seiner heutigen Erscheinung zeigt sich das Ganze aus zwei von einander auffallend verschie-

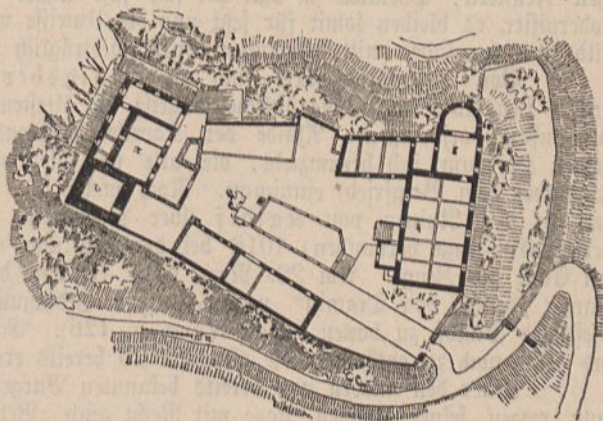


Fig. 191, Schloß Tirol.



denen Theilen zusammengefezt,<sup>1)</sup> nemlich dem Castello vecchio und Castello nuovo. Leider hat man selbst an dem ersteren die Einzeltheile stark umgebaut (15. u. 16. Jahrh.). Die Gesamtanlage dürfte in ihren Umriffen noch in die graue Vorzeit zurückreichen. Diese erhellt aus Fig. 181; A. ist das Castell nuovo, im 15. u. 16. Jahrh. herrlich gebaut worauf wir seiner Zeit zurückkommen werden. B. ist das Castell vecchio mit einem freien Innenhofe und dem gewaltigen Römerthurm in C. Durch D. wird auf einen Verbindungsgang zwischen beiden Burgen hingewiesen. Bei E. und F. kehren spätere Zuthaten wieder. Nach der Linie G. läuft die Stadtmauer mit bedecktem „Wehrgang“ bis zum Thorthurm (Abserthor, porta d'aquila) und setzt sich in I. u. I. weiter fort. An der Ostseite ist in K. G. der ebenso tiefe wie breite Graben angedeutet und in N. darüber eine Wasserleitung geführt. Von I. bis L. breitet sich ein geräumiger Vorhof aus, den eine Abschlußmauer M. mit Bastionen und zwei Eingängen aus neuerer Zeit umschließt. Von romanischen Fenstern, Portalen u. dgl. hat sich fast nichts erhalten, alle sind gothisirt oder modernisirt, es bleiben somit für jetzt nur die Umrisse von Bedeutung und lassen uns das Bild einer herrlichen mittelalterlichen Burg nachträglich noch ahnen.

Von Trient aufwärts sind an Königsberg und Enn, beide Eigenthum der Gräfin Zenobio-Albrizzi, die östlichen Theile die ältesten; dies bezeugt an ersterer auch die nach außen vorspringende Abside der Kapelle, während an letzterer Burg, die um einen schönen Hofraum sich herumzieht, die alte wie die spätere Kapelle die südöstliche Ecke (gegenüber dem Bergfried) einnimmt. Noch mehr den Charakter einer alten Burg findet man an den Ruinen von Kaldif über Neumarkt. Deren Geschichte ist mit jener der Herren Enn enge verbunden; 1018 bei der Stiftung von Sonnenburg erscheint Eglfried von Enne als Zeuge. Am 22. Nov. 1214 erlaubte der Trientner Bischof Friedrich von Wanga „denen von Tramin“ unter gewissen Bedingungen auf dem Castlozer Bühel“ ein befestigtes Schloß zu bauen (Cod. Wang. n. 126). Einige schwache Spuren von Mauern sind heute noch zu entdecken, wie oben S. 26 bereits erwähnt wurde.

Unter den andern uns bereits bekannten Burgen auf dem Ronsberg: Altspar (nun wegen seiner schönen Lage mit Recht auch „Belfort“ genannt), Belasio, Cles, Brughier und Ars verdient als recht alte Ritterburg Castell Rocca bei Kaldes am Beginn des Sulzberges hervorgehoben zu werden. Es zeigt nur die hiesfür nöthigsten Gebäude: einen mächtigen Thurm mit Palas und schützenden Nebengebäuden. Aus dem Stamme der Herren von Kaldes soll jener auf dem Astersconcil zu Brigen im Jahre 1080 gegenwärtige Ugone Candido gewesen sein.

Auf dem Mittelgebirge zwischen der Etsch unterhalb Bozen und zwischen dem Kälterer See macht sich die mächtige Ruine der Leuchtenburg weithin bemerkbar, worauf schon ihr Name hinweist. Sie steht ringsum auf den äußersten Ranten eines freien Felsenfelsens. Ihr Grundriß in Fig. 188 ist gar eigenthümlich, zeigt nemlich ein höchst unregelmäßiges Polygon mit theilweiser Abrundung und erinnert unwillkürlich an römisches Bauystem. Auf drei Seiten gibt es hier gar kein Fenster, nicht einmal eine Lichtschlitze, da nemlich, wo ein Angriff möglich gewesen wäre. Eingänge hatte sie zwei, einander gegenüber; die Hauptthür lag gegen Süden (a) und zwar zwei Meter über dem Boden erhöht, was auch vom Nebeneingang gilt. Die Wohnräume und die bemalten Prachtgemächer nahmen die Westseite mit freier Aussicht nach Tramin und Kaltern ein. Ihre äußere Wand ist aber heute größtentheils den Berg hinuntergestürzt, so daß die Ruine von Kaltern aus angesehen einem großen, zerrissenen Krater gleichsieht. Zwei Drittel des Innenraumes nimmt ein freier Hof ein. Von außen umzieht diese Burg auf zwei Seiten eine weit vorstehende Schutzmauer (vgl. d. Grundriß). Eigenthümlich und groß angelegt sind auch die Zinnen, woraus Fig. 188 ersichtlich ist; sie scheinen aber eine spätere Zuthat zu sein, etwa aus dem 14. Jahrhundert, nachdem Leuchtenburg wie die darunter liegende Laimburg, zu welcher es gehörte, durch Meinhard, weil denen von Weineck gehörig, berennt, jedoch von den neu eingetretenen Besitzern, den Herren von Rottenburg, gleich wiederum hergestellt worden ist. (P. Just. Lad. Chronik v. Bozen.) Die Mauern zeigen theilweise parallele Steinlager, die einzelnen Steine sind aber mit dem Spizhammer wenig bearbeitet, können meist als einfach gebrochene Porphyrstücke angesehen werden. Heute ist die interessante Ruine Eigenthum der Gemeinde Kaltern. Von den Herren von Laimburg erscheint 1269 Heinrich als Lehenssträger des Grafen Albrecht von Tirol.

<sup>1)</sup> Nach P. J. Laburners Archiv f. G. T. II, 254 ist 1262 noch von einem „Burgstall mal-consiglio die Rede.



In der nächsten Umgebung von Bozen nahm Formigar (heute Sigmundskron vergl. S. 26) an Macht und Ansehen den ersten Rang ein. Im 10. Jahrhundert bildete es die Grenzveste des längs des rechten Ufers der Etsch bis an die Falsauer bei Lana sich erstreckenden Herzogthums Trient gegenüber der am linken Flußufer sich ausdehnenden bairischen Grafschaft Bozen. Daher vertrauten die Fürstbischöfe von Trient die Burghut von Formicaria verlässlichen Edlen an, welche aber ihr Amt in ihrer Familie erblich zu machen verstanden und sogar den Namen der Veste: de Formigar, Formian, Fürmian (die später bekannten Grafen Firmian) annahmen, nachdem ihnen dieselbe als Lehen von ihren Herren überlassen worden war. Sie scheinen sich bald wie Eigenthümer auf dem stolzen Schloßhügel betrachtet und nach Willkür geschaltet und gewaltet, selbst Neubauten aufgeführt zu haben, so daß sich der Bischof veranlaßt sah, mit Ernst dagegen einzuschreiten. Dies geschah in einer feierlichen Versammlung bei der Etschbrücke am Fuße des Schloßberges den 9. Mai 1216. Otto v. Fürmian mußte mit seinen Söhnen und für deren Nachkommen geloben, ihre abgetheilten Wohnungen und Thürme künftighin nie mehr ohne Wissen des Bischofs umzubauen. Im Jahre 1372 wird des heute noch zwischen den späteren Bauten stehenden Thurms („mit den weißen Zinnen“) gedacht. Damals war die Burg bereits in eine obere und untere getheilt wie heute noch ersichtlich ist. An die obere erinnert gegen Osten ein Stück eines größeren Gebäudes mit einem schönen durch zarte Säulchen getheilten Fenster und daran schließt der S 132 beschriebene Altarraum der Kapelle. In den Urkunden ist von zwei Schloßkapellen die Rede: St. Stefan, später St. Ulrich — zum Andenken, daß dieser hl. Bischof darin Messe gelesen hatte; der von ihm gebrauchte Kelch war bis in jüngster Zeit noch zu sehen — und St. Blasius. Ob die genannten Ueberreste der ersteren oder letzteren angehören, dürfte bei Bloßlegung der überlückten Wandgemälde vielleicht näher bestimmt werden können. Im Jahre 1220 kommt urkundlich ein Heinrich, Priester von Firmian vor. Eine weitläufige Geschichte der Burg sieh i. Archiv f. G. Tirols v. P. Just Ladurner, III, S. 260, Innsb. b. Wagner.

Hocheppan stand Formigar wenig nach. Es war Stammsitz des auch an andern Burgen reichen welfischen Geschlechtes der Eppaner. Ethito, Gaugraf von Bozen und Enkel einer welfischen Tochter, gilt als ihr Ahnberr. Ihm folgten seine Söhne. Altmarr (1039—1074) und dann Ulrich. Des Letzteren Sohn, Friedrich mit Namen, zog sich aber aus Aerger über die sich ausbreitende Macht der Trienter Bischöfe in Bozen selbst auf die seit dem 8. Jahrhundert seinem Geschlechte gehörigen Burg jenseits der Etsch über Wiffian zurück und nannte sich Graf von Eppan. Die Macht dieses Geschlechtes erlosch aber bereits mit Beginn des 13. Jahrhunderts, wo der letzte, der uns bekannte Egnobischof von Trient war. Nachdem man von der Station Sigmundskron nahezu 2 St. Weges gewandelt ist, geht es, ehevor der eigentliche Schloßberg erstiegen wird, an einer Vorburg, dem Burgstall von Hocheppan vorüber. Er besteht aus einem ungefähr 23 M. hohen massiven Thurm wahrscheinlich römischen Ursprungs mit schönen Buckelquadern auf den Ecken und ist von einem viereckigen Ringel umgeben. Mehr als 7 M. hoch über dem Boden sieht man ein hübsches Rundpfortchen als einzigen Eingang. Die Rundschau ist auf diesem weit ins Thal vortretenden Felsenkegel unbeschreiblich prächtig. Von hier erreicht man dann in wenigen Minuten die ansehnliche Hauptburg. Gleich rechts erscheint auf einer eindringenden Anhöhe eine sogenannte „Barbacana“ in Form eines Dreiviertelkreises mit der offenen Seite gegen die Burg; sie stammt wohl erst aus dem 15. Jahrhundert, Fig. 189, 190. Um zur ganz isolirt auf einer schroffen Felsenhöhe thronenden Burg zu gelangen, ist links über einen tiefen Graben zu setzen, der theils von Natur aus, theils künstlich im härtesten Felsen hergestellt sein mag. Gegen Osten oder zur Linken verliert er sich in eine schaurige Tiefe. Anstatt der einstigen Zugbrücke (?) führt heute ein ärmliches langes Gerüste aus Baumstämmen und Zweigen darüber. Hier und drüben verfallene Mauerwerke lassen auf gute Befestigung dieses Ueberganges durch Thore schließen. Jenwärts des Grabens beginnt ein vielleicht ursprünglich bedeckter Gang, den auf der einen Seite eine Mauer gegen den Abgrund und anderseits eine senkrechte Felsenwand einschließt, wo eine darüber stehende Mauer das Eindringen in den äußeren Burghof wehrt. Ist dieser Gang durchschritten, so steht man an einem Nebenpfortchen, durch welches ein schmaler Fußweg ein Stückweit um die äußere Ringmauer und den Burghügel hinabführt, rechts aber öffnet sich ein weites (3.) Thor, welches in eine geräumige Vorburg oder Burgfreiheit führt. (Fig. 189 b.) Hier mag es die meisten Wirthschaftsgebäude gegeben haben, wie aus den Ruinen noch abzulesen ist. Die Umfangsmauern waren vermitteltst erkerartiger Vorsprünge, Wehrgänge und Zinnen zur Vertheidigung bestens eingerichtet. Die Begrenzung dieses



Hofraumes bildet gegen Süden der Palas und der Bergfried. Links vom letzteren erscheint ein 4. Thor (c), durch welches man in einen engen, von hohen Mauern allseitig eingeschlossenen Hofraum gelangt. In dessen südöstlicher Ecke ermöglicht ein breiter Bogen, einst wahrscheinlich ein verschließbares 5. Thor (d), ein weiteres Vordringen in die großartige Burg. Ueber diesen Eingang allein hat sich noch eine Schutzwehr desselben erhalten, nemlich ein kleiner Erker ohne Boden oder eine sogenannte „Pechnase“, zum Herabgießen siedenden Wassers oder geschmolzenen Peches. Endlich kommen wir in den eigentlichen Burghof oder in die „Vallei“. Zunächst begegnet uns rechts ein Ziehbrunnen. Darüber erhebt sich majestätisch der fünfseitige Bergfried in einer Höhe von mehr als 30 M. (f). Er hat keine Zinnen oder sie sind weggebrochen, da sich innen bis zu dem hoch oben angebrachten Eingang viel Steinmaterial angeammelt hat. Ob dieser Thurm ein gewölbtes Verließ auch noch über dem unansehnlichen zu unterst ausgebrochenen Kellerraum hatte, ist bis jetzt nicht ermittelt worden. Durch eine in der That höchst colossale Mauer steht er in Verbindung mit dem drei Stockwerke zählenden Palas, welcher den Gesamtbau gegen Westen abschließt und noch die einfachen rundbogigen Fenster bewahrt hat. (Fig. 189, 190 G). Der älteste Theil hat eine langgestreckte Rechteckform, wozu westlich ein Nebengebäude kam. Seit einer Feuersbrunst (?) fehlt das Dach und jede Abtheilung der Stockwerke, welche die Prachtgemächer enthielten. Links im Hofe treffen wir ein kleineres Gebäude, der heute noch bewohnte Theil der Ruine und ärmlicher aufgeführt, aber mit prachtvoller Aussicht auf Bozen und Ueberetsch, während die Fenster des Palas gegen den Berg gerichtet sind und keine Aussicht gewähren. Zum Eingang führt eine Freitrepppe mit mehreren Stufen. Tiefer gegen Süden in einem weiten, von hohen Mauern umzingelten Rasenplatze liegt die St. Katharina-Kapelle mit ihren merkwürdigen Fresken, die wir später eingehender besprechen werden. Wohl in Folge des glasharten Materials, das dieser Porphyrbühel darbot, finden wir alle Steine nur schwach oder gar nicht mit dem Hammer bearbeitet. Am Palas liegen sie stark im Mörtel und bilden parallele Fugen. Das Ganze wie das Einzelne erweist sich hier einfach aber großartig und macht einen machtreichen Eindruck und stempelt es zur Erinnerung an eine altersgraue Zeit der Profanbaukunst, sei es, daß der Leser den Grundriß oder die malerische Außenansicht in Figur 189 u. 190 vergleicht. Bezüglich Umbau wissen wir, daß 1494 Jakob Fuchs unter der Bedingung mit der Burg belehnt wurde, wenn er das Schloß herstelle. Seit 1879 besitzt diese Prachtruine der k. k. Major M. Brandstetter in Graz, mütterlicher Seite: Theiner aus Vinstgan.

Weiter südlich, beinahe in gleicher Höhe mit Hocheppan, macht sich Voimont auf einer runden Bergkuppe als eine stolze Burgruine breit, ursprünglich ebenfalls eine Besizung der Eppaner, aber bereits um 1200 erscheinen Ritter gleichen Namens. Diese Burg hatte die Form eines Rechtecks; die nordöstliche Ecke nahm der Bergfried ein, mit der Rustika und gekuppelten Fenstern geziert; hart an ihn schloß sich der Haupteingang mit der Kapelle darüber an und gegenüber war ein Nebeneingang angebracht oder später ausgebrochen und beschützt von einem zweiten, etwas kleinerem Thurme, dem größeren gegenüber. Zweidrittel der Südseite füllte der Rittersaal mit vielen gekuppelten Fenstern aus. Eine weitere Vormauer gibt es hier nicht. Voimont gehört nun dem Herrn von Bastrow. Als Vorwerk erscheint Korb mit schönem Bergfried, den gekuppelte Fenster zieren, am Fuße des Mittelgebirges gelegen. Ein Ulrich v. Korba erscheint um 1214 auf Nischberg in Eppan.

Es gab im Mittelalter noch viele Burgen auf Eppan's lieblichen Abhängen und sonnigen Hügeln, indessen aus der romanischen Periode sind nur an wenigen derselben interessantere Ueberreste auf uns gekommen. Zu äußerst im Süden, gegen Kallern hin, steht der Rest eines alten Vierecksthurms über Gandeck, dessen Vorwerk er erst später gebildet haben dürfte, nachdem dasselbe um 1488 Marquard v. Freudenstein mit Mauern umgeben hatte. Wie das heutige hochstolze Englar, eine nun ebenfalls gräflich Kuen'sche Besizung wie das genannte, um 1250 ausgesehen haben mag, wo Meinhard und Albrecht von Tirol dasselbe den Rittern v. Firmian verliehen hat, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. An Freudenstein, Besiz des Grafen Lodron, wegen seiner erfreulichen Lage mit Recht so genannt, dürften nur die Verbindungsgebäude der beiden bereits genannten Thürme in unsere Periode zu rechnen sein, das Uebrige mit dem geräumigen Vorhof ist jünger. Das Schloß Altenburg, welches 1241 dem Grafen Ulrich von Eppan gehörte, unterhalb St. Pauls ist beinahe spurlos verschwunden; dessen Burgstall Wart weist noch einen hohen und festen Thurm auf, beinahe mitten in seinen langgestreckten und noch bewohnten Schutzwerken gelegen.



So berühmt einstens das gegenüberliegende hoch über der Straße nach Meran thronende Greifenstein war, in schwindelnder Höhe gleich einem Adlernes erbaut, so hat es für diese Periode nichts Bemerkenswerthes bewahrt. Gegen Nordwest befindet sich ein Vorwerk, der Haupteingang scheint immer erhöht angelegt gewesen zu sein; der freie Innenhof war langgestreckt, aber sehr schmal und zeigte größtentheils den ganz nackten Felsen. Die meisten Räumlichkeiten lagen mehr gegen die Bergseite hin. So alt wie Hocheppan und demselben Geschlechte gehörig wechselte es in neuester Zeit mehrmals die Besitzer (Private aus Bozens Umgebung.)

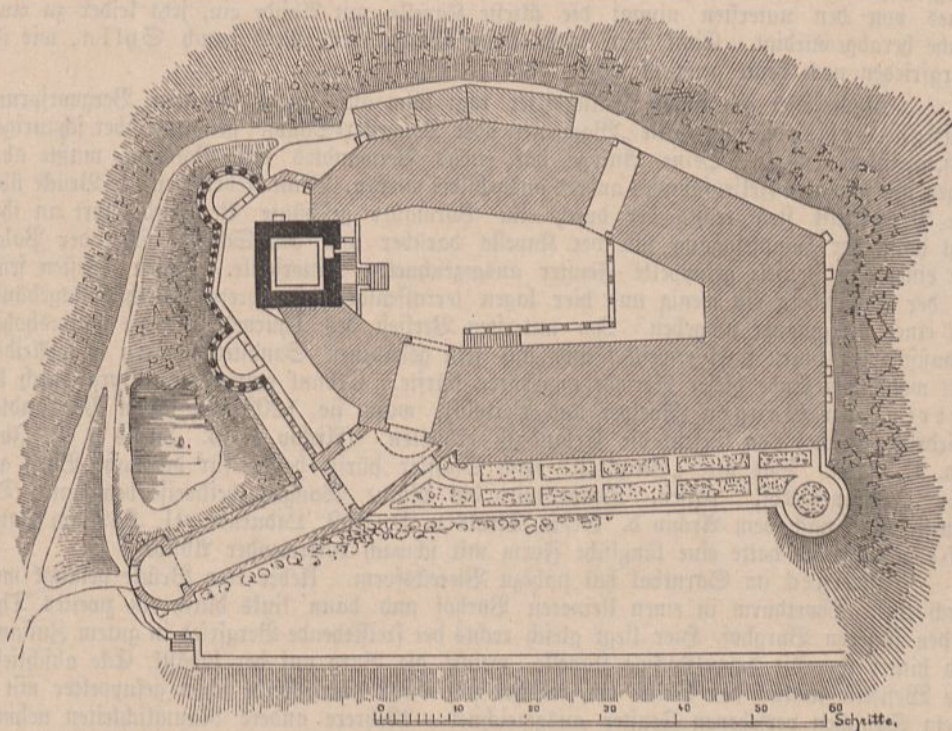


Fig. 192, Grundriß der Burg Brud bei Vienz.

Wie die alte bereits S. 26 erwähnte „Burg zu Grief“ (Pradai, Pradain? mit den beiden ein festes Thor flankirenden Thürmen ad portam clausam genannt) im früheren Mittelalter ausgesehen haben mag, dies ist heute wegen Neubau der Klosterkirche kaum mehr zu bestimmen. Nicht unwahrscheinlich folgten dessen Umfangsmauern gegen Süden einer schwachen Kreislinie wie heute noch das Klostergebäude. Auch Merians Abbild. (v. J. 1649) huldigt einigermaßen dieser Ansicht, obgleich sie mehrere kleinere Thürme angibt; auf derselben ist auch der zweite Thurm neben dem Hauptthore zu sehen. Von der ältesten Geschichte dieser Beste ist nach dem Archiv f. Gesch. Tirols V, 312 v. P. Just. Ladurner bekannt, daß Graf Meinhard von Tirol an der Straße von Bozen nach Meran Grund und Boden erwarb und ein befestigtes Schloß von Ringmauern und Graben umzogen zur Bewachung genannter Straße erbaute und mit eigenen Burggrafen und landesfürstlichen Richtern versah. Auch erkaufte derselbe 1276 von Arnold dem jüngern von Walwenstein ein Burgstall am Bagenthal und bei „Severs“, tauschte dann dieses, ein Eigenthum des Klosters „Bernried“ gegen ein Kammerland in „Oberpervens“ ein und baute ein zweites Schloß zur Bewachung des Weges nach Sarntal. Genannter Autor erkennt im Hause 115 noch Reste davon oder sind darunter die Befestigungen um den S. 27 beschriebenen Römerthurm genannt, um 1216 vorkommend unter dem Namen: „Trivenstein, Treuenstein“, auch „Sinbelthurm“ (sinbel = rund).

Von dem heute außen in gutem Zustande erhaltenen Maretsch am linken Talferufer bei Bozen, dürften nur noch einzelne Theile der romanischen Periode angehören. Der Eingang in den Hauptthurm liegt auffallend hoch und ist von weitem sichtbar.



Runggelftein am Eingang ins Sarntal bereits 1237 durch Friedrich und Berchtold von Wangen gegründet „auf dem „Burgstalle von Runtenstein“ genannt, zieht erst für die nächste Periode unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dasselbe gilt von dem gegenüber aber höher thronenden Kafenstein (Albert v. Kafenstein um 1219 als Bischof von Trient urkundlich.) Ersteres ist nun bekanntlich ein Besitz des Kaisers, letzteres gehört dem Ritter v. Toggenburg.

Interessant als zierliche Form eines Burgstalls ist das gleich dahinter auf einem abgestürzten, mächtigen Felsblock sitzende Ried mit dem schönsten Römerturm als Bergfried, an dessen Südseite einige kleine Bauwerke wie über einander gestapelt sind. Eines von den untersten nimmt die älteste Kapelle mit Abside ein, jetzt leider zu einer Küche herabgewürdigt. Einst hieß diese kleine Burg, nach Reeb, auch Sylla, wie ihr Burgfrieden noch heute genannt wird.

Noch tiefer am linken Talser-Ufer ragt kühn auf einem schmalen Bergvorsprung Wanga=Vellermont, heute „Wangener- oder Langacker-Schloß“ genannt, über schaurigen Felsenwänden empor. Seine Anlage hat etwas Verwandtes mit Voimont, mußte aber wegen des schmalen Felsenkammes anders ausgebildet werden. Beim Uebersetzen der Brücke über eine Bergeskluff steht rechts der durch eine Vormauer geschützte Bergfried, hart an ihm liegt dann der Haupteingang mit der Kapelle darüber und den Schluß bildet der Palas mit einem durch viele gekuppelte Fenster ausgezeichneten Rittersaale. Gegen Westen senkt sich der Schloßberg ein wenig und hier lagen terrassenförmig mehrere Wirthschaftsgebäude von einer Ringmauer umgeben. Im untersten Verließ des Thurms sind die mannhohen Schußcharten innen stark erweitert und mit fein gehauenen Sandsteinquadern ausgekleidet, was wohl dem Ende dieser Periode angehören dürfte. Erbaut wurde diese Burg durch die Herren von Wangen (Adelper und Bertold), wozu sie 1208 von ihrem Verwandten Friedrich, Bischof von Trient die Erlaubniß erhielten. (Archiv f. G. Tirols v. P. Just. Lad. II. 219). Das alte „Burgstall“ nach Staffler dürfte besser für die nahe Burg auf „St. Johannes-Kofl“ passen. Heute wird die Ruine Wangen theilweise bewohnt. Der Kapelle wird nach dem Archiv d. Gesch. Tirols v. P. Just. Ladurner, II, 249 im Jahre 1251 gedacht, sie hatte eine längliche Form mit schwach vortretender Abside.

Raineck im Sarntal hat nahezu Vierecksform. Ueber eine Brücke gelangt man durch einen Thorturm in einen kleineren Vorhof und dann links durch ein zweites Thor in den inneren Burghof. Hier liegt gleich rechts der freistehende Bergfried in gutem Zustande und hinter ihm die doppelstöckige Kapelle, welche die Burg auf der südöstl. Ecke abschließt. Die Westseite nimmt der Palas ein, welcher sich durch eine Reihe schön gekuppelter mit je einem Säulchen versehenen Fenster auszeichnet. Mehrere andere Räumlichkeiten nehmen in ganz verfallenem Zustand die Nordseite der Burg ein. Eigenthümer ist Ritter von Toggenburg in Bozen. Als der älteste Gewaltthaber auf dieser alten Burg erscheint ein Hugo v. Velturns (vor 1237.)

Ins Etzthal zurückkehrend begegnen wir von Hocheppan weiter nördlich am rechten Flußufer bis ins Ultenthal hinein einer Reihe von Burgen, welche diesem mächtigen Adelsgeschlechte zugehörten. In Andrian ist es Wolfsthurm, das in Halbkreisform einen starken Thurm gegen die Thalseite hin umschließt. Ob diese Beste ursprünglich nicht etwa Wolfsthurm hieß? Das darüber liegende kühne Felsenest Festein ist als eine Vorbeste von Hocheppan im Gebirge wie Wolfsthurm im Thale sehr wahrscheinlich auch eine Eppan'sche Besingung gewesen. In den Ruinen lassen sich zwei Thürme erkennen, einer, etwas kleinerer auf der höchsten Spitze des Felsenkegels.

Ueber dem Nachbarsorte Nals liegt das langgedehnte Pairsberg, das um 1200 Elisabeth, Tochter des Otto Bayr, durch Heirat mit Dietmar von Voimont an die Eppaner brachte. Der Bergfried nimmt hier eine jedem feindlichen Angriffe sehr ausgefetzte Stelle ein.

An der S. 31 und 132 erwähnten nicht fernem Wehrburg stehen die zwei massiven Bergfriede nicht parallel neben-, sondern schief zueinander, so daß wenn der eine genommen, der andere noch als selbständiges Castell dastände. Jeder liegt aber zugleich in in der Flucht der Ringmauer vor dem eigentlichen Hauptgebäude mit einem großen Saale (heute Stadel), womit erstere durch Zingelmauern verbunden waren. Die späteren Erben von Wehrburg waren zuerst vor Dietmar um 1229 Lehensherren der Eppaner. Jetzt gehört die theilweise verfallene Beste einem Bauern.

Die etwas tiefer liegende und durch ein tiefes Thal getrennte Helfenburg (im Munde des Volkes „Casatsch“ (von casa, casaggia = größerer Besitz) hat Vierecksform



mit dem Bergfried auf der südöstlichen Ecke und ist Eigenthum der Familie von Stachelburg, (Witwe Baronin Giovanelli in Meran), nun aber gänzlich verfallen.

Eine halbe Stunde höher in Prissian, Gemeinde Tisens, macht Katzenzungen in seiner anspruchslosen Vierecksform ohne Ringmauern einen eigenthümlichen Eindruck, falls diese Form bereits 1244 unter Heinrich dieses Namens bestanden haben sollte, wie die an der Ostseite sichtbare Mauertechnik zu bestätigen scheint. Heute bemerkt man an dieser verwahrlosten Wohnung eines Bauern auffallend viele Erker in Form von Pechnasen. Von der Höhe herab, an dem Wege über den Gampen nach dem Nonsberg schaut die Zwingenburg in ihren letzten Resten eines massiven Thurms noch stolz auf uns herab. Bereits im 13. Jahrhundert gehörte sie dem deutschen Orden.

Ueber die romantische Gegend dieses Mittelgebirges weiter wandelnd sehen wir im nächsten Orte Böllan rechts auf einem die Umgegend beherrschenden Felsenhügel die mit passendem Namen bezeichnete Maienburg, wiederum ein alter Besitz der Herren von Eppan. In der großartigen stark in die Länge sich ziehenden Ruine begegnet man dicken Umfangsmauern mit Wehgang; der ansehnliche Bergfried mit Buckelquadern aus Sandsteinstücken nimmt die südwestl. Ecke nicht ferne vom Hauptthor ein, während ein Nebeneingang weiter nördlich liegt. Im untersten Verließ kehrt die manns hohe noch immer stark sich erweiternde Schußscharte von Bellermont auffallend ähnlich wieder.

Der über Unterlana hoch thronenden Leonburg mißt man gewöhnlich ein höheres Alter als dem etwas näher über der Pfarrkirche stehenden Brandis bei; indeß nach der Mauertechnik der Bergfriede zu urtheilen, gehören beide Besten derselben Zeit an. Erstere verdient den Namen einer „Felsenburg“ im engeren Sinne des Wortes, da der Unterbau der Mauern an allen Stellen auf den nackten Felsen aufsitzt und überdies letztere mit Mühe gleich Wänden abgemeißelt und planirt sind, um im Hofraum das Gehen möglich zu machen. Beide sind heute noch zu eigen ihren alten Besitzern, den Grafen Brandis.

Braunsberg am Eingange ins Menththal und Eschenloß 2 Stunden tiefer im Thale gehörten ebenfalls den Eppanern. Erstere Burg, noch bewohnt, scheint niemals einen größeren Umfang gehabt zu haben, als daß um einen kleinen Hof unbedeutendere Gebäude mit einander verbunden waren. An Eschenloß erinnert nur noch der große Wirthurm auf einem bereits bewaldeten Hügel mitten im Thale.

Lebenberg weiter nördlich in der Gemeinde Tscherm's macht sich schon in größerer Entfernung durch seine terrassenförmige Anlage vermittelt vieler kleinerer Gebäude auffallend bemerkbar; man zählte einst 36 Dachstühle. Den Abschluß der ganzen malerischen Gruppe bildet ein altersgrauer Thurm; um 1250 treten nach Beda Weber bereits die Herren dieses Namens auf, heute ist das Ganze ein Besitz von R. Kirchlechner.

Wie die Burg Tirol 1 Stunde nordwestlich von Meran in geschichtlicher Beziehung die merkwürdigste des Landes ist, ebenso hat sie auch, in wie ferne ihr Bau zur Sprache kommt, eine sehr große Bedeutung. Mit dem oben S. 32 gedachten Römerthurm und seinen nächsten ihn schützenden Vorwerken auf dem nördlichen Abschluß der Burg standen schon frühe geräumige Bauwerke in Form eines großen Rechtecks enge verbunden; vgl. den Grundriß in Fig. 191. Als ihren Gründer und ersten Gaugrafen an der Etzsch nennt die Landesgeschichte von Pfarrer Thaler einen gewissen Gerung um 1030 und 1075 und dann Adalbert (Adalbrecht) um 1075. Urkundlich ganz sicher treten die Herren der Burg im Jahre 1140 als comites Tyrolis auf. Und aus dieser Zeit dürften die älteren

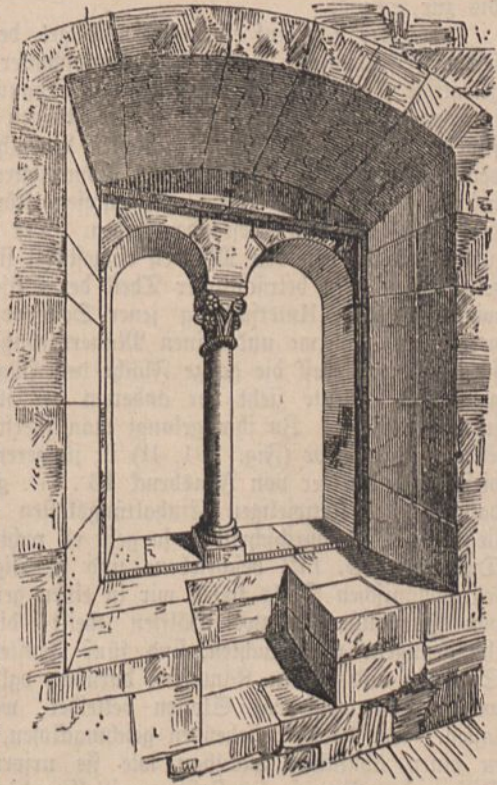


Fig 193, Bruck bei Venz.



Theile der mittelalterlichen Feste stammen. Zum Beweise hiefür können die Kapelle und die damit verbundenen großartigen Räumlichkeiten besonders mit Beziehung auf ihre Einzeltheile, wie Portale und Fenster, aufgeführt werden; Fig. 95—102. Kurz vor 1317 muß ein größerer Zubau zu Stande gekommen sein; dies geht aus einer diesem Jahre angehörigen Urkunde hervor, welche nemlich „zu Tirol am Samstag vor dem St. Veitstage in dem neuen Mueshause (Küche und Speisekammern) ausgestellt wurde.“ Bis 1363 oder zur Zeit der Uebergabe des Landes an Oesterreich residirten hier die Landesfürsten, hernach die Landeshauptleute a. d. Etzsch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, von wo an nur ein Schloßhauptmann und ein Kaplan daselbst sich aufhielten. Die bairische Regierung verkaufte die historisch wichtige Burg an Seb. v. Hausmann und von diesem erwarb sie die Stadt Meran, welche damit am 20. Mai 1816 dem Kaiser Franz I. ein Huldigungsgeſchenk machte. So wurde die tirolische Stammburg wiederum Staatseigenthum und blieb es bis zur Stunde.

Sie liegt auf einem freien Hügel, der theilweise steile Abhänge hat, aber nicht aus festen Felsenmassen, sondern aus Sandschotter mit großen Steinen verwachsen besteht. Die gewaltige Tiefe soll sich erst nach der Erbauung des Schlosses nach und nach durch Gewitterregen gebildet haben. Wegen der stetigen Gefahr der Verwitterung des Untergrundes für den weiteren Bestand der ältesten Burgtheile sehen wir auf Fig. 191 (links oben) unter den Gemächer-Ruinen A bis zum Römerturm T Schutzdächer angebracht. Nach Suchenwirth's Gedichten, einem Zeitgenossen Königs Heinrich sollen hier die Prunkgemächer, der Palas der Burg bestanden haben. Der alte Thurm ist innen mit Steinen stark ausgefüllt, welche von den Mauern eingestürzt sind, da diese bedeutend höher als heute gewesen sein mögen. Ein beträchtlicher Theil der Ostseite der Burg ist bereits in die Tiefe gekollert, wie eine nähere Untersuchung jener Seite von außen auffällig ergibt. Man sieht nemlich vermauerte Thürme und feinen Mauerverputz, wie er nur in Zimmern vorkommt. Wahrscheinlich war einst die ganze Fläche des Hügels mit zusammenhängenden Gebäuden zierlich geschmückt. Heute zieht vor anderem der südliche Hauptbau die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich. Zu ihm gelangt man zuerst auf dem den Burghügel westlich umziehenden Weg. Das Thor (Fig. 191, H) ist jüngeren Datums. Es war durch Gallerien geschützt, diese ließ aber der von Innsbruck 16 . . . geschickte Herr v. Summer nebst den Dächern dahinter der kostspieligen Einhaltungskosten wegen abbrechen! Ist dann ein schmaler tief liegender Pfad durchschritten, so geht es rechts über zwei offene Stiegen zu einer Vorhalle. Durch das S. 112 beschriebene und in Fig. 151 abgebildete, figurenreiche Prachtportal frühromanischen Stils treten wir in einen geräumigen Saal (Rittersaal), welchen eine Reihe von Holzfäulen in zwei Hälften theilt, die flache Oberdecke aus Holz tragend. Um ihn genügend zu beleuchten, sind fünf Fenster angebracht, geschmückt mit hochinteressanten Säulchen und starken Kämpfern darüber, vgl. S. 91—93. Die Wände sind heute kahl, waren einst wohl mit Stoffen bekleidet, weil sich Spuren von Bemalung nicht entdecken lassen. Die darüber stehenden geschmacklosen, sogenannten Kaiserzimmer (!) sollen in Kürze in einen ähnlichen Saalbau, wie sie ursprünglich waren, umgewandelt werden. An die Ostseite des Rittersaales stoßt unmittelbar die Kapelle, welche diese Burg, wie Raimbeck, an der Südostseite abschließt. Deren halbrunde Abside lassen Einige ursprünglich einen Rundthurm gewesen sein, welcher Ansicht schon deren gestelzter oder in die Länge gezogener halbkreisförmiger Grundriß widerspricht (siehe Fig. 191), ohne zu erwägen, mit welchem Aufwand der Technik fast alle Altarräume in so früher Zeit aus Hochachtung für deren hohen Zweck auftreten. Der Eingang umgibt die andere in Fig. 153 abgebildete ebenso reiche Portalumrahmung mit noch altem Thürflügel. Auch selbst am Triumphbogen kehren ähnliche sinnbildliche, Thürgebilde wieder, wie z. B. das Lamm umgeben von knirschenden Ungeheuern. Die bedeutungsvollen Wandmalereien und Altarwerke werden später bei der Geschichte der Malerei und Plastik besprochen werden.

Die Brunnenburg unten in der Tiefe links und Dürenstein (Gut auf dem Stein, Thurmstein um 1386) rechts am Bergabhang könnten als uralte Vorwerke oder Burgställe der Stammburg angesehen werden. Erstere soll sogar durch einen unterirdischen Gang in Verbindung gestanden sein, heute ist sie sehr zerfallen, während letztere noch bewohnt wird und ihr Bergfried tritt mehr hervor als jener von „Brunnburg“, wie diese auch hieß. Selbst Auer mit „dem alten Thurm Auer“, wie in Urkunden noch 1459 hervorgehoben wird, könnte im weiteren Sinne als Tirols Vorwerk in dem nördlichsten Winkel der Gemeinde Tirol über dem Bach „Finale“, also als Grenzhut gelten; die 1217 auftretenden Edlen von Auer erscheinen unter Margaretha Maultasch als lebenspflichtige Dienst- und Hofleute. Ueber das hohe Alter der Einzeltheile dieser Burg siehe S. 32.



Gegen Osten hielt Benoburg Wache gegen das Passierthal. Vom Glanze dieser Burg erzählen noch die S. 57 abgebildeten und 59 beschriebenen Kapellen mit deren herrlichen Portale (Fig. 153) und der Bergfried mit seinen verschiedenen, zierlichen Säulchen in den gekuppelten Fenstern (Fig. 142); alle übrigen Räume sind in Schutt und Trümmer verfallen.

Außer dem Schloß Planta in Obermais sowie Goyen in Schönna, von deren ältesten Geschichte, daran ihre altersgrauen Thürme erinnern, nichts bekannt ist, wären noch manche kleinere und größere Burgen in dieser Gegend sowie auch in Vinschgau näher zu beschreiben, aber aus Mangel an Raum müssen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß im letztern Thale die schon S. 33 genannten: als Tarantsberg, Zupal, Annenberg, Untermontani, Lichtenberg, die Tschengelsburg, Matsch, Churburg, Trostburg, Fürstenburg, Unter- und Oberreichenberg bei Taufers und Maudersberg u. dgl. ursprünglich ebenfalls einen kleinen Umfang gehabt haben dürften, aber um ihren uralten, meistens römischen Kern eine feste Wehr gebildet haben. Ein hohes Alter kann Untermontani ansprechen, da bereits 1228 Graf Albrecht von Tirol das jüngere Obermontani erbaut hat. Fürstenburg zeigt seinen Bergfried wie durch die Natur so auch durch mehrfache künstliche Vorwerke bestens gesichert. Diese Theile sind wohl älter, als daß sie 1274 Bischof Conrad hätte ausführen können; sein Werk steckt wohl in den Umfangsmauern der östlichen und größeren Räume. Hohes Alter kann auch die nächste Umgebung des Bergfried von Zupal beanspruchen, wo die Eckmauer beim Aufstieg zum oberen Hof die Rustika zeigt. Die Hauptgebäude dieser Burg gehören meist der gothischen Periode und selbst der Renaissancezeit an, so daß sie dort näher zur Sprache kommen müssen. Ähnliches gilt von den beiden Reichenberg, von denen jede einen mächtigen kreisrunden Bergfried hat.

Auf das Eisackthal übergehend eröffnet zunächst Karneid im Orte gl. N.  $1\frac{1}{2}$  St. von Bozen den Reigen alter Landesvesten. Daran ersehen wir wiederum wie diese Burgen einst ausgesehen haben mögen. Es waren feste Plätze, wo man sicherern Schutz vor Gewalt finden konnte; sie zählten wenige und beschränkte Räume, als: einen Thorthurm, einen Bergfried und einige Wohnräume, worunter eine Kapelle selten fehlte, und diese alle lagen um einen engen offenen Hof. Karneid ragt auf drei Seiten über einer senkrecht abfallenden Felswand empor und unten in der Tiefe rauscht der Bach aus dem Eggenthal vorbei, dessen Eingang die Bergfeste zu bewachen hatte, zugleich mit dem gegenüberliegenden Thurm im Schloßchen Rampenn. Nach Staffler waren die Greifensteiner (Eppaner) die ältesten Besitzer von Karneid wie vom nahezu verschwundenen Steinack in ähnlicher Lage an der Mündung des nächsten Nebenthales Tiers. Gering sind ebenfalls die Reste vom gegenüberliegenden Ste in auf dem Ritten, eines Besitzes der Herren von Willanders. Ueber das schöne Mittelgebirge am linken Ufer des Eisacks weiterziehend, stoßen wir auf die Ruinen des im 13. Jahrhundert durch die Colonna aus Rom gegründeten (?) Prößfels und des ebenso alten Schenkenberg mit einem bis noch in neuester Zeit stattlichem Bergfried, den man aber als Steinbruch benützte und so seinen Einsturz herbeiführte.

Von den nächsten Burgen in der Gemeinde Kastelruth: Michberg, Salegg und dem durch Oswald v. Wolkenstein berühmt gewordenen Hauenstein sind die interessanten Ueberreste auch bald gezählt.

Den Eingang in das Grödnertal beherrscht die Trostburg auf romantisch gelegener Felsenspitze, in zierlicher Form eines großartigen, ritterlichen Bauwerks späterer Zeit. Die Oberfläche des ganzen theils kahlen, theils buschig bewachsenen Felsenkegels ist mit Gebäuden bedeckt und besetzt, aus deren Mitte die eigentliche Burg emporragt. In die Zeit von 1290, wo ein Hugo von Veltorns, genannt „zu Trostburg“, darauf gewohnt hat und dieselbe dem Grafen Meinhard von Tirol gegen die Beste Veltorns überlassen hat, dürften außer dem Thorthurm nur einzelne Unterbauten zurückreichen. Der Thurm des Vorwerks darüber hat die runde Seite gegen das Thal, die eckige gegen den Berg gekehrt; diese mißt 4,25 M. — die Mauerdicke 2 M. und der innere hohle (kreisrunde) Raum ebensoviel; die Höhe beträgt etwa 10 M. Es scheint, daß auch die oberen Stockwerke wie der spitzbogige Eingang einer späteren Zeit angehören. Die ganze Burg ist heute noch im Besitze der Grafen v. Wolkenstein, die sie in einem guten Zustande erhalten.

Vom uralten Schloß Wolkenstein am Schlusse des Grödnertales sind noch einige Mauertrümmer sichtbar. Es lag mitten in einer hohen, schauerlichen Felswand, in dieselbe gleichsam eingemauert und war nur auf einer im Steine gegrabenen Treppe mühsam zugänglich. Nach der Sage hätten diese seltsame Burg Grafen aus Italien erbaut, welche



vor Attila's grauen Verwüstungen geflohen waren. Im 13. Jahrhundert waren die Edlen von Maulrapp deren Besitzer und diese verkauften sie 1292 an Conrad v. Willanders, welcher somit den Titel „Wolkenstein“ annahm. Er wurde dadurch der Gründer des berühmten Wolkenstein'schen Geschlechtes.

Der Hauptburg in der Umgebung von Klausen, nemlich Säben, ist wiederholt gedacht worden, wie S. 28, 152; seit ihrer Umwandlung in ein Frauenkloster am Beginn des 17. Jahrhunderts ist daran vieles geändert worden, der äußere Umfang aber blieb.

Der Stammsitz der Herren von Willanders, nach welchem Staffler und Andere fragen, kann wohl kein anderer gewesen sein als „Gravetsch“ (des Grafen Arze), ein längliches Viereck um einen schmalen Hof. An der Nord- und Ostseite entdeckt man noch ziemlich alte Mauern. Die einfache Kapelle ein Viereck mit Tonnengewölbe zu ebener Erde auf der nordwestlichen Ecke, ursprünglich durch schmale Fenster erleuchtet, nennen die Leute „den Heidentempel.“ Ein Bergfried fehlt gänzlich. Nach Burglechner soll das genannte edle Geschlecht bereits im 7. Jahrhundert über die Umgegend geherrscht haben. Die älteste urkundliche Nachricht datirt nach Staffler erst seit 1330, wo den Edlen von Willanders von König Heinrich als Graf von Tirol bewilligt wurde, Gravetsch zu besetzen. Jetzt bildet diese Burg die Wohnung des ansehnlichsten Bauern in der Gemeinde.

Garnstein zu hinterst im Thale zwischen Willanders und Salsfons ist von geringem Umfang, sein Bergfried mag aber ein hohes Alter haben. Schon 1082 erscheint ein Garo von Tobaldo und den Heinrich Garro bezeichnet Staffler um 1150 als Erbauer der Burg, die zum Schutz der daran vorbeiführenden Saumstraße und vielleicht auch des nahen, uralten Silberbergwerkes diente. In jüngster Zeit von einem Fremden angekauft, ist diese Burg in guten Zustand versetzt.

Bezüglich des Schlosses Summersberg in Gufidaun erlaubte König Heinrich dem Georg von Willanders „ein Gefäß zu bauen auf dem Berge, der da heißt Summersberg, mit Mauern und Holz zu dem großen Thurm zu Gufidaun.“ Einem größeren Thurmbau dürfte etwa der S. 28 angeführte Mauerrest mit der Rustika links vom Eingangsthor angehört haben, der höher stehende kleine Rundthurm reicht wohl ebenso wenig in die romaniſche Periode zurück wie das viereckige Hauptgebäude auf der Höhe des Burghügels mit seinem thurmhohen, senkrechten Abfall bis in den Willnöſſerbach. Die Herren von Gufidaun treten um 1206 auf. Jetzt besitzt das wohnlich eingehaltene Summersberg Prof. Dr. Jg. Zingerle.

In Brigen begegnen wir an der fürstbischöflichen Wohnung einer sogenannten „Hofburg“, die südwestliche Ecke der Stadt einnehmend. In Folge der vielen Veränderungen seit ihrer Gründung im 13. Jahrh. läßt sich die erste Form nicht mehr bestimmt andeuten, aber wahrscheinlich mag sie gleich der noch älteren bischöflichen Wohnung nächst dem Dome (Fig. 28), einst wie noch heute aus 2—4 nicht gar hohen Flügeln bestanden haben, welche einen geräumigen Hof umgaben. Außen schützte sie ein ringsum laufender Wassergraben und gegen Süden zwei Ecktürme von denen der westliche mächtiger ist und als Hauptthurm oder Bergfried angesehen werden könnte. Merian gibt in seiner Ansicht von Brigen aus dem Jahre 1649 noch einen weiteren freistehenden Thurm gegen Nordwest an. Das Hauptthor wird wie heute stets die Mitte der Ostseite durchbrochen haben.

In der nächsten Umgebung war wohl stets Rodanek die mächtigste Burg, gelegen auf der äußersten Spitze des gleichnamigen Mittelgebirges und von diesem durch eine schauerliche Felsenkluff getrennt, auf den übrigen Seiten ist dieser Felsenriff von der tief unten vorbeifließenden Rienz umspült. Friedrich von Rodanek erhielt um 1242 vom Bischofe Hartmann die Erlaubniß hier sich eine Befestigung bauen zu dürfen. (Brigner Saalbuch u. Chronik v. Neustift). Aus dieser Zeit stammen heute kaum mehr als einige Umfassungsmauern, ein Bergfried fehlt.

In Pusterthal ist zunächst Schöneck hoch über Kiens bemerkenswerth; die Befestigung diesen Namen wegen ihrer aussichtsreichen Lage, wo sie nach Mairhofer's Geschichtsreund Jhrg. 1868, S. 50 um 1150 durch Arnold von Rodanek fest erbaut wurde. Leider steht diese Burg auf einem Erdhügel und wie dieser in Folge der Zeit durch die Gewitter unterspült und abgestürzt, so ist auch ein größerer Theil der Befestigung mit ihm gefallen. Der Graben ist ausgefüllt, das Hauptthor steht noch mit einem Rest seines Schutthurms aufrecht, und gleich daran lehnt sich die Kapelle mit bereits dreiseitigen Chorschluß, wovon zwei Wandflächen noch am Rande des Abgrundes erhalten sind. Von anderen Gebäuden sieht man nur in dem einst großen Schloßhof auch noch zwei Wohnungen. Der Aufstieg zu einer derselben ist durch eine weite dreiseitige, freie Treppe mit 8 Stufen aus großen



Granitblöcken hergestellt und führte einst wohl zum Palas. Der riesenhafte Bergfried hat merkwürdiger Weise eine „rautenförmige“ Basis und Buckelquadern an den Grundmauern. Er ist außen mit länglichen, 16 c hohen Granitquadern überkleidet, die sehr genaue Parallel-Lagerungen zeigen, noch zu oberst messen die Mauern mehr als 2 M. u. halten gut, weil mit festem Dache versehen. Das unterste Geschoss bildet ein tiefes Verließ, durch eine Schlitzöffnung erhellt und ist mitten im Gewölbe mit einer 1 M. weiten runden Oeffnung versehen, wie in Königsberg u. dem Münzthurm zu Hall (Fig. 195). Zur Etage darüber durch eine schwere eiserne Thür verschließbar und auch nur eine Schlitzöffnung erhellt, gelangt man über eine hohe Treppe aus dem Pächterhaus. Die Etage über diesem Oberkerker ist verputzt und hat Fenster und von da gehts über Balkentreppe bis unter das Dach. Einzelne Ziegel an dem Fenster-Gewände haben am Kopfe eine aus einem Kreise bestehende Marke. (Cypr. Pescosta.)

An der jetzt noch umfangreichen und stattlichen Burg Bruned, so genannt von ihrem Erbauer, den Bischof Bruno von Brixen und nach Tinkhauser im Jahre 1256 zuerst unter diesem Namen urkundlich vorkommend, läßt sich die Eigenthümlichkeit wahrnehmen, daß der nicht besonders massive Hauptthurm mit dem großen, palasartigen Gebäude nicht in Verbindung steht, sondern sich frei daneben erhebt. Er liegt zwischen zwei Thoren, von denen das nördliche hoch angebracht ist, so daß man es nur über einer stufenreicheren Stiege erreichen kann. Zwei seiner Ecken sind mit einigen Kufikaquadern geziert. (Er allein dürfte aus der Zeit der Gründung noch übrig sein.) Die Abbildung der Stadt Bruned bei Merian zeigt zwei Hauptgebäude hart neben einander an, was heute nicht mehr der Fall ist.

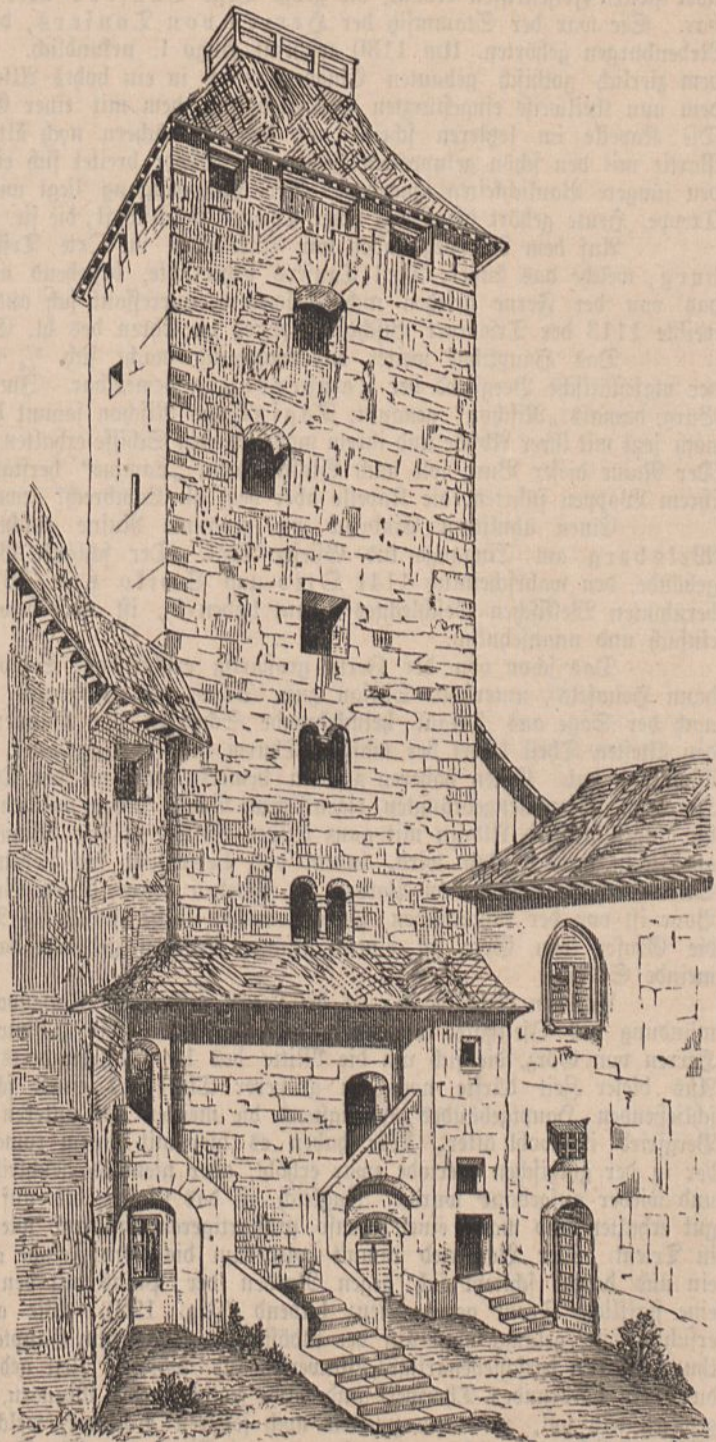


Fig. 194, Thurm im Schloß Brud bei Lienz.

(Er allein dürfte aus der Zeit der Gründung noch übrig sein.) Die Abbildung der Stadt Bruned bei Merian zeigt zwei Hauptgebäude hart neben einander an, was heute nicht mehr der Fall ist.



In dem westlich gegenüber von Brunek sich öffnenden Taufererthale macht sich außer den kleinen Burgen Neuhaus und Uttenheim, beide mit ansehnlichen Bergfrieden über steilen Felsenriffen erbaut, die große Feste Taufers über dem Dorfe Sand bemerkbar. Sie war der Stammsitz der Herren von Taufers, denen auch die vorgenannten Nebenburgen gehörten. Um 1130 erscheint Hugo I. urkundlich. Der westliche Theil hinter dem zierlich gothisch gebauten Eingang reicht in ein hohes Alter zurück. Er besteht aus dem nun theilweise eingestürzten Bergfried und dem mit einer Ecke daranstoßenden Palas. Die Kapelle im letzteren scheint mit den Gemächern noch älter zu sein als die südliche Partie mit den schön gekuppelten Fenstern. Davor breitet sich ein größerer Hofraum aus, den jüngere Baulichkeiten umgeben. Der Haupteingang liegt wiederum über einer offenen Treppe. Heute gehört die Burg einer Wiener Gesellschaft, die sie in schlechtem Stande hält.

Auf dem Rückweg haben wir links oben im Orte Tesselberg das Schloß Rehlburg, welche das äußere Thal Taufers beherrschte, bestehend aus einem Hauptgebäude, das von der Ferne gesehen nicht besonders interessant sich ausnimmt. Die alte Kapelle weihte 1113 der Trienter Bischof Gebhard zu Ehren des hl. Erasmus ein.

Das Hauptthal weiter durchwandernd macht sich  $\frac{3}{4}$  St. südöstlich von Brunek der majestätische Bergfried der Lamperzburg bemerkbar. Im Jahre 1100 schenkte diese Burg, damals „Rischon“ genannt, Tagini von Rischon sammt der Kapelle, welche daneben noch jetzt mit ihrer Abside und ihrem modernisirten Schiffe erhalten hat, dem Hochstifte Brigen. Der Name dieser Burg soll nach Staffler vom „Lamme“ herkommen, das die Rischon in ihrem Wappen führten, die Kapelle aber dem hl. Lambrecht geweiht sein.

Einen ähnlichen Eindruck wie genannte Ruine macht auch jene des Schlosses Welsberg am Eingange ins Gsieser Thal. Der schlankte Bergfried mit einem Nebengebäude, den wahrscheinlich 1141 Otto und Swiko von Welsberg, Sprößlinge des berühmten Welfischen Geschlechtes erbaut haben (?), ist noch bewohnt; die Kapelle daneben einfach und unansehnlich.

Das schon von der Ferne großartig erscheinende Schloß Heimfels (Hauenfels, dann Heimfels), unterhalb Sillian zum Schutz des Eingangs ins Willgrattenthal, sollen nach der Sage aus Friaul heimkehrende Schaaren von Hunnen gegründet haben. Wohl den ältesten Theil bildet der massive Thurm in der Ringmauer, wo nun der Kaplan seine Wohnung hat. Einen höheren zweiten bemerkt man an der Ostseite der um einen engen Hofraum zusammengedrängten eigentlichen Burg, neben welchen auch eine Kapelle zu den hl. Ingenuin und Aluin mit ganz kleiner Abside in der Mauerdicke angebracht ist, heute aber nicht mehr benützt wird, indem das tiefer und frei stehende St. Peterskirchlein ihre Stelle vertritt. Nach dem Patron zu schließen wäre dessen Gründung auch sehr alt, am Baue ist von der romanischen Periode nichts mehr sichtbar. Die Burg, welche eigentlich die Grafen von Görz zu einem großen Ansehen gebracht haben, gehört heute der Gemeinde Sillian.

An dem Schlosse Bruck bei Trient, auf einem Felsenvorsprung hart an der Ausmündung des Iseltales treffen wir die Stamm- und Hofburg der tirolischen Linie der Herren von Görz, die sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts bleibend hier niederließen. Aus dieser Zeit dürfte noch ein größerer Theil des einen schmalen Hofraum ringsumschließenden Hauptgebäudes, wenigstens die meisten der unteren Stockwerke gehören. Der Bergfried ist wohl älter. Wir haben es hier mit einem romanischen Wehrbau zu thun, der in der gothischen Periode zwar erhöht, aber niemals geschleift oder in Trümmer gelegt und wieder aufgebaut wurde. Zugleich ist das Ganze bis auf unsere Tage noch ziemlich gut erhalten und macht einen ebenso großartigen Eindruck wie die Burg Buon consiglio in Trient. Der Bergfried nimmt wiederum die vom Feinde am meisten bedrohte Stelle ein und daran schließt sich gegen Norden der Palas mit den vielen übrigen Gemächern eine stattliche Front gegen Trient bildend (Fig. 192). Wie aus dem Grundriß weiter ersichtlich ist, gelangt man auf der südöstlichen Seite zum Haupteingang, der wie der Hauptthurm durch verschiedenartige Vorwerke aus späterer Zeit gedeckt ist. Zuerst treten wir durch ein halbrundes Thorwerk und dann zwischen zwei Mauern, wo einst ein Wassergraben gewesen sein soll, zu einem zweiten noch festeren Vorwerk, welches zur Vertheidigung mit allen möglichen Vorrichtungen und mit zwei Eingängen (für Fußgänger und Reitende oder Fahrende) versehen war, als: Aufzugsbrücke, Schießscharten, Pechnasen, Wehrgang und Binnen. Endlich führt uns ein gewölbter Gang in den inneren Burghof. Von hier gelangt man links über eine wahrscheinlich ältere und rechts eine jüngere in Arkaden auslaufende Freitreppe in den Palas und Mueshaus (Küche und Speisekammer), Ritteraal und die



Wohnungen für Gäste und Reisige. Die westlich liegende Front scheint für das Gesinde, Küstammern u. dgl. bestimmt gewesen zu sein. Der majestätische, ungefähr 28 M. hohe Bergfried (Fig. 194), ist aus größeren, mit dem Hammer bearbeiteten und gut in Mörtel verfestigten Bruchsteinen ausgeführt; viele Eckstücke sowie Thor- und Fenstereinfassungen wurden feiner mit dem Meißel behandelt. Besonders interessant ist an ihm, daß gegen den Hofraum zu in den 7 Stockwerken einzelne Fenster weit gehalten erscheinen und zwei derselben selbst durch Säulchen belebt werden. Deren schwungvolles Kapitäl ist, wie Fig. 193 zeigt, mit Blattwerk verziert, welches Blumen auf den Spitzen trägt und somit sprechend an die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts erinnert. Die Eckblättchen an der attischen Basis fehlen zwar, sind aber durch Einschnitte doch angedeutet. Man darf aber nicht annehmen, daß der Bergfried erst damals erbaut wurde, sondern es muß vielmehr zugestanden werden, daß die Fenster erst nachträglich ausgebrochen wurden. Auch begegnete uns an keiner der tirolischen Burgen in so früher Zeit die in der Mitte nach innen ausgeschnittene Brüstungswand wie an diesen Fenstern, um rechts und links einen Sitz und so eine „Luege (später Lueg ins Land)“ für den Burgherrn und seine Hausfrau zu errichten und die Eintretenden in den Hofraum oder die dort sich Tummelden beobachten zu können, vgl. Fig. 194. Die Verbindung unter den einzelnen Stockwerken dieses Wartturms war nicht durch Treppen in dessen Mauerdicke, sondern durch Wandstiegen und vermittelt Fallthüren hergestellt. Die zierlich angelegte Treppe zu seinem etwas niedrig gestellten Eingang datirt wohl ebenfalls aus späterer Zeit. Der ihr gegenüberliegende Arm führt in einen Borraum (Vieve, Laube, Lab heute in der Meraner Gegend), aus welchen man über einige Stufen in die nun entweichte Kapelle zu Ehren der hh. Dreifaltigkeit kommt, welche wiederum wie in Boimont und Wanga beinahe genau über der Eingangshalle liegt. Sie ist geostet und die Abside springt nach außen ein klein wenig vor. Die Einwölbung des Schiffes geschah laut Form der einfach ausgeföhnten Rippen erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Die Abside ist in zwei Stockwerke getheilt, welchen im Schiffsraum eine hölzerne Gallerie entsprach; auf diese führten an der Südwand zwei nach unten gegen einander geneigte Stiegen. Alle Wände und selbst das Gewölbe sind reich bemalt, worüber bei der Geschichte der Malerei gehandelt werden wird.

Durch das Feltthal nach Windischmatrei ziehend, begegnen uns auf der Hälfte des Weges die dunklen Ruinen der Kienburg, welche im 12. Jahrhundert den Grafen Leximunde (Lechsgemunde) gehörte. Deren Stannenburg war Weifenstein auf einer fahlen Felskuppe über Windischmatrei, heute stark umgebaut und zu Fremdenwohnungen eingerichtet. Die entweichte Kapelle soll noch romanisch sein und Spuren von übertünchten Gemälden zeigen.

Wiederum gegen Brizen zurückkehrend und dem Wippthale zuwandernd finden wir oberhalb Mauls die Ruine der ganz kleinen Welfenburg hart an der Straße und zu deren Sperre zweifelsohne errichtet. Sie ist aus kleinen Steinen erbaut und dürfte ein hohes Alter beansprechen können, obgleich sie urkundlich erst aus dem 14. Jahrhundert als Besitz der Brüder Hans und Friedrich von Greifenstein bekannt ist. In der nächsten Nähe sollen mehrere Römersteine gefunden und in Mauls eingemauert worden sein. Der letzte ist nach Bericht von Philipp Neeb erst vor zwei Jahren verkauft worden, wohin, blieb uns unbekannt.

Vor Sterzing stehen zwei Burgen zur Beherrschung der Gegend, nemlich rechts in der Höhe Sprechenstein und links in der Niederung Reifenstein. An ersterer steht der Bergfried von nicht mächtigem kreisrunden Umfange mit einem Vorwerk höher und fast isolirt vom gothisirten Hauptgebäude, welches wie an den Burgen Tirol, Rained und Enn gegen Süden mit der Kapelle zum hl. Erasmus abschließt. Diese ist geostet und hat noch die alte halbrunde Abside, das Schiff ist erneuert. Um 1241 erscheint diese Burg als Eigenthum der Herren von Trautson und jetzt besitzt sie ein mit einem Sprößling aus diesem Grafengeschlechte vermählter Fürst Auersperg, der sie theilweise noch einhält.

Reifenstein nimmt einen jener freien Hügel ein, welche sich vom Thale Mareit herziehen und einst Inseln in einem See an der Stelle des heutigen Moorgrundes gewesen sein mögen. Die Hauptburg liegt auf der höchsten Kuppe des Felsens, wohin über eine breite Kluft eine schief ansteigende Holzbrücke zum Eingangsthore führt. Davor breitet sich ein größeres Vorwerk aus. Auf der Südsseite des kleinen Burghofes erheben sich zwei thurmartige Gebäude und darüber hinaus gegen Osten nimmt den noch freien Raum eine Art ummauerter Zwinger ein. Den äußersten Punkt des Hügels gegen Norden hält die Burgkapelle zum hl. Beno besetzt; sie ist alten Bestandes, woran links vom Eingang, den das



Deutschordens = Kreuz ziert, ein Stück der halbbrunden Abside zu erinnern scheint (?), der übrige Ban ist neu. Vom Geschlechte gleichen Namens dieser Burg, das schon frühe erlosch, weiß man nichts Näheres, heute ist sie in den Händen eines Bauern. Unten am Fuße des Hügels stand lange ein allen Unwettern trotzenber Thurm, den 1175 ein Conrat Zant inne hatte. (Mairhofers Adelsg. v. Pustertal S. 62.)

Zur Anlage von Straßberg zwischen Nied und Gossensaß hatte man einen sehr schmalen Hügel ausgewählt, so daß die Beste auffallend in die Länge gezogen erscheint, um doch einigen Innenraum zu gewinnen. Der Graben vor dem Thore an der nördlichen Schmalseite ist heute ausgefüllt und über dem Eingange erhebt sich ein zinnenbekrönter Vierecksthurm nach innen offen, also in Form einer Barbacane. Dahinter mag einst rechts wie heute ein kleines Wirthschaftsgebäude gewesen sein, links dehnte sich der Hauptbau aus, der südlich durch eine Mauer mit einem Thore schief über dem Hügel abgeschlossen war, um das Vordringen des Feindes gegen den hohen und stolzen Bergfried zu erschweren. Weiter über diesen hinaus und zwar wieder links gibt es noch ein niedriges Gebäude, das heute einer Bauernfamilie zur dürftigen Unterkunft dient. Der Bergfried hat mehr ein Rechteck zur Grundform, indem die einen Seiten 9,80 M., die andern 7,80 M. messen und zwei schmale Eingänge in der Höhe über einander. Der obere ist rundbogig und wahrscheinlich der ältere. Die vortheilhafte Lage dieser Burg spricht für ihr langes Bestehen; Staffler nennt sie in ältester Zeit ein tirol. Passiv-Leben, welches die Landesfürsten vom Hochstifte Brixen empfangen hatten, Näheres führt er leider nichts an.

Auf unserer Weiterwanderung über dem Brenner zeigt sich die erste größere Burg erst in Matrei, in der „Altstadt“ oder der von S. 30 bekannten römischen Niederlassung Matrejum. Es gab auf dem Burgbühel (Leimbühel) ursprünglich zwei Besten: die hintere: Kapfenbühel ist verschwunden, die vordere: das Matreier Schloß ist noch in gutem Zustande erhalten und besteht aus einem — größtentheils neuerer Zeit angehörigen — großen Gebäude und einem weiten ehrwürdigen Thurm, den man für römisch hält. Bei genauer Untersuchung dürften sich noch Einzeltheile aus der romanischen Periode nachweisen lassen. Edle von Matrei kommen nach allen Chronisten unzweifelhaft im 12. Jahrhundert, unter anderem „Friedrich“ als Zeuge in Urkunden von Neustift (von 1160—1168) vor. In der Gegenwart ist die Burg Eigenthum des Fürsten Auersperg. Die Kapelle zur hl. Euphemia bildete einst das sogenannte „Engelzimmer“, seit 1682 steht eine neue frei da.

Um Innsbruck scheinen außer Ambras und Hötting wenige andere Burgen im frühen Mittelalter bestanden zu haben. Darunter finden wir Hohenburg bei Igels, deren Außenwerke nicht unwahrscheinlich an einem Bergfried sich angeschlossen, der wie oben bemerkt als ein römisches Werk angesehen wird; in ältester Zeit erscheint sie als ein Eigenthum der Landesfürsten, heute ist sie zu einer unansehnlichen Ruine geworden. Eine andere Beste ist Wöllenberg bei Gögens, bestehend aus zwei Thürmen mit Vorwerken; der untere hieß um 1252 Turris minor, dann Kleinthor, der obere „Liebenberg“ und barg seit anfangs des 14. Jahrhunderts eine Marienkapelle in sich, die seit 1315 urkundlich bekannt ist (Archiv f. G. Tirols v. P. J. Ladurner II, S. 399). Von allen den Bauwerken ist gegenwärtig wenig zu sehen; an der Stelle des Thurms steht ein Sommerfrischhaus, dessen massive dicke Mauern hinlänglich zeigen, daß es aus dem untersten Geschoße des Bergfriedes entstanden ist. Daran schließt sich unter einer Terrasse ein Gewölbe, das einst entweder das Erdgeschoß eines Wohngebäudes oder geradezu ein selbständiger Saal war. Die Mauer mißt nahezu 2 M. und ist aus großen Steinen ausgeführt, nur jene auf den Ecken hat man ein wenig mit dem Meißel bearbeitet. Ein Heinrich von Wöllenberg tritt bereits 1142 in einer Urkunde des Klosters Wilten auf. (Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1860.)

Die Burg Hassjegg zu Hall stammt nach Conservator P. Flav. Drgler aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. und hatte wohl den Zweck, die in Hall errichtete Salzniederlage zu beschützen, daher sie auch stark befestigt war und mit zwei Thürmen in Verbindung stand. Ansicht und Durchschnitt des größeren (Münzthurm) geben die Figuren 195 und 196 wieder. Er steht nahe am Innflusse und seine kreisrunde Form sowie gute Bautechnik veranlaßt Viele ihn für ein Römerwerk zu erklären, wie oben S. 30 bereits bemerkt ward; der oberste Aufbau rührt selbstverständlich aus einer späteren Zeit her, wie die St. Georgskapelle im Innern der Burg. Anstatt eines Sockels läßt sich ein starker schiefer Anstieg der Mauer, eine sog. Böschung bemerken (Fig. 195), während der Durchschnitt in Fig. 196 das erste Stockwerk zu einem kuppelartig überwölbten Verließ eingerichtet zeigt, das nur oben im Gewölbe einen Zugang durch eine runde Oeffnung hatte. Der Oberbau ist jünger.



Ein gleich hohes Alter wird auch dem Thurme des nahen Schlosses Friedberg bei Volbers zugeschrieben oder es haben ihn doch dessen älteste bekannte Besitzer, die Andechsler erbaut. Nach Hormairs W. III, S. 161 wird diese Burg im Jahre 1145 in einer Urkunde des Stiftes Wilten zuerst genannt, nach der Diöcesan-Bschrbg. II, 667 aber nicht früher als 1265, wo Sighard Kolb von Friedberg auftritt. Ebendasselbst heißt es, daß die St. Bartholomäuskapelle in dieser Burg alten Bestandes sich rühme, eine Erlaubniß zum Messelesen aber erst seit 1469 bekannt sei. Einzeltheile aus der romanischen Periode sind an den ganzen Schloßbauten keine zu finden, da die Herren von Föger von Magimilian mit Friedberg belehnt, anfangs des 16. Jahrhunderts alles neu aufgeführt haben. Heute besitzt das gut eingehaltene Friedberg Graf Trapp.

Ob die am linken Innufer gelegenen Burgen, wie Schneeburg in Müls, Thierburg in Fritzens und Sigmundslust in Womp an bereits bestandene Gebäude sich anschließend später einen größeren Umfang annahmen, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen.

Die schöne Gegend um Schwaz beherrschte das südlich über dem Markte auf freundl. Hügel liegende Freundsberg (einst Frundsberg); daran erinnert noch ein hoher, mächtiger Bergfried. Schon oben S. 30 bemerkten wir, daß auch im erzeichen Schwaz eine römische Niederlassung gewesen sein dürfte, wozu die Fundgegenstände als: Münzen, Opfergeräthe und Waffen als Beweis dienen, sie wurden gerade am Burghübel ausgegraben, so daß genannter Thurm auch für römisch gilt. Eine Burg dabei bestand wahrscheinlich Ende des 12. Jahrh., wo von 1180 — 1187 „Gebhard, Conrad, Griffo, Heinrich und Ruprecht von Frundsberg“ nach einander vorkommen. Nach Staffler soll der schöne Thurm auf Staatskosten erhalten werden.

Unterhalb Schwaz schmückt sich die Gegend mit mehreren Burgen. Links über Stans, leuchtet das fensterreiche Trauberg herunter, welches aber für unsere Periode kaum einige Bauheile aufweisen dürfte, obgleich es auch unter den ältesten Vesten der Gaugrafen und im 12. Jahrhundert urkundlich genannt wird; dessen großartiger Umbau durch die Tänzl (1500) und die nun mustergiltige Einhaltung wie Ausstattung durch die Grafen v. Enzenberg wird uns später beschäftigen. Döstlich von Rothholz trägt ein alle Wege beherrschender Bergvorsprung zwei thurmartige Ruinen; sie sind die sparsamen Ueberreste der einst so stolzen Kottenburg, wo ein gleichnamiges Geschlecht schon als Dienstmannen der Andechs (vor 1200) gehaust hat. Von ihnen soll auch Thurmek im nahen Straß, nach seinem festen Bergfried so genannt, frühe schon gebaut worden sein.

In der Thalsohle beim Dorfe St. Gertrauden fallen auf einem niedrigen Felsenhügel zwischen dem Inn und der Straße jedem Vorüberziehenden die herrlichen Ruinen der umfangreichen Burg Kropfsberg in die Augen, ausgezeichnet durch drei (nicht 4) große Vierecksthürme, welche theils in der einem Rechteck folgenden Umfangsmauer liegen theils an derselben vorspringen. Diese Burg ergibt somit einen ganz eigenen Grundriß, wie keine andere im Lande hat. Die einzelnen Thürme haben Schlitzen und Lücken über einander; Zinnen fehlen (heute wenigstens). Nach Staffler soll Kropfsberg um 1200 Erzbischof Eberhard von Salzburg als Sitz der Obrigkeit für seinen Antheil von Zillertal aufgeführt haben. Ein oder anderer von den Thürmen dürfte damals wohl schon gestanden sein.

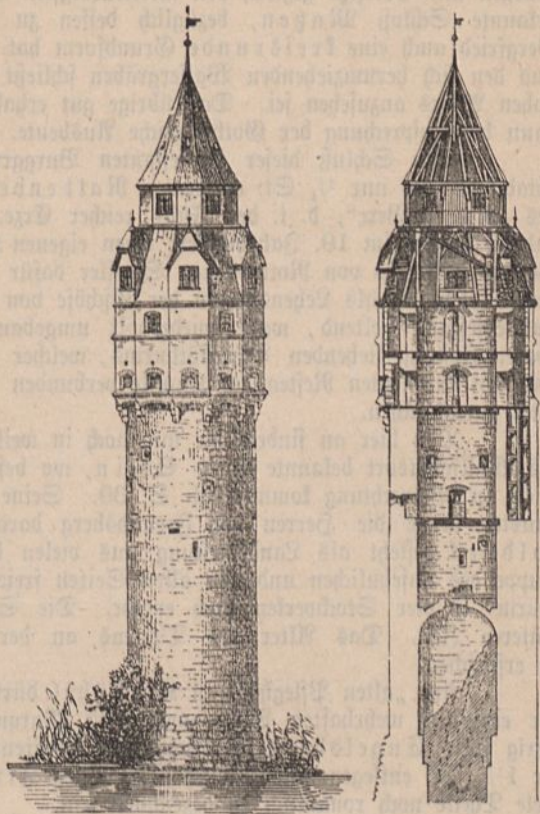


Fig. 195.

Holl

Fig. 196.



Desjebenen Alters dürfte das nur  $\frac{1}{2}$  St. entfernte und in gleicher Höhe liegende Lichtwer sein (Lichtenwerde). In Folge der mehrmaligen Umgestaltungen lassen sich wenige alte Reste daran noch wahrnehmen außer jener, welche am massiven Thurne sich erhalten haben.

Die nun folgende Gegend des uralten Dorfes Brizlegg war einst durch mehrere Burgen und Edelsitze geziert, den merkwürdigsten Bau bildete aber immer das von S. 30 bekannte Schloß Wazzen, bezüglich dessen zu ergänzen ist, daß der mächtige und feste Bergfried auch eine kreisrunde Grundform hat. Aus der Bauweise seiner unteren Theile und den sich herumziehenden Wassergräben schließt Staffler, daß diese Burg als Grenzfestung hohen Alters anzusehen sei. Das übrige gut erhaltene und eng anliegende Gebäude bietet dann bei Besprechung der Gothik reiche Ausbeute.

Den Schluß dieser interessanten Burggruppe bildet die einst feste und großartige Stadtburg des nur  $\frac{1}{4}$  St. entfernten Rattenberg, wohl frühe entstanden zum Schutz des „Rat in Ber“, d. i. der Fülle reicher Erze. Nach B. Weber Land Tirol S. 548 gab es bereits im 10. Jahrhundert einen eigenen Hauptmann der Burg Rattenberg in der Person Seifrieds von Rottenburg; Staffler dafür erwähnt das bayerische Geschlecht Sponheim-Ortenburg als Lehensherren der Bischöfe von Regensburg. Diese Burg bis 1782 als Landesfestung geltend, ward wiederholt umgebaut, so daß mit Ausnahme eines in der oberen Festung stehenden Vierecksthurms, welcher der Ringmauer gegenüber überdacht ist und mit den letzten Resten der Kapelle verbunden ist, wenige Mauern in das Frühmittelalter zurückreichen.

Von hier an finden wir nur noch in weiterer Entfernung am linken Innufer die als Wallfahrtsort bekannte Burg Stein, wo besonders der massenhafte und hohe Bergfried in Betrachtung kommt, vgl. S. 30. Seine älteste Geschichte ist unbekannt, später hausten lange die Herren von Freundsberg darauf. Die Stadtburg von Ruffstein: Geroldsee besteht als Landesfestung aus vielen kleineren Gebäuden und auf der obersten Kuppe des ansehnlichen und von allen Seiten freien Burghügels ragt der mächtige „Kaiserthurn“ in vier Stockwerken hoch empor. Die St. Andreaskapelle stammt auch erst aus späterer Zeit. Das Alter des Thurms, an der Burg Thierberg ist ebenfalls erst zu erforschen.

Am „alten Pfleghof“ in Ritzbüchel dürften mehr als ein paar Umfangsmauern der einstigen wehrhaften Burg, wo 1165 Marquard (von Ritzbüchel) gehaust, wohl nicht übrig sein. Engelsberg bei Hopfgarten (Brigenthal), nun Ruine, hatte die Bestimmung die  $1\frac{1}{2}$  St. entlegene fürsterzbischöfliche Burg Itter zu unterstützen. An letzterer dürften viele Theile noch romanisch zu bezeichnen sein.

Von Innsbruck nach Oberinntal ziehend zeigen sich über Zirl auf einem Felsen die Ruinen von Fragenstein, das aus zwei Theilen bestand. Zuerst kommt man wie bei Hocheppau zu einem Burgstall, der nur auf der Südseite und selbst da nur schwer zugänglich ist, er wird von einer mehr als 1 M. dicken Mauer eingefast. Der darin stehende Bergfried hat eine Mauerdicke von 1,60 M. und sein Innenraum mißt 3,35 M. im Durchschnit. Er besteht aus Bach- und Bruchsteinen, welche auf den Ecken behauen sind. Der im Halbkreise abschließende Eingang liegt im zweiten Stockwerke; in den zwei übrigen Stockwerken gibt es mehrere weite Fenster, die wohl erst später ausgebrochen wurden. Zur Hauptburg führt eine 23 M. lange gemauerte Brücke, die auf zwei Pfeilern ruhte. Wenige Mauern ragen von dieser stattlichen Beste noch in die Höhe, selbst der Bergfried, der 44 M. hoch war und im Innern 7 M. ins Gevierte hatte, ist in die Tiefe (Klamm) hinuntergestürzt, obgleich die Mauerdicke nahezu 2 M. beträgt. Seine Bautechnik ist jener am genannten Burgstall ähnlich. Die Burg mißt in der Länge 29 M. und in der Breite 9 M. Ueber die älteste Geschichte dieser Burg herrscht tiefes Dunkel; eine Familie dieses Namens erscheint als Udalricus de Fragenstein im Jahre 1229.

Erst ob Pfaffenhofen begegnet uns wiederum eine Burg; sie führt den Namen Hörtenberg. Durch ein Thor aus Bruch- und Bachsteinen, das in einer mehr als 1 M. dicken Mauer aufgeführt ist, tritt man in einen Hofraum, wo einst wohl auch die Wirtschaftsgebäude waren wie heute noch. Die Ringmauer dieser Flur ist größtentheils zerfallen. Vom Thor führte der Weg in einer Windung zum Thurn empor. Dieser hat innen 4 M. im Lichten und 2,40 M. beträgt die Dicke seiner Mauer. Ungefähr 7 M. in der Höhe liegt sein Eingang in einem Halbkreise abschließend. Im zweiten und dritten Stockwerke gibt es noch Lücken und im letzteren auch einen Erker auf Rüstbäumen. Wo der Zugang am leichtesten möglich war, zeigen sich Spuren von über einander stehenden, nahezu



2 M. dicke Mauern, die wohl einem Vorwerke (Wichhaus) angehörten, die Burg hatte eine günstige Lage, da ihr auf drei Seiten kaum beizukommen war. Ueber die ältesten Herren von Hörtenberg bemerkt Staffler, daß sie sich rühnten mit den Grafen von Tirol und Eichenloh verwandt zu sein; 1241 hatte Gebhard die Tochter Albert III. von Tirol zur Ehe; sie hieß Elisabeth.

Von Telfs über Obermiemingen kommt man zur Burg Klamm, in einer einsamen, aber höchst malerischen Lage. Nachdem der Wildbach über einer Brücke übersezt ist, schlängelt sich der Weg bergan und führt zu einem künstlichen Graben, über den eine ungefähr 17 Schritte lange Brücke gelegt ist. Diese vertritt wahrscheinlich die ehemalige Zugbrücke. Den Bergfried links im Hofe hatte man stramm am Felsenabhang aufgebaut. Er gehört zu jenen S. 18 genannten Kreisrunden und ist sehr fest, denn zu unterst, wo die Kapelle untergebracht wurde, mißt seine Mauerstärke 2,24 M. und das Innere 6 M. im Durchmesser. Ein halbrundes Pfortchen aus Sandstein erscheint im ersten und dritten Stockwerke, ein Kranz aus 7 Zinnen bildet seinen Abschluß. Die Bruch- und Backsteine, aus denen er besteht, sind durch Mörtel reichlich verbunden. Die ihn umgebenden Nebengebäude stammen etwa aus dem 15. Jahrhundert. Eine Familie „von Clomme oder Klamm“ begegnet uns im 13. Jahrhundert, die 1420 schon erloschen war.

Am rechten Ufer krönen eine freie Anhöhe bei Sitz die Ruinen der stattlichen Hofburg Petersberg. Der Weg über den Burghügel hinan führt zu einer 19 M. langen Brücke, welche über den jetzt versumpften Graben geschlagen ist, und weiter zum Burghofe. Die Reste war groß, wie noch viele Reste von Räumlichkeiten aus jüngeren Perioden beweisen. Sie schließen sich auf der südwestlichen Seite an den viereckigen Bergfried an, der zu seiner Höhe einen verhältnißmäßig weiten Durchmesser hat. Nach Außen zeigt er vier Schlitze und läuft in Zinnen aus. Das Baumaterial sind Bruchsteine. Die Kapelle wahrscheinlich dem hl. Petrus Ap. geweiht nimmt mit dem Schiffe genau eine Ecke der Burg ein, während die halbrunde Abside auch außen an der Ringmauer sammt ihren drei schmalen Fenstern ersichtlich ist. In östlicher Richtung vom Schlosse, etwa hundert Schritte entfernt steht ein viereckiger Wirthurm als Vorwerk, der auf jeder Seite 10 M. mißt. Er ist aus behauenen Schiefer aufgeführt hat im untersten Stocke einen schön gewölbten Eingang aus Sandstein und höher hinauf Schlitzen und Luken. Auch ein vorspringender Anbau scheint nicht gefehlt zu haben, wie zwei Rüstbäume andeuten. Je drei eingeschnittene Zinnen schließen ihn ab. Diese Burg sollen nach Staffler zuerst die Grafen von Sempt und Ebersberg inne gehabt haben: aber dann von den Welfen abgelöst worden sein, daher diese Reste auch „Welfenburg“ genannt wird; nachher kam sie an die Grafen von Tirol, wo sie unter Meinhard II. für Innthal eine große Rolle spielte. (Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. 1860.)

Eine andere der wichtigsten Burgen Oberinntals war Hirschberg in Wenz, auf dem Mittelgebirg am Eingang ins Bizthal. Davon hat sich nur mehr der feste Bergfried erhalten. Es war hier der Stammsitz der Herren von Hirschberg, von denen Gebhard mit Meinhard I. in das Land sich theilte und ganz Innthal nebst Wipptal erhielt, aber 1284 wiederum nebst seiner Burg an Meinhard II. verkaufte (Staffler).

Die Gegend Zams-Landeck und die Ausmündung des Stanzertales beherrschten zwei Burgen; rechts oben Schrofenstein, mit prachtvoller Aussicht, auf einem Felsenriff, nur auf einem schmalen Pfad zugänglich; von diesem seit 13. Jahrhundert bekannten Stammsitz der Schrofensteiner stehen noch ein paar Seitenmauern des Bergfrieds und wenige andere Trümmer. Links gegenüber thront auf einem Felsen die Burg Landeck, nicht hoch über dem Orte gl. N., ein nicht so sehr durch den Umfang als vielmehr durch die vielen Stockwerke ansehnlicher Bau, mit zwei Zingeln und Rundthürmen auf ihren Ecken sowie einem Innenhof; ferner einem hohen Bergfried und einer St. Stefanskapelle im Erdgeschosse. Das Hauptgebäude bildet einen rechten Winkel gegen Nordwest, dessen einen Schenkel der Bergfried abschließt, welcher aber kein reines Quadrat, sondern mehr ein Rhombus ist. Ganz verschoben ist auch die Kapelle mit einer schwachen Abside in der Mauerdicke. Ueber seine älteste Bauzeit weiß weder Staffler noch B. Weber etwas zu berichten; jetzt dient diese stattliche Burg nur zeitweilig als Kaserne, sonst ist sie fast unbewohnt. Das noch theilweise bewohnte Schloß Videned in Fließ mit weiter Aussicht zeichnet sich durch einen massiven Bergfried aus, der mit hohen gabelförmigen Zinnen abschließt. Außen mißt eine Seite 9,24 M., innen 7, er hat feste Ecksteine, einzelne mit Buckeln. Die ältesten Besitzer sind unbekannt bis auf das 14. Jahrhundert, wo ein Konrad von Niedermontan auftritt. Von den senkrechten Wänden eines gewaltigen Felsstockes schauen in Ladis oberhalb Prutz die Mauerreste des Schlosses Landeck herab, mit einem düsteren



Thurm auf einer Ecke. Er bildet ein Rechteck und mißt M. 10,3 in der Breite und M. 13,45 in der Länge; die Mauerdicke beträgt auf allen Seiten genau 2 M. Die Ecksteine sind große, regelmäßig behauene Werkstücke aus Tuff. Zuerst war Laudeck Eigenthum der Grafen von Tirol und Meinhard II. verschrieb es seiner Gemahlin Elisabeth als Witwensitz.

Nach an dem links hier ausmündenden Kaunferthal haben wir eine Burg zu verzeichnen, nemlich Bärenack, auf dem Rande eines bis in den tief unten vorbeifließenden Jaggenbach sich niederstreckenden Felsens. Dieses Stammschloß der gleichnamigen, seit 1239 vorkommenden Herren ist langgestreckt angelegt; die eine Schmalseite deckt fast ganz der massive Bergfried, während gegenüber die viereckige St. Bartholomäuskapelle Platz nahm, dazwischen liegt aber ein Wohngebäude, so daß zwei Hofräume gebildet werden, jeder mit eigenem Burgthor aus dem Spätmittelalter.

Hinsichtlich der Burgen in Vorarlberg gibt es leider wenig zu berichten, da die Appenzeller bei ihren wiederholten Einfällen die meisten derselben zerstört haben. Vom Arlberg aus das schmucke Ländchen durchwandernd stoßen wir zuerst auf die große Schattenburg, zugleich Stadtveste von Feldkirch, zu dessen Entstehung sie auch Anlaß gegeben hat, indem sich um sie herum immer mehr Knappen und Handwerker angesiedelt haben, und zwar auf einer kleinen Anhöhe, die von der Sonne erst spät beschienen wird, daher ihr Name. Nach Staffler ist sie im 9. oder anfangs des 11. Jahrhunderts durch die Grafen von Montfort erbaut worden. Heute dient sie zum Aufenthalt der Stadarmen. Ihre Außenansicht macht sich noch immer großartig. Der Zugang über eine schief ansteigende Brücke aus Stein wird zu unterst durch einen Rund-, oben beim Burgthor rechts durch einen Bierecksturm und zugleich links durch einen ansehnlichen und hohen Bergfried gedeckt. Daran schließt sich ein Gebäude zur Verbindung mit noch zwei anderen Bierecksthürmen, welche mit den ersten den inneren Burghof umgeben. Manche schreiben alle Theile dieser Burg der nachromanischen Periode zu, welche Ansicht aber nicht ganz die richtige sein dürfte. Dasselbe gilt von einem im Nordwesten der Stadt liegenden, massiven Rundwerk, „der Nagenthurm“ genannt, dessen Bauzeit auch erst auf das Jahr 1491 festgesetzt wird, anstatt etwa eine Erhöhung desselben oder einen Umbau anzunehmen. So massenhaft wie dieser ist kein Thurm weder in Tirol noch Vorarlberg angelegt; in seinen untersten Stöckwerken soll die Dicke der Mauer 3 M. messen. In ihm hängt die größte Glocke beider Länder, im Gewichte von 153 Zt. Von der Burg Hörlingen in Rankweil dürfte vielleicht auch noch mehr als nur der bereits S. 118 genannte kreisrunde Bergfried übrig sein und zwar in den Grundmauern der Kirche, die hart an ihm auf den Trümmern der Burg erbaut worden ist.

Bei Gögis erhebt sich auf einer beherrschenden Felsenhöhe die Ruine des majestätischen Bergfried von Neu-Montfort, welche Burg die Geschichtsforscher im 13. Jahrhundert in Verbindung mit Vorwerken als Straßensperre erbaut sein lassen. Eine Seite des Thurms ist schon stark gespalten und auf einer anderen sieht man mehrere große Fensteröffnungen, die wohl erst nachträglich entstanden sind. Ob die höher stehende Reihe von Balkenlöchern nicht das Vorhandensein einer vorspringenden Wehre bezeugt?

Auf dem Bergrücken über dem Markte Hohenems ragt die großartige Ruine des alten Schlosses Hohenems empor. Staffler verjetzt die Erbauung desselben durch die Herren von Ems in's 10. Jahrhundert, davon dürfte aber nur der höhere Bergfried von Neuems noch übrig sein. Dieser stand ursprünglich wohl allein da, wie jener Thurm über Trostberg im Eisackthal; er hat auch ganz genau denselben Grundriß, nemlich zwei Seiten gerade und in einen rechten Winkel zusammenstoßend, während die übrige Umfangsfläche halbrund erscheint, Fig. 197.



Fig. 197,  
Trostberg im  
Eisackthal.

Nun schließen wir vorläufig unsere flüchtige Rundschau über die älteren Burgen und ihre letzten Reste ab; vielleicht bewegt vorliegender Versuch eine tüchtigere Kraft auf diese wichtigen Baudenkmale näher einzugehen und ein eigenes Buch darüber zu schreiben. Auf einzelne Merkwürdigkeiten genannter Besten und noch anderer werden wir bei verschiedener Gelegenheit noch näher eingehen können z. B. plastische Werke, besonders Malereien.

Noch erübrigt als Ergänzung zu S. 39 an einen interessanten Profanbau zu erinnern, nemlich an die von S. 106 bereits bekannte, älteste Residenz der Bischöfe von Trient. Darunter darf man sich jedoch nicht ein einziges, geschlossenes Gebäude vorstellen wie das heute daraus entstandene Tribunale von der Nordseite des Domes bis zum Stadthurm, der von jeher dazu gehörte, sondern eine Gruppe von mehreren



Häusern, wie sie noch ein Holzschnitt v. J. 1580 i. d. Beschreibg. d. vorzügl. Städte der Welt v. G. Braun u. Frz. Hohenberg und selbst in Merian (1649) zeigt. In dem Hauptgebäude, dem eigentlichen Palast nächst dem Dome bestanden zwei Kapellen, zu Ehren des hl. Johannes und zum hl. Blasius. Beide wurden 1070 geweiht; die erstere durch den Bischof Thimo von Feltre, und die zweite durch den Trienter Bischof Heinrich. St. Johann lag als Taufkapelle zu ebener Erde, St. Blasius im oberen Geschoße, jedoch anstoßend an den Dom, wie aus einer Bergwerksordnung v. J. 1185 hervorgeht, wo es heißt: *actum . . . in summitate scalae, per quam ascenditur de choro s. Vigilli ad eandem capellam* — (eine Stiege ist daselbst noch vorhanden.) Der Palast blieb ins 13. Jahrhundert ausschließlich Wohnung der Bischöfe (vgl. S. 153), erfuhr aber mancherlei Umbauten, so z. B. unter Bischof Friedrich v. Wangen (*perfecti insuper palatium episc. cum capella s. Blasii nach Bonelli mon. IV.*) Nachher war er bloß Amtssitz des bischöfl. Gerichtes. Im Jahre 1676 wurde er ganz modernisirt, nur am südlichen Ende, hart am Dome, blieb ein Stück in seiner romanischen Form als Aufbau über der Johanneskirche oder der gegenwärtigen Sakristei erhalten. Die Mauern zeigen Steine in regelmäßigen parallelen Fugen, stark in Mörtel gelegt. Das oberste Stockwerk ist mit durch je 2 Säulchen getheilten und gekuppelten Fenstern geschmückt und das Ganze schließt mit gabelförmigen Zinnen ab, von denen zwei in Fig. 16 rechts oben zu sehen sind. Eines der vielen vermauerten und jüngst entdeckten Fenster ist in Fig. 141 wiedergegeben. Seine feine und zierliche Form läßt auch auf andere im romanischen Style gut durchgeführte Einzeltheile dieses merkwürdigen Profanbaues schließen und macht die letzten Reste desselben um so erhaltenswerther. Näheres in den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1886 S. XIV.

Auch ist mit ein paar Worten der sogenannten „Höhlenburgen“ zu gedenken, welche nemlich in einer großen Höhle, hoch in einer Felswand lagen und nur auf einem schmalen Fußsteig oder vermittelt Leitern zugänglich waren. Hieher gehört Kronmeß über Deutschnetz, später in die Einsiedelei St. Gotthard ungewandelt und jetzt ganz verfallen, jedoch noch immer interessant für die Gegend. Eine ähnliche Burg gab es über Cunevo in Nonsberg, nemlich Corona Flavonis, von welchen aber ganz geringe Spuren erhalten sind. Sie war nur auf Leitern zugänglich. Archiv f. Geschichte Tirols V. 1781. Bis in die neueste Zeit gehört auch die Burg Rosel (Covelo) an der Grenze des Saganathals zu Tirol; sie war von hohem Alter und bereits 1004 von Kaiser Heinrich II. erobert. Mittelft eines Zugwerks von Stricken wurde Mann für Mann hinauf oder hinab befördert. Sie hatte auch ein Kirchlein. Unten war die Straße durch zwei Mauern abgesperrt.

Zum Schlusse dürfte es nicht uninteressant sein einige Bemerkungen über tirolische Städteanlagen beizufügen. Eine bestimmte Vorschrift, nach welchen solche Anlagen hierlands gemacht worden sind, findet sich wohl kaum vor, denn entweder wurde die uralte Anordnung der Römer beibehalten, wie sich durch Beobachtung der Häuserreihen z. B. in Trient und Bozen nachweisen läßt, oder die Lage der Ansiedlung und der darüberliegenden Burg zwang andere Wege einzuschlagen. (Arco, Klausen, Bruneck u. s. w.)

Auffällt vor anderem, daß die Hauptkirche außerhalb der an einander gereihten Wohnungen zu liegen kam. Bezüglich Trient und Bozen haben wir bereits bemerkt, daß sich in ihnen nicht einmal eine Kapelle nachweisen läßt, weil deren Bestand gegen die römische Lagerordnung gewesen wäre. Nachzutragen hätten wir zu S. 39, daß laut oben angeführter Zeitschrift auf Grund alter Martyrerakten St. Vigilius aus dem einen Theil seines Hauses eine Kirche zu den heil. Gervasius und Protasius „infra“ d. h. unter- oder außerhalb der Mauern baute, am Ufer der Terzina, die einst durch die *via calepina* floß. Figur 14 zeigt bei K die Hälfte des außerhalb der ältesten Stadtmauer liegenden Domes. Auch die alte St. Nikolaus- und später die Marienfarrkirche zu Bozen hatte eine ähnliche Lage auf der Südseite der Stadt. Außerhalb der Stadt finden wir die Hauptkirche ferner zu Trient, Sterzing, Glurns und Bregenz. Wenn dies aber in vielen Landgemeinden wiederkehrt, so ist es hier wohl symbolisch zu nehmen, daß man nemlich zur Erinnerung an den „Berg Gottes, Calvarienberg“ und dgl. das Gotteshaus auf einem schönen Punkte, selbst auf einem freien Hügel anlegte. Zu St. Pauls, Raitern u. a. D. bildet das Dorf in der Mitte einen Kreuzweg und darin liegt die Hauptkirche seit uralter Zeit.

Wie Bozen (s. S. 26) bis zum Schluß der romanischen Periode seine Stadtmauern auf den von den Römern gezogenen Linien aufrecht erhalten hat, so dürfte wenigstens theilweise dieselbe Annahme bezüglich Merans gelten. Im Jahre 1239 erscheint „Mairan“ als Forum d. h. Marktplatz und an seiner Westseite reichte zu Anfang des 14. Jahrhunderts



die Ringmauer bis zum Rennweg („etwa von Rainweg“); somit war seine Ausdehnung noch mehr in die Länge gezogen als Bozen. Auch auf der Nordseite zog sich längs des Küchelbergs die Mauer hin, was sich aus der Bauart der Häuser einigermaßen noch entnehmen läßt. Die vier bekannten Thore dürften von jeher dieselbe Stelle wie heute eingenommen haben; jedoch bezüglich ihrer Form möchten sie aus späteren Zeiten stammen.

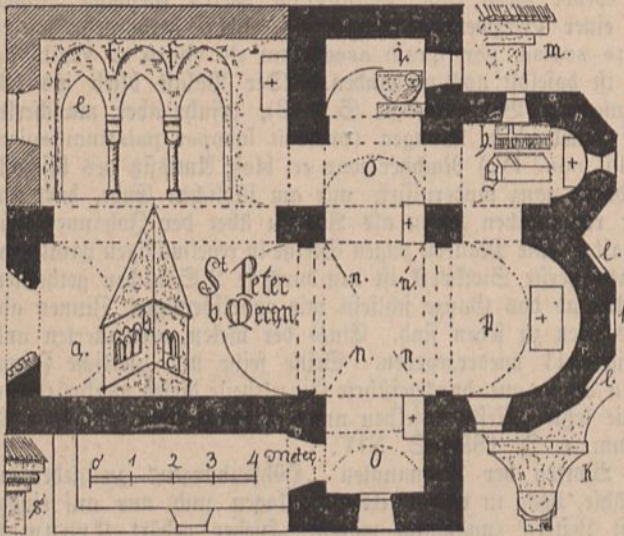


Fig. 198.

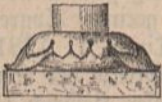


Fig. 199.

der zu gründenden Stadt ein und bald zog sich im Viereck (nahezu einem Quadrat) eine Ringmauer um die kirchlichen Neubauten herum. Hierzu wählte man das rechte Eisackufer, während die erste Ansiedelung wahrscheinlich in dem unebenen, heute noch „Stufels“ genannten Stadttheile sich ausbreitete, welcher bis in's 14. Jahrh. unter den Namen *Alt-Brixien* urkundlich vorkommt. Schon Bischof Herward (1015—1020) begann nach Tinkhauser's Diöcesan-Beschreibung den Bau der Stadtmauern, welche der sel. Hartwig (1020—1039) vollendet und Albert von Enna (1323—1336) mehr befestigt hat. Diese zogen von der uns bekannten bischöfl. Burg nordwärts, dem kleinen Stadtgraben entlang hin bis zum Bürgerhospital. An dieser Ecke hatten die „Edlen von Säben“ ein Schloß (die später von Lachmüller'sche Behausung) und das nahe heute noch erhaltene Stadtthor hieß daher das *Säbener Thor*.<sup>1)</sup> Von da wendeten sie sich ostwärts dem nun gedenkten „Graben“ entlang beinahe bis zum Eisack. In der Nähe dieser Ecke stand die befestigte Wohnung der „Voitsberger“ und das daran stoßende Stadtthor, welches etwa vor 100 Jahren abgebrochen wurde, nannte man das *Voitsberger-*, nach Merian das *Altmarkt-Thor*. Beide Mauerstrecken bilden bis heute die rückseitige, mit Zinnen versehene Front der später damit verbundenen Häuser. Von dem Voitsberger-Thor zog sich die Mauer zwischen dem Dom und dem Seminar Gebäude bis zum Eingang in die Rundgasse. Von dieser Linie hat sich nichts mehr erhalten. An der südöstlichen Ecke stand der befestigte Thurm *Scheucheneck* (nun ein Cononicalhaus), von dem die noch theilweise erhaltene Stadtmauer als Südfront einiger Benefiziaten-Häuser westwärts wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Ehedem vor dem Baue der oben auf S. 162 erwähnten fürstb. Burg erhob sich hier ein Thurm, wahrscheinlich die Wohnung der Stadthauptleute. Die eben beschriebenen Umfangsmauern umschlossen nur den kleineren Theil der jetzigen Stadt, nemlich: die fürstb. Burg, das alte Münster nach Fig. auf S. 45, die nördlich daran stoßende St. Michaelspfarrkirche und die südlich liegenden späteren Wohnungen einiger Canoniker, endlich die beiden Gassen mit den Bogengängen (unter den Lauben oder Gewölben), wo nach und nach die Wohnungen der Handwerker und Künstler entstanden. Noch im 15. Jahrhundert waren

<sup>1)</sup> Das andere, auch noch bestehende Thor, nemlich jenes dem St. Erhardskirchlein gegenüber, wird hier nicht genannt und dürfte vielleicht erst später abgebrochen worden sein.

Das „Passierer-, Bozner- und Binstgauer-Thor“ besteht noch und davon die zwei ersteren ziemlich unverlezt, das vierte oder Ulmerthor wurde 1881 abgebrochen und hatte einen sehr massiven Thurm, der aber nach seinem Spitzbogen zu urtheilen kaum über das 14. Jahrhundert zurückreichte (vgl. Programm des k. k. Obergymnasiums Meran v. J. 1889.)

Die Stadt Brixen folgte einer eigenen Anordnung. Da ihre Gründung in Folge der Uebersiedelung der Bischöfe von Säben nach dem von Ludwig dem Kinde 901 geschenkten, königlichen Meierhof *Brixina* in der Grafschaft *Katgots* geschah, so nahm selbstverständlich das „neue Münster“ eine geschützte Lage, beinahe die Mitte



die Stadtmauern im guten Zustande und die Gänge an denselben frei eingehalten und daran durfte keine Veränderung vorgenommen werden; der Bürger Lazarus Mesentizer büßte das Abschließen eines Ganges und das Durchbrechen der Stadtmauer behufs eines Ausganges und eines Fensters im Gefängnisse.

Innsbruck erscheint nach Linkhauser's Diöcesanbeschrbg. unter diesem Namen erst 1180, erhielt aber dann auch bald seine Mauern und 1233 wird es bereits mit dem Namen »Civitas Inspruke« ausgezeichnet. Wie schon oben S. 30 die Rede war, ist dessen Ursprung als befestigter Uebergang des Inns mehr am linken Ufer zu suchen und erst am Ausgange des 12. Jahrh. kaufte Berchtold III. von dem Stifte Wilten am rechten Flussufer neben der einstigen, von der Völkerwanderung zerstörten Römerbrücke einen Streifen Landes, um den jenseitigen, durch den Durchzugshandel vergrößten Markt (heute die Vorstädte: Maria Hilf und St. Nikolaus) auch nach dieser Seite hin zu erweitern. Die Ringmauern umkreisten nur den Raum der „Altstadt.“ Hart an denselben war ringsum ein Graben gezogen, woran die heutigen Gassen: „Marktgraben und Burggraben“ noch erinnern. Verfolgt man die Altstadt nach einem heutigen Stadt-Plane, so ergibt sich, daß dieselbe ein von Süden nach Norden gezogenes, unregelmäßiges Rechteck gebildet hatte, welches auf der breiteren Seite (gegen Süden) etwas abgerundet war. Stadt-Thore gab es vier: eines gegen Westen in den Innrain (das Pöcker- oder Rumertthor bestehend bis 1780); ein anderes gegen Süden in die Neustadt (das Neustadt-Thor bis 1765); das dritte gegen Osten in die Universitätsstraße (das Saggenthor, heute noch bestehend); das vierte gegen Norden von der Innbrücke (das Innthor bis 1790). Nahe daran lag die Wohnung des Stadtgründers, Otto I., welche als einfaches, festes Privatgebäude nun unter dem Namen: Ottoburg mit der Jahreszahl 1234 fortbesteht.

Ueber die Anlage und Ausdehnung der Stadt Bregenz im Frühmittelalter ist noch ein sehr kleines Material gesammelt. Wir verstehen darunter die heute sogenannte „Oberstadt“; die Fundstätte des Epona-Bildes, des Drusus-Steins, vieler Römermünzen u. dgl. sie liegt ungefähr 600 M. von der römischen Ansiedelung auf dem „Delrain“ entfernt. Nach dem vom k. k. Conservator Dr. Jenny uns mitgetheilten Grundrisse folgte die mittelalterliche Ringmauer der Form eines etwas eingebogenen, von Ost nach West sich ausdehnenden Rechtecks, welches ungefähr  $\frac{1}{3}$  länger als breit war. Auf den Ecken erscheinen Rundthürme, die vielleicht einer späteren Zeit angehören dürften. Nach einer Notiz in den Mitthl. der k. k. C.-C. v. J. 1876, S. XCI, wo man gerade an dem Verschwinden der alten Ringmauern eifrigst arbeitete, war dieselbe auch durch Vierecksthürme verstärkt. Darunter dürfte der Berichterstatter nicht allein die Thorthürme, sondern auch jene Vierecksbauten verstanden haben, welche die Nordseite flankirten; der eine davon ist der unter Wilhelm v. Montfort einbezogene und nun als Glockenthurm dienende, der andere wurde in den letzten 70er Jahren wegen Baufälligkeit abgetragen. Von Thoren jedoch sind nur zwei bekannt; nemlich das im genannten Jahre abgebrochene „Amtsthor“, welches die Mitte der Schmalseite der Stadtmauer gegen Osten einnahm und ein früher zerstörtes mehr links gegenüber liegendes, dessen Name unbekannt ist. Gegen Osten setzt sich der Hügelrücken der Oberstadt ansteigend fort und die alte wie die neue Straße machte in demselben einen tiefen Einschnitt. Nach den übrigen drei Himmelsrichtungen fällt der Abhang steil ab; die alte Mauer hatte daher hier starke Böschungen. Das römische Castrum lag aber innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer, wenigstens ist dies auf der Nordseite nachgewiesen, wo der obgenannte Autor bis zur letzteren Nachgrabungen anstellte, ohne auf erstere zu stoßen, entdeckte sie aber letztes Jahr gleich innerhalb derselben bei Untersuchung eines römischen Bades. Auf den übrigen Seiten könnten jedoch die alten Römermauern den späteren zur theilweisen Unterlage gedient haben, da wahrscheinlich erstere wie diese nahe am Rande des steilen Abhanges aufgesetzt waren.

## G. Uebergangszeit

(vom romanischen zum gothischen Baustyl von 1170—1300).

Der romanische Styl hatte es durch die folgerichtige Weiterführung jener Prinzipien, welche in der altchristlichen Basilika niedergelegt sind, zu einer großen Vollkommenheit gebracht, von welcher dem Leser im Bisherigen so manche Beweise selbst aus dem kleinen Lande Tirol geboten worden sind. Dem kreuzförmigen Grundrisse war es nemlich gelungen



eine einheitliche (organische) Verbindung des Thurmbaues mit dem Kirchengebäude zu erreichen. Zudem tritt uns eine große Vervollkommnung des Innern und Außern, im Pfeiler- und Gewölbebau u. dgl. entgegen. Kurz der Kirchenbau war gegen Ende des 12. Jahrhunderts zu einer so großen künstlerischen Durchbildung gelangt, daß man glauben möchte, der damals gewonnene Höhepunkt hätte nicht mehr sollen überschritten werden. Jedoch

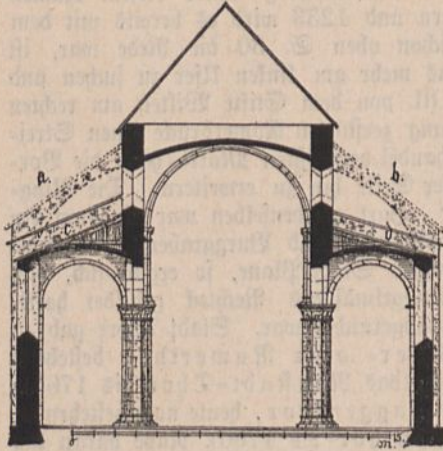


Fig. 200, Innichen.

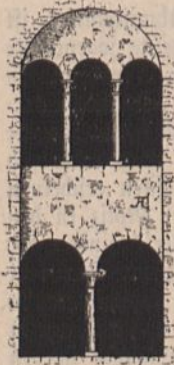


Fig. 201, Stanz.

es zeigte sich überall ein auffallendes Drängen zu weiterer Ausbildung. Tirol blieb hierin nicht zurück. Vor anderem offenbart sich dieses Bestreben, wie der Leser selbst bemerkt haben wird, ganz besonders und in einer großartigen Weise am Dome zu Trient. Zur Erinnerung verweisen wir auf dessen langgedehnte Anlage des Chores wie des Schiffes im Vergleich zu den Pfarrkirchen von Bozen und Gais, dem Dome von Brixen und der Stiftskirche zu Innichen; beide letzteren entwickeln aber dasselbe Streben auf eine andere Weise, nämlich dadurch, daß sie auch den Nebenabsiden ein Chorquadrat vorgelegt und dieses zu einem schlanken Rechteck gemacht haben wie am Hauptchore (Fig. 80: 28, 68, 70, 72.) Eine schlankte Anordnung des Planes kehrt ferner an St. Lorenz in Trient und

Marienberg's Klosterkirche wieder. Der halbrunde Chorschluß entsprach nicht mehr, sondern blieb nur mehr innen noch gerundet, außen wurde ein Polygon, nemlich fünf Seiten eines Zehneck's oder drei Seiten eines Achteck's vorgezogen. Beide Versuche finden sich an der Haupt- wie Nebenabside der St. Peter Pfarrkirche bei Meran (Fig. 198). Innen rund und außen dreiseitig schließt auch der Altarraum in der Kapelle von Königsberg und in jener eines Privathauses zu Brixen zwischen dem Cassianeum und dem Priesterseminar, heute aber als Küche dienend.

Die Pfeiler in der bereits 1070 gebauten zweischiffigen Martinskirche zu Schöenna und der Stiftskirche von Innichen sind polygon geworden gleich den Thurmsäulchen in der seit 1179 urkundlichen St. Peterkirche zu Auer, während sie im Dome zu Trient durchaus sehr reich gebaut wurden, um allen möglichen Gewölbeconstructions harmonisch zu entsprechen.

Die Basis aller Stützen wird durch das Eckblatt verziert, womit sich am Thurm zu Neustift eine weitere Reihe von Blättern verbindet und so einen förmlichen Blattkranz bildet. Fig. 199. Im älteren Kreuzgang zu Gries und jenem der Franziskaner zu Bozen ist das Eckblatt bereits weggefallen und zur Vermittlung zwischen Fußplatte und Rundstab wurde die „Ecke abgesehritten.“ (Fig. 184).

Kräftige Blätter, deren fast frühgothischer Ueberschlag eine Rippe mit je einem Seitentknoten haben, umziehen ringsum die Pfeiler und andere Säulen des Trientner Domes (vgl. dieselben an dem prachtvollen Kelchkapitäl in Fig. 155); sie wiederholen sich häufig im Schiffe der Pfarrkirche in Bozen sowie am alten Seitenportal des Domes von Brixen (im Kreuzgang) und zeigen wie viel anderes Blattwerk die schönste Entfaltung von Knospengebilden (Fig. 119—123, 125, 127).

In Bezug auf die vielseitige Leistung des Pfeilers das Gewölbe zu unterstützen weisen wir als Ergänzung zu S. 103 auf den schwungvollen Querschnitt der Stiftskirche von Innichen in Fig. 200 hin, wo von den erhöhten Lisenen kühne Schwibbogen zu dem hochliegenden Gewölbe des Mittelschiffes aufsteigen. Am Dome zu Trient sind die Diagonal- oder Kreuzgurten bereits zu zugespitzten Rundstäben mit Hinterplatten umgebildet worden (Fig. 66 g). Einzelne derselben ziehen sich hier wie in Innichen zu ihrem Schlußsteine zwar im Halbkreise aber so steil hinan, daß der Uebergang zum Spitzbogen oder einem gothischen Kreuzgewölbe sich erkennen läßt. An den schweren Quergurten der Kapelle des Schlosses Braunsberg über Lana tritt dann der „stumpfe Spitzbogen“ entschieden auf, ähnlich wie an den Tonnen-



gewölben mehrerer Filiationen von Bozen, als: St. Johann, St. Martin, St. Justina und St. Helena bei Deutschneuen, Fig. 134. Auch der Rundbogenfries nahm gerne die stumpfspitzige Wölbung in sich auf, denn wie in Fig. 165 treffen wir ihn auch zu St. Nikolaus in Kaltern, Maria Trost in Mais, Marling, St. Peter bei Meran, Burgeis u. s. w. An St. Anna in Mülten folgen die Quergurten dem Halbkreise, die einfachen Kreuzgewölbe aber sind spitzbogig.

Eigenthümlich ist es, daß die unteren Schallfenster vieler Thürme noch im reinen Rundbogen, die oberen aber im Spitzbogen sich wölben; man möchte meinen, es beruhe diese Erscheinung immer auf einer späteren Erhöhung des Bauwerks, indeß der 1208 bereits urkundliche Thurm zu Terlan (Fig. 157) läßt nicht die mindeste Spur eines nachträglichen Umbaues entdecken und dennoch kommt an ihm diese Uebergangsform vor. Nebenher lief an den Thürmen die uns von S. 106 bekannte Fensterkuppelung, welche an der seit 1241 urkundlich bekannten St. Peterskirche bei Bozen, zu Latjons u. a. D. ebenfalls den Spitzbogen hat. Zu Stanz im Oberinntal dehnt sich eine und dieselbe Kuppelung über „zwei“ Schallfenster aus, was eine ganz gelungene Erleichterung der schweren Massen bewirkt, vgl. 201. Eine eigene Art von Fenstervertuppelung vermittelt Rundbogenfriese suchte der Baumeister des Thurms von St. Peter bei Meran zu erzielen, vgl. Fig. 198 e, ff. Ebenso überrascht die Ausführung des stumpfen Spitzbogens unter dem alten Halbkreise (Fig. 131); später begegnen wir dem verkehrten Falle.

Die Uebergangszeit bezeichnet besonders der Kleeblattbogen; „in runder Form“ kam er wie noch an der kleinen Thurmhür zu Burgeis (Fig. 202), mit einiger Abwechslung auch am Thurme der in den letzten 70er Jahren abgetragenen Spitalkirche von Bozen, erbaut um 1220, vor, Fig. 203; „spitzbogig“ und leichtgeschwungen, bereits gothisch behandelt, findet ihn der Leser in Fig. 143 und endlich in der „wagrecht“ Form auf Fig. 107 schwach angedeutet, 153 aber gefällig durchgeführt. Seine Rundform erscheint am reichsten in Fig. 184. Wiederum eine andere Kleeblattform und sowohl in Verbindung mit achtsseitigem Säulenschaft als auch mit kreisförmiger „Durchbrechung“ der leeren Wand unter der Kuppelung eines Thurmsfensters begegnet uns an der hl. Geistskirche in Anras, Fig. 204. Merian deutet ein ähnliches Fenster an der Fassade des erhöhten Mittelschiffes der Klosterkirche von Wilten an. Einen weiteren Schritt that man am Thurmsfenster zu Mion bei Rumo auf dem Nonzberg, indem die Säule in einen abgefaseten Pfosten verwandelt wurde, der sich mit den von ihm getragenen Bogen völlig organisch verbindet. Fig. 205.

Eigenartige Uebergangsformen vertritt der Glockenthurm an der Erlöserkirche des aufgehobenen Dominikanerklosters zu Bozen: er wurde 1275 erbaut. Im Allgemeinen ist seine Form noch die romanische, wie die Abtheilung in niedrige Stockwerke in den oberen Theilen, seine vierseitige Steinpyramide u. s. w. Die größeren Schallfenster haben noch zwei Säulchen hinter einander, um die Bogen zu tragen, letztere sind aber unterschieden spitzbogig, ringsum hingegen mit einem Stab umrahmt und nicht abgefast: einer Fensterkuppelung entbehren sie. Die unteren gleich Lichtschlitzen ganz schmalen Fenster zeichnen sich durch einen scharf berandeten, bereits spitzbogigen Kleeblattbogen aus und sind abgefast, vgl. Fig. 206.

Endlich drängte es auch an dem Körper der Glockenthürme eine Weiterbildung in die Erscheinung zu bringen. Da wurde unter anderem der Dachreiter über der Ostwand der erwähnten Spital-

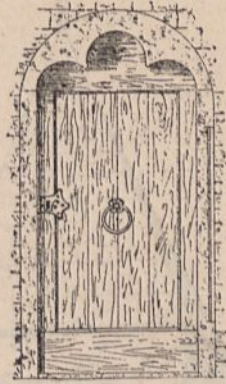


Fig. 202, Burgeis.

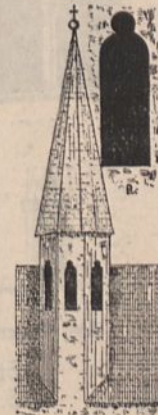


Fig. 203, Bozen.

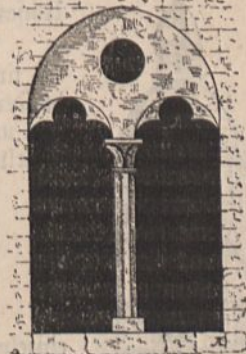


Fig. 204, Anras.

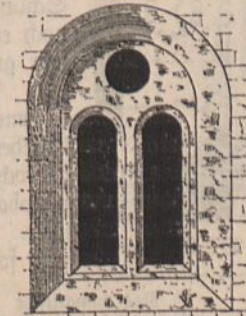


Fig. 205, Mion.



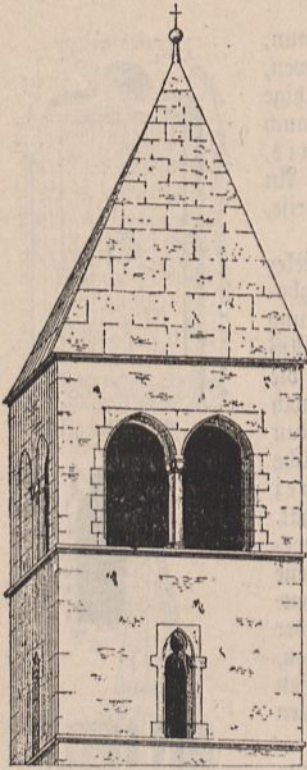


Fig. 206, Bozen.



Fig. 207, Ob. Mauern.

kirche zu Bozen anstatt im Viereck im regelmäßigen Achteck von seinen Fußpunkten aufgeführt, welche Form ihm in Verbindung mit den fleblattförmigen Schallfenstern einen eigenen Reiz verlieh, vgl. Fig. 203. An dem nördlichen und vollendeten Thurm der Pfarrkirche daselbst scheint ein polygoner Abschluß zu Stande gekommen sein, denn in einer vom P. Justinian Ladurner aufgefundenen Urkunde vom 24. März 1376 betreffend den Weiterbau des Thurms an der Franziskanerkirche (zu Bozen) lautet eine Bedingung für den Baumeister Heinrich, daß er dessen letztes Stockwerk „achteckig“ baue, nemlich nach „Art und Form des Thurms, so an der Pfarrkirche der glorreichen Jungfrau Maria in Bozano ist.“ Da aber dieser letztere nach Notiz auf S. 125 eine Rechteck- und nicht Quadratsform hat, so mußte sein polygoner Abschluß aus einem Sechseck bestanden haben, ähnlich wie heute nach seinem späteren Umbau, weil sich das Achteck über ein Rechteck gar nicht aufführen ließe. Zum Beweise, wie gegen Ende des 13. Jahrhunderts die edlere Kirchenbaukunst bis zu hinterst in die Nebenthäler Tirols gedrungen war, dient der Glockenthurm der Marien-Wallfahrtskirche im abgelegenen Obermauern, 7 St. von Trient. Da finden wir den oberen Theil vom Viereck regelrecht ins Achteck übergeführt; die Vermittlung ist auf den Ecken des Vierecks durch trapezartige Wasserströgen hergestellt. Der alte achteckige Helm wurde in neuerer Zeit leider durch einen minder passenden Kuppelbau mit Laterne verdrängt und so ist das Ganze um seinen gefälligen Abschluß gekommen. Fig. 207.

Reicher durchgeführt finden wir das Achteck vom untersten Stockwerke bis zu dem das Ganze abschließenden Knopfe mit dem Kreuze, S. 75 in Fig. 57. Die Vermittlung mit dem Helm geschieht hier bereits durch Giebel, denen wir in der Gothik stets wieder begegnen. Einfache, massiv gebaute Rinnen leiten das Regenwasser weit über die Umfangsmauern hinaus.

Aus diesen wenigen Zeilen ergibt sich, welch ein reges Streben die tirolischen kirchlichen Bauwerke bereits seit dem Schlusse des 12. Jahrhunderts an den Tag legten, um den romanischen Styl zu vervollkommen und einen Uebergang zum gothischen mit Entschiedenheit aufrecht erhielten bis letzterer anfangs des 14. Jahrh. zum Durchbruche kam.

### Ornamente des romanischen Baustyls.

Der Leser hat bereits bei vielen in Wort und Bild vorgeführten einzelnen Baugliedern gesehen, wie sehr der romanische Styl auch in Tirol das Ornament liebte. Der Uebersicht halber müssen wir zum Schlusse der Periode auf das Ornament als solches im Allgemeinen noch einmal zurückkommen, weil dasselbe für die Kunstforschung von sehr großer Bedeutung ist.<sup>1)</sup>

Man theilt die romanischen Ornamente in geometrische und in jene der organischen Welt entnommene ein. Die ersteren bestehen aus geraden oder krummen Linien unter verschiedenen Winkeln gebrochen, mannigfach ineinander verschränkt und verschlungen. Letztere offenbaren nicht selten reizende, freie Motive der Pflanzen- und Thierwelt. Vom Grunde sind ihre Reliefs oft weniger scharf abgetrennt und folgen im Allgemeinen einer weichen Wellenlinie.

<sup>1)</sup> Das romanische Ornament ist eines eingehenden Studiums von Seite Federmanns höchst würdig; wie wenig man aber für gewöhnlich in dessen Charakteristik eingedrungen ist, das beweisen so viele bebauernswerthe Erscheinungen bei Restaurierungen und anderen Gelegenheiten.



Die größte Verbreitung erhielt von allen Ornamenten der Rundbogenfries welcher anfangs wie Fig. 156 und 208 zeigen, unten einfach abgeschnitten war, später aber wurden die Schenkel der Bögen zugespitzt oder sie ruhen auf Consolen (Fig. 137, 138, 165), welche an den Absiden von St. Florian und Penon in der Umgebung von Neumarkt, besonders reich auftreten. Am Gesimse gebrauchte man zunächst gerne einfache, geradlinige Verzierungen, die durch einen regelmäßigen Wechsel von Licht und Schatten sich weithin bemerklich machten. Dahin gehört der Würselfries („vortretend und ausgehöhlt“) Fig. 56 B, 156, der Zahnfries, Fig. 138 a, o, g, der schachbrettartige Fries, Fig. 154. Andere geometrische Formen sind Sterne, Kreuze, verschlungene Dreiecke (Trudensfuß), Welpässe, Fig. 143 u. dgl. Andere Stellen, welche verziert wurden, sind zunächst die Säulen, vor allem am Kapitäl, oft auch an der Basis zuweilen selbst an den Schäften. Daran schließen sich die Bögen, besonders an den Portalen. Ein kühnes Spiel der Phantasie, überwuchernd durch Reichthum aller möglichen Ornamente von Pflanzen, individuellem Blattwerk, mannigfach verschlungenen Bändern und in Begleitung verschiedener Thiere machen sich in den Figuren 95 — 98, 150 u. 151 bemerkbar, wenn man die einzelnen Gruppen einer näheren Prüfung unterzieht. Selbst die Getreideähre und die Weinrebe fehlen nicht, welche wohl in Hinsicht auf die heil. Opferstätte symbolisch zu nehmen sind, wie am Thürsturz von St. Apollinar und am Dome zu Trient, wo die Rebe ganz besonders schön, ja musterhaft in stylistischer Behandlung wiederkehrt (Fig. 150) und noch ältere in Verbindung mit Bögen, welche die Trauben picken in Fig. 212. Am Triumphbogen und den Wandpfeilern des Chores in der St. Leonhardskirche bei Kundl (Unterinntal) ist die Lage des Blattornamentes in Verbindung mit Thiergestalten eine überraschende zu nennen. Da findet sich nemlich schöner, kräftiger Blätter Schmuck auch „an der Basis“ angebracht. vgl. Fig. 209 und 210; ersterer in Verbindung mit einem Stabe und Schneckenswerk gleich Füllhörnern dürfte aber erst einer späteren Zeit angehören und nicht dem Jahre 1020, wo diese Kirche eingeweiht, während sie im 16. Jahrh. im goth. Style gänzlich umgebaut wurde. An den Kapitälern kehrt ein kräftiges, einfaches roman. Blatt immer wieder und darüber läuft eine Perlschnur hin, Fig. 211.

Bedeutzamere Thiergestalten kommen bei der „Plastik“ und andere prachtvolle Flachornamente bei der „Malerei“ noch weiter zur Sprache.

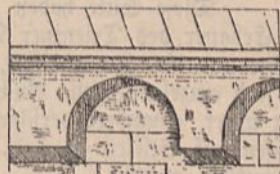


Fig. 208, Trient, (Sakristei d. Domes).



Fig. 209, Kundl.



Fig. 210.



Fig. 211.

### Steinmessen.

Die Sitte, in Form geometrischer Figuren auf verschiedenen Gegenständen bestimmte „Erkenntnißzeichen“ zu machen, kann selbstverständlich als eine uralte bezeichnet werden. Wir sehen dasselbe auch heute noch und gerade in der Baukunst, wie z. B. die Zimmerleute an den fertigen Balken wegen Zusammengehörigkeit zum Ganzen Merkzeichen einritzten oder die Steinmessen die Versetzmarken an den einzelnen Werkstücken einhauen. Was ist aber dann natürlicher, als die Erscheinung, daß die dem betrefsenden Handwerke verwandten Zeichen vorgezogen werden, also bei der Baukunst das Lineal der Winkel, ein Dreieck, ein Viereck (in verschiedener Stellung) u. dgl.? Ein weiterer Schritt ist endlich die Zuhilfenahme von Buchstaben und willkürlichen Figuren.

Vielleicht in Hinsicht auf die edle Bestimmung ihres Handwerks haben die Steinmessen als Erbauer der vielen Gotteshäuser schon frühe zu Vereinen sich zusammengethan, „Bauhütten“ genannt, worin die Frömmigkeit als eine der Hauptzuzugungen betont wurde.



Die von ihnen als Patrone verehrten „vier Gefrönten Heiligen“, welche unter Diocletian den Martyrtod erlitten, sollen „Hütenbrüder“ gewesen sein. So lautet eine sehr alte Ueberlieferung in der deutschen Bauhütte. Als Bundesangehöriger erhielt jeder Geselle von seinem Meister, wo er gelernt, ein eigenes Zeichen mit, welches er seinen von ihm gearbeiteten Werkstücke aufdrücken durfte.

Diese Sitte haben auch „Adam d'Arognio und seine Söhne mit ihren Gesellen“ als Erbauer des Trientner Domes geübt. Daher finden wir auf der Südseite der Haupt-Abside und des Kreuzschiffes, jedoch nur an den Eisen verschiedene Zeichen wiederkehrend. Es sind einzelne, große Buchstaben, als: I, P, C, D, O und noch andere Zeichen in vierzehn unter einander verschiedenen Formen, bestehend aus Winkeln, Drei- und Vieredern, Kreisen auf Stielen u. dgl., sowie aus Winkeln zusammengesetzte Figuren, siehe Fig. 66 (zu unterst, rechts.)

An allen Steinmetzarbeiten der vielen übrigen romanischen Baudenkmale Tirols konnten wir bis zur Stunde keine ähnlichen Merkmale entdecken. Daraus pflegt man sonst zu schließen, daß alle jene Arbeiten, wo diese fehlen, von „Mönchen als Werkleute“ ausgeführt seien, weil eben diese jedes Steinmetzzeichen verschmähten, wie sich aus vielen Fällen genau nachweisen läßt (vgl. Mitth. d. k. k. C.-E. 1881, S. 114). Ob diese Ansicht für Tirol allgemeine Anwendung finden darf, möchten wir bezweifeln, da es doch nicht anzunehmen ist, daß die häufigen Steinmetzarbeiten an den Säulchen der Glockenthürme u. dgl. von der Niederung des Thals bis auf bedeutende Höhen der Berge und bis in den Grund der Nebenthäler durchaus von Mönchen ausgeführt worden wären.

### B a u m e i s t e r

finden wir sehr wenige genannt; zu diesen gehört der uns bekannte Meister des Trientner Domes. Sein Andenken ist in der Grabchrift enthalten, diese lautet: A. D. milesimo ducentesimo duodecimo ultimo die Februarii praesidente venerabili tridentino episcopo Friderico de Vanga et disponente, hujus ecclesiae opus incepit et construxit Magister Adam de Arognio Cumane diocesis et circuitum ipse, sui filii, inde sui apatici cum appendiciis intrinsece et extrinsece istius ecclesie magisterio fabricarunt. Cujus et sue prolis subtu sepulcrum manet. Orate pro eis. Diese Worte liest man am Sockel eines Giepfelers im Aeußern des Chores. Die vier Männlein in kauender Stellung nach Fig. 155 halten Einige für die Söhne des Meisters. Ueber Meister Wilhelm von Innsbruck, welcher etwa um 1260 nach Mothes Geschichte der Baukunst in Italien S. 736 an dem Weiterbau des schiefen Thurms in Pisa sich theilte, wissen wir bezüglich Tirols nichts, ob er sich nemlich auch hier an einem Bauwerke thätig erwiesen hat. Was andere Baumeister anbetrifft, läßt sich nur ihr Vaterland einigermaßen bestimmen. So z. B. weisen die antikisirenden Kapitäle mit den durch Bänder verbundenen Schnecken, die schweren unberandeten Akanthusblätter u. dgl. zu Innichen auf Italien hin. Dasselbe gilt vom Namen des Steinmetzen, der sich daselbst auf einer Kapitälplatte des Südportals verewigt hat. Da stehen in erhabener Lapidarschrift die Worte: PARADISI DI STIMLA<sup>1)</sup> War dieser vielleicht auch der Baumeister des Domes selbst? Andere Steinmetzzeichen kommen keine vor, da solche die grobe Fläche der Werkstücke verhindert haben dürfte. Eine feinere Behandlung ließ das grobkörnige Material nicht zu. Spuren italienischen Einflusses finden sich selbst im Brixner Kreuzgang, an der Pfarrkirche von Bozen, weniger vielleicht am Kreuzgang der Franziskaner daselbst. Bei dem neuerwachten Eifer in der Erforschung der Archive dürfte auch über diese Frage bald etwas mehr Licht verbreitet werden.

<sup>1)</sup> Der Ort STIMLA ist wahrscheinlich in Friaul zu suchen, wo an der einst belebten Handelsstraße von Venedig über die osttirolischen und oberösterreichischen Alpen schon frühzeitig ein tüchtiges und derbes Geschlecht von Steinmetzen und Baumeistern gleich den Comasken in der Lombardie sich gebildet hatte; vgl. Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1858, S. 285 ff.



## H. Die Plastik oder bildende Kunst der romanischen Periode.

Dieser Kunstzweig liefert greifbare Darstellungen (Statuen und Reliefs) aus harten oder weicheren Stoffen und verleiht den mannigfachen Erzeugnissen der verschiedenen Kunsthandwerke den künstlerischen Charakter.

Nehmen wir diese Kunst zunächst im letzteren Sinne, wo sie nemlich mehr decorativ und untergeordnet auftritt, so hat sie sich in ihrem engen Anschlusse an die Baukunst schon frühe sehr thätig erwiesen, aber auch Statuen und Reliefs und erstere selbst als freie Gruppen sind nebenher geschaffen worden und zwar in allen möglichen Materialien, als: in Stein (natürlichen und künstlichen und in gebrannter Erde), in Holz, Metall und Elfenbein.

Was die Ausführung anbetrifft, so ist die Zeichnung oft unrichtig, ja unvollkommen, da die einen Einzeltheile bald zu groß, bald zu klein, andere wiederum nicht recht gestellt wurden. Die Gesamthaltung des Bildwerks ist nicht selten gezwungen, die Bewegungen gespreizt, die Falten der Gewänder geradlinig und streng gleichförmig. Mit Recht bemerkt Jakob (D. K. i. D. d. K. S. 119): Wie die romanische Kirche mehr Innenbau und in ihr immer erst der Versuch gegeben ist, einheitlich die Grundzüge des christlichen Kirchenbaues herauszubilden, so überwiegt auch in der bildenden Kunst dieser Zeit das Innere, der „geistige Ausdruck in Gesicht und Haltung“, während die Glieder des Ganzen und die einzelnen Theile nicht übereinstimmend, selbst unnatürlich erscheinen. So ist z. B. der Körper langgestreckt, oft dickeibig, der Kopf hat eine mehr niedrige Stirne, kleine stiere Augen u. s. w. — in der Uebergangsperiode verliert sich allmählig der kalte, steife Charakter und die Gestalten nehmen eine richtigere Form an: die Gesichter werden weich und lieblich, die Glieder naturgemäßer, die Gewänder fließen weniger mehr in parallelen, als in langen, weich geschwungenen Falten (Draperien).

Bezüglich der weiteren Stylisirung sind zwei Richtungen zu unterscheiden, nemlich jene „von Byzanz beeinflusste“ und die in den verschiedenen Ländern „freiere, einheimische.“ Erstere aus einer Periode des Verfalles ihrer Richtung liebt lange, magere Figuren. Die menschliche Gestalt erscheint in symmetrischer Strenge, starr, nach mathematischen Gesetzen entworfen; die Verhältnisse sind verfehlt, die Stellungen verrenkt. Der Kopf hat eine breite Stirn und starre Augen und diese liegen stark vertieft. Die Arme hingegen erscheinen in weicher, geschwungener Haltung, Hände und Füße sind aber wiederum mangelhaft gezeichnet und letztere stehen nicht selten weit auswärts. Die Gewänder haben einfache, fein zierliche Parallelfalten, welche die Körperteile andeuten, jedoch einem schönen, regelmäßigen Körperbau nicht entsprechen.<sup>1)</sup> Die mehr selbstständige abendländische Richtung hält den Körper oft zu kurz und zu plump, den Kopf auffallend groß u. dgl. und huldigt einem barbarischen Naturalismus. Diese Mängel treten vor anderem in den Nachzeichnungen als Illustrationen vieler heutiger Bücher und Zeitschriften auf, wo die alten Werke nicht nur allein aus ihrem Zusammenhang und ihrer dazugehörigen Umgebung gerissen sind, sondern auch häufig ohne tieferes Verständniß gemacht werden. Wenn man aber

<sup>1)</sup> Aehnlich wie man früher alles Romanische geradezu „byzantinisch“ genannt hat, so wird jetzt noch, wie bereits S. 77 bemerkt wurde, in der Geschichte der Sculptur das Frühromanische von Vielen ohne Unterschied als byzantinisch erklärt, was in nicht wenigen Fällen unrichtig ist, weil, wie so eben erwähnt wurde, auch eine ganz selbstständige, abendländische Plastik sich ausgebildet hat. Bekanntlich haben aber die Byzantiner Holzwerke mit Elfenbein eingelegt und Metallwaaren allerdings nach allen Weltgegenden verhandt, welche Arbeiten auch auf einzelne Steinsculpturen nicht ohne allen Einfluß geblieben sind, wie der Leser im Folgenden selbst beobachten kann. Wahrscheinlich ließ man selbst Bildhauer aus dem Süden und Osten kommen und die rückkehrenden Kreuzfahrer oder Romreisende brachten selbst steinerne Bildwerke mit sich.



dieselben Objekte im Originale und an ihrer ursprünglichen Stelle sieht, wo sie meistens in innigerem Zusammenhange mit dem Gebäude stehen, so wird der uns früher vielleicht verletzende und schroffe Eindruck bedeutend gemildert. Wir bemerken dann an ihnen nur kirchliche Feierlichkeit, strengen Ernst, ruhige Kraft und eine Stylisirung, welche um die Mitte und besonders gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine herrliche Blüthe entfaltet hat. In dieser treten auch anmuthige Züge auf und die reineren und klareren Formen gaben dann den Gestalten einen Ausdruck von Unschuld, Einfachheit und Demuth; nebenbei erlaubte man sich nicht selten eine naive Heiterkeit. Der Mangel vollkommener Durchführung der natürlichen Form bleibt noch bestehen, aber er dient zugleich dem künstlerischem Zwecke und verhütet jene völlige Selbstständigkeit der Plastik, welche sie zu der architektonischen Verwendung ungeeignet gemacht haben würde. Manches was auf den ersten Blick ein Fehler zu sein scheint, ist doch ein Motiv, ein Mittel, wodurch der Künstler seinen Gedanken verjünglichen wollte, und wenn wir in diesen einzugehen geübt sind, so entdecken wir eine Bedeutung, eine Schönheit. Gewisse Vorzüge der mittelalterlichen Kunst waren durch den Mangel an voller Naturwahrheit und Charakteristik förmlich bedingt. Die Natur kann man nur durch Beobachtung ihrer Schwächen recht erkennen und lieben und so kam das Mittelalter bei seiner Scheue vor der verdorbenen Natur in deren Benützung weiter als die Antike, welche die wahre Natur niemals brauchen konnte, sondern sie erst idealisiren oder vergöttern mußte, so daß ihre künstlerisch-religiöse Begeisterung einer Leidenschaft ähnlich sieht, die ihren Gegenstand zerstört und ihm fremde Züge andichtet. Das Mittelalter war bekanntlich dennoch höchst ideal, obgleich es sich der Natur nicht unbedingt in die Arme warf.



Fig. 212, Trient.

Die romanische Plastik vermied auch das Nackte, denn es war kein Bedürfnis da; die Gewandung war ihr eine Nothwendigkeit, um Gott, die Engel und die Heiligen in ihrer Pracht und Herrlichkeit auf die verschiedenste Weise nach ihren Ständen u. Vorzügen sowie nach vielen Schrifttexten darzustellen zu können.

Charakteristisch für die romanische Periode ist ferner, daß Plastik und Malerei sich gegenseitig unterstützten. So finden wir an vielen Sculpturen, daß sie polychromirt, durch Gold und Farben reich bemalt waren. Beispielsweise sei auf den im Tympanon der Fig. 155 sichtbaren Bischof (St. Vigilius) und Fig. 212 hingewiesen; dann auf die jüngst leider abgewa-

schene Marienstatue an der nördlichen Außenseite des Trientner Domes sowie auf die ältesten Andachtsbilder des Landes, als: zu Bozen, Innichen, Rankweil u. a. m. — worauf in den nächstfolgenden Blättern mit Wort und Bild näher aufmerksam gemacht wird.

Die Werke der Bildhauer gewähren im Allgemeinen keine so scharfen Grenzlinien, wie sie im Reiche der Baukunst vorhanden sind, wo ganz entschiedene Merkmale z. B. Rundbögen, Würfelskapitälé und viele andere konstruktive und ornamentistische Einzelheiten das Alter und die Stylperiode auffällig kennzeichnen. Doch bietet auch die Sculptur einzelne zuverlässige Anhaltspunkte. Ein wesentlicher Beitrag zu Altersbestimmungen wird durch den Umstand geboten, daß viele derselben mit Bauwerken organisch verbunden und aus einem und demselben Materiale wie diese sind, also nothwendiger Weise mit ihnen geschaffen sein müssen.

Beinahe ausnahmsweise stand die Plastik in der romanischen Periode im Dienste der Kirche und selbst Bildern aus dem gemeinen Leben gab man religiöse Bedeutung, so



z. B. stellte man die 12 Monate als den Kreislauf des menschlichen Lebens dar. Das Bestreben der Kunst in damaliger Zeit richtete sich auf das geistig Bedeutsame und dieses fand sie vorzugsweise in der Kirche. Dabei war sie auch auf dem richtigen Weg nach ihrem höchsten Ziele und kam zu den herrlichsten Resultaten. Frauengestalten gelangen ihr am besten, Männer nur in priesterlicher Haltung mit ernster Würde, gepaart mit milden Zügen.

Bereits von Seite 61 an hat sich der Leser an den verschiedenen Denkmalbauten überzeugen können, daß die monumentale und ornamentirende Bildhauerkunst auch in Tirol emsig betrieben worden ist und in Folge dessen unser Land doch einige werkgewandte Meister gehabt haben muß.

Mit welch' gutem Geschmacke, mit welchem Reichthum der Phantasie die architektonischen Ornamente jener Zeit behandelt wurden, dies erklären die Kapitäl, Bögen, Frieze und andere Einzeltheile.

Man muß staunen über die Zierlichkeit der Ausfüh-  
 rung, über die Schön-  
 heit der Linien und den  
 phantasiereichen Geistes-  
 reichthum, womit die alten  
 Meister die Lauborna-  
 mente u. abenteuerlichen

Thierfiguren, verzerrte  
 menschl. Gestalten unter  
 einander zu verbinden  
 verstanden haben. Um  
 sicherer zu arbeiten wurde  
 öfter ein weicherer und  
 feinkörniger Stein gewählt  
 als jener war, woraus  
 das Gebäude bestand. So  
 ist Marmor verwendet  
 worden und zwar gelb-  
 lichweißer und rother im  
 italienischen Landesstheile,  
 schneeweißer von Meran

aufwärts durch das ganze  
 Vinschgau und um Sterzing und verschiedenfarbiger theilweise im  
 Unterinntale sowie einzeln in anderen Thälern; feiner Sandstein von rother und grauer  
 oder gelblicher Farbe kommt besonders im Etschland häufig vor, man hat ihn aber auch  
 weithin in die Nebenthäler geführt. Granit, Porphyr, Tuff und Nagelfluhe begegnen uns  
 seltener und finden selbstverständlich nur zu den einfachsten Steinmetzarbeiten Verwendung.

Wahrhaft künstlerischer Werth läßt sich wiederholt an untergeordneten Thierfiguren  
 nachweisen. Hieher gehört zunächst jener majestätische Löwe auf S. 116, welcher in Figur  
 155 eine Säule der Vorhalle am Dome von Trient auf seinem Rücken trägt; wir sehen  
 an ihm eine strenge Stylisirung, so unter anderem in den tiefliegenden Augen, in der sorg-  
 fältig geordneten Mähne, ähnlich wie an dem vielleicht noch älteren, welcher auf dem Giebel  
 jener Halle ruht. Daran schließen sich zwei kleine Löwen, welche im nahen Bezanao die  
 Säulen der Orgelempore unterstützen, dann jener Löwe auf Seite 90 (Zinnichen), ferner die  
 auf dem Friedhose von Lienz und der am Triumphbogensockel von St. Leonhard bei  
 Kundl im Unterinntal, abgebildet auf S. 179.

Durch charakteristische Verzerrungen und theilweise auch durch zweckentsprechende  
 Bewegungen zeichnen sich die verschiedenen Thiergebilde an den Portalen der Burg Tirol  
 S. 110 u. 111 aus; vorzugsweise schön in der Haltung ist der Centaur in Fig. 152. Es  
 herrscht unter allen Darstellungen so ziemlich eine Verschiedenheit in der Auffassung und  
 Durchführung. Erwähnung verdient der heraldisch behandelte Greif im alten Thurm der  
 Burg Planta zu Obermais, einfach in eine Sandsteinplatte eingeritzt und der Grund  
 ringsherum etwas vertieft, vielleicht noch älter als der Adler in Fig. 153, a; dann die  
 Löwen, Panther und feuerspeienden Drachen, außen eingemauert an den Pfarrkirchen  
 von Agund und Laas in Vinschgau, als letzte Erinnerung an die alten Portale dieser  
 Gotteshäuser.



Fig. 213, Zinnichen.



Mit kräftigen Sculpturwerken wurde vor anderem das Tympanon oder das leere Bogenfeld über dem Thürsturz der Portale geschmückt. Otte bemerkt zwar in seinem Handbuch S. 664, daß diese Gebilde seltener einen Kunstwerth haben, bei uns ist dem aber nicht so. Am Dome von Trient verzierte man zwar nur das Nordportal an genannter Stelle mit Bildwerk, indeß dieses hat ein werthvolles Gepräge an seinen Rundfiguren. Es ist Christus dargestellt, umgeben von den Sinnbildern der vier Evangelisten Fig. 212. Die Hauptfigur war ursprünglich bemalt und entstammt wie ihre Umgebung dem ersten Dombau, also dem 12. Jahrhundert; alles erscheint uns derb, aber edlen und würdigen Ernstes und zeichnet sich durch eine strenge Stylisirung jener Kunstrichtung aus, welche dann um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine so schöne Blüthe entfaltet hat. Der Erlöser in sitzender Stellung hebt die Finger der Rechten in zarter Weise empor als verkünde er das Wort der ewigen Wahrheit; in der Linken hält er das auf das Knie gestützte aufgeschlagene Buch mit Alpha und Omega geziert. An dem weiten ungeworfenen Mantel treten noch Partien von Parallelfalten auf, also byzantinischer Einfluß. Die Zeichnung im Ganzen gut, ja großartig wie an den älteren Mosaikbildern, die Ausführung fleißig. Dieselben Figuren, aber aus jüngerer Zeit kehren in Abbildung 143 auf Seite 107 wieder. Nahe verwandt mit ersteren erscheint die Tympanonsgruppe am südlichen Nebenportal von Innichen Fig. 213. Hier trägt der Welterlöser im Hochrelief gehalten eine blätterreiche Königskrone, im Uebrigen präsentiert er eine große Majestät wie zu Trient, zeigt jedoch mehr jugendlichen Ausdruck in seinem einfach abgerundeten wenig markirten und ruhig vor sich hinblickenden Gesichte, das etwas klein ist und von einem zarten Bart eingefasst wird. Der Faltenwurf des Mantels ist nur schwach angedeutet und an den Körper ziemlich eng anliegend. Merkwürdig ist das Vorkommen des Palliums über dem Kleide und die nach oben sich erweiternde und halbkreisförmige Mandorla oder Muschel als Hintergrund. Es herrscht somit zwischen beiden genannten Gruppen einiger Unterschied und wir haben es vielleicht hier mit einer noch älteren Arbeit als in Trient zu thun, aber mit einer Leistung eines Deutschen, vom Byzantinismus beeinflussten Mönches. Das Halten des Buches ist ebenfalls ein selteneres Vorkommen und paßt gut zur lehrenden Hand; merkwürdigerweise haben die drei übrigen Sinnbilder nur Schriftbänder zwischen ihren Füßen, der Engel jedoch ein Buch.

Im Tympanon des S. 95 vorgeführten Portals von St. Komodius im Nonsthal ist als dessen Schmuck ein Kreuzifix allein angebracht. Der Heiland scheint vielmehr vor dem Kreuze stehend als an dasselbe angeheftet zu sein und hat ein ziemlich gerundetes Haupt mit jugendlichem, bartlosem Gesichte, seine Arme sind leicht gesenkt. Zu Maria Steinach in Algund finden wir dann das Kreuz allein an dieser Stelle ohne Bildschmuck. In ähnlicher einfacherer Weise ist auch der Tympanonschmuck des äußeren Portals im Schlosse Tirol gehalten, wo nemlich ein stehender Engel mit dem Lilienstab auftritt, vgl. S. 110. Trotzdem, daß das glockenförmige Kleid ohne allen Faltenwurf steif erscheint, ist die ruhige Handlung nicht ohne entsprechendes Verständniß aufgefaßt und macht einen guten Eindruck. Die Flügel wurden wohl absichtlich so breit gehalten, um desto besser den leeren Raum auszufüllen. Eine ähnliche faltenlose Behandlung kehrt an der links tiefer stehenden Frau wieder, nur sind die sog. Schlepärmel hier noch weiter.

Eine für diese Zeit seltener Darstellung begegnet uns dann im Tympanon des anderen Portals in dieser Burg, nemlich die „Abnahme Christi vom Kreuze“, vgl. Fig. 152. Der Heiland auf einem breiten Kreuze, dessen Querbalken den Armen entsprechend schief, nach aufwärts gerichtet, sind, ist mit einem von den Achseln bis zu den Knien reichenden geschlossenen und eng anliegenden Rocke mit kurzen Ärmeln bekleidet. Seine Füße ruhen nebeneinander auf einem Schemel, der den Abschluß des Längebalkens bildet. Das von reichen, geringelten Haarlocken umgebene Haupt ist nur schwach zur Linken geneigt, obgleich der Tod bereits eingetreten ist, denn Josef von Arimathea und Nicodemus schicken sich an, den gestorbenen Gottmenschen vom Schandpfahle abzulösen. Der eine von ihnen bemüht sich, den Nagel aus der rechten Hand vermittelst einer Zange herauszuziehen, der andere umfaßt den hl. Leichnam fest um die Mitte, damit er ihn langsam herabgleiten lassen kann, ähnlich wie auf dem Hauptaltar des Königs Andreas von Ungarn, siehe Abb. i. Btsch. f. christl. K. v. Schnitgen, Hft. 3. Wir haben hier eine ziemlich dramatisch aufgefaßte Scene in der Plastik aus dem Ende des 12. oder dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Hervorzuheben ist auch der am unteren Rande der Platte gebildete Abschluß, an welchem zwei gegen einander gekehrte und in einander gewachsene Engelsgestalten ausgearbeitet sind; ihre breiten Flügel ziehen sich unter die Füße der Nebenpersonen der Scene heraus. An sich betrachtet treten hier wiederum große Mißverhältnisse am Baue der Gestalten zu Tage,



besonders auffallende Kürze der Füße; auch Christus mißt mit seinen ausgebreiteten Armen mehr als vom Scheitel bis zur Fußsohle. Aber mit Beziehung auf den für das Relief bestimmten Raum sehen wir, wie sich der Bildner durch die Architektur leiten lassen mußte, wie dieselbe ihn beschränkte, jedoch durch ihre Umrahmung zu einer befriedigenden Wirkung beiträgt.

Gänzlich mißlungen ist die Darstellung des ersten Sündenfalles, wo Adam und Eva als Mißgestalten auftreten, nur die Schlange ist besser gezeichnet, der Baum hingegen wiederum verhältnißmäßig verschwindend klein behandelt. Nach dieser Ausführung scheint es fast, daß diese nicht einmal hieher gehöre, wenn man den darüber stehenden Samson damit vergleicht, an welchem sowohl die Körperverhältnisse als auch die Bewegungen sehr befriedigen.

Nach Toneatti's saggio del duomo di Trento p. 23 u. 45 gibt es in den Nebenabsiden des Trientner Domes rohe Reliefs, welche seit Erbauung des Domes als eine Art Aufsatz über den Altarmen genient haben sollen. Das eine auf der Nordseite stellt die Steinigung des hl. Stefanus, das andere das Martyrium des hl. Johannes Ev. dar, wie er in einem Kessel mit siedenden Del gequält wird. Leider sieht man von den Bildwerken wegen der vorgestellten neueren Altäre nur einen ganz geringen Theil derselben, so daß sie nicht näher untersucht werden können.

Am schmalen Durchgange neben dem Thurm der Pfarre Maria maggiore daselbst sind mehrere antike Steine eingemauert und darunter auch das Flachrelief eines nimbirten Engels in einer Art heraldischer Ausführung, welcher dem Schlusse unserer Periode angehören dürfte. Das Kniebild des Gottesboten erscheint genau enface mit lieblichem Rundköpfchen und heiteren Blickes, zierlich sind die leicht gelockten Haare geordnet; die aus den weiten Ärmeln hervortretenden zarten Hände stoßen leicht aneinander und der kräftige Rand der Flügel fällt mit der Grenze der rothen Marmorplatte genau zusammen; dies bewirkt einen eigenthümlichen Eindruck des Ganzen. (Fig. 214.)



Fig. 214, Trient.



Fig. 215, Tirol, Obermauern.

Das kleine, quadratförmige Fenster eines Hauses zu Mocenigo bei Rum auf dem Nonsberg wird ringsum von breiten Sandsteinplatten eingefasst und darauf sind Hirten mit ihren Ziegen, dem Sonnenringe und einem Hahn in schlichter Behandlung als leichte Flachreliefs dargestellt. Die Hirten, mit Stöcken versehen, haben runde Köpfe und tragen ein kurzes Röckchen. Man sieht dem Ganzen das hohe Alter deutlich an.

Neben dem Seitenaltar von St. Constantin in Böls (Eisackthal) ist ein Relief in die Mauer eingesetzt, welches einen mit einem Mantel bekleideten Mann darstellt, wie er eine nackte Menschengestalt einem bärenartigen Thiere zu entreißen sucht; beinahe der ganze Unterleib des Unglücklichen steckt schon im Rachen des Ungeheuers. Die Behandlung der Gruppe erinnert lebhaft noch an das 12. Jahrhundert.

Daran reihen sich ein paar Reliefs, welche außen an der Marienkirche zu Obermauern in Birgen (Busterthal) eingesetzt sind. Das eine ist besonders wegen seines hohen Alters anzuführen, künstlerischen Werth hat es weniger. Es stellt die göttliche Mutter mit dem Jesukinde dar; zu den Füßen kniet der Stifter. Das andere ist in Fig. 215 abgebildet und daraus läßt sich abnehmen, daß nur mehr ein Bruchstück davon



sich erhalten hat. Dieses gereicht unserer Periode zu großen Ehren, denn die Komposition ist gut, der Ausdruck mild und ernst, die Haltung der Figuren erscheint mit einigem Verständniß durchgeführt, selbst die Körperverhältnisse sind für die frühromanische Periode schätzenswerth, ausgenommen an den Pferden, wo sie ganz mißlingen. Der Vortritt scheint in einer Höhle gedacht zu sein; Maria sitzend und gekrönt erscheint als eine große, noble Gestalt und hält das zarte Kindlein, dessen Kopf leider zertrümmert ist, mit beiden Händen umfassen. Die Huldigung und Anbetung der hl. drei Könige findet nach der ältesten



Fig. 216, Trient.

Anordnung in der christlichen Kunst statt. Dieselben halten ihre Geschenke in verschlossenen, einfach viereckigen Gefäßen; der erste als Greis tritt vor und bietet dem neuen König sein Geschenk kniend dar und Jesus scheint in das geöffnete Gefäß zu greifen. Der zweite mittleren Alters zeigt mit der Rechten auf den Stern, und der jüngste folgt bescheiden nach. Links hinter Maria steht Josef staunend und auf einen Stock sich stützend; ein Spitzhut bezeichnet ihn als Jude; rechts im Rücken der Magier hält ein zarter Jüngling drei Pferde am Zaume. Im Grunde erscheint eine gezinnte Ringmauer und Gebäude dahinter, welche uns wahrscheinlich die Stadt Bethlehem andeuten sollten. Erwähnung verdient, daß die drei Weisen hervorgehoben sind nach ihrer hohen Würde durch gestreifte mit Blumen besetzte oder mit großen Perlen besetzte Mäntel und trotz ihrer Nähe vor dem neugeborenen König die Kronen noch auf dem Haupte tragen, während sie sonst d. h. im späteren Mittelalter dieselben entweder demüthig neben sich auf den Boden gelegt oder in den Händen haben.

Ob diese zuletzt aufgeführten Reliefs auch wie jene in den Absiden des Trienter Domes in Verbindung mit Altären standen und ursprünglich als eine Art Aufsatz und Bildschmuck zu gelten hatten, dafür bieten die Bildwerke selbst keine Anhaltspunkte. Zu gleicher Zeit treten aber auch ganz freie Gruppen auf, von denen mehrere als reine für sich bestehende Andachtsbilder angesehen werden können.

So befindet sich außen auf der Nordseite des Trienter Domes in einer Nische eine sitzende Madonna mit dem Kinde, welches nach einer von der Mutter ihm dargereichten Frucht die beiden Händchen ausstreckt Fig. 216. Es ist dasselbe mit einem langen Rocke bekleidet und ruht in etwas steifer Haltung auf dem linken Fuß Mariens, welche sehr große Würde und edle Feinheit an sich hat; unter allen ähnlichen tirolischen Sculpturen des 13. Jahrhunderts behauptet sie wegen der überraschend befriedigenden guten Verhältnisse einen hohen, wenn nicht den ersten Rang. Eigenartig ist die Kopfbedeckung beider Figuren; Jesus trägt ein Käppchen mit aufgestülptem Rand, der zwei Hörner zu bilden scheint und die hl. Jungfrau trägt eine niedrige jog. frigische Mütze, fast ähnlich einer sehr alten Mitra. Das ganze aus weißem Marmor war einst, wie bemerkt, reich bemalt, wurde aber in allerneuester Zeit ganz weiß gewaschen! Diese Madonna steht im Volke in hohen Ehren und noch mehr jene in der Pfarrkirche zu Bozen in der Kapelle hinter dem Hochaltare. Diese Gruppe ebenfalls aus Marmor (geblichen) ist kleiner als vorhergehende, sie mißt 70 cm in der Höhe. Die thronende Jungfrau hält mit dem rechten Arme das bekleidete Jesuskindlein umfassen und bietet ihm mit der Linken die Brust dar, eine Darstellung die selten vorkommt. Einer Mütze oder Krone entbehrt die Gottesmutter, dafür hat sie über dem weißen, kaum sichtbaren Kopftuche den blauen Mantel umgeworfen. Dieser gleitet in weichen Falten über das rechte Knie weit hinab, ist aber gegenüber wiederum so hinaufgezogen, daß das rothe Kleid von der linken Hüfte an nicht bedeckt wird. Das weite nicht gegürtete Gewand des Kindleins ist fast faltenlos und von blauvioletter Farbe. Wie bereits bemerkt, wurde diese Marienstatue aufgefunden, nämlich von einem Fuhrmanne nahe der heutigen Pfarrkirche, wo einstens die



Straße an einer sumpfigen Stelle vorbeiführte. Gleich ward sie unter dem Namen „U. I. Frau im Moose“ ein Gegenstand hoher Verehrung, so daß man am 6. Mai 1181, wo nach Bonelli und anderen Chronisten die ihr zu Ehren erbaute Kapelle sammt Altar durch Bischof Salomo von Trient eingeweiht wurde, das Gelübde machte, dafür eine neue Marien-Pfarrkirche neben der alten zum hl. Nikolaus zu bauen. Für diese Zeit zeigen sich an diesem Bildwerke bedeutend weiche Formen und gute Verhältnisse, ja solche Eigenthümlichkeiten, daß wir es für ein vaterländisches Werk halten. Die Köpfe, besonders jener Mariens, ist abweichend von gewöhnlichen Gebilden dieser Periode ganz kugelförmig. An dem etwas plattgedrückten Antlitz treten die charakteristisch hervorstehenden Backenknochen des byzantinischen Styls nur schwach auf und über dem seltsam geöffneter Munde erscheint ein gefälliges Stumpfnäschen; die oberen Augenlider sind bedeutend aufgezo-gen, so daß in Verbindung mit den bedeutend roth colorirten runden Wangen ein nahezu realistischer Gesichtsausdruck an den Tag tritt. Die Falten der Kleider Mariens sind einigermaßen noch gehäuft und scharf und legen sich theilweise so sehr an die nackten Körperformen, daß z. B. das linke Knie hindurch scheint. Die Körperverhältnisse sind im Ganzen gut, nur die Unterschenkel dürften kürzer gewünscht werden. Von einer Steifheit in der Haltung gibt es wenige Spuren. Die roman. Periode näher bezeichnende Ornamente sind keine; der Mantel der hl. Jungfrau ist mit goldenen Sternen besät und alle Ränder der Kleider golden verbrämt. Der einfache Thron hat auch nicht eine architektonische Gliederung aufzuweisen, nur der Polster, auf dem Maria sitzt, spricht mit seinen spitzbogigen Enden für den Beginn der Uebergangszeit am Ende des 12. Jahrhunderts.



Fig. 217, Riffian.

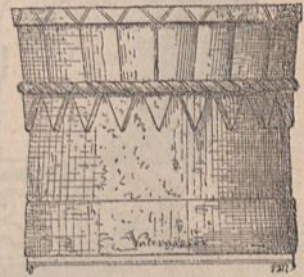


Fig. 218, St. Veit in Deferegg.

Uralt nennen die Leute zu Pens im Sarntal die Kirche zum hl. Johann d. T. in „Verch“; an den ältesten Bau derselben auf dieser Stelle erinnern aber nur noch zwei rohe Reliefs von Männlein in kurzen, eng anliegenden Röckchen. Das eine von ihnen breitet beide Arme aus, das andere stemmt den einen in die Seite. Beide sind aber auch in so fern interessant, weil sie an der Westwand, hart unter dem Gewölbe eine Stelle einnehmen, welche sie uns, wenn nicht als die Baumeister, doch als die größten Wohlthäter der alten Kirche bezeichnen dürfte.

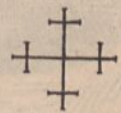


Fig. 219.

Das frühere, gemauerte Dach des romanischen Kirchturms von Andrian schloß in Form einer vierseitigen Pyramide nicht wie gewöhnlich mit einem Knopfe und Kreuze aus Metall ab, sondern trug eine kleine, männliche Figur aus Sandstein, welche mit kurzem Röckchen bekleidet kniend dargestellt war und mit beiden Händen die Stange einer eisernen Windsfahne hielt. Das Männlein hat einen großen Kopf und das Ganze ist etwas roh gearbeitet, jedoch nicht ohne Interesse, besonders hinsichtlich des Umstandes, daß Fahnenträger aus Stein für die frühromanische Periode eine Seltenheit sind.

Das Vesperbild aus Sandstein unter dem Missionskreuze bei der Pfarrkirche zu Kallern scheint auch noch in die romanische Periode zurückzureichen. Wenngleich der schwache Ausdruck in den Figuren geringere Anhaltspunkte für unsere Meinung bietet, so sprechen die Draperien am Mantel der Gottesmutter mehr dafür; Spuren einstiger Bemalung finden sich ebenfalls vor. In die letzteren Jahrzehnte der Periode wird jener hübsche Engelskopf in Figur 127 zu versetzen sein; da finden wir bereits einen sehr feinen Ausdruck in dem edelmodellirten Antlitz, das eine zierlich geordnete Haarfülle umgibt.

Eine der ältesten Quellen zur Erforschung der Steinsculpturen bieten allerorts „die Taufsteine“ und so auch in Tirol. Obenan steht hier jener zu Riffian nächst Meran, Fig. 217. Dargestellt ist darauf in aufrechter mit den Rücken fest sich anlehrender Stellung, die Hände schlaff hängen lassend 1. eine nackte Frauengestalt, 2. ein nackter Knabe, 3. ein Mann, der von einem Löwen erfaßt wird, während 4. ein anderer, etwas höher ange-setzt von einem löwenartigen Thiere niedergebeugt wird; endlich 5. eine bekleidete Frauengestalt



mit einer Schale in der Rechten. Die drei ersteren und die letztgenannte Figur stehen auf einem Schemel, welcher über die runde Form des weißmarmornen Taufsteines vorspringt; dazwischen zieht sich ein niedriger in Zinnen auslaufender Sockel hindurch und zu oberst als Abschluß des Ganzen ist ein Stab in Form eines stark gedrehten Laues angebracht. Vier andere dünnere Schnüre theilen der Quere nach den Stein in mehrere Felder ab. Diese Ornamente sind charakteristischer für die romanische Periode des 12. Jahrhunderts als die Details an den menschlichen rohen Gestalten. Es deutet sie Pfarrer Thaler i. d. Beschr. d. deutsch. Anth. d. Diöcese Trient S. 300 folgender Weise symbolisch: Die nackte Frau stellt Eva und ihre sündige Nachkommenschaft dar, beraubt der heiligmachenden Gnade, daher entblößt; Figur 2 wäre dann der im Glauben an den verheißenen Erlöser dem

höllischen Löwen widerstehende und Figur 3 der im Glauben wankende und vom Löwen zur Erde niedergezogene Mensch. Figur 4: Die Frauengestalt, welche zugleich mit der Linken den Kopf des an ihre Schenkel sich anschmiegenden Löwen niederhält, wäre die Kirche im Taufakte, worauf die Schale hindeutet.

Daran schließt sich sowohl bezüglich der Form als des Alters der Taufstein von St. Veit in Deferegg, Fig. 218. Er besteht aus schiefrigem Kalkstein und ist fahrig gebaut; unten sieht man einen höheren Sockel schwach angedeutet und durch die Mitte zieht sich ein dicker, gedrehter Strick, unter welchem eine Reihe von beinahe aneinander stoßenden Dreiecke als Fries angebracht ist. Merkwürdiger Weise hat der alte Meister an der oberen Hälfte die Taufen eines hölzernen Fasses deutlich angegeben, eine seltene Erscheinung des Realismus für eine so frühe Zeit. Den Abschluß



Fig. 220, Bozen.

bildet ein flaches Band mit einer Art Zickzackornament. Ein fünffaches Kreuz, Fig. 219, zierte innen den Boden.

Andere Taufsteine haben eine streng „kelchförmige“ Schale; hieher gehört jener von St. Peter bei Meran, flachgehalten mit zwei Gesichtern vgl. Fig. 198, i; ferner ein zweiter in der ehemaligen Friedhofskapelle zu Laatsch aus den letzten Jahrzehnten unserer Periode, wie die kräftigen Lilienformen, welche von der Basis der abgeplatteten Halbtugel der Reihe nach hoch emporkwachsen, bezeugen, obgleich die rohen Bogen über einer dicken Schnur am Rande auf ein höheres Alter hinzuweisen scheinen. Beim Öffnen eines Grabes auf dem Friedhof zu Lana kamen die Reste einer größeren Taufsteinschale aus weißem Marmor zum Vorschein; daran fanden wir noch symbolische Thiergegestalten in ausgestreckter Lage. Die Rundschale des Taufsteins in der St. Johannistaufkapelle zu Brixen und jenes in einem Nebenraume der Stiftskirche von Innichen (letztere etwas klein und später mit Blumen bemalt) sind beide schmucklos.

Der alte Taufstein der Bozner Pfarrkirche, nun Brunnenbett im Gebäude der k. k. Bezirkshauptmannschaft, bestehend aus gelblichweißem Trienter Marmor, bildet ein ansehnliches kreisrundes Becken, das sich unten zu ein wenig verjüngt. Fig. 220. Die



Höhe mißt 67 cm., der Durchmesser etwas mehr als 1 m. Innen ist der Stein stark ausgehöhlt, so daß die Wandstärke nur 10 cm. beträgt. Die obere Hälfte wird durch eine von schlichten Säulchen getragene, flache Rundbogengallerie in zwölf Felder abgetheilt. Fuß und Kapitäl der Säulchen sind schmucklos; in jedem Bogenfeld steht je eine, abwechselnd fünf-, sechs- und achtblättrige rosenartige Blume im Flachrelief. Zwei Theilungsfelder sind überdies noch mit Thieren geschmückt, nemlich einer Taube und einem Löwen, der Anlauf zum Sprunge nimmt. Die Technik ist an allem diesen Schmucke noch sehr unbeholfen und spricht für das Ende des 12. Jahrhunderts, in dessen 80er Jahren die erste Pfarrkirche von Bozen bekanntlich geweiht wurde. Die Figuren sind wohl Sinnbilder, deren sich die romanische Plastik mit Bezug auf die Erlösung des Täuflings von der Erbsünde (Taube) und der Befreiung aus den Händen Satans, „des grimmigen Löwens“ gerne bediente. Die Säulenfüße finden auf einem Rundstab ihre Unterstüzung, durch welche das Becken in zwei ungleiche Hälften getheilt wird. In der unteren sind streng stilisirte Lilien als sinnbildliche Blumen der Unschuld zwischen romanischen Rankengewächsen regelmäßig vertheilt. Zu unterst wie zu oberst bildet ein starker Rundstab den Abschluß. Der alte Sockel ist verloren gegangen.

Der ebenfalls sehr alte Taufstein der Pfarre Partschins (jetzt neben dem Eingang in die Gruft) hat ausnahmsweise eine länglich viereckige Trogform und ist nebst einer Taube mit einem „Schlüssel“ geziert als Sinnbildern der Taufschuld und des Anspruches auf Einlaß in den Himmel.

Von Grabdenkmälern vor dem 14. Jahrhundert haben sich auch in Tirol wie anderwärts nur wenige Stücke bis auf die Gegenwart erhalten. Darunter gibt es zwei marmorne Sarkophage. Die Tumba der Herren von Auer in der Nebenkapelle am Chore der St. Peterspfarrkirche b. Meran, Fig. 198 g h, hat einen giebelartigen Deckel, der mit einem erhabenen gemeißelten Kreuz der ganzen Länge nach ausgezeichnet ist. Eine Inschrift fehlt hier wie auch an dem Sarkophage eines Abtes des Benediktinerklosters, welches nach Mariani's Concil von Trient an der Kirche von St. Apollinar dafelbst bestanden haben soll. Das Grabmal auf Kragsteinen unter einem Bogen an der Außenseite der genannten Kirche aufgestellt gleicht einer Truhe mit fast flachem Deckel, (siehe Fig. 45, wo das Ganze schwach angedeutet ist); über einer massiven Fußplatte findet sich noch ein durch Stäbchen und Hohlkehle profilirter Sockel. Die vier Ecken sind mit Säulchen besetzt, welche gewundene Schäfte haben. Interessant geschmückt erscheint die Vorderseite, wo zwei auf je einem Knie ruhende Engel in einem Tuche eine kleine, betende Gestalt halten, durch welche wohl nichts anders als die Seele des Verstorbenen wie auf anderen alten Sarkophagen angedeutet werden soll. Die beiden Schmalseiten ziert je ein reich von streng stilisirtem, reichem romanischen Blattwerk umschlossenes Kreuz, dessen Balken ebenfalls in Blattform ausgehen. Nach Essenwein i. d. Mitth. d. C.-C. v. J. 1859 reiche dieser schöne Sarkophag nicht über das 13. Jahrhundert zurück, wofür auch die Einzelformen sprechen.

In der Halle auf der Nordseite des Domes von Brixen erhielt sich unter jüngern Sargplatten auch die des Bischofs Regibert, welcher 1140 gestorben ist. Die Form der Insul und des Pastorale sowie der Kirche, welche die Figur des stehenden Bischofs als des Stifters von zwei Klöstern in der einen Hand hält, sprechen für die romanische Periode. Uebrigens ist der Stein sehr abgetreten, so daß auch von der Inschrift nur mehr wenige halbe Worte zu lesen sind; darunter der Monat: September, in dem Regibert gestorben, wie lange nachher kein Brixner Bischof mehr, so daß ihm mit Recht die Platte zugeschrieben werden kann. — Der Grabstein „Heinrichs v. Honstätten aus Schwaben“, welcher 1272 bis 1279 Abt von Stams war, zeigt nur ein einfaches, vertieftes Kreuz mit lilienartigen Enden, welches ursprünglich mit Metallstreifen ausgefüllt war, da man die Eisenstifte zu deren Befestigung noch sieht. Es ist eine Kalksteinplatte von nur 1 m. Länge und 60 cm. Breite.

Oft bediente man sich für einen Erinnerungsstein eines Wandgemäldes und stellte das Bild des Verstorbenen betend vor Maria oder einem Heiligen dar. So meldet der Chronist Johannes von Neustift v. J. 1462: daß eine solche Tafel (more antiquo depicta in muro rotunda) zum Andenken an den ersten Prälaten dieses Chorherrenstiftes († 1164) bestanden habe mit der Inschrift:

Hac jacet in fossa  
Henricus corpus et ossa  
Primi Praelati  
de dote digni Beati:  
Hartmannus quem in propria  
de Neuburga adduxit Persona.



Ähnliches geschah für die Stifter des Klosters Marienberg, wie wir bald bei der Geschichte der Malerei in dieser Periode hören werden.

Gehen wir nun zu den romanischen Holzschneidwerken über. Die S. 181 gemachten Angaben über Einfluß der byzantinischen Kunst erfüllen sich auffallend an der Kreuzigungsgruppe in der Stifskirche zu Innichen, Fig. 221. Das düstere Gepräge dieser



Fig. 221, Innichen.

Statuen überrascht selbst den Unbefangenen. Christi vorgebeugtes Haupt zeigt flache Stirn und niedrige Brauen über wulstartig vorstehenden Augen, aber lange, edle Nasenbildung. Das Kinn hat der alte Meister wenig markirt und mit schwachem Bart unterhalb auf eine eigenthümliche Weise nur umgeben, so daß es nach vorne bartlos erscheint. Das Haar ist nicht geriefelt, sondern legt sich in ungeflochtene und aufgelöste Strähne getheilt hinter den Ohren in gleichmäßiger Windung auf die Achsel. Aber aus diesen gar ernstern Mienen spricht bei all' dem Leidenszustande Majestät und Hoheit des Weltrichters mit der Erscheinung irdischer Knechtsgestalt gepaart. Christus trägt zu diesem Zwecke nicht die schmähliche Dornen-, sondern eine große Königskrone. Ferner hat sich auch nicht sein Arm in krampfhafter Weise ausgedehnt oder sein Leib gewaltsam eingezogen, sondern die Arme sind kraftvoll in großen Bügen und guten Verhältnissen der Natur nachgebildet, ausgebreitet und straff ausgestreckt. Die Schenkel der Füße ruhen auf einem von demselben Blocke geschnittenen Kopfe als Schemel, worunter uns wahrscheinlich Adam angedeutet sein soll.



Die Rippen durch den Speerstich auf der rechten Seite unterbrochen, treten ziemlich vor, nach dem Psalm 18, V. 21: „Sie haben alle meine Gebeine gezählt.“ Am Lententuch bemerken wir wiederum byzantinische Nachklänge, nemlich an den vielen, parallel laufenden Falten. Das Ganze ist platt angelegt, in leichter Hebung und Sentung des unteren Randes bis auf das rechte und unter das linke Knie; der niederfallende Stoff beachtet natürliches Gefüge und schlingt sich auf beiden Seiten um den handbreiten Gürtel, so daß zur Linken ein langer dreieckiger Zipfel niederhängt.

Nicht minder verbirgt sich hohes Seelenleben in den anscheinend plumpen Zügen der 1,75 M. hohen Nebenfiguren: „Maria und Johannes.“ Vermag auch die Gottesmutter mit wulstigem zum Weinen verzogenen Munde und ungefällig gerundetem Rinn kaum einen Anflug von Trauer zu erwecken, so verstand es der alte Meister durch die Haltung mit den zusammengepreßten Armen und fest auf den Busen gedrückten Händen ihre Versenkung in den inneren Schmerz treffend zu charakterisiren. Ihr eng an dem Körper anliegender und zugleich als Schleier um das Haupt geworfener Mantel streicht in wenigen senkrechten Falten bis unter die Knie und fällt dann auseinander, um ein Kleid sehen zu lassen, das ähnlich leicht gefaltet niedergleitet. Der Mantel ist mit einer pelzartig durchwirkten, roth und schwarz getüpfelter Borte umsäumt, das Kleid von weißen Linien kreuz und quer durchzogen und in jedem Feld steht ein gleicharmiges von zwei Ringen und angelegten Bögen umschlossenes Kreuz in weißer Farbe auf grauem Grunde Fig. 222. Bei Johannes der einen dem Erlöser verwandten Gesichtsausdruck hat, jedoch einen mehr frauenhaften als männlichen, hängt der schmale Saum des Mantels von der rothen Schulter und dem rechten Arm nieder und dessen anderes Ende ist unter den linken Arm vor dem Leib gezogen und gleitet in straffer Spannung abwärts. Sein Gewand umhüllt faltenlos die Brust und umschließt sammt dem Mantel fast mumienartig die ganze Figur. Die Finger der Linken umspannen fest das Buch, während die Finger der Rechten sich leicht darüber hinlegen.

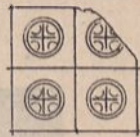


Fig. 222.

Wenn auch alle drei Figuren an Mangel von edler Naturwahrheit leiden, so darf ihnen einiges Verständniß für die Bildung organischen Gefüges und besonders ein natürlicher Fluß der biegsamen Umhüllung nicht abgesprochen werden, so z. B. spannt sich das Lententuch des Herrn hübsch um die Hüfte und gut ist die Anordnung des Kopftuches Mariens und wie durch die Mantelhülle ihr elastischer Oberarm durchscheint.

Von den ursprünglich vielfach abgestuften Farben der Bemalung dieser Holzsculpturen ist nichts mehr zu entnehmen, außer daß sie mit einem guten Bindemittel hergestellt gewesen sein müssen, denn der Kreidegrund hat sich trotz der vorhandenen Risse in den Statuen und der Schäden bei einer Feuersbrunst um 1430 nur wenig abgebröckelt, aber die Fleischtöne sowie die anderen Farben sind alle zusammen fast ganz verschwunden und dafür hat sich eine Art rostbrauner Patina über das Ganze verbreitet.

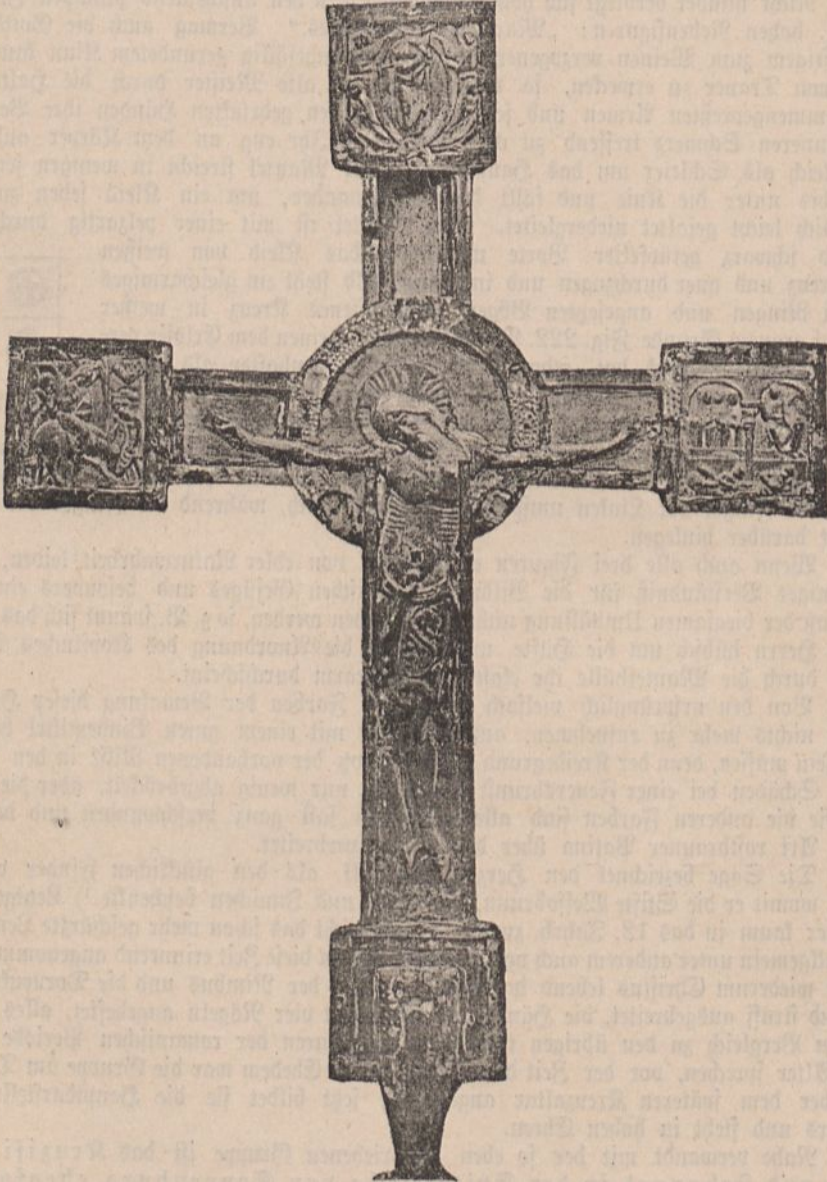
Die Sage bezeichnet den Herzog Tasilo II. als den glücklichen Finder von drei Kreuzen, womit er die Stifte Wessobrunn, Pollingen und Innichen beschenkte.<sup>1)</sup> Letzgenanntes reicht aber kaum in das 12. Jahrh. zurück; dafür spricht das schon mehr geschürzte Lententuch, welches allgemein unter anderem auch von Schnaase als an diese Zeit erinnernd angenommen wird, jedoch ist wiederum Christus lebend dargestellt, es fehlt der Nimbus und die Dornenkrone, die Arme sind straff ausgebreitet, die Hände und Füße mit vier Nägeln angeheftet, alles Zeichen, welche im Vergleich zu den übrigen tirolischen Sculpturen der romanischen Periode für ein höheres Alter sprechen, vor der Zeit der Hohenstaufen. Ehedem war die Gruppe am Triumphbogen über dem späteren Kreuzaltar angebracht, jetzt bildet sie die Hauptdarstellung des Hochaltars und steht in hohen Ehren.

Nahe verwandt mit der so eben beschriebenen Gruppe ist das Kreuzifix nebst Maria und Johannes in der Spitalkirche von Sonnenburg ebenfalls im Pusterthal. Auch in der Größe weichen beide von einander nicht viel ab, nur mißt Christus hier um 10 c weniger, die Nebenfiguren sind um ebensoviel höher, aber im Uebrigen jenen zu Innichen sehr ähnlich, ja sie scheinen sogar älter als der Heiland am Kreuze zu sein, der wohl erst dem 13. Jahrhundert angehört, denn die Arme sind hier

<sup>1)</sup> Merkwürdig ist, daß sich bei fast allen alten verehrten Heiligenbildern die Legende von der „Auffindung“ derselben ausgebildet hat, so z. B. zog man die Madonna an der Nordseite des Trientner Domes aus dem Wasser der Fersina, jene von Bozen und Senale erhob man aus dem Sumpfe, die von Niffian aus dem Schutte, jene zu Wilten fand sich in der Au und zu Serfaus im Walde, das Vortragskreuz von Rankweil ist am Ufer des Frodischbaches entdeckt worden.



bereits ein wenig geöffnet. Der geöffnete Mund sowie das fast geschlossene, erlöschende Auge verkündigen das Nahen des Absterbens. Ueberreich rieselt das Blut unter der Dornenkrone, die jetzt aus einem Hanfseil besteht, und aus allen Wunden der Hände und Füße hervor und stromartig fließt es aus der Seitenwunde. Das Blut ist eigenartig angedeutet, nemlich vermitteltst Gyps oder Kreidegrund erhaben dargestellt und mit dunkelrother Farbe überzogen. An der ganzen Christusfigur tritt schlichte Haltung und natürliches Gepräge des Leidens hervor, so wenig die Züge durchgebildet (doch frei von Verzerrung) sind: so



Figur 223, Rankweil.

plump das Haar, so blöde der Mund wie der Rumpf und die Glieder gearbeitet erscheinen. Einen weniger günstigen Eindruck machen die schmalen Nebenfiguren; zu ihrer Steifheit und Verbleichtheit mit seelenlosem Angesicht kommt noch der Umstand, daß sie mit grober Thonfarbe überstrichen worden sind; derzeit befinden sie sich im Besitze von Lise Niederbacher zu Laurenz, aber bis zur Aufhebung des Benediktinen-Nonnenkloster Sonnenburg bildeten sie mit dem Kruzifixe eine Gruppe und zierten die Klosterkirche. Das ganze scheint eine frühe Kopie von Innichen's Kreuz zu sein, jedoch dürften daran zwei Meister gearbeitet und wahrscheinlich dem Lande Tirol angehört haben.



Eine für diese Periode seltenere Erscheinung ist Christus im Elend auf dem Hochaltar zu Matri, wo er als Gnadenbild große Verehrung genießt. Diese Holzsculptur soll Heinrich von Aufenstein als Nachahmung eines hölzernen Bildes zu Jerusalem (Christus im Grabe liegend?) um 1210 von dorthier mitgebracht haben. Das 2 m hohe Bild hat das vorgeneigte Haupt etwas zur Seite gestellt und steht da mit parallel gestellten Füßen und niederhängenden Armen, die Hände flach über einander gelegt, wie wir in der späteren Zeit öfter begegnen werden. Merkwürdig ist, daß sich daran weder Blutspuren noch Wundenmale entdecken lassen. Das Ganze ist starr und skelettartig; der ziellose Blick wie die gramvolle Miene geben deutlich das Bild des Jammers, das Bild eines „hl. Mannes im Leiden (Elend)“ Durch das hinter den Ohren aufgebauschte Haar, sowie durch die symmetrisch getheilten Ringeln des Vollbartes ist dem Angesichte ein gefälliger Umriss verliehen. Das oben handbreit umgeschlagene Leinentuch reicht wie bei den besprochenen Kreuzigten bis zu den Knien, ist aber fast glatt anliegend behandelt. Die alte etwas nachgedunkelte Fassung hat sich noch gut erhalten und zur Verhinderung von Sprüngen ist der Rücken stark ausgehöhlt.

Höchst interessant, ebenfalls ungefähr aus dem Beginne des 13. Jahrhunderts ist das Vortragskreuz von Rankweil in Vorarlberg, wiederum ein Gegenstand hoher Verehrung. Fig. 223. Hier neigt der Erlöser sein durch herabwallende Haare eingefashtes Antlitz von ernstem, friedlichem Ausdruck ganz auf die rechte Schulter hernieder. Ohne Dornen- oder Königskronen ist dasselbe durch einen Kreuznimbus mit wellenförmigen Strahlen



Fig. 224, Rankweil.



Fig. 225, Rankweil.

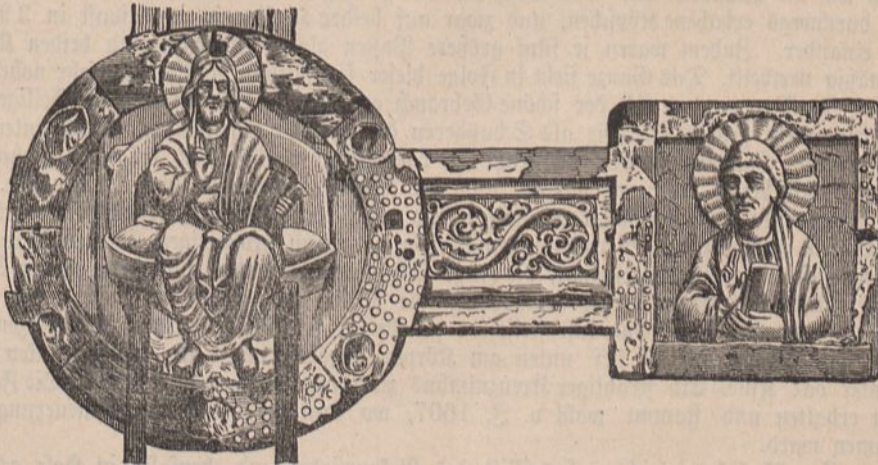


Fig. 226, Rankweil.

geziert. Die Arme gehen bereits etwas aufwärts und beide Daumen sind in die Hände eingelegt. Vom linken Arm ist durch die Wallfahrer leider die Hälfte spannweise abgeschnitten worden. Die gut und weich modellirten Beine liegen schwach übereinander, die Füße sind noch einzeln mit Nägeln angeheftet, aber auf einem Schenmel aufstehend. Die Brust erscheint wohlgeformt, die Rippen treten etwas stark hervor. Das lange Hüftentuch, fast ohne Faltenwurf, trägt seltener Weise das nämliche Ornament rein romanischen Charakters, wie die Kreuzesbalken auf der Rückseite.

Von großem Interesse ist hier auch die Form des Kreuzes mit seinen ebenfalls geschmückten Reliefs. Die Enden der Balken erweitern sich nemlich quadratförmig und die



drei oberen sind sogar mit Bildwerk geschmückt, an dem unteren ist die Tragstange befestigt. Es sei auch inzwischen bemerkt, daß das Kreuz aus zwei Holzarten bestehe; aus einer härteren, woraus Christus und die Reliefs nebst den inneren Theilen geschnitten sind und aus einer weicheren Gattung (Tannenholz) zu dem erhöhten und vergoldeten Rand oder der Umrahmung, welche auf der Vorder- wie Rückseite das Kreuz einfaßt. Das für den Beschauer links stehende Balkenende schmückt Christi Einzug in Jerusalem, wo die ihn begleitenden Apostel nur durch Petrus, die Kleider ausbreitenden und jubelnden Juden durch mehrere Figuren vertreten sind. Alle, besonders aber Christus sind nicht ohne Verständniß des Reliefs gearbeitet. Gegenüber, auf dem Abschluß des anderen Querbalkens erscheint ein langgestrecktes, offenes Grab, an dessen einer Schmalseite Christus mit einem Mantel umgeben von den Todten erhebt. Die ganze Bildfläche ist vortheilhaft durch ein Säulchen, welches zwei Halbkreisbogen stützt, in gleiche Felder getheilt und das linke Feld neben dem Herrn nehmen die drei ihn suchenden Frauen ein. Vor der Grabeswand liegen drei Wächter halbaufgerichtet am Boden. Am obersten Ende des Kreuzes schwingt sich Christus zum Himmel empor, wie es scheint, hat er eine aus den Wolken reichende Hand erfaßt, auf den Schultern eine Kreuzesfahne. Er steht auf einer Mandorla, welche von vier Engeln getragen wird. Auf der Rückseite sieht man an denselben Stellen: Maria, die Rechte mit drei ausgestreckten Fingern erhebend Fig. 224 wie Johannes d. Ev. gegenüber, der auch noch durch das Buch ausgezeichnet ist und oberhalb Johannes d. T. durch eine Tauffschale kenntlich gemacht. Fig. 225. Im Mittelpunkt Fig. 226 hat das Kreuz eine kreisförmige Umrahmung, welche Christus als verherrlichter Richter einnimmt. Er hat ein wohlgeformtes Haupt wie die aufgeführten Figuren. Er sitzt in majestätischer gerader Haltung auf einem gepolsterten Throne mit einfacher Rücklehne, die Rechte lehrend erhoben, in der Linken das aufgeschlagene Buch. Das Kreuz in den wellenförmigen Strahlen des Nimbus fehlt. An der reichen Behandlung des Gewandes mit bereits etwas schwereren Draperien fällt auf, daß das eine Ende des Mantels über das linke Knie gelegt zwischen den Füßen herunter gleitet, ähnlich wie bei alten Mosaiken (oder oben Fig. 212 und 216 vom Dome zu Trient). Können nicht umhin ein paar Worte über die Fassung und Vergoldung hier einzuschalten. Die gypsartige Unterlage, welche dicht das Ganze überzieht, ist an allen nicht figürlichen Stellen auf ein rauhes Gewebe aufgelegt und durchaus vergoldet. Die Gesichtszüge der Figuren sind durch Farben leicht belebt; die Augen schwarz, Mund und Nase röthlich wie die Wunden und das Blut an Christi Figur. Die Ränder der Umrahmung zieren durchwegs erhabene Köpfehen, und zwar auf beiden Kreisen in je 5, sonst in 3 Reihen neben einander. Zudem waren je fünf größere Pasten gleich Edelsteinen an beiden Kreisen gleichmäßig vertheilt. Das Ganze sieht in Folge dieser sorgfältigen Ausstattung sehr nobel aus.

Zu Bozen hat sich der schöne Gebrauch gebildet, im Stiegenhaus ein Heiligenbild, vor anderem ein großes Kruzifix als Schutzherrn des Hauses aufzustellen. Eines unter denselben, nemlich Laubengasse Nr. 24 reicht in hohes Alter zurück. Es trägt die Jahreszahl 1205 und mit Recht, denn es sprechen auch die Formen daran für diese Zeitangabe. An diesem übergroßen Holzschnittwerk vereinigen sich verschiedene Formenausdrücke aus früheren und späteren Jahrzehnten der romanischen Periode zu einem großartigen Ganzen. Die Arme sind noch fast wagrecht ausgespannt, die Füße stehen nebeneinander auf einem breiten Sockel, jeder besonders mit einem Nagel durchbohrt; die Knie aber stehen weit vor, der ganze Körper ist hingegen hager und fast fleischlos gearbeitet, im Gesichte großer Schmerzensausdruck. Das Schamuch ist tief unten am Körper gegürtet und fällt auf der linken Seite bis unter das Knie. Ein strahliger Kreuznimbus ziert das dorngekrönte Haupt. Die Fassung ist gut erhalten und stammt wohl v. J. 1607, wo laut Inschrift eine Erneuerung vorgenommen ward.

Ein ähnliches gleich großes Bild des Gekreuzigten und ebenfalls in Holz geschnitten sieht man in der alten St. Niklauspfarrikirche daselbst. Es wurde aus dem alten Spitale dahin übertragen, wo es seit undenklichen Zeiten hoch verehrt wurde. Hier ist Christi Körper noch mehr mit vorstehenden Knien dargestellt, so daß derselbe ganz in sich zusammenzusinken scheint. Ueberall treten viele Wunden auf, welche plastisch ausgearbeitet und durch rothe Farbe gehoben sind, so daß im Ganzen eine derbe, aber zugleich ergreifende Wirkung entsteht. Das bräunlich gewordene Carnat dürfte auf höheres Alter der Fassung schließen lassen. Bei der Geschichte der Malerei stoßen wir auf ein sehr gleichartiges Bild, welches dem Beginn des 13. Jahrhunderts angehört.

Das vom Volke verehrte ebenfalls große Kruzifix in der St. Fabian- und Sebastianskirche zu Brez (auf dem Monsberg) dürfte auch hieher zu setzen sein. Weiße und



gefällige Auffassung prägt sich im sogenannten „Kummernußbild“ in der Kirche zu Rankweil aus. Fig. 227. Die Arme sind an diesem Kreuzfixe aus Holz, ein wenig, aber ungleich gesenkt, der rechte mehr, nemlich entsprechend der Neigung des Hauptes gegen ihn hin, die Füße aber strecken sich gerade aus und stehen unten besonders angenagelt ziemlich auseinander. Das Schamtuch gegen die Mitte des Körpers einfallend ist noch lang behandelt. Den Körper hat der alte Meister nicht mager behandelt, die Rippen ließ er etwas stark vortreten; das ehrwürdige Haupt mit sanftem, ziemlich breit gerundetem Gesichte, trägt eine Königskrone, unter welcher das Haupthaar in der Mitte ganz gleichmäßig getheilt nach beiden Seiten hinter den Ohren auf die Schultern weich herabfließt; der kurze Bart ist nicht getheilt. Das ganze spricht wohl für die zweite Hälfte oder Ende des 13. Jahrh.

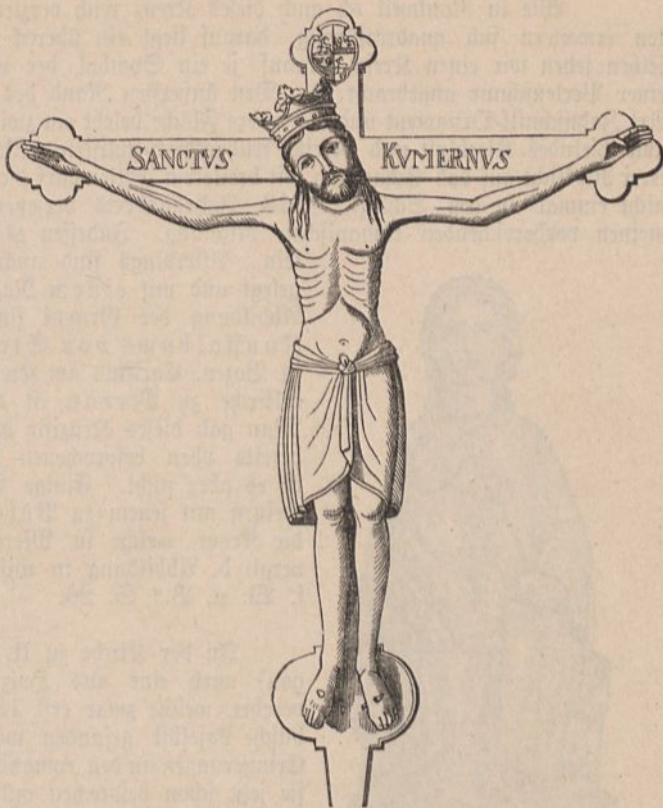


Fig. 227, Rankweil.

„Die jüngste Kreuzigungsgruppe dieser Periode dürfte jene sein, welche den Triumphbogen des unteren Altarraumes in der Kapelle des Schlosses Tirol krönt. Sie ist wiederum ein Holzschnitzwerk und mit einem Kreidegrund überzogen, der an manchen Stellen besonders an den durch Abschneiden von Reliquien stark beschädigten Füßen so stark aufgetragen ist, daß Viele das Ganze für eine Gypsarbeit ausgegeben haben. Der Heiland mißt vom Scheitel bis zu den Beinen 2.60 M. und ebensoviel von den einen Fingerspitzen bis zu den anderen, obgleich die Arme nicht straff ausgespannt sind; die Beine sollten etwas länger sein. Da die Figur in der Höhe steht, für welche sie wohl ursprünglich berechnet war, so merkt man dieses Mißverhältniß nicht. Wahrscheinlich war es wohl beabsichtigt, weil die altchristliche Kunst die liebend ausgebreiteten Arme des Herrn für einen wesentlicheren Theil der Erlöserbilder hielt, daher dieselben gerne kräftiger bildete und die Beine unterordnete, welche letztere noch überdies mit einem langen Leibrock umhüllt wurden. Der Ausdruck des sanft geneigten von zwei dichtgerollten Haarsträhnen umrahmten Hauptes ist granvoll, und durch die bittere Qual sind die Augen schief gezogen, der Mund geöffnet; der Heiland erscheint noch lebend, aber im Sterben begriffen, wie wir ähnlich in Sonnenburg gesehen haben, obgleich die Seitenwunde bereits weit klaffend schon gemacht ist; doch diese ist wie die stark hervorgehobenen Rippen auf die Andacht des Volkes gerechnet. Schultern und Brust sind gut gebildet, die Muskeln an Händen und Füßen ganz wahr. Ueberhaupt macht die ganz feine Figur einen wohlbefriedigenden Eindruck, verbunden mit Majestät und erhabener Ruhe.

Auch die Nebenfiguren: Maria und Johannes, in einer Größe von 2.16 M. sind besser gelungen. Die Jungfrau steht aufrecht gerichtet, Johannes von Betrübniß gebeugt. Ihre Gewänder sind vortrefflich angeordnet. Maria trägt einen dunkelblauen, roth gefütterten Mantel und ein grünes Kleid wie Johannes, dessen Mantel roth ist. Erst in den letzten 60er Jahren ward durch Josef Stauder, Kunstschreiner zu Innichen, eine die alte so ziemlich schonende neue Fassung vorgenommen. Jede dieser zwei Figuren hat am Kopfe einen schweren eisernen Ring, an den sie einmal (ursprünglich?) an der Decke aufgehängt war.



Wie in Rankweil ich auch dieses Kreuz reich verziert. Alle vier Enden der Balken erweitern sich quadratförmig, darauf liegt ein überdeck gestellter Vierpaß und in demselben sehen wir einen Kreis, worauf je ein Symbol der vier Evangelisten umgeben von einer Perlenkette angebracht ist. Den äußersten Rand des Kreuzes umgibt ringsum eine Art Zahnschnitt-Ornament und die innere Fläche belebt ein zwischen überdeckgestellten Quadraten abwechselndes Kleeblatt und bereits frühgotthisch-stylisiertes Weinlaub, so daß Einige bei weiterer Rücksicht auf das Schantuch mit breiterem Faltenwurf diese ganze Kreuzigungsgruppe gar nicht einmal in den Schluß des 13. Jahrhunderts versetzen wollen, trotz der im Allgemeinen vorherrschenden romanischen Richtung. Indessen es kann das Kreuz etwas jünger sein. Allerdings sind auch die Füße schon übereinander gelegt und mit einem Nagel ans Kreuz geheftet. Eine Abbildung der Gruppe findet sich im 1. Heft des *Tiroler Kunstalbums* von Stefan Knoflach, Stifftsaplan in Bozen. Christus am Kreuze auf einem Altare der Spitalkirche zu Meran ist auffallend reliefartig behandelt. Man gab dieses Kruzifix öfter für eine spätere Kopie des bereits oben besprochenen im Schlosse Tirol aus; das ist es aber nicht. Einige Ähnlichkeit hat es im Allgemeinen mit jenem zu Böls in Steiermark, ausgenommen die Krone, welche in Meran aus Dornen gewunden ist, vergl. d. *Abbildung* in unserem Werke „die christl. Kunst i. W. u. B.“ S. 26.



Fig. 228, Schnals.

In der Kirche zu U. L. Frau in Schnals (Winstgau) wird eine aus Holz geschnitzte Marienstatue hoch verehrt, welche zwar erst 1304 von einem Pilger im Gebüsch daselbst gefunden worden sein soll, jedoch so viele Erinnerungen an den romanischen Styl wach ruft, daß wir sie jetzt schon besprechen müssen. Das Bild ist sehr klein, nur  $\frac{1}{3}$  höher als es in Fig. 228 erscheint, mißt nicht mehr als 12 Cm. in der Höhe. Die Haltung der auf einem einfach profilirten mit niedrigen Rücklehnen versehenen Throne sitzenden Gottesmutter erscheint ernst, gerade aufrecht, ohne jedoch steif zu sein und zeigt noch Anklänge an jenes viel ältere Relief zu Sella in Steiermark, wo das Jesuskind vor der Brust im Busen ruhend dar-

gestellt wird, während hier der Künstler dasselbe mit weiterer Kleidung angethan mehr auf das linke Knie gesetzt hat. Die Füße der Mutter stehen hier parallel, dort folgen sie der Bewegung des Körpers. Die Rechte des Kindes scheint hier trotz der Verstümmelung der Finger das Segnen oder eine Redegeberde wie dort bestimmt auszudrücken. Zu Schnals halten die hl. Jungfrau und ihr göttliches Kind eine Frucht in der einen Hand, was seltener wiederkehrt. Der wohlgeformte Kopf Mariens trägt keinen Schleier, sondern nur ein schmales Band oder Diadem auf den zartwelligen Haaren, welche über den Rücken hinabgleiten. Der Mantel liegt etwas knapp um die Schultern und wird durch einen kleinen Knopf unter dem etwas hohen Halße zusammengehalten, schlägt dann auseinander und bedeckt in reicher Fülle der Falten den ganzen Schooß, reicht aber nicht mit den Enden bis an den Boden, sondern läßt dann das Kleid in weichen Draperien sich entfalten. Der Leser sieht, daß diese Statuette in vielfacher Beziehung von großem Interesse ist und noch in das letzte Jahrzehent des 13. Jahrhunderts zurückreichen könnte.

In der Krypta unter dem Hochaltare der Pfarrkirche von Brentonico auf dem Monte Baldo ruht auf der Altarmensa eine lebensgroße, aus Holz geschnitzte, Figur eines Bischofs in gerader Haltung wie vorhergehende Marienstatue zu Schnals majestätisch auf einem Thron, angethan mit reichfaltigem Gewande. Das hagere Gesicht umgibt ein sehr langer Bart, die Mitra hat niedrige Form. Die beiden Hände sind leider etwas zu verstümmelt, um zu erkennen, welche Dienstleistung ihnen der Meister angewiesen hat und um daraus wahrscheinlich abzunehmen, ob hier St. Zeno, St. Nikolaus oder St. Blasius, wie in einer verwandten Darstellung des Domes von Ragusa nach Abbildung der Wittb. der k. k. C.-C. v. Jahre 1869, S. VIII, dargestellt ist. Uebrigens kommt die sitzende Stellung



einzelner Heiligen in so früher Zeit seltener vor, während sie sich an Christus und Maria häufig wiederholt.<sup>1)</sup>

Eine sehr große Bedeutung hatte in dieser Periode auch die Goldschmiedekunst. Statt wie in unseren Tagen unter dem Einflusse der höheren Künste zu stehen, bemerkt Schnaase i. d. Geschichte d. bild. K. II, S. 657, wurde sie die tonangebende, auf alle sowohl plastischen als malerischen Bestrebungen einwirkende Kunst.

Die aus den vielen Gräberfunden erhellende Vorliebe für den Besitz künstlicher Arbeiten aus edlen Metallen von Seite der Ureinwohner des Landes und die Freude der Baiwaren an Gold- und Silbergeräthen erhielt sich auch in den späteren Geschlechtern lebendig fort. Diese verwendete sie dann eben vorzugsweise zum Schmucke der Altäre, zu den Gefäßen des hl. Opfers und der Reliquien der Heiligen. Dazu kam, daß die gerade in diesem Kunstzweige mustergültigen Arbeiten der byzantinischen Werkstätten ziemlich zahlreich auch in unser Land gelangten und Vorbilder nicht bloß der Technik, sondern auch des geregelten, von der Antike hergeleiteten Styls in malerischen und plastischen Formen gaben, woran es den höheren Künsten mehr fehlte daher diese von der Goldschmiedekunst nicht wenig beeinflusst wurden.

Schon frühe kommen in den trientinischen Urkunden, vor anderm bei Bergwerks-Ordnungen Silberarbeiter (argentarii gewöhnlich aber silbrarii genannt) nicht selten vor. Da nach dem Codex Wangianus (herausg. v. R. Kink, Wien 1852) in der Urkunde Nr. 236 v. J. 1185 solche auch zu Trient wohnhaft waren, so dürften einzelne aus dem Rohsilber sogar verschiedene feinere Gefäße und Schmuckfachen für Kirche und Haus verfertigt haben, denn die alten Meister überhaupt verschmähten es bekanntlich nicht, Rohprodukte unter ihre Hände zu nehmen, um sie bis zu wahren Prachtwerken zu verarbeiten. Es war nicht wie heute, wo man so gerne alles vorbereitet anderswoher bezieht, z. B. die kirchlichen Gefäße im rohen Guß kauft und sie nur fein bearbeitet!

Raum einer unserer Kreuzzugsritter nach dem Orient oder ein vornehmerer Pilger nach Rom dürfte in die stillen Thäler seines Heimatlandes zurückgekehrt sein, ohne daß er ein oder anderes Heiligthum in edler Metallfassung und künstlerischer Form mitgebracht hätte. Mit großer Wahrscheinlichkeit spricht man in diesem Sinne von der Herkunft der alten Vortragkreuze zu St. Bartolomäberg und Ludeßch in Vorarlberg.<sup>2)</sup>

Welch großen Reichthum von kostbaren Gefäßen selbst Landpfarren besessen haben, geht unter anderem aus einem alten Schatzverzeichnisse der Kirche in Kaltern hervor. Davon bringt Bonelli in seiner Notizie 2, 357 eine Kopie nach einer Abschrift des 14. Jahrhunderts. Diese lautet in der Urkunde — De dote sancte Marie virginis in

<sup>1)</sup> Nachträglich sei hier zur Geschichte der Krypta oben auf Seite 84 bemerkt, daß auch unter der Pfarrkirche von Brentonico eine interessante Kryptaanlage sich vorfindet. Der Eingang ist vor dem Triumphbogen auf der Epistelseite angebracht, wo eine stufenreiche Stiege, welche für gewöhnlich durch eine Fallthüre verschlossen ist, in einen von Säulen nach Norden gerichteten rechteckigen Raum hinunter führt. Die einfachen Kreuzgewölbe mit Quer- und Längengurten tragen 8 vieredige Säulen aus gelbem Marmor der nächsten Umgebung. Eine Säule hat ein altes byzantinisches Reich-Kapitäl durch das Kreuz zwischen Baluten und einer tiefer stehenden Reihe von kurzen unberandeten Akantusblättern ausgezeichnet; die übrigen Kapitäle entbehren jeden Schmuckes und darüber liegt ein ziemlich ausladender Kämpfer. Auch die weit über den Halbkreis tiefgehende Abside hat vier Wandsäulen, welche, wenn wir nicht irren, auch Gurten tragen. Vor dem Eingange in die Abside (auf der Epistelseite) ist eine quadratische Platte (1,60 M.) tischförmig mit einer Säule stehend an die Wand gestellt, von welcher die Sage geht, daß auf ihr Götzopfer dargebracht worden seien. Somit wäre wahrscheinlich die Pfarrkirche zu den heiligen Aposteln Peter und Paul auf einer heidnischen Opferstätte erbaut. Von der romanischen Periode erhielt sich aber nur mehr der Glockenthurm mit schönen Ersteinen auf der Südseite des Chores; er hat eine Reihe Schallfenster, deren Trennungs-Säulchen einen gedrückten weich profilirten Kämpfer zeigen und schließt mit einem eigenthümlichen aus Zahnschnittform bestehenden Gesimse ab; darüber hinaus ragt ein etwas tiefer stehendes Dach in Form eines Zuderhutes in die Lüfte wie in Mori und an allen romanischen Thürmen der Umgebung von Roveredo. Den Uebergang vom Viereck zum Kreise des Helms bilden kleine Eckpyramiden. Diese Form macht sich aber nicht so gut wie die in den übrigen Gegenden angewandte vierseitige Pyramide; sie sieht einförmiger aus. Auch Mothes macht in seinem Werke „die Baukunst Italiens“ auf die eigenthümlichen Erscheinungen in den so eben genannten Gegenden den Leser aufmerksam.

<sup>2)</sup> An diesen Kriegszügen betheiligten sich in Tirol wie in Vorarlberg mehrere Adelsgeschlechter. Einer der ersten Kreuzfahrer dürfte Ulrich von Tarasp gewesen sein († 1177). Er schenkte einen Reich, welcher mit seinem Familienwappen (Regenbogen) gezieret war und andere Paramente dem bekanntlich von ihm gestifteten Kloster Marienberg und führte zwei Schilde: den genannten und den zum Kreuzzug bestimmten, der ein weißes Kreuz auf goldenem Felde zeigte. Mit Beginn des 13. Jahrh. nahmen selbst die zwei damaligen Landes-Bischöfe an den Kriegszügen ins hl. Land regen Antheil: Friedrich von Wangau zu Trient und Bertold von Meßen zu Brigen. Ersterer starb den 6. November zu Stomais, letzteren begleitete wahrscheinlich Graf Albert von Tirol. Ueber den Ritter Heinrich von Aussenstein s. S. 193.



Caldare — Recordacio thesauri beate Marie: VI misales, quatuor gradualia, tres antiphonarii, quatuor lectionarii, quatuor matutinales, quatuor testa evangelia — »duo cum tabula aurea et gemmis pretiosis per crucem impositis, duo cum tabulis argenteis;« quatuor turrubula ad aurum, duo ad argentum; candalabra (duo aurea ex illis); V sifinellas; XII cophinos; quatuor ofrenulos argenteas; VI calices (unum ex auro, alii ex argento »et gemmis ornatum;« quatuor doscalia, duo de

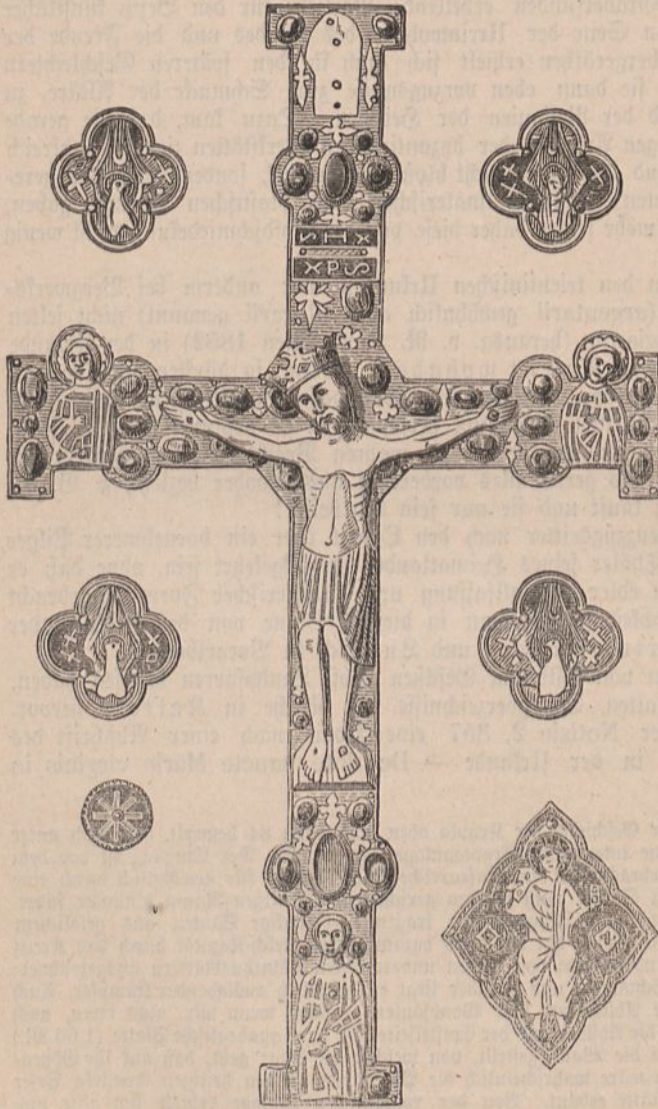


Fig. 229, Bartholomäiberg (Vorarlberg).

Ein interessantes Stück alter kirchlicher Metallarbeiten ist das byzantinisch-romantische Vortragskreuz zu St. Bartholomäiberg im Montafonerthal (Vorarlberg). Fig. 229 zeigt uns dessen Vorderseite. Das Kreuz selbst aus Tannenholz, ungefähr 60 Cm. hoch, erscheint mit getriebenem und vergoldetem Bronzeblech überkleidet und mit blauem Email ganz überzogen. Die Balkenenden schließen in einer Art Krückenform ab und etwas tiefer erweitern sie sich durch angelegte Halbkreise, um die gerade Linie zu beleben. Ferner ist das ganze Kreuz mit einzelnen Blümchen sowie mit größeren und kleineren Glaspasten in einfachen Fassungen reichlich besetzt, von denen aber mehrere ausgefallen und durch farbiges Holz ersetzt worden sind oder leer stehen. Am Christusbilde, in halbrunder Figur, treten etwas weniger befriedigende Körperverhältnisse auf; die Arme sind zu kurz gehalten, Brust und Rippen nur durch Linien angedeutet, der Gesichtsausdruck spricht aber Ruhe, Ergebung,

palis; XII toallias, que pertinent (quatuor de palio, sex ad suendum manus); XX casulas cum omnibus ecclesiasticis, que ad servitium dei in ecclesia pertinent. Die ältesten Schatzverzeichnisse der beiden bischöflichen Kirchen oder der verschiedenen Klöster sind uns leider noch nicht bekannt, sonst würden mehrere ganz vorzügliche Arbeiten zu verzeichnen sein.

Mit der Goldschmiedekunst findet sich in vielen Fällen das Email (Schmelzwerk) so enge verbunden, daß wir wegen des besseren Verständnisses nächstfolgender Beschreibung von mehreren Prachtwerken jetzt schon von dieser Art Malerei Näheres dem Leser vorführen müssen. Die Wirkung der Gravierungen und Schnitte suchte man nemlich durch den Reiz der Farbe zu erhöhen. Zu diesem Zwecke bedeckte man die Umrisse der Figuren mit einer farbigen harzigen Masse, was man nach dem italienischen Worte Niello (schwarz) benannte. Ein anderes ist das Grubenemail, wo der Hintergrund oder die Gewandmassen vertieft und farbig (blau, grün, roth) ausgefüllt wurden, die Figuren aber doch die Fleischtheile stehen blieben; diese bekamen dann eine Vergoldung und wurden mit gravierter Zeichnung der Innenlinien versehen.



Schmerz und Leiden aus. Im Uebrigen wiederholt sich die bekannte frühromanische Charakteristik; der Heiland hat ziemlich jugendliches Aussehen, kaum bemerkbaren Bart und trägt über den langen, platt herabfallenden Haupthaaren eine schöne, durch Steine und Silbenzacken verzierte Krone, da das Frühmittelalter mehr den König, die spätere Zeit den Cecehomo betonte. Ferner ist das ehrwürdige Bild durch eine von den Hüften bis an die Knie reichende Schürze aus blauem Email mit regelmäßigen fast parallel laufenden Falten be-

kleidet. Die Schienbeine sind scharf hervorgehoben, die Füße neben einander auf ein Brettchen gestellt u. absondert angenagelt. Nahe an den Enden der Querbalken des Kreuzes sieht man jugendl. theilweise auch emailirte Halbfiguren in faltenreichem Mantel, einen Nimbus um den traurig gesenkten Kopf — vielleicht trauernde Engel oder Sonne u. Mond personificirt, wie man dies bis ins 13. Jahrh. hinein häufig findet. Unten am Kreuze ist ebenfalls eine jugendliche Figur angebracht (bis an die Knie sichtbar) unbärtig, in d. Linken ein Buch haltend, wahrscheinlich Johannes Ev. — sein Untergewand erscheint in blauem, der Mantel mit grünem Schmelzwerk ausgelegt. Das Täfelchen über dem Haupte des Erlösers, mit goldenen

Buchstaben auf blauem Emailgrund

enthält eine bekannte Inschrift: JHS XRS. (Jesus Christus) — aber wahrscheinlich durch den des Schreibens unkundigen Künstler wie oft an Glockeninschriften etwas entstellt. Wie an dem aus Figur 223 bekannten Rankweiler Kreuze ist die (hier aber blau) emailirte Rückseite dieses Kreuzes in der Mitte der Durchschneidung der Armen mit einer rhombenartig geschweiften Platte besetzt, welche den auf dem Regenbogen thronenden, verherrlichten Erlöser in Email auf blauem Grund darstellt (Fig. 229 rechts unten.) Seine Rechte hat er lehrend erhoben, in der Linken das Buch des Lebens haltend; er ist unbärtig, mit einem langen, faltenreichen Gewande angethan, die Füße auseinander gesetzt, von auffallend lang gestreckter Proposition. In den Nimbus hat der alte Meister ein breites Kreuz von rothem Email eingezeichnet und nahe an den Enden der Kreuzesbalken sind die Sinnbilder der vier Evangelisten in Vierpässen angebracht; der Engel des Matthäus kommt unten zu stehen, die



Fig. 230, Trient.



drei übrigen sind ganz gleich, nemlich Adlerköpfe mit Nimbus und mit in die Höhe gestellten Flügeln, wohl wiederum ein Irrthum, der das Sinnbild des Johannes dreimal gab, statt Adler Löwe und Kind (siehe Fig. 229) Alle erscheinen auf blauem Grunde, der durch Kreuzchen nach Art der Byzantiner ausgezeichnet ist. Das Kreuz dürfte noch dem 12. Jahrhundert angehören.

Ein dem soeben beschriebenen Vortragkreuze sehr ähnliches findet sich zu Ludeſch, ebenfalls in Borarlberg. Eine Beschreibung des Conservators Jenny i. d. Mitth. d. C.-C. v. J. 1878 bemerkt, daß der wesentlichste Unterschied zwischen beiden sei: 1. am Christusbild hier eine Andeutung des Bartes durch punktirte Linien und die Hervorhebung des Schnurbartes durch plastische Behandlung; 2. eine Abweichung in der Farbenvertheilung des Schmelzwerkes, insoferne an Bildumrahmungen des Ludeſcher-Kreuzes gleichmäßig blau als Grundfarbe der Felder und dunkelgrün als Umrandung gewählt ist, während Roth und Grau nur in untergeordneten Stellen auftreten; 3. die zwischen den einzelnen Glaspaſten eingravierten kleinen Ornamente ahmen eine Uebergangsform (spitziges Kleeblatt) und die Kreuzenden die ausgesprochene Kleeblattform nach. Diese wie die darauf befestigten Evangelisten-Sinnbilder auf beiden Seiten sind mit Perlschnüren umrahmt und die Figuren selbst sorgfältiger wie in der späteren Zeit ausgeführt. Dieses rührt aber, wie ein Vergleich mit dem Bilde des Heilands auf der Vorder- wie Rückseite darthut, von einer späteren Umänderung her, welche am Kreuze vorgenommen worden ist; erhaltene Halbkreise auf der Rückseite der Querbalken deuten dies auffallend an. Die größeren aufgesetzten Ornamente dürften noch der ersten Arbeit angehören, denn ihre Form erscheint älter. Jünger wiederum ist die Schrift des Titels in Gold auf grünem Email.

Der heil. Inhalt der zu dem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Bücher führte schon frühe zu einer prachtvollen, selbst äußeren Ausstattung. Vor anderem waren es das Evangeliarium und Missale, welche durch die Kunst auch außen verziert wurden. Die Buchdeckel selbst bestehen aus Holz, worauf man reines Gold- oder Silberblech oder doch vergoldete Kupfertafeln festnietete und dann an diesen getriebene oder emaillirte Darstellungen nicht selten umgeben von Edelsteinen herstellte. Beide Deckel eines Buches haben übrigens niemals einen und denselben Schmuck; der vordere Deckel ist gewöhnlich reicher ausgestattet als der rückseitige.

Von solchen reich verzierten Bücher-Einbänden aus dem Beginn des 13. Jahrh., wenn nicht noch älter, machen sich zwei Stücke im Domschatz zu Trient bemerkenswerth. Der eine für Ordo Missae pontificalis zeigt auf dem aus Silber bestehenden, vergoldeten Vorderdeckel ein hoch getriebenes Relief, Maria mit dem Jesukinde darstellend (Fig. 230). Die heil. Jungfrau sitzt auf einem durch Säulchen und andere Ornamente ausgezeichneten Throne und folgt einer majestätischen Haltung ihres Körpers bei guten Verhältnissen in allen Einzeltheilen. Kleid wie Mantel sind reich zu weichen Faltenpartien geordnet. Die Mutter mit edlen Gesichtszügen hat das Haupt durch ein eigenes Tuch umhüllt und nicht mit dem Mantel wie sonst bedeckt. Der strahlenförmig getriebene Nimbus ist etwas zu sehr auf die eine Seite gerückt, was dem Bilde einigen Eintrag thut. Sie hält in der Rechten eine Frucht, welche auffallend einer Feige ähnlich sieht, wie dies in Italien öfter wiederkehrt und daher für das Entstehen des Bildes daselbst sprechen dürfte. Die Frucht, welche das göttliche Kind mit der Linken fest erfaßt hat, gleicht wiederum mehr einer Birne als einem Apfel. Der Hintergrund des Ganzen ist glatt und scheint um seine ursprüngliche Umrahmung gekommen zu sein, denn das feine Ornament an der gegenwärtigen erinnert eher an eine italienische Arbeit des 15. Jahrhunderts.

Die Rückseite des Buches ist praktisch mit einer ganz flachen Verzierung versehen worden. Sie stellt das Bild des Stifters, des uns bereits bekannten, höchst thätigen Kunstfreundes, des Bischofs Friedrich von Wanga vor. (Fig. 231.) Dieser Umstand dient zugleich zur näheren Bestimmung des Alters dieser Arbeiten, welche zweifelsohne unter ihm zu Stande gekommen sind. Sein Name ist oben angeschrieben. Er tritt in vollem bischöflichen Ornat entgegen: in verbrämter Albe, mit reich gemusterter Dalmatik und faltenreicher Glockencasuel angethan, oben geschmückt durch ein verziertes Kreuz von kurzer Form mit schiefstehenden Querbalken, welche eigenthümlicher Weise in sich erweiternden Rundungen abschließen. Die daran angebrachten Franzen deuten uns an, daß hier das Pallium angedeutet sei, welches nur mit einem Birkzackornament ohne Kreuze verziert ist. Den Hirtenstab in der Rechten zeichnet nichts weiter als ein einfaches Blatt in der Krümmung aus, seine Linke hält ein Buch muthig empor; an der einfach dreieckigen niedrigen Mitra tritt erst ein breiter Quer- aber noch kein Längstreifen auf. Prachtvolle und in edlem Schwunge streng



ausgebildete romanische Form, wie man sie seltener findet, macht sich in der breiten Umrahmung der Platte geltend, ein sehr praktisches Muster für verschiedene Aufgaben in der Stuckkunst. Bezüglich der Technik des Ganzen begegnen wir hier zuerst der bereits vorausgeschickten Erklärung des Niello, indem, wie aus vorliegender Abbildung auffällig ersichtlich wird, in die Gravierungen der Darstellung sowohl im Bilde des Bischofs als auch im Ornamente schwarze Masse eingerieben ist, die auf dem feingeschliffenen Silbergrunde eine gute Wirkung hervorbringt.

Ein Evangeliarium erhielt dieselbe reiche und ähnliche Außenverzierung; den Vorderdeckel nimmt das Relief eines sitzenden Apostels, zweifelsohne St. Paulus ein, ohne Heiligenschein, mit beiden Händen ein Buch umfassend. Auf dem andern Deckel begegnen wir ganz derselben Bischofsfigur, welche wir bereits kennen gelernt haben; die Behandlung der Figur erscheint aber hier noch edler gehalten, namentlich ist der Hals nicht mehr so unschön mager geformt. Ein Manipulus hängt feltamer Weise von beiden Armen herunter, d. Palliumkreuz hat sich bedeutend verlängert, ist mit mehreren Kreuzen verziert u. von der Mitra hangen die später nie fehlenden, mit Franzen versehenen, Bänder herab. Bezüglich d. Randverzierung hat der alte Meister dieselbe schöne Form wie in Figur 231 ausgewählt. Diese Arbeit dürfte etwas jünger sein.



Fig. 231, Trient.

Ein Altarstein (altare portatile) ebendasselbst ist ebenfalls mit getriebenem Silberrahmen eingefast, wo auf den Ecken die Evangelisten-Sinnbilder wiederkehren, die untere Seite bedeckt eine lange Inschrift, welche denselben Spender, nemlich Bischof Friedrich, nennt.

Eine andere in Anordnung gefällige Nielloarbeit von kleinerem Umfange präsentiert Fig. 232, darstellend die Aufopferung Christi im Tempel. Dieser ist durch zwei Säulen angedeutet, von welchen sich zwei Bogen nach einwärts spannen; als Abschluß des Ganzen dienen aufgesetzte, niedrige Häuschen oder Thürmchen und hinter der einen Säule wächst üppiges streng romanisches Laubwerk empor. Simeon hat seine Hände mit einem Tuche umhüllt, um so ehrfurchtsvoll den Heiland, welchen ihm Maria darreicht, in seine Arme zu nehmen. Auffallend ist, daß auch die der hl. Jungfrau nachfolgende Frau nimbirt er-



scheint; ist es Anna oder Salome? Das niedliche Bildchen stammt wahrscheinlich aus einem Diptychon und angehörig der großen Ettlischen Alterthumsammlung, befand sich bei der kunsthistorischen Ausstellung zu Innsbruck i. J. 1865, wo auch eine dritte Nielloplatte mit erhabenem Christus aus dem Stifte Fiecht zu sehen war.

Unter allen kirchlichen Gefäßen ist der Kelch sammt Patene und Röhrrchen im Stifte Wilten in verschiedener Beziehung als die hervorragendste Metallarbeit hervorzuheben.<sup>1)</sup> Es ist ein Speisefelch aus dem Ende des 12. Jahrhunderts und man glaubt, daß er zur Austheilung des hl. Blutes an die Gläubigen (zunächst an die Mönche) gedient habe, somit ein sogenannter: »calix ministerialis« war. Auf diese Bestimmung wird geschlossen wegen seines großen Umfanges und weil er mit zwei Henkeln zum bequemeren Tragen versehen ist. Das Gewicht beträgt nahezu 3 Kgm. Figur 233 zeigt denselben in der Hälfte natürlicher Größe. Auch zwei Röhrrchen (fistula) sind noch vorhanden; deren bediente man sich das hl. Blut aus dem Kelche zu schlürfen.<sup>2)</sup> Alles ist aus Silber und stark vergoldet.



Fig. 232, Innsbruck.

Hinsichtlich des Aufbaues erscheint dieses heil. Gefäß ziemlich einfach; zu Grunde gelegt ist der Kreis. Der Fuß beginnt mit einer senkrechten Platte und zieht sich dann zart geschweift bis zum Knopfe (Nodus) stark zusammen; als Vermittlung zwischen letzterem und der weiten Schale oder Kupa, welche einen vollen Halbkreis bildet, dienen nur zwei kräftige Perlstäbe und mit einem feinen Reifchen schließt das Ganze ab. Einen weiteren Schmuck bereiten der Schale die zwei Henkel,

welche mit streng stilisirtem romanischen Blattwerke innen ausgefüllt sind. Einen besonders hohen Werth hat dieser Kelch durch den übergroßen Reichthum ornamentaler und figuraler Ausschmückung, sowie durch die interessante und verschiedenartig an derselben angewandte Technik.

In ornamentaler Hinsicht tritt als Hauptanordnung die Eintheilung der Flächen des Fußes und der Schale in runde, aus verschlungenen Bandstreifen gebildete Felder hervor, von welchen jedoch nur jene des Fußes eine regelmäßige Kreislinie bilden, jene der Kupa dagegen etwas verzogen erscheinen. Sämmtliche Felder des Kelches sind mit Szenen des alten und neuen Testaments geschmückt, die im Zusammenhange mit jenen auf der Patene stehen und damit einen abgeschlossenen Cyklus bilden. Sie beginnen mit der Erschaffung der Welt und schließen mit der Himmelfahrt Christi. Die Grundflächen der Darstellungen sind mit äußerst zarten und verschiedenartig geformten Ornamenten, bestehend in stilisirtem Laubwerk, reich bedeckt. (In vorliegender Abbildung wegen ihrer Kleinheit leider nicht sichtbar, wohl aber in oben citirter eigener Broschüre). Die zwischen den Medaillons befindlichen Flächen, gleichfalls auf ornamentirtem Hintergrunde, schmücken sich größtentheils auch mit figurativen Darstellungen, und zwar auf dem Fuße mit Thiergehalten und auf der Schale mit Cherubinen.

Die Technik an der Verzierung des Kelches und der Patene besteht theils in Gravirung und Niellirung theils in getriebener Arbeit. Was insbesondere den Kelch anbelangt, so wurden an dem Fuße und der Schale die Anrisse der Figuren und der Ornamente aus dem vergoldeten Silbergrunde herausgehoben und die dadurch auf der Platte entstandenen Vertiefungen mit Niello ausgefüllt. Bei den Inschriften dagegen wurden die Buchstaben gravirt und mit Niello ausgefüllt, die übrige Metallfläche blieb Silber. Die Zeichnung der Figuren wurde gravirt und an einzelnen Stellen, wie z. B. bei den Kopshaaren niellirt. (Vgl. den Unterschied von beiden in Fig. 233—235). Einzelne Köpfe sind, um sie hervorzuheben — geschwärzt.

<sup>1)</sup> R. Weiß hat i. einem eigenen Heft den i. 4. B. des Jahrbuches der k. k. Cent.-Comm. für Kunstdenkmale enthaltenen Aufsatz über diesen Kelch m. 6 T. u. 3 Holzschnitten, Wien b. Cubasta, 1 fl. veröffentlicht, welchem wir folgendes zum Theil entnehmen.

<sup>2)</sup> Jetzt ist das Röhrrchen nur noch bei der päpstlichen Pontificalmesse in Form von drei mit einander verbundenen Röhrrchen erhalten — das längere dient dem Papste, die beiden anderen dem Diakon und Subdiakon.





Figur 233, Wilten.

Auf die Einzelheiten näher eingehend und unten am Fuße beginnend finden wir gleich in schönen Uncialen die Worte: . PARCE . CALIX . ISTE . PER . QUOS . DATUS . EST . TIBI . CHP . E . PERTHOLDI . MONITIS . CUI . SIS . MITISSIME . MITIS. — Beide lateinischen Verse bezeugen, daß dieser Kelch von „Berthold“<sup>1)</sup> Christus zur Erinnerung geweiht ist, damit dieser ihm gnädig sei.

An der äußern Einfassung der Fußfläche läuft eine zweite Inschrift herum: IN . TESTAMENTO . VETERI . QUASI . SUB . TEGUMENTO . CLAUSA . LATET . NOVA . LEX . NOVUS . IN CRUCE . QUAM . RESERAT . REX.

Diese spricht die große Wahrheit des Christenthums aus, daß das neue Testament die Erfüllung des alten sei und daß diese Erfüllung durch den Kreuztod Christi bewerkstelliget wurde. Sie enthält aber auch die Andeutung, daß die auf der Fläche des Kelchfußes auftretenden alttestamentarischen Be-

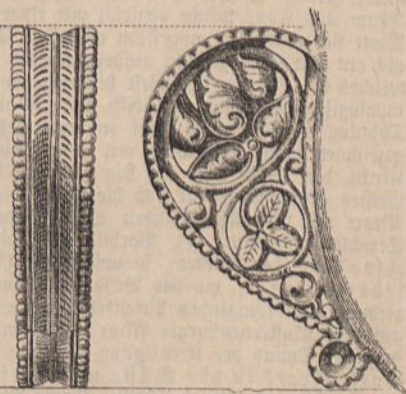


Fig. 234, Wilten.

<sup>1)</sup> Ueber den Namen Berthold, welcher hier als Geschenkgeber auftritt, wird in einer alten schriftlichen Aufzeichnung, die in Wilten aufbewahrt ist, bemerkt, daß der Kelch einst vom älteren Berchthold, Grafen von Andechs oder von dessen Sohn dem Kloster geschenkt worden sei, da Abt Heinrich († 1190) auf einbringliche Fürsprache des Genannten erlaubt habe, den Flecken Junsbruck auf das diesseitige Junsufer, welches Eigenthum der Chorherren von Wilten war, zu übertragen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung ist um so größer, als die Zeit, in welche die Verhandlungen zwischen den Erwähnten über diese Angelegenheit fallen, mit dem Kunstcharakter des Gefäßes ziemlich genau übereinstimmt. — Eine zeitlang war dieser Kelch vergraben und um 1304 in einem Ader wieder aufgefunden worden. — Andreas Hofer's kräftige Einsprache soll ihn vor dem Einschmelzen bewahrt haben.



gebenheiten als typologische Vorbilder der Begebenheiten des neuen Bundes, welche auf der Kelschschale und der Patena angebracht erscheinen, und zwar insbesondere als Vorbilder des Leidens Christi aufzufassen sind. Bei allen Darstellungen mit Ausnahme jener der Vertreibung aus dem Paradiese ist diese Auffassung auch zulässig.<sup>1)</sup>

Am kurzen Schafte des Kelches sind unter rundbogigen Nischen die vier Cardinaltugenden in Brustbildern eingravirt. Sie erscheinen ganz gleichförmig, ohne Merkmale und nur mit der Umschrift bezeichnet als: PRUDENTIA, FORTITUDO, TEMPERANTIA, JUSTITIA (Fig. 233.)

Den Knauf zieren in getriebener Arbeit die vier Paradiesesflüsse als männliche, nackte Gestalten mit Gefäßen, aus denen Wasser fließt; ihre Namen lauten: GEON, PISON, TIGRIS, EUFRATES. Sie stehen in sinnbildlicher Beziehung zu Christi Erlösungswerk und den 4 Evangelistenzeichen neben der Kreuzigung auf der Außenseite der Patene (Fig. 235). Christus, die Quelle des Paradieses genannt, zertheilt sich in seiner Lehre durch die Evangelisten in alle vier Weltgegenden (Mitth. d. C.-C. II, 139.)

Die Schale des Kelches beginnt gleich über dem Perlstabe des Knaufes mit einem zart ornamentirten Streifen, die schöne Bearbeitung der Hentel gibt Figur 234 in vergrößertem Maßstabe; die elegante Kelschschale schließt am Rande mit den Inschriftbände:

HIC . QUODCUMQUE . VIDES . RES . SIGNAT . SPIRITUALES  
SPIRITUS . EST . QUI VIVIFICAT . SED . NIL . CARO . PRODEST.

Dazwischen ziehen sich in Doppelreihen neutestamentarische Begebenheiten ringsherum.<sup>2)</sup>

An diese Darstellungen schließen dann jene auf beiden Seiten der Patene an. Diese hat die gewöhnliche Form eines runden, gegen die Mitte zu kreisförmig vertieften Tellers, mit einem Durchmesser von 24 cm, vgl. Fig. 235 und 236. Hinsichtlich der

<sup>1)</sup> „Die alttestamentarischen Darstellungen“ sind: 1. Das Schöpfungswerk der Welt nach dem sechsten Tage. Gott Vater mit dem Kreuznimbus, in der Linken eine Kugel, mit der Rechten segnend ist von allen charakteristischen Merkmalen der Schöpfung umgeben; hinter ihm ein Baum, in der Höhe vor ihm Sonne, Mond und Sterne, auf der Erde Vögel und die Thiere des Waldes, zu seinen Füßen im Wasser ein Fisch. Dieses Bild gilt als ein Vorbild der geistigen Schöpfung der Menschheit durch Christi Kreuzestod. 2. Dem schlafenden Adam nimmt Gott Vater eine Rippe aus der rechten Seite. Die Erschaffung der Eva bedeutet die Gründung der Kirche durch die Seitenwunde Christi. Wie durch die Rippe der Grund zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes gelegt wurde, so nahm durch das Blut und das Wasser aus der Seitenwunde Christi die Kirche ihren Anfang und der Schlaf Adams bezeichnet den Tod Christi am Kreuze. 3. Der Sündenfall. Eva ist im Begriff aus dem Mund der Schlange den Apfel zu nehmen. (Fig. 233.) Damit wird der Beginn des Sündenlebens bezeichnet, durch Christi Opfertod der Beginn des neuen geistigen Lebens, der Erlösung von der Sünde, daher sind beide Bilder oft an einander gereiht. 4. Die Vertreibung aus dem Paradiese; der Engel mit gezücktem Schwerte schiebt Adam und Eva, welche obgleich mit einem bis zu den Knien reichenden Hülfsröcken bekleidet, doch ein Blatt sich vorhalten, ungehört vorwärts. 5. Opferung Abels und Abels; das Lamm des letzteren, als ein von Gott gefällig aufgenommenes Opfer ist Vorbild des Opfertodes des Lammes Gottes, durch welches die Sünden der Welt hinweggenommen werden. 6. Tödtung Abels; diese hat ebenfalls eine typologische Beziehung zu Christi Tod, ist aber auf dem Klosterneuburger Altar mit dem Judastusse und der Tödtung Abners durch Joab zusammengestellt. 7. Die Arche des Noa, der durch einen Nimbus ausgezeichnet nach der Taube mit dem Friedenszweige deutet; seine Arche ein Vorbild des Schiffes der Kirche, die Taube wird auf den hl. Geist bezogen, daher am genannten Altar mit der Sendung des hl. Geistes zusammengestellt und die Arche wie eine Kirche gebaut. 8. Noah's Opfer (eine Taube vor dem Altare mit verhüllten Händen emporhaltend zu Gott, dessen Gegenwart durch einen Halbkreis mit drei Strahlen angedeutet ist), Vorbild des Opfertodes Christi. 9. und 10. Abrahams Opferung des Isaak und der Widder; so opferte der himmlische Vater seinen Eingebornen am Kreuze. 11. Melchisedech's Opfer, wo das Brod in Form einer Patene erscheint Fig. 233 (am Fuße, links); seine Beziehung zum königlichen Priestertum (secundum Melchisedech) ist bekannt; mit dem letzten Abendmal auf dem Klosterneuburger Altar erscheinend. 12. Die Tödtung des Osterlammes der Juden oder spezieller Typus der Kreuzigung Christi z. B. auf Emails von St. Stefan in Wien. 13. und 14. Das Volk Israel in der Wüste und Moses Wasser aus dem Felsen schlagend. Diese Quelle ist ein Vorbild des Blutes Christi. Sowie Moses die Seinen durch dieses Wunder von dem leiblichen Untergange gerettet, so hat Christus durch das Blut aus seiner Seitenwunde alle vom geistigen Tode befreit. 15. Moses und die eherne Schlange; nach Johannes mit Christus am Kreuze verglichen, daher beide Bilder oft an einander gereiht.

<sup>2)</sup> In der unteren Reihe erscheint 1. Mariä Verkündigung; 2. Mariens Besuch bei Elisabeth; 3. Geburt Christi (Fig. 235); 4. Die Hirten auf dem Felde; 5. und 6. Anbetung der hl. 3 Könige; 7. Darbringung im Tempel; 8. Taufe Christi; 9. und 10. Hochzeit zu Cana. In der oberen Reihe: 11. Christus vor Jerusalem (das durch hohe, kuppelartig eingedekte Thürme angedeutet ist; Christus mit einer Kugel in der Linken, segnet oder etwa besser: macht eine Redegeberde mit der Rechten, vor ihm Petrus und ein anderer Apostel). 12. Einzug Christi in Jerusalem (Fig. 233); 13. Fußwaschung (Fig. 233); 14. Das letzte Abendmal; 15. und 16. Die schlafenden Jünger und Christus am Delberge (allein ohne Engel oder Keld); 17. Judastuß; 18. Christus vor Pilatus; 19. Geißlung Christi; 20. Kreuztragung.



Technik sind hier zwei Verfahren zu beobachten. Die Darstellungen auf dem Rand der beiden Seiten sind auf die Fläche gravirt und nur einzelne Theile derselben niellirt oder in Silber belassen. So sind alle Architekturen Silber geblieben und die Zeichnung derselben ist niellirt; ebenso die in die Hölle einziehende Synagoge. Der mittlere Theil, außen mit der Kreuzigung und innen mit den Frauen am Grabe besteht aus zwei Silberplatten, welche mit der Rückseite an einander gelegt und an den Rand der Patene gelötet sind. Die Darstellung der Kreuzigung ist getriebene Arbeit, nahezu 1 cm über der Platte sich erhebend; die Innenseite mit der Darstellung: „Die Frauen am Grabe Christi“ ist vorchriftmäßig ganz glatt, obgleich niellirt; es ist nämlich im Vergleich zum Kelche und zum äußeren Rand der Patene des Niello so flach gehalten, wie abgeschliffen, daß es bei

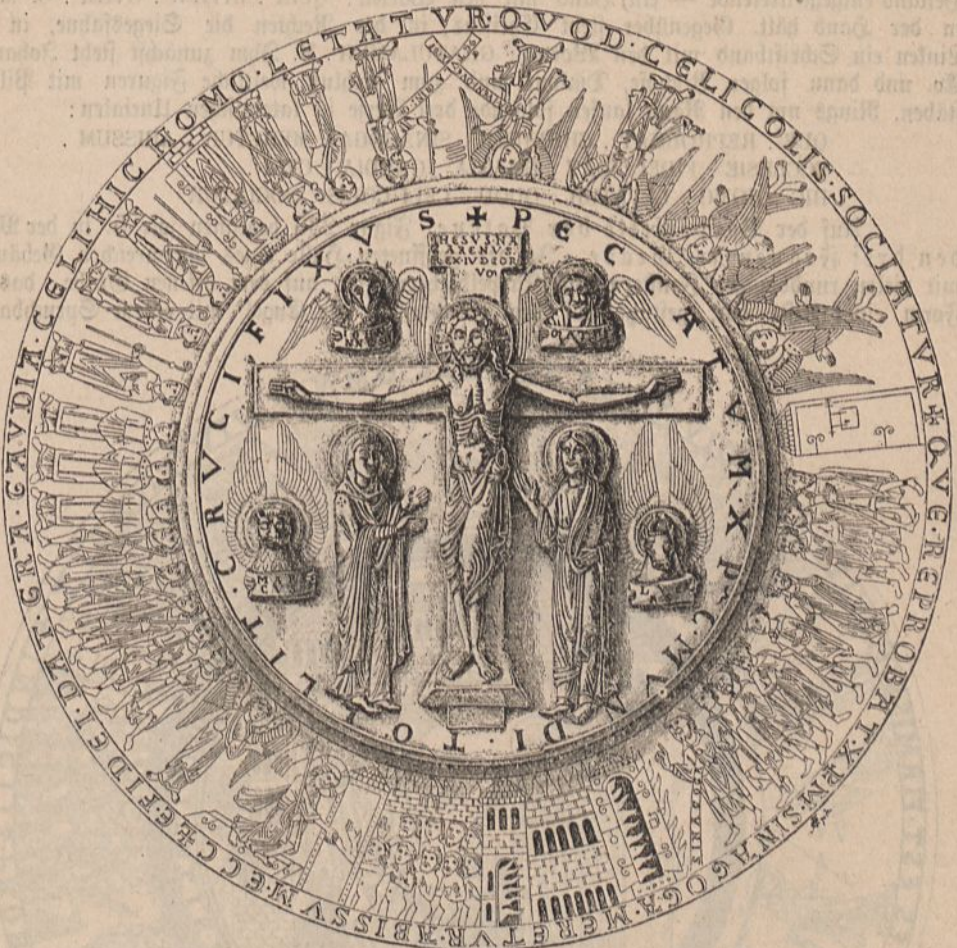


Fig. 235, Witten.

der Berührung mit dem Finger gar nicht bemerkt wird. Dieses Verfahren hat sich auch besser bewahrt, ist noch an allen Theilen vollkommen erhalten, während jenes an den Rändern und am Kelche an mehreren Stellen ausgebrochen ist.

Was die bildlichen Darstellungen auf der Patene anbelangt, so finden sich auf der Rückseite: 1. Die Kreuzigung Christi. Fig. 235. Der Erlöser erscheint todt mit geschlossenen Augen; sein von wolligen Haaren umgebenes Haupt ist mit einem Kreuzimbus geziert und ragt über die Querbalken des Kreuzes hinaus, so daß die sehr mager gehaltenen Arme fast wagrecht ausgebreitet sind, überhaupt tritt er mehr als Sieger über alle Unbilden auf dem Fußbrette stehend, und nicht an den Nägeln hängend und leidend auf. Der Bart ist nur fein angedeutet und nicht getheilt, das lange Lententuch zwischen den Füßen eingeschlagen und in reiche, aber zarte Falten gelegt. Maria und Johannes in weiten Kleidern drücken durch die Haltung der Hände ihre Klagen offen aus, besonders Maria.







worauf die Inschrift steht: QUEM . QUERITIS . IN . SEPULCRO. Vor dem Grabe stehen links die drei Frauen, von denen die erste ein Weihrauchgefäß, die beiden anderen Salbbüchsen tragen. Unter der ganzen Gruppe sieht man die Wächter als Zwerggestalten jedoch in kriegerischer Bekleidung in tiefem Schlaf versunken. Im Kreise herum um die ganze Vorstellung steht zu lesen:

FULGENT . CLARA . DEI . VITALIS . SIGNA . TROPHEI .  
PER . QUEM . VITA . DATUR . MORTIS . IUS . OMNE . FUGATUR .

6. Christus mit der Siegesfahne erscheint zweien nimbirten Frauen (Maria und Magdalena); auf dem Schriftbände in seiner Linken stehen die Worte: NOLI . ME TANGERE. Unmittelbar daran stoßt: 7. Christus auf dem Wege nach Emmaus, mit einem Reifestabe zwischen zwei wandernden, nimbirten Jüngern. 8. Christus zu Emmaus; in einem von zwei Thürmen flankirten Gemache sitzt er das Brod brechend zwischen den zwei staunenden Jüngern zu Tische. 9. Christus fordert Thomas auf, seine Hand in seine Seitenwunde zu legen. Er erscheint ohne Siegesfahne bei verschlossenen Thüren den Aposteln, welche zu je fünf rechts und links von ihm auf verzierten Bänken sitzen. 10. Himmelfahrt Christi. In der Mitte des Feldes sieht man am Saume der Wolken die Füße des zum Himmel auffahrenden reich bekleideten Heilandes und zu beiden Seiten zwei Engel mit abgewandtem Antlitze, von denen jener rechts der ihm gegenüber stehenden Maria und den Aposteln auf einem Bande die Worte: SIC . VENIET . QUE . . . . und jenen links den übrigen sechs Aposteln, die Worte: VIRI . GALILE . Q D. vorzeigt.

Zu äußerst am Rande der Patene ist zu lesen:

JUDICIIS . PROBAT . HIS . SE . VICTOR . VIVERE . MORTIS .  
MEMBRIS . IN . CAPITE . SPES . EST . FIRMISSIMA . VITE .  
UT . REDIVIVUS . ABIT . SIC . OMNES . VIVIFICABIT .

Nach der Beschreibung der Bilder wäre noch der Kunstcharakter derselben in Betracht zu ziehen. Diesbezüglich fällt ein großer Unterschied auf; denn am Kelche kehrt die uns in der romanischen Periode bekannte häufig vorkommende Steifheit und Unbeweglichkeit der Körperteile, sowie das Mißverhältniß an den dünnen Füßen und Armen zu den meist großen Köpfen wieder, hingegen erscheinen die Figuren auf der Patene namentlich das Hauptbild: der Engel mit den Frauen am Grabe freier und lebendiger, der Ausdruck individueller, der Faltenwurf der Gewandung einfacher und nicht gesucht, so daß man schließen muß, entweder hat die Patene eine geschicktere Hand zu gleicher Zeit mit dem Kelche oder wahrscheinlicher erst nachträglich ein tüchtiger Meister selbe hergestellt. Daß hier auch die Technik eine andere, eine feinere sei, haben wir bereits bemerkt.

Einen einfachen, schmucklosen Speisekelch, aus Kupfer und verguldet besitzt das Museum in Bozen, in  $\frac{1}{2}$  natürlicher Größe durch Fig. 237 wiedergegeben; dieses Gefäß stammt aus Plaas in Vinschgau. Nach dem bereits stumpfspitzig massiv gebauten Knaufe in plattgedrückter Kugel- oder Apfelform dürfte es dem 13. Jahrhundert angehören. Zum Beweise, daß ein befestigter Deckel vorhanden war, dienen Spuren von Charniere desselben. Ein ähnlicher Messkelch befindet sich auf Schloß Braunsberg bei Lana. An Material und im Baue verwandt ist Fig. 238, welche die Abbildung eines Reliquiariums aus dem Stifte Marienberg bietet; es ist dieses schlanke Schaustück nur um  $\frac{1}{3}$  größer als es hier erscheint. Die hl. Gebeine waren in den beinahe die ganze obere



Fig. 237.

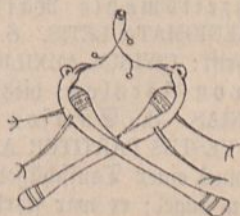


Fig. 239.



Fig. 238.



Hälfte einnehmenden Glaszylinder verwahrt. Eigenthümlich sind die am Glase erhaben angebrachten sogenannten „Siegen“, welche theilweise verkehrt stehenden Buchstaben ähnlich sehen. (Fig. 238.) Ähnliches ist am Kelch aus Salzburg, Kunstfreund 1889, S. 19 zu sehen.

Von Reliquien schreinen hat noch der Domschatz von Trient ein kupfernes, längliches Kistchen mit giebelförmigem Deckel aufzuweisen. Es ist ein kostbares Stück der romanischen Periode, aber nicht hinsichtlich seines Baues, sondern wegen seiner polychromen figurenreichen Bemalung aus dem 13. Jahrhundert. Die Bischöfe nahmen diesen Schrein auf ihrer Reise in der Diocese mit sich, denn darin waren die Reliquienkapseln für die zu weihenden Altäre verschlossen. Drei andere Reliquienkästchen daselbst aus Bein ebenso einfach gebaut, wechseln in ihrer Form ein wenig von einander ab; eines ist kreisrund mit halbkugelförmigem Deckel, etwa 12 cm. im Durchmesser. Die zwei übrigen (40 cm. lang und 20 cm. hoch) haben Vierecksform und das eine hat flachen Abschluß, das andere giebelförmigen Ornamentirt sind alle drei gleichmäßig. Ueber die Ecken und dem Deckel ziehen sich vergoldete glatte Spangen hin, welche in eine geschweifte Lanzenspitze auslaufen. Die weitere Belegung der spiegelglatten Flächen wird theils durch aufgemalte, theils eingravirte Jagdthiere und Falkenjäger angestrebt. Dieses Bildwerk ist ungemein zart behandelt und die Contouren abwechselnd mit Roth und Braun bemalt oder vergoldet. Neben Falken und Adlern ist der Pfau oft vertreten bald in stolzem Einherstreiten das Rad schlagend, bald den langen Schweif gerade ausstreckend. Fast ebenso häufig kehren Paradiesvögel paarweise wieder, die Schwänze kreuzweise übereinander gelegt, umgeben von einer kreisförmigen Umrahmung und mit ihren scharfen Schnäbeln Schnüre oder eine Art Zweige mit kleinen runden Beeren daran haltend (vgl. Fig. 239). Ihren weiteren Schmuck bilden Bandstreifen und kleine Kreise oder Perlen dazwischen.

Eine größere Rolle unter den kirchlichen Gefäßen unserer Periode spielten, wenigstens hier in Tirol, auch die Taufschüsseln. Es gab deren bis in das letzte Jahrzehnt noch eine größere Anzahl. Unseres Wissens erhielt sich nur noch eine aus Messing-Bronze (Messing) im Museum zu Bozen; sie hat volle Kreisform, im Durchmesser von 35 cm., mit 10 cm. Tiefe. Die Bodenfläche zeigt das Gotteslamm mit der Siegesfahne im kräftigen Relief; am schmalen Rande findet sich eine zusammenhängende Reihe von Siegeln wieder, die jenem am Glaszylinder des Marienberger Reliquariums ähnlich sind. Die schwungvollen Formen an der Fahne deuten aber bereits auf die letzten Jahre des 13. Jahrhunderts. Von den vielen verkauften Taufschüsseln ist jene figurenreiche im Besitze des Belvedere-Inspektors zu Wien, K. Scheffler, vor anderen erwähnenswerth. Wie die Ränder war wahrscheinlich auch die Bodenfläche dieses 45 cm. im Durchmesser und 9 cm. in der Tiefe messenden, höchst interessanten Schaustückes aus kupferreicher Bronze mit Bildwerk geschmückt, das aber in Folge langen profanen Gebrauches in den Händen einer Bäuerin im Zillertal verschwunden ist. Fig. 240 gibt diese Schüssel in nahezu  $\frac{1}{2}$  natürlicher Größe wieder. Dr. Frimmel beschreibt sie in den Mitth. d. G.-G. v. J. 1886, wovon ein Auszug hier folgt. Die Bilder sind im Kreise angeordnet und durch kurze Säulen mit niedrigen blattreichen Kelchkapitälern, über welche sich Bogen mit Inschriften spannen, von einander abgetheilt. Die acht Darstellungen stehen im innigen Zusammenhang und beziehen sich auf das Leben Samsons mit Anlehnung an die hl. Schrift. (Buch d. Richt. 13. u. 14. K.) Sie beginnen 1. mit der Verkündigung der Geburt Samsons durch einen Engel und dem Opfer seines Vaters Manue (der Leser findet dieses Bild auf Fig. 240 rechts unten, wo das Brustbild des Engels gut sichtbar ist). Die Inschrift lautet: VOTIS NATUS ERIT SIBI QUEM DS IPSE SACRAVIT. 2. (weiter links) die Geburt Samsons mit den Worten darüber: ECCE PARIT STERILIS SIC URGENT IUSSA TONANTIS. 3. Samson überwindet den Löwen (noch weiter links), begleitet von den Worten: BRACHIA SAMSONIS DOMUERUNT ORA LEONIS. 4. Vermählung des Helden mit Dalila und der Beischrift: HIC ALIENIGENAE SAMSON COPULATUR AMICAE. 5. Samson gibt den Gästen bei seinem Hochzeitsmahle Räthsel auf, worüber geschrieben steht: LETUS CONVIVIS PROPNIT AENIGMATA LETIS. 6. Samson verweigert die Lösung; Dalila droht, mit der Inschrift: CIVIBUS AUXILIO POSSIS ADESSE MEMENTO. 7. Samson nimmt seine Beute von Ascalon; dies ist überschrieben mit: UT FERIT EXUVIAS CONSURGIT IN ASCALONIAS. 8. Samson vertheilt die Beute; darüber die Worte: HIC GRAVITER CESIS VESTES PARTITUR AMICIS. Diese Bilder eignen sich vortrefflich als sinnbildlicher Schmuck einer Taufschüssel, denn Samson ist „Vorbild Christi“; auch seine Geburt verkündet ein Engel; er war stark und mächtig, half aus der Noth, war Richter, überwand den Löwen, ähnlich wie der Erlöser den Satan oder höllischen Löwen.



Auch gilt Samson als Bild eines „Gläubigen“, der von Gott begnadigt, Kraft hat, so lange er seinen Gelübden treu bleibt, aber von einer sündlichen Neigung zum Falle gebracht, der Gnade und Kraft verlustig geht, bis er sich endlich nach langer Buße wieder erhebt, neue Stärke faßt und als ein Held für Gottes Sache fällt.

Von der schweren Kunst des Erzgusses, der bekanntlich schon frühzeitig im Großen betrieben an Thürflügeln, Taufbecken und Grabplatten mit lebensgroßen Figuren auftritt, wie wir in der gothischen Periode sehen werden, sind in Tirol aus der romanischen Kunstperiode nur kleinere Werke auf uns gekommen.

Die schwersten Stücke sind die Glocken, von denen aber die größte kaum über 1 Zentner wiegt. Sie hängt als die kleinste im Thurme von St. Jakob in Gröden und hat eine enge schlanke Form, die sich bedeutender erst unten an dem außen halbkreisförmig gebauten Schlagringe erweitert und ausgeschweift ist. Unmittelbar über diesem finden wir zwischen zwei Bandstreifen den Namen des Meisters; er nennt sich: MAGISTER MANFREDI; noch höher stehen die Worte: AVE MARIA GRATIA PLENA DNS TE (CUM). Die einzelnen Uncialen sind theilweise sehr unregelmäßig gestellt, bald zu hoch, bald zu niedrig zu den übrigen; ihr strenger Charakter, wie wir ihn in Fig. 236 u. dgl. kennen gelernt haben,

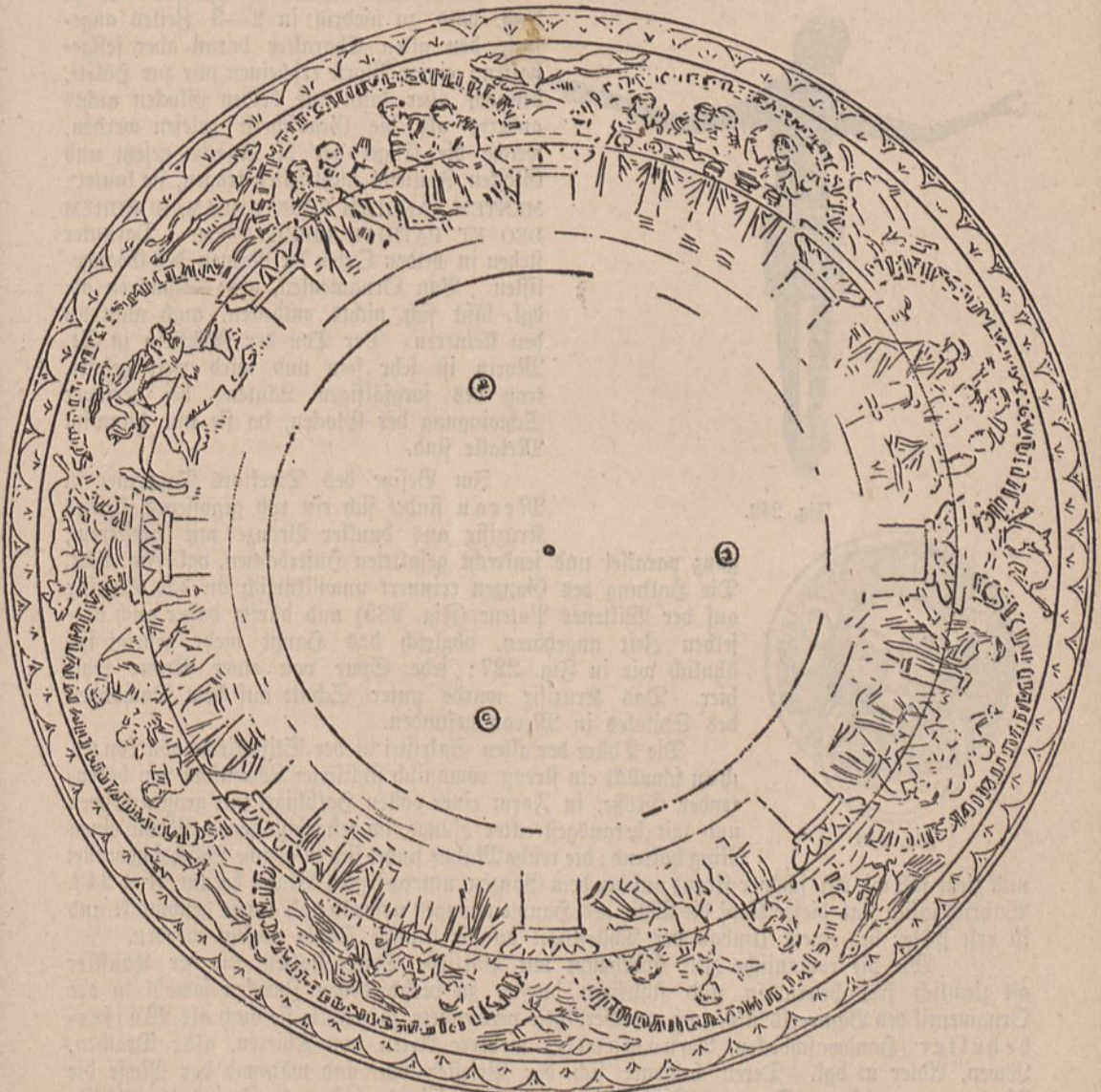


Fig. 240. Taufschüssel.



weist auf das 12. Jahrhundert als Entstehungszeit hin. (Eine Abbildung in Kirchenfreund v. J. 1868, Taf. IV. Brigen bei Weger.) Daran schließen sich die Glocken von Lanza (Nonsberg) und St. Florian bei Neumarkt; letztere jetzt im Museum zu Innsbruck, ist ungefähr 50 Cm. hoch und 36 Cm. unten weit. Als Inschrift trägt sie den Namen des Meisters allein: MAGISTER VETOR ME FECIT. Ihre Form ist ungeschlachter als jene zu St. Jakob in Gröden und daher vielleicht noch älter, hinsichtlich des Charakters der Buchstaben stehen sie sich gleich. Hohes Alter muß auch den je beiden Glöcklein von St. Moritz in Ulten und St. Veit auf dem Tartscher Büchel bei Malß zugeschrieben werden. In Form und Größe, welche Fig. 241 veranschaulicht, weichen sie wenig von einander ab, die Inschriften lauten ganz gleich. Hervorzuheben ist, daß die kleinere Glocke in beiden Thürmchen plumperer Form ist und keine Inschrift hat. Den Schlagring fanden wir aber in St. Moritz außen nicht mehr gerundet, sondern gleich einer Fasse flach behandelt, was auf den Uebergang zur Gothik als Entstehungszeit deuten dürfte. Die Inschrift hat der alte Meister in St. Veit hoch oben und in der Mitte der Glocke und einzelne Buchstaben bald zu

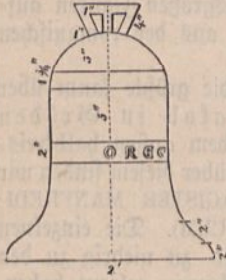


Fig. 241.



Fig. 242.



Fig. 243.

hoch, bald zu niedrig in 2—3 Zeilen ange-  
setzt, den alten Charakter daran aber festge-  
halten; einige Worte erscheinen nur zur Hälfte,  
dennoch aber kann auf beiden Glocken nichts  
anderes als die Grabchrift gelesen werden,  
welche die Engel der hl. Agatha gesetzt und  
Glocken Italiens nicht selten tragen, sie lautet:  
MENTEM SANCTAM SPONTANEAM, HONOREM  
DEO ET PATRIAE LIBERTATEM. Darunter  
stehen in beiden Orten die Namen der Evange-  
listen. Von Ornamenten, als: Schnüren od.  
dgl. läßt sich nichts entdecken, auch nicht an  
den kleineren. Der Ton der Glöcklein in St.  
Moritz ist sehr fein und wird weit gehört,  
trotz des sorgfältigen Läutens bei geringer  
Schwingung der Glocken, da sie nur dünn im  
Metalle sind.

Im Besitze des Direktors Tappeiner in  
Meran findet sich ein roh gegossenes, kleines  
Kruzifix aus dunkler Bronze mit breiterem,  
ganz parallel und senkrecht gefalteten Hüfttröckchen, vgl. Fig. 242.  
Die Haltung des Ganzen erinnert unwillkürlich an das Kruzifix  
auf der Wiltener Patene (Fig. 235) und dürfte daher auch der-  
selben Zeit angehören, obgleich das Haupt mehr geneigt ist,  
ähnlich wie in Fig. 227; jede Spur von einer Krone fehlt  
hier. Das Kruzifix wurde unter Schutt auf dem Dachboden  
des Spitals in Meran gefunden.

Die Thüre der alten Sakristei in der Stiftskirche von In-  
ichen schmückt ein streng romanisch stylisirter Löwentopf von bedeu-  
tender Größe, in Form einer vollen Halbkugel mit großen Ohren  
und mit herausgestreckter Zunge, im festgeschlossenen Maule einen  
Ring haltend; die reiche Mähne findet sich in gleiche Büschel geordnet

und zieht sich wie ein schöner Kranz auf der dem Ganzen untergelegten Platte herum, Fig. 243.  
Wahrscheinlich hat dieser Kopf die Thüre des Haupteinganges ursprünglich lange geschmückt und  
ist erst später bei einem Umbau der Thürflügel an die heutige Stelle veretzt worden.  
Wie die romanische Zeit überhaupt mit Vorliebe Thiergestalten, die der Künstler  
oft ziemlich frei behandeln und stylisiren durfte, zu verschiedenen Zwecken sowohl in der  
Ornamentik des Bauwerks als auch an Geräthen verwendete, so wählte sie auch als Was-  
serbehälter (Handwaschbecken, Aquamanile) mehrere Arten von Thieren, als: Drachen,  
Löwen, Adler u. dgl. Deren bediente sich der Priester vor und während der Messe die  
Finger zu waschen. Das in Fig. 244 abgebildete Waschgefäß aus Trient, jetzt im  
Besitze des Architekten Esfenwein in Nürnberg, hat die Gestalt eines Pferdes, das im



Allgemeinen ganz glatt aus Bronze gegossen ist; nur auf die Aufzäumung hatte der Meister große Sorgfalt verwendet und die Mähne auf der rechten Seite sowie den Schweif graviert. Zwischen den Ohren, bei a, befindet sich die Oeffnung zum Eingießen des Wassers, wo ein in einem Charniere beweglicher Verschluss angebracht ist. Ein Thierkopf auf der Brust des Pferdes hält die Ausflußröhre im Maul, die durch einen Zapfen verschlossen wird. Als Handhabe dient ein schlangenähnliches Thier, welches in den Hals des Pferdes zu beißen scheint. Ein ähnliches etwas jüngeres Gefäß (v. Schluß d. 13. Jahrh.) findet man nach Essenwein in der Sammlung des Fürsten von Sigmaringen. — Ein zweites Aquamanile, ebenfalls aus Trient, (von Ueberbacher in Bozen gekauft) stellt nach Fig. 245 einen zarten Jüngling auf einem prächtigen Löwen sitzend vor, welchem er mit Leichtigkeit den Rachen aufreißt (es ist wohl der sinnbildliche, uns bereits bekannte Samson). Der kleine Reiter ist mit einem fein verzierten Mäntelchen über einem leichten Rückchen bekleidet, seine Haare hängen in langen, welligen Strähnen über den Rücken hinunter. Der Scheitel seines Hauptes ist geöffnet, das Wasser aufzunehmen und hinter den Ohren des Löwen steht eine Röhre zum Ausgießen desselben vor. Der zurückgeschlagene Schweif des Thieres dient als Handgriff. Wo sich heute dieses schöne Aquamanile befindet, ist uns nicht bekannt.

Die in Kirchenschätzen oft aufgeführten Rauchgefäße waren bei der letzten kunsthistorischen Ausstellung zu Innsbruck in drei Exemplaren vertreten und standen im Besitze des Grafen v. Enzenberg und der Herren Ettl und Steiner daselbst. Jenes des Erstgenannten wird im Schlosse Traßberg aufbewahrt und ist in Fig. 246 abgebildet; seine Form sieht sehr reich aus. Auf einem niedrigen kreisrunden Fuß ist eine Art von vier kreisrunden Schilden zu einem Ganzen zusammengebaut, von welchen deren untere Hälfte noch zur Schale, die obere zum Deckel gehört. Ueber letzterer erhebt sich ein Gebäude in gleicharmiger Kreuzesform mit Kuppelthürmen in den Ecken und einem größeren Kuppelthurne über der Vierung. Die im Halbkreise abschließenden Fenster sind offen und dienen, den Rauchwolken freies Austreten zu gestatten. Kleine kreisrunde Oeffnungen am Rande der oberen Schildfläche haben denselben Zweck sowie die durchbrochenen Zwischenräume des von ihnen eingeschlossenen Laubornamentes. Die Schale hängt an vier Ketten, die von menschlichen Köpfen ausgehen. Alle 3 Stücke sind aus Bronze.

Auch die größeren Siegel, deren Stücke von Goldschmieden geschnitten wurden, leisten durch ihre bildlichen Darstellungen und Verzierungen einigen Beitrag zur Kunst-

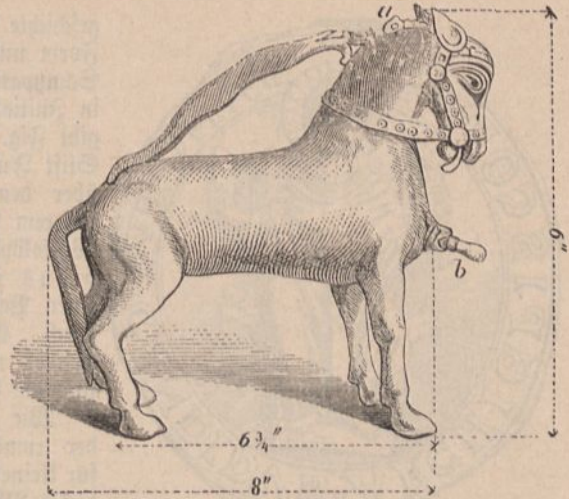


Fig. 244, Trient.



Fig. 245, Trient.

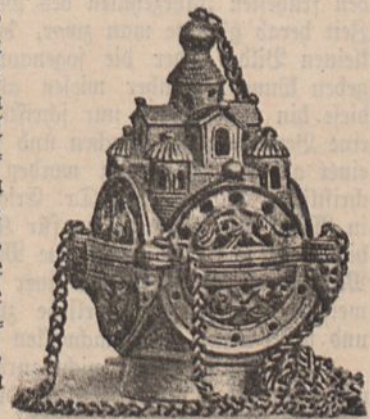


Fig. 246, Traßberg.





Fig. 247, Innichen.

läßt sich bemalen und vergolden. Wie die romanische Kunstperiode diesen Kunstzweig gepflegt hat, davon geben noch viele Hausaltären (Diptychen), Buchdeckel u. a. m. den besten Beweis. Auch in Tirol gab es ähnliche Arbeiten. So berichtet Bonelli in seinen Notizie istor. crit. I, 321, daß im fürstb. Archiv von Trient ein alter Codex (ein Martyrologium) mit einem Elfenbeindeckel versehen war, der den hl. Gregor mit einer Feder in der einen, mit einem Buche in der andern Hand, und darüber geflügelte Thiere (Evangelistenzeichen?) u. a. m. darstellte. Zu größerem Schutze des Reliefs lief ringsherum ein vergoldeter Metallrahmen, auf welchem folgende Verse standen:

CARIVS INTUS HABET NOBIS, QUOD LITERA POSCIT,  
QUODCUNQUE FORIS PULCHRUM CARUMQUE VIDETUR HABERI.

Von dem Allen konnten wir in Trient nichts mehr entdecken. Die öfter erwähnte Ausstellung zu Innsbruck i. J. 1865 wies zwei Elfenbeinarbeiten auf, die noch dem 13. Jahrhundert angehörten; Eigenthümer der einen war Graf v. Enzenberg, der andern Stiftskaplan Knoslach.

## J. Die Malerei in der romanischen Periode.

Die Malerei, der vornehmste Zweig unter den bildenden Künsten, wurde schon in den frühesten Jahrzehnten des Mittelalters mit großem Eifer betrieben. Bis in die jüngste Zeit herab glaubte man zwar, daß bei Besprechung dieses so edlen Kunstzweiges nur die kleinen Bilder oder die sogenannten „Miniaturen“ in den alten Büchern den Ausschlag geben können. Daher wiesen alle Kunstschriftsteller wie auch Otte, Schnaase u. dgl. auf diese hin und wußten nur schriftliche Aufzeichnungen anzuführen, um zu beweisen, daß auch eine Bemalung der Kirchen und Paläste in dieser Epoche und vielleicht mehr wie in irgend einer anderen Zeit geübt worden ist. Endlich die neuesten Werke wie die „Geschichte der christlichen Malerei von Dr. Erich Franz“, die Mittheilungen der k. k. Central-Commission in Wien, das Repertorium für Kunstwissenschaft von Janitschek u. a. m. führen viele Belege hiefür an und beschreiben eine Menge noch vorfindlicher, meist neu entdeckter Wandgemälde. Man kann mit Recht von einer förmlichen Entdeckung zahlreicher Bilder sprechen, da die meisten in Folge der Vorliebe zum Weißquast in der neueren Zeit übertüncht worden sind und unter einer so schmachvollen Decke unbekannt waren.

Tirol blieb nicht zurück, von jeher seine Kirchen selbst nach großartigen Ideen, wie wir vielfach sehen werden, durch Bemalung würdig zu schmücken. Leider waren auch hier die einzelnen Bilder, wenige ausgenommen, mit Kalktünche überzogen worden und kamen erst nach der Befreiung von ihrer Decke mehr oder minder beschädigt wiederum zum Vorscheine. Waren manche Kirchen und Kirchlein architektonisch noch so einfach und schmucklos aufgebaut worden, Spuren von einstiger Bemalung finden sich an ihnen nicht selten,



denn erst mit Gewölbe- oder Wandbildern geschmückt hielt man sie „für vollendet“, wie einzelne Schriftsteller nicht ohne Grund zu behaupten wagen z. B. auch Dr. E. Franz (G. d. christl. M. S. 490). Die Malerei wurde derart angelegt und behandelt, daß sie sich an das Bauwerk oder Monument enge anschließt, um dasselbe in der That prächtiger zu machen und nicht ihr eigenes Sichelgeltendmachen in den Vordergrund zu stellen. Es kann somit von einer sogenannten „monumentalen“ Malerei mit vollem Rechte die Rede sein.

Der Entwicklungsgang der Malerei folgt im Allgemeinen jenem der Sculptur, geht aber etwas rascher vor sich. Nachdem einige Nachklänge des byzantinischen Einflusses abgestreift sind, wird eine lebensvollere, oft überraschend glückliche Richtung angebahnt, der wir bei uns in Tirol schon an den ältesten Bildern begegnen werden. Nebenher zeigt sich ein langes Festhalten an ernster Haltung und einfacher Zeichnung, womit eine große Vorliebe für ruhige, unbewegte Gestalten, „meist in Vorderansicht“, bei aufrechter Stellung in Verbindung steht. Neben einem etwas zu plumpen Bau des Körpers mit großem runden Kopfe und glattgehorenem Haare, weit offen stehenden Augen kann eine schlanke, ja über-schlanke Form mit gefälligem ovalen Gesichte beobachtet werden. Die Gewandung, meistens bestehend aus engem, langen Kleide und weiten Mänteln, die bald faltenreich und frei umgeworfen, bald von einer Spange auf der Schulter oder Brust zusammengehalten sind, zeigt mitunter gefälligen Faltenwurf, fällt aber auch in einfachen Parallelfalten herab, die hie und da durch starke, unvertriebene Linien von schwarzer Farbe angedeutet werden, ähnlich wie dies alles bereits von Fig. 228—240 einigermaßen ersichtlich geworden ist. Breitere ornamentirte Säume oder franzenartig besetzte Ränder und Perlenchnüre kehren an den Figuren zu St. Nikolaus bei Windischmatrei häufig wieder.

Wie schön und anziehend, ja kunstreich, die Miniaturen auch aussehen mögen und unsere Bewunderung mit Recht verdienen, so strebten sie doch nur eine nähere Erklärung des Textes an, während die Wandmalerei ein aufgeschlagenes Buch zur Belehrung des Kirchenbesuchers, eine sinnlich wahrnehmbare Verherrlichung Gottes und der Heiligen beabsichtigte. Aus diesem Grunde finden wir hier nicht allein eine Umrißzeichnung, die mit dunkler Farbe auf die Wand übertragen ist, um dann mit verschiedenen Farben ausgefüllt zu werden, wie man nicht selten behauptete und so nur von vergrößerten Miniaturen reden wollte, sondern bei näherer Untersuchung zeigt sich ein bestimmtes System der Schattirung. Weil aber die aufgesetzten lichten Stellen und mitunter auch kräftigere Schattenpartien in Folge der Zeit verblaßt sind, so kommen oft größere Flächen ganz glatt und eintönig zum Vorschein, gleichwie bei den ältesten Miniaturen, wo wegen des ganz geringen Umfangs der Mangel an Schatten oder Lichten weniger fühlbar ist. Es kommen selbst Figuren vor, an welchen das Relief einzig und allein durch viele Lichtstellen, die aus einer Menge feiner Linien bestehen, angestrebt erscheint z. B. in Marienberg. Dasselbst sieht man auch wie wenige Farben in Anwendung kamen, so daß sich der alte Meister oft hart gethan hat, um an einer Stelle, wo mehrere Farben zusammentreffen, einen Heiligenschein zu malen, der mit den nächststehenden Farbentönen nicht in Widerspruch stehen sollte, da er ihn nicht vergolden wollte. Bald begegnet uns deshalb der Nimbus roth, bald blau oder grün oder in zwei Farben; zu Tramin (St. Jacob) muß eine massive Einfassung des Nimbus die erwünschten Dienste leisten. Der Hintergrund ist in der Regel blau, bald dunkler, bald etwas heller, wird aber auch, wenigstens zur Hälfte, aus ausgepannten gemusterten Teppichen und aus breiten, eintönigen Farbstreifen gebildet wie in Hoheneppan u. a. D. Aus ähnlichen Streifen, gewöhnlich aus etwas schmälern, besteht die Umrahmung der Bilder, während die Frieße unter und über ihnen aus farbenreichen, prachtvoll gemusterten Bordüren, wie in Hoheneppan und Brixen, sich zusammensetzen. Zur Trennung der einzelnen Figuren dienen ähnliche Wandstreifen oder es treten Säulchen dafür ein, wenn nicht die Figuren ohne Trennungslinie neben einander hingestellt sind.

Was die Technik anbelangt, so dürfte fast durchgehends eine Art Freskomalerei in Uebung gestanden sein, wobei man die Bildfläche meistens spiegelglatt gemacht zu haben scheint; je besser dieses gelang, desto größere Dauer war dem Bilde zugesichert, was besonders beim Ablösen der Uebertünchung in Rechnung kommt. In Hoheneppan fanden wir den Malgrund aus sehr viel Kalk bestehend, gemischt mit etwa einem Dritteltheil ganz feinen Sandes, gleich dem heute gebräuchlichen feinsten Streusande. Wir machten mit dieser Mischung eine Probe, um an abgefallenen Stellen alter Fresken einen neuen Malgrund herzustellen, und der Versuch war vom besten Erfolge begleitet.

Hinsichtlich der Lage der Gemälde in Kirchen verdient hervorgehoben zu werden, daß den Hauptbildern zuerst „die Wand hinter dem freistehenden Altar“ zugeacht wurde,



und gerade in der Höhe der Mensa beginnen sie, um so als eigentliches Altarbild sich geltend zu machen. Diese Erscheinung liefert auch einen weiteren Beleg zur Geschichte des Altars, woraus ersichtlich wird, daß nicht die mindeste Erhöhung auf der Altarplatte beantragt war. Auf die Abside dürfte aber die Bemalung nicht lange beschränkt, sondern auf deren Stirnwand (Triumphbogen) und alle Wände des Schiffes ausgedehnt worden sein wie in der St. Johannes-Taufkirche zu Brigen, St. Johann in Taufers (Winstgau) u. s. w. zu sehen ist.

Die Anordnung der Gemälde findet sich fast ausnahmslos systematisch durchgeführt, vor anderem in den Absiden und in deren nächster Umgebung. Figurenreichere Compositionen begegnen uns seltener, besonders im Anfang, da man überhaupt in dieser Periode den Gedanken der Darstellung, wo er auch mehrere Figuren erforderte, wie möglich auf ein Minimum von auftretenden Personen beschränkte; theilnahmslose Zuschauer und Lückenbüßer der neueren Zeit wurden einfach verschmäht. Ueberdies stand der Raum zu vielen Figuren nicht zur Verfügung, da dieselben auch häufig groß angelegt waren. Dargestellt wurde zumeist in der ersten Zeit Christus, in der Verherrlichung seines Erlösungswerkes umgeben von der Mandorla auf dem Regenbogen sitzend und denselben als Fußschemel benützend, nicht die Erdkugel, sondern mit der Linken das aufgeschlagene Buch haltend, mit der Rechten eine Redegeberde ausdrückend. Er erscheint in Begleitung der Apostel, mehrerer Engel, der Simbilder der Evangelisten und bald auch anderer Heiligen. Zugleich schließen sich geschichtliche Stoffe aus der Bibel an, wie z. B. die klugen und thörichten Jungfrauen in Hoheneppan (wo auch die Himmelkönigin mit dem göttlichen Kinde wie in Brigen als ein Hauptbild erscheint), die Jakobsleiter in Windischmatri u. s. w. Am ersten Orte und zu St. Benedikt in Mals treten selbst Scenen aus der Legende hinzu und zu Marienberg findet sich schon das Bild des den Raum weihenden Bischofs und der Donatoren, die in der späteren Zeit so selten fehlen. Selbst auf einen Theil der Außenseite der Kirchen erstreckte sich frühe die Wandmalerei; hiezu ist ein Feld neben oder über dem Portale gewählt, um auf jeden Eintretenden desto sicherer zu wirken. Eine Hauptrolle spielt die Kreuzigungsgruppe, der Patron der Kirche und St. Christof, wie zu Taufers, Windischmatri und Hoheneppan, an welcher letzterem auch eine Jagdszene damit in Verbindung gebracht ist.

So machte sich in der Vereinfachung der Contouren und Gewandmotive, in dem Bestreben nach Wahrheit bei Stellung und Geberde, in sinnreichen Beziehungen und glücklichen Motiven das künstlerische Gefühl geltend und es entstand jener decorative, romanische Styl, jene Flächenmalerei, die auf kräftigere Plastik, auf die außerordentliche Wirkung von Licht und Schatten kein großes Gewicht legte; jene einfache Vortragsweise in gebrochenen, harmonischen Farben, welche, wenn auch dunkler auftretend, keineswegs die Räume zu vertiefen sucht, noch das Auge wie die Phantasie lebhaft erregt und beschäftigt, aber gleich einer priesterlichen Bilderschrift wirkt. Sie erwähnt nur die Gegenstände, deutet ihre Beziehungen an und läßt verwandte Saiten im Herzen des Beschauers erklingen, ohne ihn in Verwirrung zu setzen, wie Fresken späterer Kunstepochen, die dem Zwecke des Gotteshauses oft schnurgerade entgegenwirkten (Dr. E. Franz, G. d. christl. Mal. S. 464). Es bildete sich für ernste kirchliche Aufgaben ein ganz geeigneter Styl aus; selbst in der höchsten Aufgabe, in der Darstellung Christi als Weltenrichter, bemerkt Schnaase (G. d. christl. K. IV. 251), zeigt sich öfter, ungeachtet und sogar vermittelt der im naturalistischen Sinne unvollkommenen Zeichnung eine Hoheit und Würde, welche uns ergreift wie die Schilderung des »Rex tremendae maiestatis« in dem alten Kirchenliede.

Wie in der nähern Zeitbestimmung der einzelnen Gemälde unserer Periode so ist auch hinsichtlich einer bestimmten Schule große Vorsicht anzuwenden, da gerade Südtirol, wo sich alle Ueberreste der romanischen Malerei vorfinden, verschiedenen Einflüssen ausgesetzt war und vielleicht von Nordost her mehr als von Süden. So hat sich in der geistlichen Metropole Salzburg frühzeitig eine bestimmte Richtung ausgebildet, die wahrscheinlich auch nicht ohne Nachwirkung geblieben ist; die byzantinisch beeinflussten Bilder in Windischmatri, Brigen (Frauenkirche) und Hoheneppan dürften vielleicht auf einzelne griechische Mönche in Innichen schließen lassen, die dort künstlerisch thätig waren. Läßt sich ja ihr Aufenthalt auch im fernen Kloster auf der Insel Reichenau am Bodensee nachweisen. Die älteren (symbolischen) Malereien zu Tramin und jene zu Grissian (Tisens) sind freier behandelt und erinnern mehr an Italien. Obervinsgau gehörte zu Chur und die Gemälde zu Mals und Taufers dürften mit anderen in Graubünden zuerst zu vergleichen sein, um ihren Styl näher zu bestimmen; die in Marienberg weisen auf Baiern hin. Im Lande



selbst bildeten sich dann nebenher auch gewisse Mittelpunkte, unter anderem wahrscheinlich zu Bozen und Brixen, woraus die verschiedenen Malereien in der Umgebung, als in der Burg zu Tirol, vielleicht auch im Trientner Dom hervorgegangen sind — weil es dort mehrere deutsche Bischöfe gab, wie aus dem Werke: die Kirche des hl. Vigilus, Bozen b. Oberle, hervorgeht — sowie in der Taufkirche zu Brixen, welche von der Hand des Malers Hugo stammen dürften, den Bischof Conrad um 1241, nebst anderen Bücherabschreibern und Künstlern nach Sinnacher IV, 14, 59, zu sich berufen hat. Dieser ist der uns allein bekannte Künstlername aus solcher Zeit. Auf irgend eine Beziehung und Verwandtschaft unter den Gemälden und deren Meistern könnte man auch von dem Vorkommen sehr ähnlicher Ornamente schließen; hierher gehört ein mäanderartig gebogener, reich polychromer Bandfries Fig. 248, sowie eine ebenfalls farbenreiche, plastisch stark schattirte Würfelform, welche in Hoheneppan, Sigmundskron, Tirol und an der Taufkirche von Brixen wiederkehren. Das erstere Ornament scheint in der romanischen Malerei allgemeine Verbreitung gefunden zu haben, denn auch Viollet le Duc (Dictionnaire de l'architecture, peinture p. 86), Rahn, Dr. E. Frank führt uns dasselbe ähnlich in Form und Farben vor.

Von den einzelnen Leistungen der alten Maler zu ihren vollendeteren Bildern übergehend fassen wir zuerst die Verzierung der Codices durch Ornamente und die Miniaturen ins Auge. Mit Recht staunen wir vor anderem über den mit gewandter Hand so gleichmäßig und schön vom ersten bis zum letzten Blatt geschriebenen Text umfangreicher Bücher, besonders jener, welche zu liturgischen Zwecken bestimmt waren. Einem solchen Schönschreiber lag es wohl nahe, Titel und Anfangsbuchstaben (Initialen) größer und reicher zu zeichnen und für einen und anderen bedeutenderen Abschnitt einen zierlichen Markstein zu setzen. Wir finden nun zuerst mit rother Tinte die Initialen durch faden- und bandartiges Federgekrizel umgeben und damit ausgefüllt<sup>1)</sup> Auch bildet ein Thier vermittelt seines in Blattwerk auslaufenden Schwanzes oder eines Zweiges, den es im Rachen hält, die zierlichste Figur einer Initialen, so Fig. 249 ein gefälliges C, Fig. 250 ein S. Selbst zwei Thierfiguren finden sich zu demselben Zwecke verwendet und liefern dasselbe günstige Resultat. Fig. 253. Nicht geringere Formenschönheit wußten die alten Bücherbemaler dadurch zu erreichen, daß sie den ganzen Buchstaben aus reichen ornamentalen Verschlingungen, aus laubartigem Bandwerk künstlerisch componierten, vgl. ein L Fig. 251 und F in Fig. 252. Endlich füllte man die Initialen durch zarte, figürliche Darstellungen aus.

Da die meisten unserer Leser unser Werk: „Die christl. Kunst in Wort und Bild“ besitzen, so verweisen wir auch auf dessen Seiten 4 und 5, wo verschiedene Muster der so eben besprochenen Initialen-Entwicklung vorkommen. Nicht selten illustrierten den Text förmlich selbständige Gemälde oder so recht eigentlich vollendete Miniaturen. Bei Missalen fehlt selten ein Kreuzifix vor dem Beginn des Canons; mehr oder minder figurenreiche Compositionen bilden die Einleitung zu hohen Festzeiten.

Die Domstifte und Klöster Tirols hielten wie anderwärts sehr viel auf schön geschriebene und verzierte liturgische Bücher und verschafften sich solche um hohe Summen, wie unter anderem aus der interessanten Notiz im „Kunstfreund“ v. J. 1885, S. 22 hervorgeht; aber nach der Klösteraufhebung am Schlusse des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts sind viele dieser Schätze verschwunden oder in Privathände gekommen und zu Grunde gegangen. Zu-



Fig. 249.



Fig. 250.



Fig. 251.



Fig. 248, Hoheneppan.

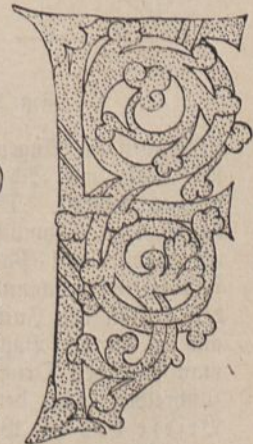


Fig. 252, Trient.

<sup>1)</sup> Von der anfänglichen Ausführung dieser Bücherillustrationen in rother Tinte erhielten alle, auch die späteren prachtvollsten Bildchen, die zu diesem Zwecke ausgeführt wurden den Namen: „Miniatur“ (von Minnium = Mennig oder hochrother Farbe.)



dem hat man ihre Blätter zum festen Einband anderer Werke verwendet! Einzelne haben sich die öffentlichen Bibliotheken zugeeignet.

Die Universitäts-Bibliothek in Innsbruck besitzt ein Evangelarium aus dem Stifte Innichen, welches noch dem 12. Jahrhundert angehören dürfte und ein Missale aus derselben Zeit; es lassen sich an den Miniaturen (rothen Federzeichnungen) beider Werke noch byzantinische Nachklänge beobachten. So erinnert daran bei der Anbetung der Könige die große Gestalt des Jesuskindes, während Maria edler und grazioser gelungen ist. Die Faltenwürfe sind bereits minder zahlreich, auch nicht gehäuft, sondern durch wenige entschiedene Linien ausgeführt. Fig. 254. Maria nimmt majestätisch sitzend einen einfachen Sessel ein, die Füße ruhen auf einem Schemel; sie ist ganz in einen faltenreichen Mantel eingehüllt, hat denselben auch über den schön gebildeten Kopf geworfen.



Fig. 253, Orient.



Fig. 254, Innichen.

ist, haben die Augen besonders weit offen und eine mit fast kaligrafischen Zügen gezeichnete Nase, wie Schnaase, Gesch. d. bild. K. V. B., P. 484, über dergleichen Handzeichnungen bemerkt. Die Kopfschaare sind mitunter fein gekräuselt. Am Kleide kehrt breiter bandartiger Schmuck wieder, der an Byzanz's Schulen erinnert. Andere Figuren z. B. ein Apostel mit Palmenzweig Fig. 251 und ein Bischof mit Pallium und einfachem Krustab treten in schlanker Haltung auf und sind dieser entsprechend im Gesichte mager behandelt. Von den Initialen zeichnen sich einzelne durch schwungvolle Laubwerkverschlingungen aus, z. B. der Buchstabe L in Fig. 256. Ein Missale aus dem Kloster Stams möchte man nach den Ornamenten einiger polychromen Initialen auch noch dem 13. Jahrhundert zuschreiben, vgl. den daraus entnommenen, verzierten Buchstaben V in Fig. 257. Die Briefe des hl. Paulinus sind durch herrlich gezeichnete Initialen in Form von streng romanischen, bandartigen Ornamenten reichlich ausgestattet. Das nach Einthausen's Diözesanbeschreibung B. I, S. 202 dem 12. Jahrhundert noch angehörige Missale in der Seminar-Bibliothek zu Brigen ist durch einen Christus am Kreuz bei dem ersten Blatt des Canons und einige reicher behandelte Initialen geschmückt. So setzt sich das R beim Introitus der Messe für den Ostersonntag aus zwei Vögeln und einem Schlangenleib, der sich um zwei junge Baumstämme windet, künstlich zusammen. Ein nach unten links, oberhalb rechts sich wendender Drache bildet ein S für den Introitus am Pfingstsonntag. (Fig. 250) — Nach dem uns zugekommenem gütigen Bericht ist alles Bierwerk dieses Missale noch wenig sorgfältig und in matten Farben ausgeführt.

Auf ihrem Schooße ruht der mit der Lunika völlig bekleidete Jesusknaube, die Rechte erhebend, um die Ankömmlinge feierlich zu segnen und hat wie Maria den Blick beider Augen darauf fest hingewandt. Die Darstellung der Weisen ist sehr interessant; alle drei gleich jugendlichen Alters, jedoch wiederum einigermassen selbständig aufgefaßt, kommen eiligen Schrittes heran, um ihre Huldigung und Anbetung zu vollziehen. Sie sind ohne Kopfbedeckung und tragen ein kurzes Reisekleid ohne Mantel und enge Beinkleider. Ihre Gaben reichen sie in tiefen runden Schüsseln, die mit kleinen Körperchen (Weihrauchkörnern) gefüllt sind, dem Erlöser mit beiden Händen entgegen, das Auge fest auf ihn richtend. Diese Darstellung der Anbetung schließt sich noch ziemlich streng an die Bilder der Katakomben und altchristlichen Sarcophagen an, wie sie z. B. Liell in seinem Werke: Die Darstellung Mariens, Freiburg bei Herder, Taf. II, 2 und in einigen Illustrationen wiedergibt.

Die Einzelfiguren der Evangelisten, von denen in Fig. 255 St. Lukas abgebildet



In der Domschatzerei zu Trient wird an jedem St. Vigiliusfest ein Ordo pontificalis (Missale) aus Pergament in Rechteckform ausgestellt, als dessen Deckel die Figuren 230 und 231 dienen. Von Malerei ist die Himmelfahrt Christi und die Kreuzigungsgruppe vor dem Canon wegen feinerer Ausführung erwähnenswerth. Ueber dem Kreuzfixe sieht man Sonne und Mond und am Fuße des Kreuzes einen Todtenschädel. Ein Blatt ist purpurartig gefärbt und hat goldene Schrift, welche Erscheinung nur bei Prachtexemplaren alter Codices wiederkehrt. Unter den Initialen sticht ein großes F in Gold ausgeführt hervor, gebildet aus bandartigen, streng stilisirten Blätterverschlingungen wie Fig. 252 zeigt; andere werden durch Thiere gebildet, von denen eines in Figur 253 wiedergegeben ist. In einem gleich großen Lectionarium (Evangelien und Episteln enthaltend) sieht man

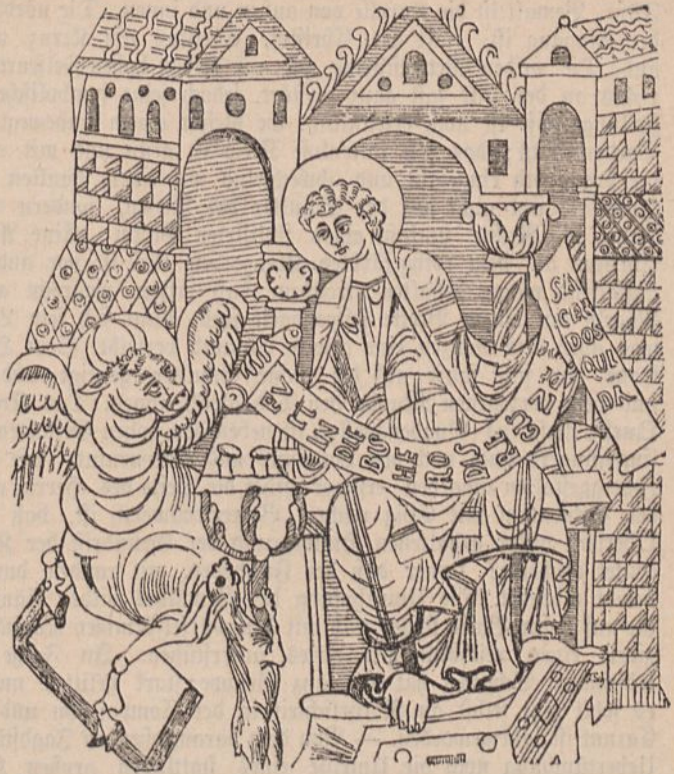


Fig. 255, Innichen.

anfangs eine größere Initialle, welche das Bild des Stifters, des Bischofs Friedrich von Wanga, umschließt, ganz so wie ihn Fig. 231 darstellt. Diese Miniatur dient somit zur näheren Altersbestimmung dieses handschriftlichen Werkes, sie spricht für den Beginn des 13. Jahrhunderts.

Alle diese Codices verdienen weitläufiger in einer ganz eigenen Broschüre besprochen und diese reich illustriert zu werden. Zweifelsohne werden uns mehrere handschriftliche Bücher, die sich vor hundert Jahren in Tirol befanden, auch noch nicht einmal dem Namen nach bekannt sein, daher ersuchen wir um Mittheilung darüber.

Wir wenden uns nun zu den höheren Leistungen der alten Maler, zu den Wandmalereien. Welche Bilder der monumentalen Malerei in Tirol die ältesten sein dürften, ist schwer genauer zu bestimmen, da nähere geschichtliche Daten fehlen und in den Gemälden die älteren Formen durch Aufnahme von späteren aus der Uebergangsperiode zum gothischen Styl gemischt sind. Mit Zuhilfenahme jener citirten Stelle aus der Geschichte der Malerei von Dr. E. Franz sind zu den ältesten der romanischen Periode die Gemälde an der St. Katharinakapelle der uns von Seite 151 und 155 bekannten Burgruine Hoheneypan zu zählen. Die Einweihung der Kapelle,



Fig. 256, Innichen.

deren Grundriß Fig. 62 wiedergibt, wurde nämlich nach Hormair's sämtl. W. den 15. Juli 1131, wo man einstens auch das Fest der Scheidung der Apostel (divisio apostolorum nach Otte u. A.) feierte, durch Bischof Altmann von Trient vorgenommen. Burgherr war Graf Ulrich II., der das Chorherrenstift St. Michael an der Etsch in seiner Grafschaft Königsberg errichtete oder doch den Baugrund dazu 1145 schenkte. Die Wahl der hl. Katharina als Schutzheilige der Kapelle und Patronin der Wissenschaft und schönen Künste dürfte auf des Herrn Grafen großen Kunstsinne schließen lassen. Um diese Zeit wäre also auch die Bemalung fertig gestanden. Mit dieser Zeitangabe stimmen die byzantinischen Nachklänge an der Gewandung einzelner Figuren mit etwas harten ovalförmigen Faltenwürfen, die kleinen mageren Hände u. dgl. überein; nebenher laufen aber nobel herabfließende Draperien, schön gezeichnete Hände und



Fig. 257, Stams.



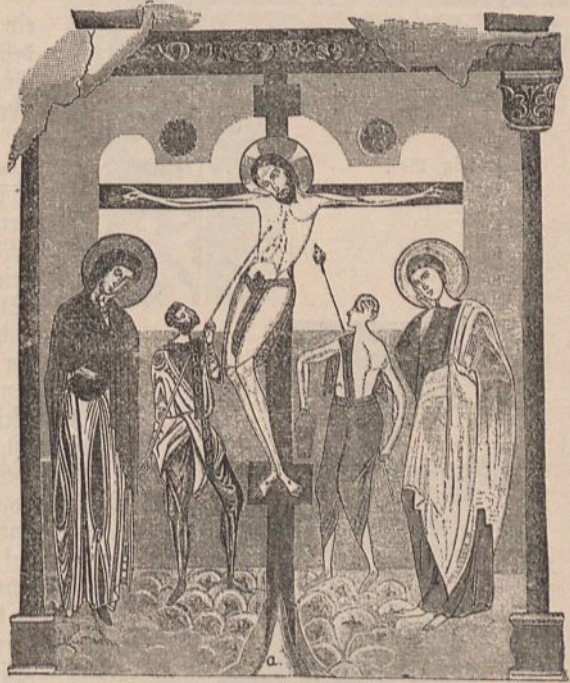
Füße. Bemalt ist die Kapelle von außen und innen. Die nördliche Außenseite des Schiffes, wo der Eingang ist, füllt St. Christof, Christus am Kreuz und eine Jagdscene vollkommen aus. Die wilden Wetterstürme, die auf diesem hohen Felsenriffe hausen, haben den hl Riesen rechts an der Ecke fast ganz zerstört, jedoch seine symbolische Auffassung nach ältester Darstellungsweise ist noch erkenntlich. Er gleicht einem unbewegt stehenden nimbirten Manne in Vorderansicht; das fast faltenlose Kleid ist grün und mit einanderstoßenden Kreisen besetzt, die braunroth eingefasst und abwechselnd mit einem dunklen Vierblatte ausgefüllt sind. Das Jesuskind sitzt nicht auf der Schulter des Riesen, sondern er trägt es wie Maria auf dem Arm, die Rechte umfaßt einen stylisirten Baum. Eine Andeutung des Wassers fehlt. — Christus auf dem rothgefärbten Kreuze Fig. 257 ist vor anderem an den Armen und Füßen auffallend mager gehalten; trotzdem, daß erstere wagrecht ausgestreckt und letztere mit zwei Nägeln auf einem Brette festgenagelt sind, biegt sich sein Leib gegen die Rechte stark aus, was aber dem Ganzen eine gewisse Annuth verleiht. Sein Haupt ohne Dornen oder Königskrone hat sich sanft auf die rechte Schulter geneigt und läßt bei geschlossenen Augen und dem verzogenen Munde den Tod gleich ahnen. Das Kreuz, aus dessen Fuße eine blaue Quelle fließt (a) (Gnadenquelle), ist neben den hohen Gestalten der Gottesmutter und des Lieblingsjüngers auch noch von Longinus und Calpurnius, wie sie die Legende nennt, fast in Zwerggestalten umgeben; ersterer öffnet die Seite des Herrn, während letzterer dem Sterbenden den Schwamm mit Essig reicht. Bemerkenswerth ist, daß an dem blauen, hinter Christi Oberleib heller gehaltenen Hintergrund der Grundriß der Kapelle mit drei Absiden angedeutet erscheint; ferner daß der Fußboden mit runden durch Lilien verzierten Thonfliesen belebt erscheint. Die Umrahmung des Gemäldes bilden Säulchen mit sehr dünnen Schäften, die auf hoher Basis stehen und mit den würfelförmigen Kapitälern (durch schönes Blattwerk verziert) einen reichblumigen Fries unterstützen. In Folge der starken Verbleichung aller kräftigeren Schatten hat die ganz Gruppe stark gelitten und ihre beste Wirkung eingebüßt; es fehlt jetzt selbst an Natürlichkeit in der Composition und noch mehr in den Farben, das Carnat ist fahl geworden. — Von dem daranstoßenden Jagdstücke sieht man trotz der ehemaligen Uebertünchung noch die Umrisse eines stattlichen großen Hirsches, der fliehend nach den verfolgenden Hunden und Jägern zurück schaut. Ein ritterlicher Jäger sitzt auf reich geschmücktem Pferde und trägt ein flaches, mit Steinen besetztes Varet; ein anderer Jäger zu Fuß bläst in ein gebogenes Horn. Von noch weiteren Jagdpferden dringen Spuren durch den frevelhaften Ueberzug der Wand. Eigenthümlich erscheint Manchen die Anreihung einer gewöhnlichen Jagdscene an die früher besprochenen ernst heiligen Darstellungen auf der Wand einer geweihten Kapelle und sie meinen es dürfte diese Jagd in der die Symbolik so liebenden romanischen Kunstperiode sinnbildlich zu deuten sein, nämlich der große stattliche Hirsch bedeute die auf Erden verfolgte christliche Seele. (?)

Ausgenommen die Westwand und die flache Oberdecke aus Holz war das Innere der Kapelle ganz bemalt, aber leider hatte man die Seitenwände übertüncht, nur ein paar Bilder der Südwand und die Ostwand mit den Absiden ist von dieser Schändung befreit geblieben. Die Hauptabside füllt der Altartisch ganz aus und dieser ragt über deren Mauerflucht auch ein wenig vor. Alle Flächen sind hier reich bemalt, selbst die Vorderseite des Altares ziert ein aus verschlungenen Kreisen und geometrischen Formen zusammengesetztes Teppichmuster und zunächst daneben erscheint rechts ein Centaur (ähnlich jener in Figur 152) mit Schild und hochgeschwungenem Schwerte sich aufbäumend gegenüber einem Reiter links, der mit erhobener Lanze und langem spitz zulaufenden Schilde auf einem eigenartigen in vollstem Sprunge begriffenen Thiere daherstürmt. Einer Deckplatte aus Stein entbehrt dieser Altar, wie öfter in dieser Zeit vorkommt, dafür hat man seine Oberfläche mit spiegelglattem Mörtelüberzug versehen und als Malfläche für ein lebendig gezeichnetes, farbiges, auf weißgelblichem Grunde angebrachtes Ornament benützt, das um einen durch ein Kreuz oder Christushaupt ausgefüllten Kreis sich herumzieht. Zur Linken ist die Zeichnung theilweise zerstört, Fig. 258. Ein kleines, nun entferntes, Portatile nahe dem Borderrande scheint man erst nachträglich eingesetzt zu haben.

Unmittelbar darüber umgibt das schmale Fensterchen auf beiden Seiten die um diese Zeit seltenere Darstellung: Christus mit je drei klugen und drei thörichten Jungfrauen, beide Reihen von schlanker Form; diese auf der Epistelseite, jene mit dem Heiligenscheine und umhülltem Haupte auf der Evangelienseite, wo auch Christus sie segnend steht, vor dem Thore eines Gebäudes, angethan mit rothem Mantel und der Stola darüber. Das Delgefäß der ersteren gleicht einem Horne, jenes der letzteren einem Speisefelche. Ueber diese ganze Scene zieht sich in der Höhe des Fensters ein in prachtvollen Farben ausgeführter Fries hin, der



zugleich als Unterlage des Hauptbildes der Hauptapside dient; wir sehen, wie das breite Blattoornament auf schwarzem Grunde bezaubernd gefällig wechselt in Roth, Gelb, Blau und Grün mit weißen Rändern und weißen Trennungsbäumchen Fig. 260.<sup>1)</sup> Den Mittelpunkt des Gewölbes nimmt die hl. Jungfrau mit dem göttlichen Kinde auf den Armen ein, umgeben von zweien Engeln. Maria sitzt auf einem durch Perlen und Edelsteine reich verzierten Throne majestätisch in voller Vorderansicht, ruhigen ernstesten Blickes, angethan mit graugrünem Kleide, Mantel und Kopftuch von rother Farbe. Jesus mit dem schlanken, gefälligen Körper eines Knaben nach orientalischer Sitte, segnet mit der Rechten, während seine, unter dem Gürtel des langen, gelben Kleides hervorschauende, Linke eine Schriftrolle zu halten scheint. Auffallend sind seine langen, glattgestrichenen Haare. Fig. 261. Die beiden Engel nähern sich ihrem jugendlichen Herrn weiterschreitend mit gebogenem Knie, um ihre Huldigung auszudrücken, wozu sie auch die Weltkugel als Sinnbild der Allmacht entgegenbringen und zwar mit ihren vom mattgrünen Mantel verhüllten Händen (Fig. 261), ihr Kleid ist von gelber Farbe. Der uns aus Fig. 260 bekannte prächtige Fries schließt dieses Bild auch nach oben ab. Die Wand ist von einem breiten grünen Saume eingefasst und dann folgt blauer Grund, der aber im Rücken der Gottesmutter gleich der Form einer großen Vase braune Farbe annimmt und die fehlende Lehne ihres Thrones ersetzt.

Fig. 258<sup>2)</sup> Hocheppan.

Das Gewölbe der nördlichen Nebenapside ist mit dem in einem Kreise stehenden Lamm Gottes geschmückt, zu welchem die darunter stehenden beiden Johannes ihren Blick emporrichten, die Rechte erhebend, mit der Linken ein Schriftband haltend. Der Täufer steht in seinem Thierfelle mit stylisirten flammenartigen Haarbüscheln auf der rechten Seite, der Lieblingsjünger als Greis mit blauen Haaren am Kinn und Scheitel im rothbraunen Mantel über graugrünem Kleide auf der linken; sie präsentieren wohl die beiden Testamente und nehmen daher die Evangelien ein, gegenüber der jüngeren Kirche in der andern Apside auf der Epistelseite, wo zu oberst das Brustbild des Erlösers mit großem Gesichte von tiefstem Gepräge auf dem Regenbogen erscheint und den Apostelfürsten das Sinnbild des Primates und Lehramts überreicht, dem einen die Schlüssel, dem andern eine Rolle. Die Mauerpfeiler, welche die Absiden von einander trennen, waren ebenfalls mit Figuren besetzt; es mögen stattlich aussehende Prophetengestalten gewesen sein, so viel sich aus den schwachen Umrissen entnehmen läßt. Den Außenrand der drei Absiden fassen breite, verschiedenartige Frieze von prachtvoller, farbiger Musterung ein; so sieht man an der südlichen eine strahlende Sonnenscheibe zwischen schmalen mit Steinen besetzten Streifen wiederkehren, während die mittlere die eigenthümlich geometrischen Verschlingungen nach Fig. 262 zieren (die dunklen Stellen sind schwarz, die

Fig. 259.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Eine Copie davon beim Verfasser für 1 fl.

<sup>2)</sup> Aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft, verkleinert und nach dem Original corrigirt.

<sup>3)</sup> Seite 218 lies Fig. 258 anstatt 257 und 259 für 258.



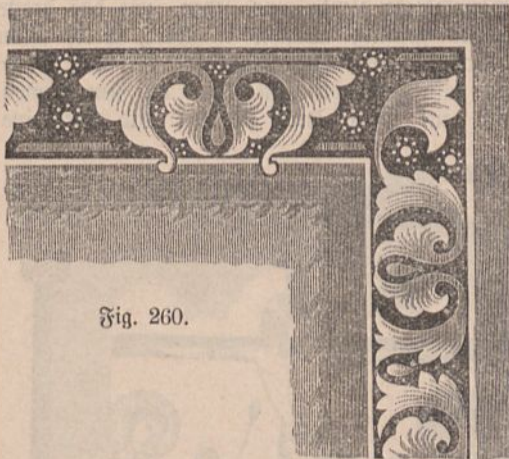


Fig. 260.



Fig. 261.

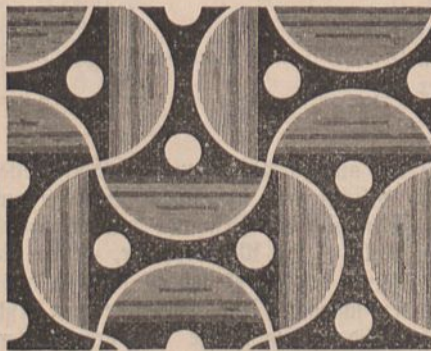


Fig. 262.

hellen wechseln wiederum in Blau, Roth, Gelb, Grün, getrennt durch weiße Ränder); an der nördlichen ist ein der Fig 260 ähnliches Muster angebracht. Darüber hinaus nimmt die ganze Ostwand der Kapelle bis zur Decke Christus mit den Aposteln ein. Um des Herrn Majestät und Macht desto wirkungsvoller hervorzuheben, hielt der Künstler dessen Figur in Lebensgröße. Weil aber der Raum hiezu beschränkt war, konnte er nur dessen Kniebild anbringen und mußte überdies das Haupt in den Abschlussfries hineinragen lassen. Großer Fleiß ist darauf verwendet und nicht vergebens, denn des Meisters geübte Hand hat eine schön gezeichnete, ruhig auftretende Darstellung zu Stande gebracht, mit correcter Haltung in

Vorderansicht, die Linke leicht erhebend, mit der Rechten ein Buch erfassend. Leider ist die Gesichtsfarbe fast unkenntlich erblindet, man möchte meinen, der Kopf sei von boshafter Hand abgelöst worden. Seltam ist, daß der Mantel blaue Farbe zeigt.

Von den Aposteln, die zwar ihrem Lehrer und Meister gegenüber wie Zwerge erscheinen, fand sich dennoch nur für sechs genügend Raum, die übrigen mußten auf der Nord- und Südwand des Schiffes Platz nehmen (siehe Fig. 263, welche wahrscheinlich St. Jakob den jüngern oder St. Johannes darstellt und den byzantinischen Einfluß am auffallendsten zeigt). Sicher erkennbar ist nur Petrus und Paulus zunächst bei Christus. Jeder Apostel hält ein Buch in der Linken, macht mit der Rechten eine Redegeberde und sitzt in einem nischenartig gemalten Felde auf einem breiten, durch Perlen und Ornamente kosmatischer Arbeit, geschmückten Sessel mit ausgebogener, leierähnlicher Lehne, deren Ecken mit Thierköpfen abschließen. Als Trennungsglied ragen sehr dünne Säulchen in die Höhe, welche mit ihren Kapitälern bis zum Fries unter der Decke reichen. In der Stellung dieser Figuren suchte der alte Meister einigen Wechsel hineinzubringen; so z. B. wenden sich die Apostelfürsten zu ihrem Lehrer hin, jene zwei auf der Seite von Paulus neigen sich zu einander, und gegenüber erscheint nur der erstere bei Petrus in Vorderansicht, der zweite hingegen sieht im Dreiviertelprofil zur Mitte herüber. Wie Christus haben auch die ihm nächst sitzenden Jünger durch eindringenden Regen sehr gelitten, die gegen die beiden Ecken sind jedoch ziemlich gut erhalten und zeigen im Gesichte ein fein abgerundetes, gefälliges Oval. Den Abschluß bildet hart unter der Oberdecke ein von einer Perlschnur eingefäumter Fries, der aus dem bereits erwähnten rechtwinklig oder mäanderartig gebogenen mehrfarbigen Bände

(Fig. 248, aber leider verkehrt eingesetzt) besteht und auf der Südwand in noch reicherer Ausföhrung (doppelt über einander und kreuzförmig sich durchschneidend) uns neuerdings begegnet.

Die Wände des Schiffes bedecken zwei Reihen Bilder über einander; die obere auf der Südseite bezieht sich auf das Leben Mariens, die untere auf einzelne Heilige. Gegenüber auf der Nordseite kommen — wenigstens in der oberen Hälfte — unter der



Tünche Spuren zum Vorscheine, daß hier Scenen aus der Legende, vielleicht aus jener des Patrons, gemalt waren, wie diese Anordnung: Bibel und Legende einander gegenüber, im Mittelalter — vor anderem im späteren — häufig als Regel sich ausbildete. Zunächst der Abside sehen wir oben die Verkündigung dargestellt. Maria, eine hohe Frauengestalt mittleren Alters, den Spinnrocken in der Rechten, hat sich vor dem majestätisch auftretenden Engel von ihrem Sitze hoben erhoben; durch die mit seiner Rechten dargestellte Redegeberde scheint er mit ihr zu sprechen, wogegen sie geneigten Hauptes ihr Staunen ausdrückt. Des Himmelsboten unvermuthetes Dahereilen ist auch durch seinen erhobenen linken Fuß näher gekennzeichnet. Maria trägt blauen Mantel und gelbliches Kleid, der Engel ist roth und grün gekleidet. Eigenartig sieht das zarte Band aus, welches kreuzweise den Bug der Flügel zu oberst umgibt, welche Erscheinung in Marienberg wiederkehrt. Der Hintergrund besteht aus dem Thronstuhl mit hoher Rücklehne und überdeckt mit einem aus ganz kleinen Kreisen gemusterten Teppiche, nicht aber aus einem bis zum Boden reichenden Fenster mit Buzenscheiben (wie man öfter schon publicierte), theils aus einer Wand mit grünen Breite- und Längsstreifen. Unmittelbar (ohne Scheidewand) folgt die Heimführung, wo die beiden schlanken Frauen ohne irgend welche Nebenfiguren sich enge aneinander schmiegen, so daß ihre Wangen wie ihre Leiber sich berühren. Daran stoßt ein Fenster mit reicher, decorativer Bemalung der Gewände und über dieses hinaus sieht man Spuren einer von der Tünche theilweise befreiten Darstellung der Geburt Christi, welche bis zum nächsten Fenster reichen dürfte, an welchem wiederum reich polychromirte Gewände sich zeigen. Eine in gewissen Beziehungen weitläufige Beschreibung dieser Gemälde findet sich auch im Repertorium für Kunstwissenschaft, B. V. 2. Heft.

Wenn man auf die Spuren byzantinischer Nachklänge Rücksicht nehmen will, so kommen zunächst jene Gemäldereste zur Besprechung, welche über dem Gewölbe der Collegiatkirche zu U. L. Frau

im Kreuzgange zu Brigen oder der ursprünglichen Hofkapelle der Bischöfe daselbst, so lange nämlich diese noch in der alten Burg am Dome residirten, theilweise noch sichtbar sind. Die Kirche hatte zuerst nur die Hälfte der auf S. 45 (D) angegebenen Länge, denn das Schiff bildete ein Quadrat, wie man heute unter dem Dache noch deutlich sehen kann. Nicht unerwähnt darf die seltene Erscheinung bleiben, daß die Ostwand rechts und links über der Abside von je einem kreisrunden Fenster durchbrochen war. Nach Tinkhausers Diöcesan-Beschreibung I, 163 hat Bischof Conrad im Jahre 1214<sup>1)</sup> an derselben ein Collegiatstift errichtet und „bald darauf, wie die Bestätigungsurkunde vom Jahre 1221 meldet, eine Erneuerung und Verschönerung vorgenommen.“ Darunter ist sehr wahrscheinlich auch die Bemalung der Wände des Schiffes zu verstehen, wovon die oberste Reihe der Bilder unmittelbar unter der ehemaligen flachen Oberdecke aus Holz in Bruchstücken auf uns gekommen ist. Die tiefer stehenden Bilder verdecken die Klappenansätze des späteren (gotischen) Gewölbes, sie wären aber vielleicht unter der Tünche in der Kirche noch zu verfolgen. Nach dem streng symbolischen Charakter und den Formen der Ueberreste möchte man eher auf ein noch höheres Alter schließen, wie wir gleich in Wort und Bild sehen werden, wenn



Fig. 263.



Fig. 264, Brigen.

<sup>1)</sup> Nicht 1241, wie auf S. 215 fälschlich gedruckt ist.





Fig. 265.

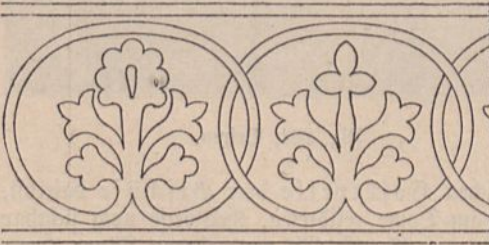


Fig. 266.

wo die Kafel einen mit Edelsteinen besetzten Halsauschnitt hat, der sich bandartig über die Brust herabzieht. Zwischen der Nord- und Südwand, wo die meisten Reste der Bilder zu sehen sind, findet aber einiger Unterschied statt; z. B. erscheint auf der letzteren die eine Hand nur leicht erhoben ohne etwas zu halten oder faßt auch zugleich das Schriftband, auf welchem aber nirgends die leiseste Spur einer Schrift zu entdecken ist. Hingegen kommt hier durchaus der Heiligenschein vor, während er gegenüber gänzlich fehlt; selbst die unter den thronenden Figuren ein paarmal wiederkehrende Vogelgestalt (der hl. Geist?) in kreisrunder Umrahmung ist nimbirt. Nach einer Andeutung von Flügeln suchten wir bei allen sichtbaren Figuren vergebens. Woher mag etwa genannter Unterschied an den Einzeltheilen herrühren? Dann, was sollen diese Figuren darstellen? Wir halten sie für Engel, welche verschiedene Tugenden zu präsentieren haben. Unten hin lassen sich einzelne große Uncialen (als eine Inschrift) zur Hälfte erkennen (Fig. 265), aber weil an der Mauer, worauf sie stehen, die einzelnen Quadern ebenfalls in weißen Linien wie die Buchstaben angedeutet sind,

nicht die Form des Frieses und obige Notiz für den Beginn des 13. Jahrhunderts so deutlich zu sprechen schienen. Zu oberst zieht sich über alle Wände, wahrscheinlich auch über die Westwand ein breiter Fries hin; er besteht aus stängelförmigen Verschlingungen von weißgelblicher Farbe, die mit einzelnen Treibblättern besetzt sind und abwechselnd in den einzelnen Feldern einen helleren und dunkleren rothen Grund haben (vergl. Fig. 264 a). Bei b in Fig. 265 sieht man, daß dieser Fries von gemalten Consolen, die nach unten in eine Spitze auslaufen, gleichsam unterstützt wird. Dann folgt eine Reihe heller Halbkreisbögen, die in einer Spitze zusammenstoßen und den einzelnen Figuren als eine Art Kapellchen oder Baldachin dienen. Unter jedem Bogen ist eine Figur angebracht, jedoch nach dreien oder auch nur zweien ist die nächst folgende viel höher gestellt, so daß sie bis zum Schluß des Frieses reicht und die Höhe von 1 M. mißt. Erstere sind Brustbilder über einer mit Zinnen bekrönten Mauer (Gebäude?), letztere sitzen auf einem Throne. Das Aussehen dieser vielen Figuren, welche einander ziemlich ähnlich erscheinen, ist ein seltsames. Das Haupt aller schmückt eine Art Helm, welcher sich bis auf die Schultern herabzieht, nach vorne aber frei ist und darauf scheint ein halbkugelförmiges schmuckloses Käppchen zu sitzen. Die meisten treten in Vorderansicht auf, mit großen, weitoffenen Augen und hochernster Miene. Bemerkenswerth ist die Vierecksform der Unterlippe, welcher wir in Windischmatriei wiederum begegnen werden. Die Kleidung besteht bald aus Mänteln, bald aus Glockenkäseln. In Fig. 264 ist der Mantel leicht wie ein Schleiergebilde umgeworfen und am enge anliegenden Kleide (an beiden Brustseiten und Ärmeln) kehren die eiförmigen Partien als Nachklänge des Byzantinismus wieder. Die Brust schmückt eine große Agraffe oder Spange; das Schriftblatt in der Linken ist ausnahmslos bei jeder Figur wiederholt, während die Rechte verschiedene Abzeichen hält, als hier einen Zweig, und dort eine Lilie, eine Lanze oder eine Kugel wie in Fig. 265,



so hindert dies sehr, einzelne Worte zusammenzustellen. Es scheint, daß nicht unter jeder Figur ein ganzes Wort gestanden, sondern ein fortlaufender Text angebracht war. Merkwürdig ist, daß die Heiligenfiguren alle mit einem Spitzhammer eingehauen sind, wie wenn man hätte wollen nachträglich einen Kreidegrund haltbar auftragen, um sie etwa zu vergolden. Diese Erscheinung mag zur Notiz in Tinkhauers Diöcesan-Beschreibung I, 163 Veranlassung gegeben haben: Die Hand eines barbarischen Mädlers hat die mit Gold eingegrabene Inschrift über den einzelnen Köpfen herausgemeißelt. Die Anwendung von Gold hat hier noch keine Verwendung gefunden; der Nimbus ist in mit Gelb leicht gebrochenem Weiß ausgeführt; bezüglich der übrigen Farben sind die verschiedenen Oer in allen möglichen Abstufungen angewendet besonders auf der Nordseite, mehr Farbenwechsel scheint von jeher auf der Südseite geherrscht zu haben; also wiederum ein weiterer Unterschied zwischen beiden Wänden. Würde der viele Schotter von Dachziegeln und Mörstelstücken zwischen den Gewölbekappen auf einige Stunden von der einen Gewölbekappe in die andere übergeworfen, so ließen sich diese höchst interessanten Gemäldereste einigermaßen noch genau untersuchen und vielleicht auch die Inschriften entziffern. Als den Meister dieser feinen Fresko-Gemälde auf geblättem Malgrunde wenigstens jener auf der Südseite halten wir Hugo den Maler, welcher sich nach Sinnachers Beiträge IV, 14, 59 um 1214 (nicht 1211, wie oben S. 215) im Gefolge des großen Kunstfreundes, des Bischofs Conrad, findet.

Nach dem großen Brande des anstoßenden Domes, wo auch die U. L. Frauenkirche sehr gelitten haben soll, erhielt diese nach Westen eine bedeutende Verlängerung (um das doppelte), was unter dem Dache deutlich zu sehen ist. Die frühere nun durchbrochene Facademauer bestand abwechselnd aus Ziegeln und Bruchsteinen. Die Vergrößerung geschah um das Jahr 1270 durch den Probst Marquard, welcher zu diesem Endzwecke von Fürstbischof Bruno, nachdem dieser die neue Residenz bezogen, einen Theil des alten Palastes sich erbeten hat. (Diöces.-Besch. I, 164). Auch der Neubau wurde gleich nach seiner Vollendung ähnlich dem alten Baue bemalt, wie der noch streng romanische Charakter des auf der Südseite noch vorhandenen Frieses hart unter der einstigen flachen Decke darthut. Er besteht aus elipsoförmig sich verschlingenden Zweigen, die mit Blumen und Blättern ausgefüllt sind (Fig. 266) und im 13. Jahrhundert häufig sich finden. Unter diesem Fries waren in wahrscheinlich viereckiger Umrahmung tafelförmig die Gemälde angebracht. Würde hier wiederum der Schotter zeitweilig umgelegt, so ließen sich weitere Notizen über einige Bilder zweifelsohne sammeln.

Die byzantinischen Nachklänge in Tirols ältesten Wandmalereien noch weiter verfolgend führt uns der Weg nach St. Nikolaus bei Windisch-Matrei im Pustertal. Die Bemalung ist hier auf die ersten Stockwerke des massiven Glockenthurms beschränkt, der die Kirche gegen Osten abschließt. Wie sich der Leser bereits aus dem Grundriß und Längendurchschnitt dieses Gotteshauses oben auf S. 87 erinnern wird, hat man hier merkwürdiger Weise einen „Doppelchor“ und zwar übereinander, mit je einem eigenen Altar angelegt und beide Räume reich und theilweise nach einem großartigen Gedanken bemalt. Gleich an der Unterseite oder Laibung des Eingangsbogens zur unteren dem hl. Nikolaus, nicht Georg, geweihten Kapelle, begegnen wir dem Gotteslamme in Begleitung von Engeln, welche mit der einen Hand eine Kugel als Sinnbild der Macht halten, die andere vor der Brust leicht erhoben haben. Die vier Rippen des gurtlosen Kreuzgewölbes füllen: 1. Die Erschaffung der Eva, welche soeben vor dem sie segnenden Gott Vater der Seite des schlafenden Adams entsteigt; auf einem Spruchbände in der Linken des Erschaffers ist nach Genesis II, 18 zu lesen: Non est bonum etc. und daneben steht ein Engel mit Szepter und Kugel, aus welcher ein Kreuz emporragt, als Zeuge des erhabenen Aktes. Um die bereits ringsum belebte Erde anzudeuten, sind die Zwickel des Gewölbes durch Bäume und Thiere (Vögel, darunter ein Reiher mit einer Schlange im Schnabel) vollständig besetzt. 2. Der Sündenfall (im südlichen Felde); auf zwei Säulen, mit Kelchkapitälern durch Blätter geschmückt, ruht ein Kleeblattbogen und darüber erhebt sich ein Gebäude mit Kuppelthurm. Damit ist wohl der Eingang ins Paradies angegeben, in welchem wir einen apfelreichen Baum sehen, umwunden von einer großen, grünbeschnittenen Schlange mit „Adlerkopf“; ihr aufgesperrter, zähnericher Rachen bietet einen Apfel dem Weibe dar, obgleich diese wie Adam bereits eine Frucht zu ihrem Munde führt. Im Zwickel neben Eva steht eine Gans, neben Adam ein Hahn, welche Thiere nicht ohne irgend eine Bedeutung gewählt sein dürften; jene erinnert etwa an den leichten Sinn des weiblichen Geschlechtes, dieser an den Ernst des Mannes. 3. Die Vertreibung aus dem Paradiese; als Umrahmung dieser Scene kehrt der soeben genannte Kleeblattbogen wieder, dessen Mitte nun Gottes Engel mit hocherhobenem



Schwerde einnimmt, der den Adam ungestüm vorwärts schiebt, während Eva bereits über die Grenze der Halle hinausreicht. Beide scheinen um Erbarmen zu flehen und werfen noch einen sehnsuchtsvollen Blick auf ihr verlorenes Eden zurück. 4. Die ersten Eltern außerhalb des Paradieses oder der Sünde Fluch; Adam schwingt mühsam eine schwere Hacke und lockert den mit Steinen stark gemengten Boden, Eva sitzt ihm gegenüber auf einem harten Felsblock und müht sich trauernd ab vom Rocken den Faden zu ziehen und zwischen beiden schwebt ein Spruchband mit den Worten aus dem I. Buche Moses: In sudore vultus tui etc. Spärliches Pflanzenwerk entspricht der felsigen Gegend, die gegen die Gewölbezwickel hin Vögel beleben.

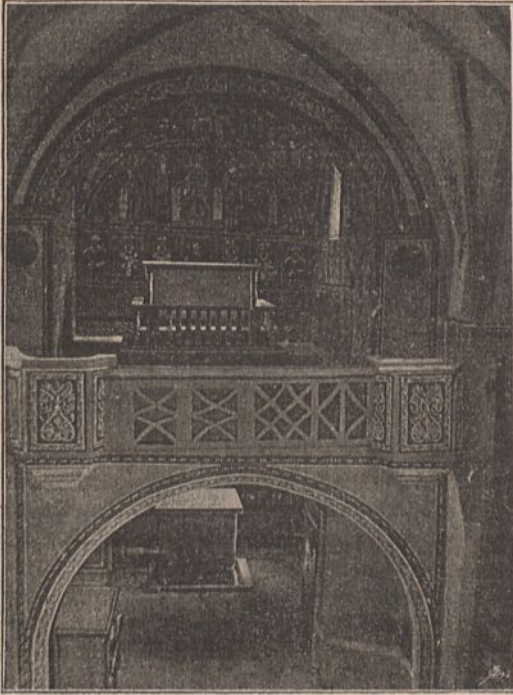


Fig. 267, St. Nikolaus bei Windisch-Matrei.

Hat man über einer der beiden Stiegen die Empore mit den höchst interessanten „kanzelförmigen Vorsprüngen oder Ambonen“ Fig (267) vor der oberen Kapelle erreicht (Näheres oben S. 88) so erscheint an der Stirnseite des Triumphbogens ein reiches Ornament aus fortlaufendem reichen Stengelwerk mit durchflochtenen Ranken und kräftig gefärbten Blättern angebracht; es soll in seiner jetzigen erneuerten Form dem vorgefundenen Original sehr ähnlich sein, so daß man die Sorgfalt der Linienführung und den Farbensinn des alten Meisters ahnen kann. Ueberraschend für Jedermann ist der Blick ins Innere dieser Kapelle, wo man in einem so bescheidenen Landkirchlein hoch erhabene Gedanken an der Bemalung wider alles Erwarten sofort entdeckt. Die Laibung des Eingangsbogens schmückt die Darstellung von Jakobs Opfer und Traumgesicht. Auf der Evangelienseite begiebt der Patriarch einen

mit vielen kleinen Steinen erbauten Altartisch aus einem Horne mit Del und gegenüber ist er an einen Felsen sich lehrend in Schlaf versunken; über ihn steigen die Engel des Himmels auf einer Leiter einerseits hinauf, anderseits herab. An ihnen lassen sich auffallend zierliche Bewegungen des Körpers und nobler, weicher Faltenwurf an den Gewändern beobachten. In der Mitte des Bogens hält Gott Vater mit

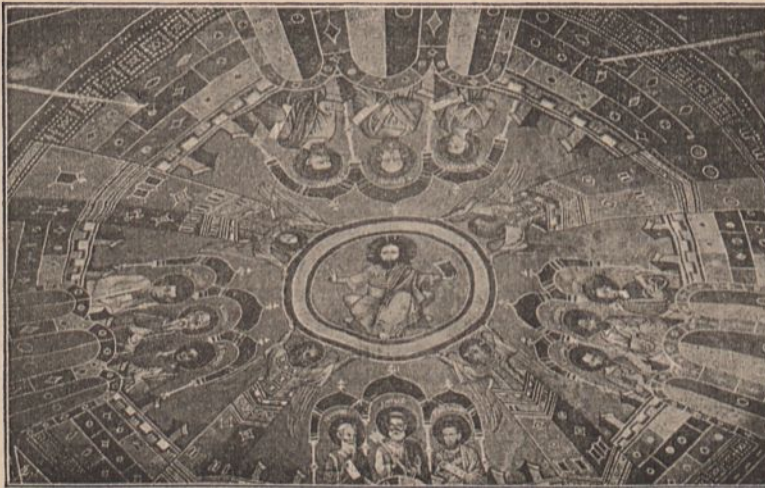


Fig. 268.

beiden Händen die doppelseitige Leiter. Alle Wände sowie das Gewölbe des dem hl. Ritter Georg geweihten Heiligthums sind in zwei Reihen über einander mit stattlichen Einzelfiguren aus dem alten und neuen Bunde prachtvoll geschmückt. Die obere Reihe ist ausschließlich mit stattlichen Patriarchen und Propheten besetzt. Den Mittelpunkt an der Ostwand nimmt

mit vielen kleinen Steinen erbauten Altartisch aus einem Horne mit Del und gegenüber ist er an einen Felsen sich lehrend in Schlaf versunken; über ihn steigen die Engel des Himmels auf einer Leiter einerseits hinauf, anderseits herab. An ihnen lassen sich auffallend zierliche Bewegungen des Körpers und nobler, weicher Faltenwurf an den Gewändern beobachten. In der Mitte des Bogens hält Gott Vater mit



Melchisedech mit drei Broden und einem Gefäße zum Opferwein ein; zu seiner Rechten treten auf: Moses durch zwei Lichtstrahlen im Nimbus und Isaias durch eine Stola kenntlich gemacht und auf der Linken Aaron und Jeremias. Daran reihen sich auf der Nordseite die Propheten Zacharias und Ezechiel, auf der Südseite Daniel und Malachias, jedes Paar durch ein Fenster getrennt und zwei Bäume neben sich. Jede dieser Figuren läßt ein breites Spruchband abwechselnd von der linken oder rechten Hand herabhängen, worauf die ursprünglichen Schriftexte leider nicht mehr entziffert werden konnten und durch passende neue ersetzt werden mußten.

In der unteren Reihenfolge begegnen uns neutestamentliche Glaubenshelden in tafelförmiger, schmuckloser Umrahmung. Mitten, hinter dem Altartische, ist der Patron: St. Georg angebracht, jugendlichen Aussehens durch Schwert und ovalen Schild gekennzeichnet, umgeben von vornehmen Päpsten und Kirchenfürsten als: Clemens, Marcellus und Nikolaus B. zu seiner Rechten, Sylvester, Stephanus und Blasius zu seiner Linken. Die Päpste sind durch Prachtmythen und das Pallium und die zwei dem Patrone nächsten durch reich gemusterte Caseln ausgezeichnet. Dann folgen an den übrigen Wänden andere hochverehrte hh. Martyrer und zwar zunächst männlichen Geschlechtes als: Laurentius, Florian, Vitus und Mauritius, sowie Vinzenz, Sebastian (ganz gekleidet), Alban und Eustachius. Endlich gegen den Triumphbogen hin haben noch Platz gefunden: Felicitas, Agnes und Katharina auf der Evangelienseite und Perpetua, Cäcilia mit Agatha auf der Epistelseite. Jeder Heilige trägt einen Palmenzweig und reiches Gewand mit gemusterten Säumen oder feinem zackigen Besatze, Agatha und Katharina überdies noch reiche Kronen.

Die einem verflachten Kreuzgewölbe sich nähernde Kuppel erhielt eine prachtvolle Belebung durch die Darstellung des himmlischen Jerusalems, nach der geheimen Offenbarung Johannes 21, 20 ff. — s. Fig. 268. In den vier Zwickeln stehen männliche nackte, nur mit einem Schamttuche bekleidete Gestalten, welche die vier Elemente sinnbilden, als: 1. Das Wasser, graugrün, kenntlich durch eine umgestürzte Vase mit ausfließendem Wasser und einen Fisch; 2. die Luft, blaugrün, mit einer Wolke und einem Vogel; 3. das Feuer, roth, mit einer Feuerflamme und glühender Kohle; 4. die Erde, gelbbraun, mit einem Schafe und Körner auf den Boden streuend. Sie tragen die hl. Stadt, deren Ecktürme auf ihren Köpfen ruhen. Aus dem Abschluß dieser durch Fenster sowie Friese reich belebten und sich stark verjüngenden Thürme ragen die Symbole der vier Evangelisten hervor; alle haben menschlichen Körper und mit emporgestreckten Händen stützen sie den Bogen des Himmelsgewölbes, worin Christus mit gekreuzten Füßen thronet, segnend oder eine Redegebende ausdrückend und das Buch des Lebens haltend. Auf jeder Seite der mit Zinnen bekörnten Stadtmauer öffnen sich je drei Thore hart neben einander und sind wie die Quadern der Mauer mit Edelsteinen geziert. Dahinter stehen Säulen und tragen je drei Bögen, die nach Art des arabischen Styls mit einer geschweiften Kuppeldecke bedeckt sind. Sie umschließen anstatt der Engel, welche Johannes schaute, je drei Apostel; am östlichen Eingang erscheint Petrus zwischen Andreas und Bartholomäus und gegenüber treffen wir Paulus mit Thomas und Mathias. Ueber den südlichen Thoren haben Jakob d. Aelt., Mathias und Barnabas Platz genommen, endlich über den nördlichen: Johannes mit Philippus und Jakobus d. Jüng. Daß Simon und Judas Thaddäus fehlen und dafür Matthäus der Evangelist und Barnabas gewählt wurden, dürfte etwa auf den Namen des Bestellers oder seine besondere Verehrung dieser Heiligen schließen lassen.

Eine ähnliche großartige Darstellung dieses Gedankens kehrt im Dom zu Braunschweig und aus etwas jüngerer Zeit im Nonnenchor des Domes von Gurl wieder, letztere abgebildet in den Mittheil. d. k. k. C. v. J. 1871. Dahlke hat im Repertorium für Kunstwissenschaft (1886) die Gemälde von St. Nikolaus weitläufig besprochen und bemerkt mit Recht, daß in der unteren Kapelle besonders die Figuren der letzten Scene durch schlankeren Wuchs und freiere Beweglichkeit sich auszeichnen, doch selbst die ungelenten Glieder der übrigen Scenen das Ringen nach lebensvoller Natürlichkeit erkennen lassen; es sei zu bedauern, daß eine durchgreifende Restauration wegen zerrissenen Aussehens hat vorgenommen werden müssen. Aber zu wünschen wäre gewesen, daß von einer tüchtigen Hand ein Facsimile in Farben vom Original hätte früher abgenommen werden können. Von den Gestalten der Patriarchen und Propheten heißt es weiter: Alle stimmen im Schnitt der hagern Wangen und dem starren Blick der eingesenkten Augen, der geraden Linie an der schmalen Nase und dem Ernst des Mundes (mit viereckiger Unterlippe), in der reichen Gewandung wie statuarischen Haltung überein. So enthüllen die Greisentöpfe im ahnungsvollen



Blick des Sehers geistige Vertiefung ins Wort Jehovas und in die Geheimnisse künftiger Zeit. So trägt jede der hochaufgerichteten Gestalten den Charakter feierlicher Abgeschlossenheit.

Dies alles erinnert an die Einflüsse des Orients und zudem ist die dort gebräuchliche ja häufige Anwendung von Perlen als Besatz der Gewände und selbst der Heiligenscheine hier sehr auffallend in Verwendung gekommen. Sinegen ist weicher und natürlicher Fluß an den Faltenwürfen durchaus zu sehen, ja mitunter noble Behandlung derselben kehrt hie und da wieder. Auch auf eine von der Restaurierung ganz unberührt gebliebene Arbeit des alten Meisters möchten wir noch hinweisen, nämlich auf ein Bild an der Hauptfacade der Kirche. Freilich hat dieses Bruchstück durch Verwitterung arg gelitten, aber eine gar so flüchtige Leistung des alten Meisters, wie Dahle angibt, dürfte es kaum sein, um nicht irgend als Maßstab zu dienen, die Restaurierung im Innern einigermassen beurtheilen zu können. Derselbe schreibt hierüber: Dargestellt sieht man die Kreuzigung mit wenigen Nebenfiguren. Des Heilands Haupt ist auf die rechte Schulter geneigt, das Gefüge der Rippen durch flache, wellenförmige Biegungen angedeutet, die wagrecht ausgestreckten Arme sind so hoch hinaufgerückt, als ob sie nicht den Achselhöhlen eingeheset, sondern mit dem Kopfe verwachsen wären. Das breite Lententuch ist oberhalb der Hüfte und oberhalb des Knies aufgerollt, in weichen Bindungen auf jeder Seite herabgezogen und der Umriß von dem gelblichfahlen Grund durch hellrothe Contouren unterschieden; der rechte Unterarm mit ausgezogener Wade über den linken Fuß gezogen. Maria hat den Kopf zur Seite wie im Anblick nach dem Haupte des Sohnes gewendet, umhüllt von weißem, rothumsäumten Tuche, dessen Ende in einfachen Bindungen niederhängt; sie trägt dunkelbraunen Mantel, den beide Arme auseinanderziehen und eine gelbe Schließe mit rothem Umriß zusammenhält. Ihre Finger umfassen die Spitze des Schwertes, das die Brust durchbohrt hat, mit gerader Stange auf der Schulter lehnt und den Seelenschmerz der Trauernden versinnlichen soll, nach Lukas II, 35. Gegenüber steht Johannes, das Gesicht grabaus, den Blick in die Weite gerichtet, die Rechte mit geöffneter Innenseite vor die Brust gehoben, indeß die Linke das dicke von gelbem Deckel eingefasste Buch umspannt. Der offene Mantel über blaßgrüner Tunica ist gelb wie der Nimbus und die Haare, welche glatt ohne Nieselung gemalt sind. Neben dem Lieblingsjünger des Herrn hält ein Bischof die Rechte segnend erhoben, das gelbe Pastorale mit viereckigem Knopf und ringförmiger Krümmung in der Linken, er trägt eine niedrige Mitra mit braunem Titulus und Stirnreif auf dem Haupte. Es wird hiemit wohl St. Nikolaus von Myra als Hauptpatron der Kirche und nächst ihm jener der oberen Kapelle, St. Georg dargestellt, trotzdem, daß sein Aussehen das eines ältlichen Kriegers mit Schild und Lanze ist. Das dunkelbraune Oberkleid deckt eine gelbe Aermeltunica; der gelbe, dreieckige, oben geradlinige, unten spitzbogige Schild (nicht ovale wie innen) wird mit der gesenkten Rechten auf den Boden gestützt. Spuren von Anwendung des Goldes am Heiligenschein sind nicht zu entdecken. Trägt man nach dem Alter dieser Gemälde, so dürften bei dem gänzlichen Mangel an urkundlichen Belegen wiederum die architektonischen Partien den sichersten Ausschlag geben; diese gehören nun mit ihren Kleeblattbögen bereits der späteren romanischen Periode oder dem 13. Jahrhundert an, obgleich die naiven und schlichten Formen der Bäume, die niedrige Mitra neben dem primitiven Hirtenstab u. dergl. für das 12. Jahrhundert zu sprechen scheinen. Ueberdies ist ja, wie bereits S. 88 bemerkt ward, auf der Südwand die eingeritzte Jahreszahl 1226 in arabischen Ziffern entdeckt worden und noch sichtbar, während eine andere auf der östlichen Mauer nach den beiden ersten Strichen zu schließen, sogar noch dem 12. Jahrhundert angehören würde. Bezüglich der stattgefundenen Restaurierung im Jahre 1882 wäre ein Entschuldigungsgrund für Maler Hintner anzuführen, nämlich, daß er auf Wunsch des Auftragsstellers den Bauern zu Gefallen alle Figuren bunt in neuen Farben halten mußte und nirgends das Original wenigstens theilweise unberührt bleiben durfte.

Wie wir die U. L. Frauenkirche in Brigen vor und nach ihrer Verlängerung bemalt gefunden haben, so entdeckte man auch einen figurenreichen Gemäldebesatz im Schiffe der St. Johannes-Taufkirche daselbst. Und die Bilder finden sich hier wiederum hoch oben, unmittelbar unter der ehemaligen flachen Decke angebracht und zwar in einer Reihe. Leider geschah die Blosslegung nur oberflächlich und in Folge dessen lassen sich die wegen ihrer Anordnung und mannigfaltigen Inhaltes höchst merkwürdigen Reste nur im Allgemeinen dermalen besprechen. Die ganze Ost- wie Westwand des Schiffes füllen zwei große symmetrisch angelegte einander sehr ähnliche Gruppenbilder aus, woran die Bilderreihe der Wände enge sich anschließt. In der Mitte der Ostwand steht ein Thron, worauf in majestätischer Haltung eine stattliche Frauengestalt Platz genommen hat (Fig. 269).



Ein rother weiter Mantel hüllt ihren ganzen Körper ein, eine eigentliche kappchenartige Krone, welche an den Orient erinnert, bedeckt ihr Haupt und auf ihren Knien hält sie ein langes, quergelegtes Schriftband mit beiden Händen. Rechts und links umgeben die hl. nimbirte Jungfrau je zwei schwebende Engel ebenfalls mit Spruchbändern versehen. Neben dem thurmartigen Fußschemel knien zwei Figuren mit zum Beten erhobenen Händen, welche wahrscheinlich als die Stifter des Gemäldes anzusehen sind. Hoch ist der Thron gestellt und mehrere Stufen führen zu ihm empor. Deren Vorderseite ist theils durch schwebende Engel, theils durch Brustbilder nimbirter Gestalten belebt. An den Aleeblattbogen, welcher sich über die Mittelgruppe spannt, schließen sich andere Halbkreisbögen auf Säulchen an, welche den Stufen des Thrones entsprechen und mit je einer aufrecht stehenden Heiligenfigur ausgefüllt sind. Jede derselben hält ein Schriftband; von den zwei äußersten sind auch die Namen noch lesbar und bezeichnen: David als propheta und Job als beatus. Ueber das Ganze zieht sich dann rechts und links ein Band hin, wo (auf jenem zur Linken) die Worte in großen lateinischen Buchstaben noch zu lesen sind: . . . TVM ALTVM ACTVM. — Ob den weitem Abschluß nach oben auch wie am gegenüberliegenden Bilde eine Reihe mannigfaltiger Gebäude bildete, läßt sich nur vermuthen. Unterhalb zieht sich der uns aus Fig. 248 bekannte, perspektiphisch in mehreren Farben behandelte Mäanderstab hin. Weiter an der Süd- wie Nordwand folgen in gleicher Höhe mit David und Job andere berühmte Männer des alten und neuen Bundes, alle mit bis zu den Fußspitzen reichenden Spruchbändern. Bisher las man die Namen: Tobias, Maximus oder Magnus, Isidorus, Josue, Darius rex, Regina Salve, Job?, Verba sap. Moses, Esdra, Sirach, Noe und gegenüber, wo die Reihe neben den alten vermauerten Fenstern durch neue unterbrochen ist: Leo, Procopus, Verba Elin. Jede Figur steht unter einer Halle, deren rundbogiger Abschluß auf Consolen ruht und zwischen den Bogen ragt ein kuppelartig abschließendes, polygones Thürmchen empor. Zudem theilt ein größerer Thurm die Nordwand in zwei Hälften um die lange Linie den Fenstern gegenüber ebenfalls gefällig zu unterbrechen. In Folge eines später eingesetzten Rippengewölbes sind die zu äußerst stehenden Figuren abgeschnitten. Oberhalb schließt beide Reihen ein in prachtvollem Gelb, Roth und Grün auf schwarzen Grund aufgetragener Fries ab, Fig. 269 a. Die Form desselben erinnert an das Mantelbusblatt der Antike, das der romanische Styl hier fein nach seinen Gesetzen berandet hat. Unterhalb der Figuren setzt sich der erwähnte Mäanderstab fort und dann folgt ein etwa 1½ M. hoher Teppich aus quadratischen, übereck gestellten Vierecken sich zusammensetzend, mit Bändern als Abtheilung der abwechselnd rothen und blauen Felder. Noch tiefer treten nur Spuren gotthischer Gemälde unter der Täuche hervor. Endlich an der Westwand kehrt die bekannte Composition am Triumphbogen im Allgemeinen, wie bemerkt, wieder. Hier hält die thronende Frauengestalt ein großes Kreuz; sie ist in einen blauen Mantel gehüllt. Neben ihr stehen zwei kräftige Figuren; Petrus und Johannes (?) knien, während die übrigen auf den einzelnen Stufen stehen. Jene zur Rechten der Hauptfigur hat auf ihr Schriftband die Worte gesetzt: Quae supra sunt, quaerite. Die Gestalten an der Vorderseite der ersten Stufe des Thrones beobachten eine huldigende Stellung und liegen tief gebeugt auf den Knien; eine unter ihnen trägt eine Krone. Auf dem Spruchbande der sich daran anschließenden Brustbilder steht zu lesen: Verebar omnia opera mea (Job 9, 18). Oberhalb begrenzt dieses herrliche gleich einem Altar sich aufbauende Bild eine stattliche Architektur aus verschiedenen Gebäuden und Thürmchen (siehe Fig. 269) und darüber ist ein goldgelber Stengel gezogen, der mit gegen einander gefehrten, einfachen romanischen Blättern besetzt, Fig. 269 b.



Fig. 269, Brigen.

Dahlke schreibt im Repertorium für Kunstwissenschaft B. VI, S. 137, er habe bei näherer Untersuchung die Frauengestalt auf der Ostwand mit „verschleierte Augen“ gefunden und es dürste in diesem Falle hier nicht Maria, sondern das alte Testament personificirt sein und gegenüber würde dann St. Helena mit dem Kreuze den neuen Bund oder die



Kirche vertreten. Immerhin präsentirt sich hier eine großartige, tiefsinnige monumentale Bemalung, vgl. Menzel's Symbolik II, 93, die Malerei des Berges Athos v. Schäfer, S. 35, die Malereien zu Soest i. Drg. f. chrstl. K. 1864, S. 200 und die jüngeren Malereien zu Gurr in den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1871. — Was die technische Ausführung anbelangt, so finden wir kräftiges Carnat, überall rothe Lippen, wohlgerundete Wangen, überhaupt meist gut modelirte Köpfe und weiche Behandlung an den Falten der lang herabgezogenen Gewänder. Der Künstler war ein anderer als in der Frauenkirche; die dortigen Bilder sind älter. Näheren Aufschluß über ihre Entstehungszeit würde die Kenntniß der vor Maria knieenden Stifter geben, bis dahin kann man nur beiläufig die Mitte des 13. Jahrhunderts für ihre Vollendung annehmen.

Werthvolle Malereien sind in der Krypta der bereits öfter genannten Klosterkirche Marienberg entdeckt worden. Bevor diese sehr schätzenswerthen Reste aus der Mitte des 12. Jahrhunderts näher beschrieben werden, scheint es zum besseren Verständniß ihrer Bedeutung, nicht unangemessen zu sein, einige geschichtliche Bemerkungen zu S. 82, 85, 142 nachzutragen.<sup>1)</sup>

Es hausten auf Tarasp, einer stattlichen Burg im Thale Engadin in der Schweiz vier Brüder: Eberhard, Ulrich, Gebzo und Egno. Eberhard war kinderlos, darum setzte er Gott zu seinen Erben ein und baute ein Klosterlein im nahen Schulz, Ende des 11. Jahrhunderts (1090—1095). Gregor, ein Cardinal weihte das Gebäude sammt der Kirche ad honorem dei et b. genetricis eius Virginis Mariae aliorum plurimum sanctorum ein. Eberhard pilgerte dann ins heilige Land, von dem er nicht mehr zurückkehrte. Eine Feuersbrunst zerstörte die Klosterkirche, welche dann 1131 den 7. Juli durch Conrad Bischof von Cur neuerdings eingeweiht wurde (Goswin p. 34).

Um diese Zeit begegnen wir als Herren von Tarasp: Ulrich mit seinen Brüdern Friedrich und Gebhard. Ulrich (hereditario in re fungens advocacia eiusdem cenobii nahm sich des Klosters thatkräftigst an. Da dessen Bestand zu Schulz mit argen Unzukömmlichkeiten verbunden war, (Goswin spricht p. 35 von einer intollerabilis importunitas, so zog Ulrich mit dem Abte Albert I. nach Rom zu Papst Eugen III. um die Erlaubniß zu erwirken, das Kloster nach St. Stefan in Binstgau (1/2 St. über Burgeis) versetzen zu dürfen. Vier Jahre später wurde das Kloster aber nach eingeholter Erlaubniß von Rom auf Marienberg (Monte s. Mariae) gebaut, wo es jetzt steht. Goswin bemerkt p. 96, daß an der Stelle der noch theilweise bestehenden, nun der Abside beraubten und profanirten „Gartencapelle“ vor dieser eine andere bereits bauwürdige damals stand: in honorem et s. individue trinitatis et s. Mariae perp. virginis et specialiter in hon. ss. conf. Egidii et Leonardi et omn. s.

Ulrich konnte seine neue Stiftung auch hier bestens beschützen, da er unmittelbar darüber, 1 St. höher im Gebirge eine Burg besaß, Castelaz geheiß; noch heute sind in einer langgestreckten Rechtecksform deren Grundmauern sichtbar. Der edelgesinnte Eigenthümer befürchtete aber, es möchte dieser feste Punkt in der Folge einem Uebelgesinnten zum Rückhalt dienen, um von da aus das Kloster zu behelligen, daher ließ er die Burg von Grund aus zerstören (Goswin p. 49).

Den Bau des Klosters begannen wohl die Mönche auch mit eigener Hand (occupati essent fratres etc., Goswin p. 61), wie bereits S. 142 bemerkt wurde, und vor anderem durch Herstellung der Krypta. Diese wurde großartig angelegt, denn sie folgt genau der Kreuzesform der dreischiffigen Klosterkirche und zieht sich nicht nur allein unter die Chorabfis, sondern auch unter das Kreuzschiff hin, in einer Länge von 19 M. (im Innern), die Breite dürfte ungefähr 4 M. betragen haben, ist aber heute durch die später umgebauete Begräbnisstätte der Mönche zur Hälfte ausgefüllt; selbst zwei von den Absiden, deren diese Krypta nicht weniger als drei hatte, traf dieses Mißgeschick ganz oder doch theilweise. Fig. 270 abc und ef, d, g. Alle drei liegen in der Dicke der Mauer und springen nach außen nicht vor. In jeder stand ein Altar (zu Ehren der Apostelfürsten in der Mitte, der nördliche war der hl. Magdalena, der südliche St. Nikolaus und St. Martin geweiht.) Die auf die Seitenaltäre sich beziehenden Inschriften sind, so weit sie nicht verbaut wurden, wiederum bloßgelegt. Das Schiff ist mit einem sogenannten Mönchsgewölbe versehen, d. i. einem Kreuzgewölbe, das zwischen den einzelnen Klappen Gräte und keine Quergurten hat. Drei schmale Fenster vermitteln die Beleuchtung dieses ehrwürdigen Raumes, je eines

<sup>1)</sup> Nach Goswin's Chronik, eines Mönchs und Priors von Marienberg † um 1390, Fundbrud bei Wagner 1880.



in jeder Abside. Ob jene in den Nebenabsiden ursprünglich kreisrund waren, wie heute, sei dahingestellt. Dazwischen führten zwei Thüren in den Garten hinaus oder vielleicht gesagt, von demselben herein, heute sind sie vermauert und man steigt jetzt von der ersten Treppe des nördlichen Nebenschiffes über 22 Stufen in die Krypta hinab, (Fig. 270 h i k).

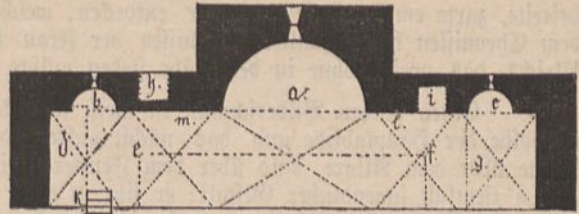


Fig. 270, Marienberg.

Leider hat man in neuerer Zeit den Fußboden bedeutend erhöht (ungefähr 1 M.) und dadurch ist der ganze Raum etwas drückend geworden.

Frühe schon, vielleicht noch in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts wurde auch für eine monumentale Bemalung der Krypta Sorge getragen.<sup>1)</sup> Für der Bilder hohes Alter spricht wie die Form, so auch ihr theilweiser Inhalt und die Klosterchronik Goswins, welche einige Figuren ganz genau beschreibt. Darin lesen wir vor anderem, daß das Bild des die Krypta einweihenden Bischofs Adalgot dargestellt war, mit folgenden darüberstehenden Versen:

Praesul Adalgosus ad cuncta decentia promptus  
Consecrat hanc criptam divinis usibus aptam.

Dieses Gemälde dürfte die Wand zwischen der nördlichen Neben- und der Hauptabside eingenommen haben, wo man aber nur mehr einen rothen Fleck unter der Tünche entdeckte; es scheint, daß die Figur bereits vor der Uebertünchung zerstört war. Fig. 270, m).

Weiter erzählt der Chronist, daß Uta, die Hausfrau des Klosterstifters, des Grafen Ulrich vor ihrem Manne das Ordenskleid des hl. Benedikt genommen und in demselben nach Jerusalem gewallfahrtet, aber auf der Pilgerfahrt gestorben sei. Ihre Begleiterin Berntraud brachte deren Leichnam zurück, welcher wahrscheinlich in der Krypta beigelegt wurde. Später sei auch Graf Ulrich ins Kloster eingetreten und 1177 am Weihnachtsabend gestorben. Diese beiden Stifter sagt der Chronist Goswin p. 61 habe man zu seiner Zeit ebenfalls in der Gruft abgemalt gesehen: Ulrich in der Gestalt eines Pilgers mit der Meerpalme (palmam marinam tenens), weil er auch in das gelobte Land gezogen war und dort gegen die Saracenen gekämpft hatte, im rauhen, struppigen Pilgerkleide, Uta aber als Nonne in der Succilla.<sup>2)</sup> Darüber stand nach Goswin folgende Inschrift:

Munera fert Christo, quae mundo subtrahit isto  
Domnus Udalricus, divino flamine tactus;  
Ad templi cultum studet hic impendere multum  
Et cum devota Christo benedicatur Uta;  
In domini templo tua munera ferre memento!  
Fecit Udalricum dantem sibi Christus amicum,  
Nomine coelesti donantes textera Christi,  
In coelis signet ac sibi consociet.  
Huic operi dona donant Ulicus et Uta  
Vt deus hisque pia succurat virgo Maria!

Die ersteren dieser für die entdeckten Fresken so wichtigen Verse kamen unter Tünche an der Wand zwischen der Haupt- und südlichen Nebenabside (Fig. 270, l) noch zum Vorschein und bezeichnen wahrscheinlich die Grabstätte der Stifter (Goswin p. 58); sie sind in einem Halbkreise um streng romanisch stylisirte Wolken, aus denen eine segnende und ein Kreuz haltende Hand hervorsteht, geschrieben. Hart darunter konnte der gegenwärtige kunstfinnige Herr Prälat Leo, der mit eigener Hand die meisten Stellen von der Tünche

<sup>1)</sup> Darf man Goswins Chronik: Et pro inchoazione monasterii criptam iniciatam compleverunt p. 61 urgiren, so dürfte das compleverunt auch die Bemalung in sich schließen, besonders gegenüber dem iniciatam. Hiemit würde auch die zweifache Zeitbestimmung der Einweihung gut zusammenstimmen, nemlich iniciatum 1146, compleverunt 1160.

<sup>2)</sup> Graf Ulrich führte zwei Schilde: den Schild des Glaubens mit dem goldenen Kreuze auf weißem Felde, womit ihn nach der Sage seine Schlachtgefährten im Saracenenlande wegen großer Tapferkeit ehrten und den Schild oder das Wappen seines Geschlechtes d. i. einen Schild und Helm darauf, welcher beide ein Regenbogen zierte, zum Zeichen, daß er des letzten Weltgerichtes (?) stets eingedenk war, oder etwa um seine große Friedensliebe an den Tag zu legen. Nach seinem Tode übergab Ulrich sein Geschlechtswappen den Edlen von Basegun, die es noch führen. Marienberg wählte beide Wappen gemeinschaftlich als das seinige.



befreite, zarte emporgehobene Hände entdecken, welche wohl als die letzten Reste des nach dem Chronisten hier gemalten Bildnisses der Frau Uta zu betrachten sind. Vom Bilde Ulrichs, das zweifelsohne in der Nähe stehen mußte, scheint nichts mehr erhalten zu sein.<sup>1)</sup>

Einen reichen Bilderschmuck in meist schlanken Figuren hatte das halbkugelförmige Gewölbe der Hauptapside und das nächst anstoßende Feld im Schiffe noch erhalten. Die Mitte über dem Altare, bald über dem Fenster beginnend nimmt Christus als Welttheiland ein in ziemlich jugendlicher Gestalt; er sitzt in einer stumpfspitzig zusammenlaufenden Umrahmung (Mandorla) auf einem größeren Regenbogen und stützt seine an den Knien ausgebogenen Füße auf einem kleineren. Fig. 271. Während seine Rechte die gewöhnliche Redegeberde macht, aber nur mit zwei ausgestreckten Fingern, nämlich nach griechischer Sitte; die Linke hält auf dem Knie das aufgeschlagene Buch der wahren Lebensweisheit. Der Kopf erscheint etwas klein; die in zwei gleich vollen, langen Strähnen über die Schultern hinabgleitenden gelbbraunen Haare in Locken endigend umrahmen sein weiches Gesicht, woran Augen, Mund und Nase fast verschwunden und nur in der Nähe deutlich sichtbar sind. Auch der getheilte Bart ist kaum mehr wahrnehmbar. Der dem Carnat sehr ähnlich gefärbte Nimbus zeigt ein weißes Kreuz. Das Kleid mit aufgeschnittenen Aermeln ist in einem zarten Roth und schwacher brauner Schattirung der feinen Falten ausgeführt, das Unterfutter aber weiß gehalten, wie der über die linke Schulter weich geworfene Mantel, der zur Unterscheidung nur leicht mit hellen Zinnobergrün schattirt und kräftig grün gefüttert erscheint. Von der rechten Schulter läuft ein schmales weißes Band über das Kleid herab und verschwindet unter dem braun contourirtem Mantel; die Bedeutung desselben ist nicht klar. Auch an dem Regenbogen, der hier stylisirt auftritt wie zu St. Trophim in Arles u. a. D. — vgl. Menzel's Symbolik, kehrt die gelbliche Carnatfarbe wieder; der größere und als Sitzthron dienende Bogen ist durch je zwei dunklere gelbe Striche in gleichmäßige, längliche Partien abgetheilt und dazwischen sieht man ihn durch kleine Vierecke blaue Edelsteine imitirend belebt, während der kleinere oder der Fußschemel nur durch Partien mit je 5 Edelsteinen geschmückt wird. Der Hintergrund ist hellblau und von einem breiten dunkelblauen Streifen begrenzt, dem sich dann der Mandorla-Rahmen in Grün und Dunkel-Otergelb mit weißen Trennungstreifen anschließt. Der weitere Hintergrund des Gemäldes ist wiederum hellblau und von demselben mehrfarbigen Rahmen wie die Mandorla eingefasst; darauf stehen in der Höhe neben Christus zwei schlanke Cherubim mit kurz ausgebreiteten, an den Leib gedrückten Händen. Zwei ihrer sechs Flügel stehen gerade aufwärts, zwei sind ausgebreitet, zwei bedecken ihren Leib, von dem unter einem blauen Kleid nur die Füße hervorragen. Die Flügel sind leicht braunroth mit Schattirung in Strichmanier u. zw. durch einen dunkleren Ton derselben Farbe schattirt, während durch weiße Linien, welche auf dem Buge des Flügels „kreuzweise“ herumgeführt sind Fig. 271 a, Lichtpartien gebildet werden. Zwei andere Engel etwas tiefer gegen Christus hin halten in der Rechten ein ganz schmales, langes, einst vielleicht beschriebenes Band, während ihre Linke die Haltung zu einer Redegeberde oder des Staunens beobachtet. Sie tragen einen leicht blauen Mantel über einem schwach braunrothen Kleide. Ihre Flügel zur Hälfte demselben ähnlich, zur Hälfte (der Länge nach) weiß, sind zu unterst weit herein gespalten. Zunächst den Füßen des Heilands und noch tiefer als die letzteren Engel stehen die zwei Apostelfürsten als Patrone des Altars; zur Rechten Petrus im rothen Kleide und blauem Mantel mit kurzem streng stylisirten Barte und großer Tonsur auf seinem über hohem Halse stehenden Kopfe, hält einen langen Schlüssel in der Linken und hat die Rechte leicht erhoben. Fig. 271 b. Paulus gegenüber in rothem Mantel und blauem Kleide ist durch ein großes Buch ausgezeichnet und bedeutend robuster dargestellt. Fig. 271 c. Auch die im ganzen Mittelalter so sehr beliebten Sinnbilder der Evangelisten fehlen nicht, müssen sich aber hier theilweise mit sehr untergeordneten Stellen begnügen, so z. B. sind die Sinnbilder des Markus und Lukas zwischen den Figuren der Apostel und dem Fenster wie eingeklemmt und ganz klein gehalten und als Löwe und Kind fast nicht bestimmbar; der Engel aber unter dem einem Cherubim ist groß angelegt und sein Kopf sehr gut modellirt; er hält sein Buch, womit auch die übrigen versehen sind, mit seinen durch den Mantel verhüllten Händen. Fig. 271 d. Der Adler gegenüber ist zu Grunde gegangen, daneben erhielten sich aber die Finger指尖en von zwei zum Gebete hoch emporgehaltenen Händen und die obere

<sup>1)</sup> Auch über seinem Grabe war er nach (Goswin p. 61) abgemalt und zwar als Krieger mit einem Blatte in der einen Hand, worauf die von ihm und Uta an das Kloster geschenkten Güter verzeichnet waren.





Fig. 271, Marienberg.

Hälfte eines Kopfes mit großer Tonsur. Wir vermuthen, daß hier knieend der Stifter des Gemäldes, wahrscheinlich der damalige Abt des Klosters dargestellt war, wie dies ja im ganzen Mittelalter als eine häufig vorkommende Sitte beobachtet werden kann. Die Engel stehen auf einer Art Brettchen oder besser einem ganz kleinen Fußteppiche, jedoch unter den tiefer angebrachten und den Aposteln ist auch ein Fußboden deutlich angegeben; er besteht aus rothen abgerundeten hart aneinander gelegten Platten mit weißen, baumartigen Mustern und gelben breiten Rändern. Darunter setzt sich der Rahmen der Mandorla als Bordüre fort in Verbindung mit einer zweiten, die aus einem rothbraunen, blaugrauem und ockergelbem Streifen besteht; auf der oberen Hälfte der letzteren kehren auf der Grenze der Farben in gleichen kurzen Zwischenräumen weiße Ringe wieder und durch dieselben läuft eine weiße Perlschnur. Den Abschluß bis zum Fußboden bildet eine violettbraune Fläche, welche durch weißrothe Doppellinien in quadratische Felder getheilt wird und so einen ornamentalen Steinverband darstellt. Fig. 271 e.

In den nächstfolgenden Gewölbekappen erscheinen auf Wolken wiederum stehende Engel. Die Wolken, welche auch als Einfassung oder Bordüre der Gewölbekappen dienen, haben eine sehr interessante, mehrblättrige Form und sind in verschiedenen carnatfarbigen Tönen ausgeführt. Fig. 271 f.

Erwähnung verdienen auch die Farben des Nimbus, mit dem alle Figuren ausgenommen der Donator ausgezeichnet sind. Wir finden sie einfach in jenen Farben ausgeführt, welche dem Gesichte und dem Hintergrund am besten entsprechen; so haben die Apostel und die größeren Engel einen braunrothen Heiligenschein, weil gerade da am Hintergrund blau, roth und gelb darunter durchläuft, hingegen hat der Engel des Matthäus einen graublauen, das Sinnbild des Lukas einen kräftig blauen, der hellgelb eingefärbt ist.



Ueberhaupt kommen wenige Farben und noch weniger Mischungen derselben vor, was mitunter auch auf ein hohes Alter der Entstehung schließen läßt. Wann diese Gemälde ausgeführt wurden läßt sich zwar nicht genau bestimmen; jene in der Hauptapside und am Gewölbe dürften wie bemerkt, bereits bei der Einweihung der Krypta vollendet gewesen sein, die anderen gleich oder wenige Jahre nach dem Tode des Stifters; jedenfalls sind sie zu den ältesten in Tirol zu zählen. In ihrer Ausführung verrathen sie die frühmittelalterliche Klosterkunst mit den symbol. biblischen Bildern sowie auch durch die schlanke Form, der freieren Behandlung der Gewänder mehr deutsche Herkunft. Da die 5 ersten Werke Marienbergs (v. 1156—1181) aus dem Stifte Dittobeuern gekommen sind, so dürften sie wohl auch von dorthier ihre Künstler berufen haben.

Zwischen diesen Malereien und jenen in Hocheppan eine unlängbare nähere Verwandtschaft zu finden, als eine allgemeine z. B. die offenen Augen, die hochgezogenen Brauen u. s. w. — dürfte nicht recht angehen, wenn der Leser die Abbildungen von beiden vergleicht und wir können hierin Paul Clemen, der sie in den Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. Jahre 1889, S. 88, ebenfalls kurz beschreibt, nicht beipflichten, obgleich wahrscheinlich beide Arbeiten ein gleich hohes Alter haben.

Näher stehen dürften die Wandmalereien der St. Benediktikirche in dem nur  $\frac{3}{4}$  St. entfernten Mals.<sup>1)</sup> Es ist eine der sehr alten „sieben Kirchen“ dieses Ortes, die sich durch stattliche, mitunter 7 Stock hohe, vermittelst Blendnischen und Rundbogenfriese belebte romanische Thürme auszeichnen. St. Benedikt, als Patron, läßt vielleicht auf den Aufbau durch ein Benediktinerkloster, oder etwa auf das Doppelkloster Taufers-Münster schließen, gegründet durch Karl d. Gr., woran die an den entdeckten Wandmalereien vorkommenden Kriegergestalten mit dem sitzenden Herrscher und seinen Kämpfen gegen die Feinde des Christenthums erinnern könnten. Weder Goswins Chronik, noch Neeb im Kirchenfreund, oder die Diöcesanbeschreibung kennen eine geschichtliche Nachricht über dieses Kirchlein. Nach P. Josef Thuille, Lektor in Marienberg soll sich bei den Gemälden die Inschrift finden: »A Sigisberto consecrata est«. Dieser Bischof von Gur lebte um 1300. Wahrscheinlich ward kurz zuvor ein Umbau vorgenommen worden. Der genannte Kunsthistoriker Paul Clemen hat es versucht ein paar Stellen der übertünchten Gewölde bloßzulegen und beschreibt sie in den Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1889, S. 83 folgendermaßen. Die Nordseite trug einen vollständigen Gemäldecyclus; zum Vorschein kamen die Portrait-Bilder zweier aufrecht stehender Männer in röthlicher, weißgeäumter Tunica und schwarzem Mantel, mit beiden Händen ein breites Schwert (in der Scheide) auf der Brust haltend, die Füße und Beine bis zu den Knien nackt, mit rothen Riemen umwunden (Johanniter-Ritter?). Näher dem Altar sieht man die Darstellung eines auf einem Polsterthron sitzenden Königs mit Stirnreif und kurzgeschorenem Haar, in rothem Mantel und blauem Rock; hinter ihm steht ein Geistlicher mit Tonsur und vor ihm ein zweiter, sich tief verneigend. Die Darstellungsfelder sind von fünfzackigen verschieden gefärbten Bogen umrahmt, deren mittelste Streifen oben angeführte Inschrift tragen; Säulen mit attischen eckblattlosen Basen und Thierkapitälern tragen die Bogen. Neben dem Königsbilde ist noch eine Kampfszene zu erkennen: Kriegsknechte mit Bogen und Schwertern in eigenthümlich spitzulaufenden Helmhauben, ähnlich wie zu Braunweiler. Die Zeichnung ist gewandt und sicher in starken schwarzen Linien angelegt, nur bei den Köpfen und Händen, nicht bei den Füßen, besteht die Vorzeichnung in röthlichen Umrissen. Die Figuren sind schlank, aber von richtigen Verhältnissen, normaler Schulterbreite, die Köpfe gut erfasst und ausdrucksvoll, besonders die der Königsdarstellung.

Nur bei den Schildereien der unteren Reihe der Längeswand, die auf einen anderen Künstler als die der oberen zurückgehen, ist der Ausdruck des Gesichtes ein typisch-conventioneller, die Augen starr, ohne Angabe der Lider Will man die Gemälde mit gleichzeitigen Schöpfungen Tirols und der umgebenden Länder vergleichen, so stehen sie den Malereien in der Thurnhalle auf dem Salzburger Nonnberge (Janitschek G. d. deutsch. M., S. 166) noch am nächsten, die nach Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1866, und nach Heider, Wien 1857 auf den Beginn des 12. Jahrhunderts, jetzt auf dessen Ende gesetzt werden. Das die Portrait-Darstellungen der Mals'er Altarwand umgebende Streifen-

<sup>1)</sup> Nach Neeb i. Kirchenfreund" II., S. 161 (Brigen b. Weger) ist Mals die älteste Mals- oder Dingstätte in Obervinsgau und daher der Name nicht ad molas = Mühlen zurückzuführen. Im Mittelalter hieß dieser Ort auf rhyätisch oder altromänisch auch Septifarum d. h. Siebenkirchen, ähnlich wie wir im Eisackthale ein „Dreikirchen“ und in Ungarn ein „Fünfkirchen“ haben.



Ornament ist dasselbe, wie bei den jugendlichen Heiligen des Romberges. Doch zwingen eine Reihe von Gründen, namentlicher technischer Art, die Entstehungszeit der Maler Gemälde vor der der Salzburger, der Lambacher (Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1869) und der Traminer, die bisher als die ältesten in Tirol galten, anzunehmen; mit jenen von Marienberg wären sie etwa gleichen Alters.

An der oben S. 82 besprochenen und S. 84 abgebildeten nun entweihten St. Johanneskirche in dem nur zwei Stunden entfernten Dorfe Taufers (Münsterthal) finden wir weitere interessante Gemälde. Außen an der nordwestlichen Ecke der langgestreckten Vorhalle hat sich ein Christusbild noch bruchstückweise erhalten. Es muß an dieser heute mehr abgelegenen Seite der Kirche einst ein häufig benützter Weg vorbeigeführt haben, da man diesem Heiligen stets eine Wandstelle angewiesen hat, wo er von Vielen und von Weiten gesehen werden konnte. Der nur mehr in seinen Obertheilen sichtbare Niese von 4.67 M. Höhe zeigt die älteste Form der St. Christofsbilder: einen steif aufrecht stehenden Mann in voller Vorderansicht, mit kurzem ungetheiltem Barte, langer und breiter leicht gebogener Nase; an den weit offenen Augen fehlen noch die Lider unter den hochaufgezogenen Brauen, die Wangen haben großes Wangenroth, das ganze Gesicht ist überhaupt fein ausgeführt, wie am Engel in Fig. 271 an den in der Mitte getheilt also nur wie gestrichen gehaltenen Haare sind keine Locken bemerkbar; ob den Kopf ein Diadem ziert, läßt sich nicht mehr genau unterscheiden. Um die breiten Schultern ist ein Mantel lose umgeworfen, der die beiden Arme wie das prachtvoll dessirte Kleid vorne ganz frei läßt. Das reiche Muster des Stoffes besteht aus fein eingeritzten Doppelkreisen mit ringsumlaufenden Ranken und kreuzförmigen Blumen besetzt und ganz kleine Kreise dienen den größeren als enge Verbindung; den Zwischenraum füllen ringsum wiederum Blumen aus, deren Kern ein Vierpaß ist, welche Erscheinung auf die Entstehungszeit des Bildes, nämlich auf den Beginn der Uebergangszeit oder den Anfang des 13. Jahrhunderts einigermaßen schließen läßt, trotz aller anderen auf ein höheres Alter hinweisenden Formen. In der Rechten hält der Heilige einen zarten Palmenzweig mit Früchten (?), ähnlich wie Rahn in den Mitth. d. antiq. Ges. v. Zürich 1881 ein ähnliches Bild aus der italienischen Schweiz wiedergibt. Auf eine seltene Weise hält hier St. Christof das Christkindlein, nämlich nicht auf dem Arm, sondern es mit demselben umfassend, es gleichsam sorgfältig in Schutz nehmend. Im Köpfchen, das nahezu im Halbprofil ist, zeigt der Heiland ernste Gesichtszüge, ist über die Kinderjahre schon hinaus, von männlicher Haltung, die Rechte zum Segnen hoch erhebend, mit der Linken wahrscheinlich eine Schriftrulle haltend.

Reste gleich alter Bilder finden sich an den Wänden und am Gewölbe des Innern und zwar im oberen Stockwerke dieses merkwürdigen Vorgebäudes, über dessen Doppeltheilung noch Niemand näheren Aufschluß hat geben können. Unmittelbar unter der ehemaligen flachen Oberdecke, womit der Vordertheil bedeckt war, erscheinen ein paar Gruppen und einzelne Bilder auf schwarzgrauem Hintergrund, abgeschlossen durch einen breiten, ringsumlaufenden grünen Streifen; zur Abtheilung der einzelnen Bilder untereinander dienen einfach zwei breite rothe Striche. Der Nimbus ist bei allen Figuren gelb und wird von einer kräftigen Contour eingefaßt. Am Triumphbogen, dessen Mitte leider durchgeschlagen worden ist, dürfte die Verkündigung dargestellt gewesen sein; darauf deutet auf der Epistelseite ein großer rother Engelsflügel, gegenüber unter Maria sieht man nur noch die kleine Figur eines knieenden Mönches mit großer Tonsur im schwarzen Kleide, die Hände zum Beten erhoben; zweifelsohne ist es der Stifter dieses Gemäldes oder auch aller übrigen, die in gleicher Höhe an den Seitenwänden folgen. Unter den einzelnen Heiligen erscheint eine weibliche von schrecklichen Martyrwerkzeugen bedroht; ihr von langen aufgelösten Haaren umflossenes Haupt umgeben eiserne Haken wie von einem unsichtbaren Mittelpunkte ausgehend und zur Seite steht ein eiserner Kest. Es dürfte St. Agnes dargestellt sein, welcher solche Martyrgegenstände öfter beigegeben werden. St. Katharina hält das Rad an der daran befindlichen Kurbel mit der Linken, während in ihrer Rechten eine Palme erscheint; das Haupt schmückt ein schmaler, weich an ihre reichen Haare sich anschniegender Kronenreifen, dem Lilien entwachsen. Von anderen Heiligen begegnen uns ein Bischof, ein gekrönter König mit Lilienzepter und einem unkenntlichen Gegenstand in seiner Rechten, sowie St. Ursula thronend und in Begleitung von vielen Gefährtinnen. In der anderen, einst gewölbten Hälfte des Raumes sieht man nur wenige Spuren der gleich alten Bemalung an den Ansätzen der heute herabgeschlagenen Gewölbefappen, um mehr Raum zur Unterbringung von Heu und Stroh zu gewinnen! Ueberall tritt das Bestreben nach Schattirung und Rundung auf, die Haare sind conventionell geringelt, aber eine so sorgfältige Ausführung



wie am Gesichte von St. Christof an der Außenseite lehrt nirgends wieder. Paul Clemen (in den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1889) stimmt unserer obigen Ansicht bei und gibt an, daß diese Bilder um 1218 geschaffen worden seien.

Der Eisenbahnstation Wilpian gegenüber ragen über Nals, hoch im Gebirge zwei sehr alte Kirchlein auf bewaldeten Felsenhügeln kühn wie Burgen empor. Beide durch eine tiefe Thalschlucht von einander getrennt, sind einfach im romanischen Style mit halbkreisförmigen Absiden aufgeführt; das höher gelegene in der Gemeinde-Abtheilung Sirmian hat St. Apollonia zum Patron, das andere in der Gegend Grissian St. Jakob d. Ae. Uns beschäftigt dieses letztere, weil es auch bemalt wurde. Auf der Stirnwand des Triumphbogens erhielt sich rechts ein Rest von den unter der Lünche wahrscheinlich in größerer Anzahl auf das Mesopfer bezüglichen hier angebrachten Vorbildern. Sichtbar ist ein Theil von „Abrahams Opfer.“ Der greise Patriarch, von dem man nur das Brustbild erkennt, hat ergraute Haare und einen langen weißen Bart, der nicht stylisirt, sondern mehr nach der Natur behandelt ist, wie bei Paulus in Fig. 271 c. An dem ehrwürdig behandelten Gesichte treten starke Runzeln auf; auch hat der alte Meister sogar einen gelben von weißen Perlen umsäumten Heiligenschein beigefügt. Mitten darin ist auch der Name: Abraham mit großen lateinischen Buchstaben eingeschrieben. Der Patriarch schaut verwundert zu dem ihm zuschwebenden Engel zurück, welcher das hochgeschwungene Schwert fest erfaßt hat. Der Engel in leichtem, weitsalkigen Kleide von weißer Farbe ist ebenfals nimbirt. Von Haa ist noch nichts sichtbar gemacht worden. Der Hintergrund ist grün. Diese Darstellung lag hart unter der Decke, denn unmittelbar darüber läuft schon der ungefähr 40 Cm. breite Abschlußfries hin. Hier begegnen wir dem aus Fig. 248 bekannten, perspektivisch in mehreren Farben ausgeführten Mäanderstab, aber in reicherer Anordnung, wo sich die mehrfachen Gänge desselben kreuzen wie in Hocheppan und Sigmundskron. Zu größerer Abwechslung und lebendiger Behandlung des Zierstreifens wechselt das genannte Ornament mit Köpfen im Halbprofil, ähnlich wie die Thiergestalten nach Rahn in der italienischen Schweiz oder zu G. d. Mal. v. Franz, (Abbildg. zu S. 503), Jean in Poitiers. Diese ornamentalen Köpfe, von denen zwei sichtbar sind, erhielten nach Menghin eine eigenartige Behandlung. Der eine trägt kronenartige Mütze mit fünf spitzwinkligen Zacken; drei Haarstränge flattern rückwärts darunter hervor und oben drängt das Haupthaar durch die Krone. Die stark gebogene Nase und der ganze Typus des Gesichtes verräth semitische Abkunft. Anders ist der zweite Kopf, scheinbar römischen Schlages; ohne langes Haar, mit einer Mütze, wie sie die römischen Bauern getragen und ein schwarzer Zickzackfries schmückt ihre Ränder. Da diese Köpfe einem ausgesprochenen „ornamentalen“ Zwecke dienen, so dürften sie kaum an bestimmte historische Personen erinnern; näheren Aufschluß wird die weitere Bloßlegung des sehr interessanten Frieses darbieten. Von ihrem Charakter könnte man aber vielleicht jetzt schon auf eine italienische Meisterhand schließen. Der Hintergrund ist mit grünen und weißen Perlsträngen belebt und nach unten bildet ein gelber und brauner Rahmen, wieder in der Mitte mit weißen Perlen besetzt, den Abschluß, ähnlich wie in Fig. 271 e. Kurz wir haben einen neuen Beweis, wie selbst einfache Kirchlein in abgeschlossenen Lagen im 12. oder 13. Jahrhundert bemalt wurden. Wahrscheinlich hatten die Herren von Löwenberg schon damals das Patronat von St. Jakob inne; ihren Wappenschild mit dem „springenden Löwen“ sieht man noch an den späteren Gemälden (v. 1426), an der Kirche angebracht, die Patronats-Rechte üben heute ihre Nachfolger. „Die Chronik von Löwenberg“ schweigt leider über alle diese Fragen.

Vor ungefähr 12 Jahren sind in der St. Jakobskirche oberhalb Tramin Wandgemälde bloßgelegt worden, von denen die eine der zwei Bilderreihen einen so eigenthümlichen Inhalt zur Schau trägt, daß man beim ersten Anblick daran zweifeln möchte, ob diese Figuren mit den darüberstehenden biblischen Darstellungen in einem Zusammenhange stehen oder überhaupt zum würdigen Schmuck einer Kirche dienen dürften. Da sieht man etwa 1.20 M. hohe ungeheuerliche Gestalten schwebend oder über Wogen daherreitend, halb Mensch, halb Thier, mit Hundsleib oder Fischschwänzen, bald Einzelne, bald Gruppen unter einander im wüthenden Kampfe begriffen, bald wiederum wie spielend und scherzend. — Und doch wie fremdartig und unvereinbar mit den hl. Bildern diese Vorstellungen erscheinen, kann man nicht annehmen, daß sie Willkür oder Künstlerlaune hervorgebracht hat. Würde letztere Ansicht vorgewaltet haben, so müßte der Meister, wie wir in der Plastik gesehen, diese Gebilde durch eine Umgebung von Ornamenten und Ranken u. dgl. als wirkliche Decoration charakterisirt haben. Gewiß viel näher liegt der Gedanke, daß höhere Gesichts-



punkte, symbolische Rückfichten für die Wahl derselben maßgebend gewesen sind<sup>1)</sup>. Sie sollen wie bei der Plastik „der rettenden Kirche gegenüber die Mächte der Finsterniß“ wiedergeben, weshalb wir als Beweis auch hier in der untern Reihe Ungeheuer und in der oberen Christum mit den Aposteln finden.

Die Malerei beginnt 2 m über dem Fußboden an der Stirnseite der Abside — ein Triumphbogen ist nicht näher im Baue ausgedrückt —; rechts sieht man einen Mann, links ein Weib, beide unbekleidet, in gekrümmter Stellung und von plumpem Körperbau; ihre Arme sind aufwärts gestreckt, anscheinend zu einem Gebälk, das sie als schwere Last zu tragen hätten. Es ist wohl Adam und Eva dargestellt oder überhaupt der Mensch in seiner durch die Sünde elendsten Lage. Von diesem Gesichtspunkte aus können diese an sich etwas unangenehm wirkenden Gestalten der ernstesten Würde des Gotteshauses, besonders wenn man die damals bei ihrem Entstehen rohen Sitten in Betracht zieht, nicht ganz widersprechend genannt werden; sie machen keinen sinnlich reizenden Eindruck, sondern erregen vielmehr Widerwillen, jedoch ist es besser, daß man sie heute für gewöhnlich verhüllt. Ueber Adam ist eine blühende Frau dargestellt, mit gefiedertem Leib von graubrauner Farbe, deren dunkelgelbe Haare gleiten in langen



Fig. 272.

Zöpfen über die Schultern herab und die Augen sind von einem rothen Ring umzogen; sie hat Flügel, unter welchen kurze, schwache Arme mit feinen Händen hervorragen, Fig. 272. Der Kunsthistoriker Dahlke, welcher auch diese Gemälde im V. B. d. Repertorium für Kunstwissenschaft weitläufig beschrieben hat, erkennt in dieser Figur „die Welt“, welche hier in trügerischem Bilde ihre Doppelnatur, in einem grünen Vogelkopf mit einer Blume im rothen Schnabel die Sinnenlust enthüllt, ohne die abschreckende Gegenseite zu offenbaren. Ueber Eva schwebt ein Doppelthier, das auf breitem Fischschwanz gestützt, die ziegenartigen Vorderfüße zum Sprunge aufwärts schnell und sein langes Horn in drohende Bewegung senkt. In Verbindung mit Eva gebracht ist der Name dieses Ungeheuers wohl leicht zu errathen; die Phantasie des Malers



Fig. 273.



Fig. 274.

wollte durch diese originelle Schöpfung kaum etwas anderes, als den sonst als Schlange abgebildeten Verführer des ersten Weibes darstellen. — Bezeichnet nach unten hin die Grenze der Malerei nur ein breiter Strich, so läuft obenhin ein kräftiges Band in grüner und rother Bickzackform auf schwarzem Grund, welches sich durch die ganze Abside fortsetzt, Fig. 272.

An der innern Wand der Absis zieht sich gleich über dem ehemaligen Altartische eine geschlossene Reihe symbolischer Figuren hin, nur in der Mitte durch ein Fenster unterbrochen. Zur Rechten stehen drei männliche Gestalten, halb Mensch, halb Thier, im bittersten Kampf gegeneinander, Fig. 273. Dahlke, dem wir nach dem Repertorium für Kunstwissenschaft im Auszuge mit Einschluß eigener Beobachtungen folgen wollen, beschreibt diese und folgende Scene trefflich. Der erste Held hat gleich den Kampf mit zwei Fein-

<sup>1)</sup> Man vergleiche hierüber die Gemälde zu Billis in der Schweiz im Repertorium für Kunstwissenschaft V. V. — Schnaase G. d. bild. K. B. IV, 267. — Franz G. d. Mal. S. 458. — Mitth. d. k. Central-Commission v. J. 1860 S. 67, und nach Zanitschel einen ihr. oder griech. Codex in der Vatikan. Bibliothek.



den aufgenommen; den nächsten Widersacher zieht er beim Haarschopf nieder, dem folgenden schleudert er ein Bündel Flammenstrahlen entgegen und droht ihm eine Schlange entgegenzuwerfen. Ein Schütze schießt so eben einen Pfeil vom gespannten Bogen auf ihn ab. Beide stehen hochaufgerichtet einander gegenüber und künden durch Wuthgeschrei aus dem breitgeöffneten und mit Zähnen dicht besetzten Munde ihre große Kampfeslust. Gestützt auf dem rechten, in Grau gemalten Fuß und dem rothen Flossenschwanz, dessen Oberleib mit einer Vogelgestalt verwachsen ist, entfaltet der Flammenpfeiler ebensogroße Sicherheit in der Haltung, als Kraft in den Muskeln. Die Sehnen wie Stahl, die Rippen eingebogen, den rechten Arm zum Wurf ausgestreckt, den breiten Kopf auf kurzem Halse seitlich gewendet, gibt er durch die Wucht des Schlangenleibes der Kraftanstrengung seiner Linken ein Gegengewicht und bietet mit seiner gewundenen Zipfelmütze über der niedrigen Stirn, mit kurzer, scharfgekrümmter Nase und großen, feurigen Augen einen nicht minder schreckenerregenden Anblick als der Bogenspanner, in dessen strahlenförmigem Borstenhaar, düster flammendem, von hochgeschwungener Braue beschattetem Auge, vorspringender Nase und zähnefletschendem Munde sich gleiche Verwegenheit, gleiche Mordlust offenbart und der also seinem Gegner nicht minder entschieden gegenübersteht. Zwischen beiden kämpfenden hat ein waffenloser Streiter den linken Fuß des Schlangenschwingers emporgerissen, wird aber von ihm, wie bemerkt, an den Haaren niedergezogen und schafft so durch seine unfreiwillige Senkung des Kopfes für Pfeil und Flammen freie Bahn. Während im Gesicht mit hochgewölbter Stirn, birnförmiger Nase, henkelartigem Ohre und rundlichem, zum schmerzhaften Aufschrei geöffnetem Munde der Unmuth des Unterliegenden sichtbar wird, ist im grün contourirten Unterkörper eines kräftig gebauten Hundes die Wildheit thierischer Bewegung ausgeprägt. Unverkennbar sind die Gestalten mit Freude an den Aeußerungen roher Kraft und kriegerischen Muthes entworfen, nicht ohne Sinn für Gleichmaß und Ergänzung der Gegensätze gruppiert und nach einer vorliegenden Zeichnung vom Priester Cypr. Beskosta sen. mit einer vierten, in der Rolle eines herabschwebenden, geflügelten Genius auftretenden Figur in Verbindung gebracht. Der Genius scheint den ohnedies schon sicher zielenden Schützen zur Kampfeswuth noch mehr aufzumuntern und so könnte man fragen, ob nicht vielleicht ihm der Wurf der furchtbaren Schlange zugebracht war. Sein gelb contourirter, nackter Körper trägt schwarze Stiefelchen. Mit dieser Figur erreicht die Gruppe die Mitte der Abide.

Einen ganz anderen Eindruck bringen die abenteuerlichen Figuren der zweiten Hälfte hervor, Fig. 274; ihr Schauplatz zum Kampf und Spiel sind Wasserwogen, in welchen sie stehen oder über denen sie schweben. Die Reihe eröffnet ein unbekleideter Mann mit Hundekopf, seine Beine gehen in einen Gänsefuß aus. Er steht in einem heftigen Kampf mit einer großen Schlange, deren Länge jene seines Körpers weit übertrifft. Bereits hat sie sich an ihm hinaufgeschlängelt und die Zähne in seine Brust geschlagen, trotzdem, daß er ihren Leib mit beiden Händen zusammenpreßt und ihren Hals mit seinem zähnerreichen Rachen zerquetscht. Die Sirene daneben, die am Besten von allen erhaltene Figur, eine ruhige ernste Schönheit mit runder Gesichtszug drückt durch den sinnigen Blick der großen Augen sprechend den Zauber eines Verjüchers aus; ihre Füße, durch zwei Fischschwänze vertreten, hat sie mit beiden Händen in die Höhe gerichtet und wie mit einem ovalen Rahmen sich umgeben. Anscheinend friedliche Unterhaltung verbindet das letzte Paar; dasselbe besteht aus einem nackten Reiter auf einem delfhinartigen Fische, an welchem er sich festklammert und aus einer sirenenhaften Nachbarin, die ihren flossenlosen, wulstigen Unterleib an die linke Schulter angelehnt und den breiten Mund des seitlich vorgeneigten Kopfes zum Geplauder geöffnet hat, während ersterer durch den aufgehobenen Zeigefinger dem Worte Nachdruck zu geben sucht; spannungsvoll lauscht er auf die Erzählung, Mund und Augen sind weit aufgethan. Beide zeigen das größte Interesse an dem Inhalt der Mähr, trotzdem, daß dem Einen ein krokodilartiges Thier den rechten Fuß mit den Zähnen erfaßt und dem Andern ein dem Sägefisch ähnliches Wasserthier mit seinem Horne den Leib zu durchbohren droht. Außer an der Sirene treten Beziehungen auf bestimmte Gedanken nirgends ans Licht; indessen nur Reize vielseitiger Bewegung ohne irgend eine bedeutungsvollere Darstellung hat der alte Meister kaum ins Auge gefaßt; das Frühmittelalter war eben tief sinnig in seinen Bildern, wie sich von Jahr zu Jahr immer mehr herausstellt, je mehr überlängte Wandmalereien ans Tageslicht kommen. Ebenso schwierig ist es, das Vaterland des Meisters zu bestimmen, der in so früher Zeit so großen Formsinn und tüchtiges Naturverständnis bezeugt und die Gruppenstellung versteht.

Die Apostel als obere Bildreihe ebenfalls etwas über 1 m hoch, sind zweifelsohne von einer andern Hand und stehen den besprochenen Figuren in der Zeichnung nach; ob sie



aber viel jünger sein dürften, oder gar wie Einige meinen, an die Stelle bereits vorhandener fabelhafter Gebilde getreten sind, lassen wir dahingestellt sein. Letzterer Ansicht wird deßhalb kaum beizustimmen sein, weil Symbole allein ohne Heiligenbilder in der Umgebung eines Altares das tiefdenkende Mittelalter niemals zugegeben hätte. Von den paarweise aufgestellten Heilsboten — siehe Fig. 275 — sind nur mehr sehr wenige kenntlich erhalten und Christus fehlt gänzlich. Die einzelnen Figuren erscheinen nicht wie andere aus dieser Zeit statuarisch steif, sondern der Körper folgt einer fein angedeuteten Bewegung, regelmäßiges Oval im Gesichte kommt in Verbindung mit öfter wiederkehrenden, mandelförmigen Augen, weniger bestimmt zum Ausdruck; die Nase ist bald leicht gebogen, bald fast gerade und ein kleines Wangentüpfel hebt das gelbbraune eintönige Colorit. Einzelne Köpfe sind nicht ohne Anmuth, seine Schattirung wiederholt sich an den allerdings öfter starren und verzeichneten Händen; weich umhüllen Kleid wie Mantel in abwechselnden leichten Farben die noblen Gestalten, die Falten sind jedoch in den untern Partien theilweise unruhig angelegt, und seltsamer Weise die Füße mit Schuhen versehen. Das Buch, welches jedem Apostel beigegeben ist, wird hie und da mit der durch den frei über den Arm geworfenen Mantel verhüllten Hand gehalten; interessant ist ein Vergleich dieser Bilder mit den Malereien in Soest nach dem Organ für christl. K. v. J. 1863 S. 89. Von den in Fig. 275 abgebildeten Aposteln trägt der unbärtige mattgelbes Kleid und weiß-grünen Mantel, der andere rothes Ober- und braunes Unterkleid; die Hauptumrisse der Kleider, selbst der Architektur sind durch eine schwarze Linie hervorgehoben und die hellgelben Nimbren durch einen schwarzen Streifen eingefasst. Der Hintergrund wird in der untern



Fig. 275.

Hälfte durch einen gold-gelben Teppich aus Perlenkränzen mit dunkleren Vierecken dazwischen und weiter hinauf durch breite Querstreifen von helleren und dunkleren Tönen brauner und grauer Farbe gebildet. Decorativ behandelte Rundbögen von weißer Grundfarbe mit rothen Schattenparthien trennen die Apostelpaare und über einem roth-gelben Streifen schließt ein Zickzackfries das Ganze gegen das Halbkugelgewölbe der Abside ab, wo keine Spur von Bemalung entdeckt worden ist. Vom Meister dieser Gemälde dürfte vielleicht das Vaterland leichter zu bestimmen sein und könnte etwa ein eingeborner Künstler angenommen werden; geschichtliche Nachrichten fehlen gänzlich, nur hinsichtlich des Bestandes der Kirche am Beginne des 13. Jahrhunderts, wie oben Seite 154 bemerkt war, und zu welcher hier ergänzt werden kann: Castellazzo »sopra di S. Giacomo«, besitzen wir eine urkundliche Mittheilung.

Das Kreuzschiff des Domes zu Trient ist mit werthvollen alten Gemälden geschmückt, jedoch in die romanische Periode reicht unter denselben nur ein Bild des hl. Christof, auf der Südwand des rechten Querarmes, zurück. Diese stattliche Riesengestalt erscheint uns wiederum in Vorderansicht und in typisch strenger Auffassung, Christus ähnlich und als junger Mann mit kurzem, ungetheilten Barte von dunkelbrauner Farbe; in reicher Fülle umgeben die Haare gleichmäßig das plastisch gemalte Antlitz, die Nase ist lang, die geschlitzten Augen entbehren noch der Lider. Mit großen Edelsteinen ist der gelbe Nimbus besetzt und von einer Perlschnur rings umsäumt. Ueber das Kleid, das ähnlich dem Hintergrund in Fig 275 mit perlbesetzten Kreisen übersät ist, breitet sich ein durch tief eingeschnittene Lappen verzierter Halsstragen aus. Leider hat die Figur stark gelitten, so daß man weder die Rechte sieht, welche den Palmbaum mit fleischrothem, ährenförmigem Büschel erfaßt hat, noch die Linke, womit der Heilige das bereits auf der Schulter stramm aufrecht sitzende Jesuskind hält. Die untere Hälfte des Bildes hat man im 15. Jahrhundert durch eine andere Malerei verdeckt und in neuerer Zeit darüber hin noch einen Grabstein in die



Mauer eingefügt. Nach dem stark eingeschnittenen und langgezogenen Blattornament der Umrahmung des Ganzen zu urtheilen, dürfte dieser St. Christof erst der Mitte des 13. Jahrhunderts angehören.

Noch jünger ist die Bemalung der St. Pantkratiuskapelle in der Burg Tirol. Wie aus einzelnen figurativen Theilen, unter anderem auch aus den Thiergestalten der Frieze, namentlich aber aus der Architektur in dem oberen Altarraum und den meisten Ornamenten hervorgeht, stehen wir hier vor einem entschiedenen Uebergang zur Gotik oder am Ende des 13. Jahrhunderts. In dem unteren Altarraum schließen die Nischen für die einzelnen Figuren noch mit Rundbogen und einer wagrechten Linie darüber ab, und in dem oberen hat man bereits über den ersteren die ausgesprochensten Wimperge nicht allein mit Krabben in Schnecken-, sondern auch in Blattform aufgebaut und zwischen ihnen ein fialartiges, schlankes Thürmchen eingefügt. Die Thiergestalten eines Friezes, in höchst buntem Wechsel von Bären, Löwen, Greifen, Geiern, Affen, Hunden und dgl. zusammengesetzt, schwanken bereits in ihrer Stellung und Ausführung zwischen dem romanischen Ernst und gothischen Humor und schließen sich auch, abgesehen von dem sie begleitenden gothisirenden Ornament, den in Fig. 153 abgebildeten Figuren näher an. An den Heiligenfiguren tritt nobler, weicher Faltenwurf mit theilweise lang herabhängenden Zipfeln der Kleider auf, wie wir dergleichen in der Frühzeit der nächsten Periode oft begegnen werden. Selbst „gravirte“ Heiligenscheine kommen vor, haben aber hier keine weitere Bedeutung, da sie erst nachträglich bei einer Renovirung oder Uebermalung angebracht worden sind; als Beweis hiefür dient jener an einem hl. drei Könige, welchem er über die Wange kauft, während er bei den zwei andern heiligen Genossen gänzlich fehlt und bei Maria hoch über deren Kopf erscheint, der ursprüngliche Nimbus aber in rother Farbe um ihr Haupt regelmäßig herumgeführt ist. Ueberdies fehlt jener charakteristische Perlenkranz, der den strahligen, frühgothischen Nimbus stets umgibt. Leider geschah die Ablösung der Tünche bei den meisten Figuren bisher nur theilweise und ist bei den übrigen schlecht gelungen, weil der Malgrund nicht fein geglättet geworden ist, wie in anderen Kirchen.

Die ältesten Motive bietet ein überlebensgroßer St. Christof, welcher außer einer jüngeren Kreuzigungsgruppe und einigen Ornamenten in beiden Stockwerken des Schiffes allein bloßgelegt ist. Dieses Bild hatte eine gleich tüchtige Künstlerhand, wie jenes in Trient geschaffen; im Allgemeinen sehen sich beide Heilige ziemlich ähnlich, hier begegnen wir aber einer leicht gebogenen Nase, geschlitzten Augen, ein Halsstragen fehlt, der rothe, schmucklose Mantel ist leicht umgeworfen und wird auch von keiner Spange zusammengehalten, der weißgekleidete segnende Heiland ruht noch „im Arm“ des Riesen, dessen Kleid ziemlich bunt aussieht, da es mit an einander gereihten blauen und rothen Rhomben bedeckt ist. Auffallend stumpf findet sich die Nasenpitze des Kindleins, welche Erscheinung beinahe an allen anderen Figuren dieser Kapelle widerkehrt und am jüngsten der hl. drei Könige vom Künstler am weitesten getrieben wird. Am Triumphbogen ist die Spur von einem Thierfries zum Vorschein gebracht und die Mauerdicke desselben Bogens in der oberen Hälfte über dem reliefartig behandelten Gesimse durch 7 Medaillons aus der Schöpfungsgeschichte ausgefüllt, wo Gott Vater segnend in Begleitung eines Engels immer wiederkehrt; die Reihe der Bilder nimmt auf der Epistelseite ihren Anfang, gut sichtbar ist die Erschaffung der Eva und die Ruhe am 7. Tage. An den Wänden herum stehen Einzelfiguren von 1.20 m Höhe, unter Rundbögen, deren Zwickel Engel ausfüllen. Auf der Evangelienseite beginnend sind dargestellt: 1. Magdalena (?), 2. Paulus; 3. ein anbetender Engel in buntem Gewande und zu dessen Füßen eine Kreuzigungsgruppe in Miniatur und aus späterer Zeit; 4. ein nicht näher bezeichneter Bischof; 5. Gregorius d. Gr.; 6. ein ebenfalls nicht bestimmbarer Bischof mit Pallium (Augustin ?) und 7. eine stattliche männliche Figur in weitem Gewande mit Tonjur oder Kahlkopf. Die tiefen Gewände der Fenster, welche die aufgezählte Heiligenreihe unterbrechen, beleben ebenfalls figurliche Darstellungen; im mittleren Fenster die Kreuzigung, gegenüber die Auferstehung und oberhalb Maria's Krönung durch Christus, im Fenster links Engel, rechts Heilige: als Barbara (?) und Dorothea. Ueber einem der Fenster (links) steht eine Inschrift in Uncialen, welche noch zu entziffern ist. Den Abschluß des ganzen Bilderkreises bildet der bereits erwähnte, vielgestaltete Thierfries, wo zwei Thiere unter einem Halbkreis gegen einander gekehrt sind.

Dieselbe Anordnung kehrt in dem oberen Altarraum wieder. Auf der Evangelienseite ist die Anbetung der hl. drei Könige dargestellt und breitet sich unter drei Bogen aus; drei Lebensalter sehen wir an ihnen bereits ausgedrückt; der älteste kniet vor dem fein offenes kelchartiges Opfergefäß segnenden und noch bekleideten Christuskinde, das hier schon etwas



zarter aufgefaßt ist; der zweite König zeigt auf den Stern, der schnurgerade über Mutter und Kind steht. An den Kleidern der Gruppe kehrt nur Weiß, Roth und Grün wieder. Im nächsten Feld ist die Darstellung nicht mehr kenntlich; dann folgt eine Kreuzigungsgruppe in Begleitung von St. Catharina und einem Bischöfe, endlich Elisabeth, einen Brodlaib auseinander-schneidend, und ein stattlicher Jüngling mit der Martyrer-Palme, wahrscheinlich St. Pantradius, der Patron der Kapelle. Von Ornamenten ist der uns bekannte Mäanderstab, sowie eine nahe verwandte Form, welche durch Köpfe verziert ist und ein Zickzackfries ähnlich wie jener zu oberst in Fig. 275 bemerkenswerth. Auffallend breit sind die Contouren an den Figuren gehalten und bilden, heute wenigstens, die einzige Zeichnung, selbst in den Gesichtern; die weitere Modellirung durch Schatten und Lichter dürfte in Folge der Zeit nur verschwunden sein, irgend welche war ursprünglich doch vorhanden.

Noch näher der Richtung in der frühgothischen Periode stehen die Bilder auf der Nordseite des Chores in der Johannes-Taufkapelle in Brizen, daher soll von ihnen später die Rede sein; Custos Schmelarz schreibt sie zwar der Mitte des 13. Jahrhunderts zu (Wiener Zeitung v. J. 1883), welcher Ansicht aber die Formen widersprechen, wie sich der Leser selbst überzeugen wird.

Kleinere Reste von Wandmalereien waren in St. Peter (in bosco = im Walde) bei Ma zu sehen aus der Zeit von 1265 oder 1266, wo nach Notiz von S. 40 diese Kirche vergrößert worden war. Professor Sulzer schreibt in *Mon. d. Cent-Comm. v. J. 1864 S. LXXVII.*, besonders zweien knieenden Figuren dieses hohe Alter zu. Im Jahre 1883 wurde aber eine Uebermalung aller Bilder vorgenommen und ihr ursprünglicher Charakter ist, wie man uns berichtete, verloren gegangen.

Kleinere Reste monumentaler Bemalung kamen im Altarraume der St. Stefanskapelle auf der Burg ruine Formigar, jetzt „Sigmundskron“ — vgl. oben S. 132, 155, — wiederum ans Tageslicht. Derzeit sieht man einen marmorartig bunt behandelten Sockel und darüber einen dreifach sich verschlingenden Wandfries in perspectivisch roth grün und gelb mit etwas violet gehaltener Mäanderform, vgl. Fig. 276. Diese Reste lagen unter dicker Mörtelkruste; einige Buchstaben, z. B. JSCETA, von der Inschrift der höher stehenden Figuren sind ebenfalls bloßgelegt, die Bilder selbst harren noch der Befreiung Sie dürften jenen im nahen Hocheppan nicht ferne stehen. Noch geringer sind die Erinnerungen an die einstigen Gemälde in den Burgkapellen von Boimont und Wanga (S. 132); in letzterer trafen wir an der Abside einen schmalen Fries aus einem schweren Laubwerk in fleischrothem Tone mit wenig Schattirung, Fig. 277, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo die Burg in dem heutigen Umfange erbaut wurde, siehe oben S. 58.

Bezüglich St. Benedikt in Ma ls wäre zu S. 232 noch nachzutragen, daß man bei weiterer Bloßlegung der überlünchten Bilder auf zwei Scenen stieß, wo anscheinend Mönche mit großen Conjurten vorkommen; auf der einen ist ein Mönch allein in einem Gemache schreibend dargestellt und ein Vogel (Tauben?) auf dem Schreibtische stehend berührt mit dem Schnabel den Mund des Schreibenden, ein anderer auf der Achsel stehend dessen Ohr und ein dritter schwebt zu ihm herab, Fig. 278; da der Figur ein Heiligenschein fehlt, so dürfte nicht an eine bestimmte Person, sondern nur an die Darstellung eines Einsiedlers zu denken sein, von dem Menzel's Symbolik S. 527 bemerkt, daß solche Männer mit den Vögeln sehr vertraut und von ihnen häufig umgeben waren. Am anderen Bilde sehen wir einen aus einem aufgeschlagenen Buche lehrenden Mönch in Begleitung eines zweiten und



Fig. 276.



Fig. 277, Wanga.



Fig. 278, Ma ls.

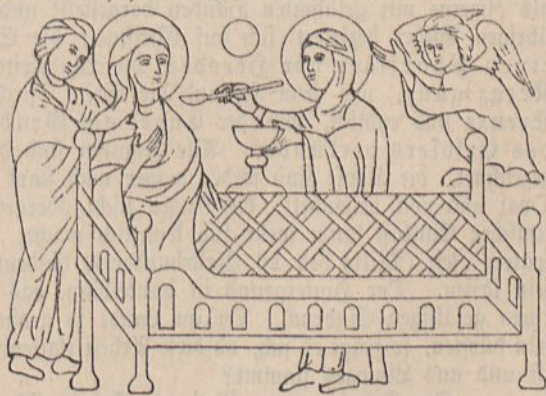


Fig. 279, Trient.



vor ihnen einen aufmerksamen Schüler mit gefalteten Händen. Im Hintergrunde ist eine Halle sichtbar, deren Rundbogen auf Säulchen ruhen.

Als Ergänzung zu S. 198 ist auf ein paar Emailarbeiten aufmerksam zu machen. Jenen bereits S. 208 erwähnten fargförmigen Reliquienstreifen in der Domschatzkammer von Trient hat man ringsum mit Emailbildern von 10 cm Höhe verziert, welche auch



Fig. 279, Trient.

ihres Inhaltes wegen eine größere Bedeutung haben. Auf der einen Schmalseite erscheint die Verkündigung Mariens und daran schließen sich auf der einen Längenseite drei weitere Szenen aus ihrem Leben. Zuerst ist es die höchst selten vorkommende Darstellung des „Empfanges ihrer letzten Wegzehrung“ Fig. 279; selbst das Buch von der Malerei des Berges Athos (von Schäfer) und die Legende vom Leben Mariens von Schulz schweigen darüber. Maria sitzt aufrecht in einer Bettstätte, bedeckt mit einem kostbaren Teppiche und wird von einer Frau mit der einen Hand sanft gehalten. Ein nimbirter Jüngling, wahrscheinlich St. Johannes der Evangelist, dem Jesus seine Mutter so innig em-

pfohlen hatte, reicht ihr die Eucharistie unter beiden Gestalten und zwar in Brodesgestalt vermittelt eines Löffelchens, dessen sich die griechische Kirche noch heute bedient, nachdem zuvor dieselbe in das hl. Blut getaucht worden ist; darauf macht hier der Kelch aufmerksam, welchen Johannes mit der Linken zart angefaßt hat. Ein hinter ihm auf Wolken schwebender Engel macht mit seinen Händen die Geberde der Hingebung in den Willen des Herrn, scheint aber hier mehr zur Raumausfüllung zu dienen, als zur Vertretung eines bestimmten Gedankens. Dann folgt das Hinscheiden der seligsten Jungfrau, ähnlich wiedergegeben wie das eben citirte Buch von Schäfer beschreibt: Die Gottesmutter ist von drei Aposteln umgeben; einer derselben neigt sich über ihr Sterbelager hin, ein zweiter steht zu ihrem Haupte und der dritte wird trauernd dargestellt. Die scheidende Seele in Gestalt eines Wickelkindes hält ein Engel gegen Himmel empor. Das letzte Bild drückt das Begräbnis Mariens durch die Apostel aus, von denen vier die Bahre tragen, aber nur zwei Träger hat der Künstler aus Mangel an Raum ganz ausführen, die anderen sowie die übrigen Apostel nur andeuten können, Fig. 279. Da nach der Legenda aurea von Joh. de Voragine u. A. die böswilligen Juden an die Todtenbahre Hand anlegen wollten, so wurden bei deren Berührung ihre Hände plötzlich ganz lahm. Zwei derselben sind hier zum Spotte als Zwerge mit gelähmten Händen dargestellt und durch Spizhüte kenntlich gemacht. Die übrigen Bilder beziehen sich auf Christus; die Schmalseite zeigt ihn angeklagt durch einen Phariseer vor Herodes; die Längenseite zerfällt wiederum in drei Felder mit der Kreuzigung, wie dem Heiland die Seite durchstochen wird, mit der Abnahme vom Kreuze und endlich, wie der Engel am Grab der Magdalena die Auferstehung des Erlösers verkündet. Alle Figuren sind durch befriedigende Körperverhältnisse ausgezeichnet, die Köpfe sind weder mager noch stark langgezogen, sondern in einem gefälligen Oval und voll behandelt, die Augen nicht übergroß, die Nase stumpf, so daß ein byzantinischer Einfluß kaum mehr sich kenntlich macht; ob diese besseren Formen auch auf eine spätere Zeit (Mitte des 13. Jahrhunderts) hindeuten, müssen wir einstweilen dahin gestellt sein lassen. Der Hintergrund ist dunkelblau, das Ganze ziemlich fein behandelt und macht einen gefälligen Eindruck. Da im Lande so große Emails damals kaum hergestellt worden sein dürften, so fragt es sich, ob diese Arbeit italienischen oder vielmehr französischen Ursprungs ist und aus Limoges stammt?

Im Domschatze zu Brigen finden sich aus weißer Seide gestrickte Handschuhe, welche mit Goldstickerei verbrämt sind und von den Bischöfen bei liturgischen Handlungen angezogen wurden. Diese Arbeit ist nicht alt und gehört nicht in unsere Periode, wohl aber die sehr alten emailirten Medaillons aus Silber, womit diese Handschuhe besetzt sind. Auf dem einen Medaillon ist Maria in betender Stellung dargestellt, die Unterseite der beiden Hände, welche vor der Brust ausgebreitet sind, gegen den Beschauer gerichtet, ähnlich der



einen Hand in Fig. 256 mit der griechischen Inschrift: MP. OS. oder abgekürzt für: Mater theotokos d. h. Gottesmutter; auf dem anderen St. Paulus mit einem Buch in den Händen und der folgenden Inschrift, in welcher die Buchstaben nicht wie oben neben, sondern unter einander stehen: S. Paulus, gleich vielen Fällen auf altchristlichen Bildern. Beide Stücke sind sehr feine Grubenemails, wo die Contouren auf dem für die Einsmelzung der Farben ausgehobenen Silbergrunde ungemein zart und vergoldet auftreten. Tinkhauser bemerkt i. d. Mitth. d. C.-G. 1861 S. 131, daß sie nach ihrer Beschaffenheit auch aus Limoges stammen und nach dem Charakter der theils griechischen, theils gothischen (?) Majuskelschrift noch im 11. Jahrhundert entstanden sein könnten, wo die Kleinkünste noch nach den Mustern des Orients sich richteten.

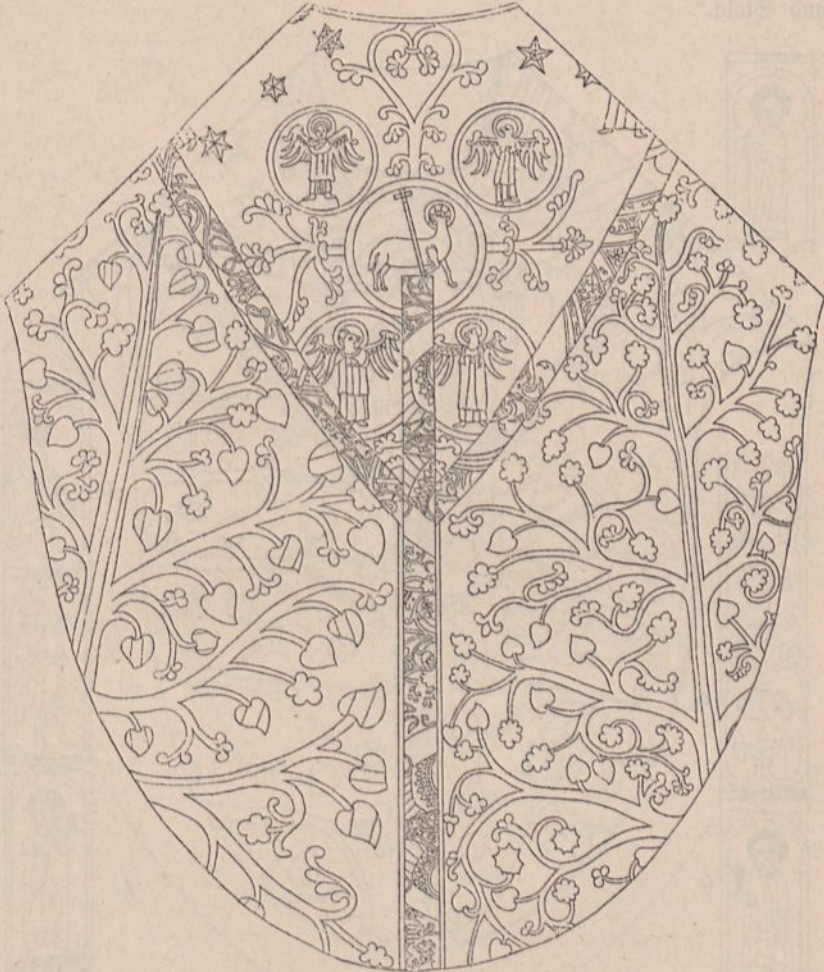


Fig. 280, Marienberg.

Antiquar Ueberbacher in Bozen erwarb jüngst von einem Privaten im Sonthale zwei interessante emailirte Stücke. Das eine ist ein ungefähr 40 Cm. hohes vergoldetes Vortragskreuz aus Kupfer, dessen Balkenenden ein wenig sich erweitern; auf der innern Seite waren das Bild des Gekreuzigten und vier Figuren nebst edlen Steinen, ähnlich wie oben in Fig 229 angebracht, wofür aber nur mehr die im gravirten Laubornament, welches die Kreuzesbalken bedeckt, leergelassenen Stellen Zeugen sind, die Reliefs fehlen jetzt. Die reich emailirte Rückseite zeigt in der Mitte das Lamm Gottes nebst den vier Evangelistenzeichen. Das zweite Bild ist ein Wehrauchschiffchen in der Form eines langgezogenen Ovals auf sehr niedrigem Fuße. Den ornamental emailirten Deckel schmücken noch zwei kleine Hochreliefs, welche Engel darstellen. Antiquar Strasser in Meran besitzt eine einfach emailirte Hostienbüchse, welche jenen Mustern im Kirchenschmuck v. Laib, B. IX, S. 88 ähnlich ist und bietet sie für 100 fl. aus!



An die mit dem Pinsel ausgeführte Malerei schließen sich naturgemäß die durch „die Nadel künstlerisch hergestellten Bilder“ auf verschiedenen Webstoffen an. Wenngleich die Stickerin dem Maler gegenüber in der feineren Technik ein ziemlich beschränktes Feld hat, so weiß sie durch Anwendung verschiedener Sticharten dennoch eigenartige und interessante Arbeiten zu schaffen, denen wir unsere Aufmerksamkeit nicht versagen können. Die vielen zerstreuten Notizen über Nadelmalereien oder gestickte Bilder in den Schriften des Mittelalters bezeugen, daß die Frauenhände besonders in den Klöstern nach Otte's kirchliche Kunstarcheologie u. Anderen in ihrem eigentlichen Kunstfache sehr thätig gewesen sind. Zu bedauern ist nur, daß in allen europäischen Ländern vorzugsweise aus der romanischen Periode nur wenige Ueberbleibsel der Sticktunst auf uns gekommen sind. In Tirol bewahrt nur das Benediktinerstift Marienberg einen derlei seltenen Schatz in einer bildgestickten „Casel und Stola.“

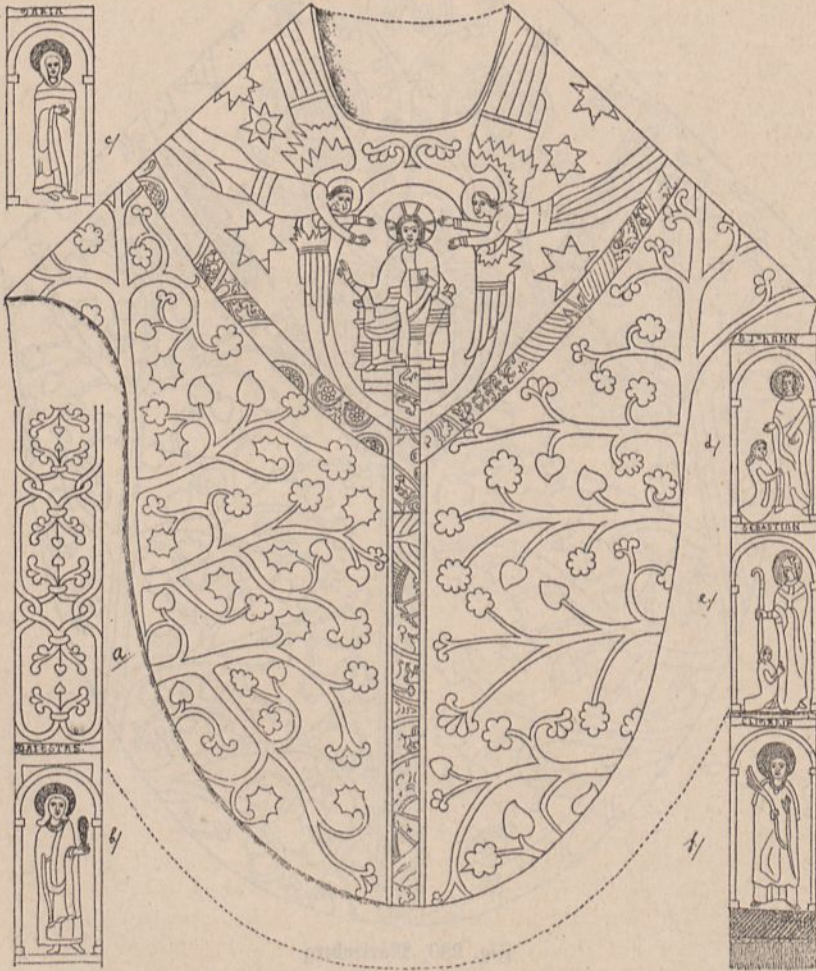


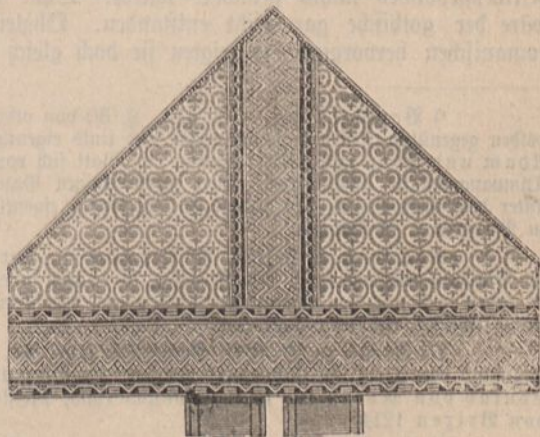
Fig. 281, Marienberg.

Als Hauptvorstellung auf der Rückseite der Casel zeigt sich das im Mittelalter wiederkehrende Bild des Gotteslammes umgeben von den Evangelisten-Sinnbildern, Fig. 280. Das Lamm mit dem Kreuze und dem Kreuznimbus und seltsamer Weise in Goldfäden ausgeführt steht in einer kreisförmigen, glatten Umrahmung, von welcher nach allen vier Seiten ornamentale Baumäste ausgehen und wieder eine Kreuzesform nachahmen. In den Winkeln dieser Kreuzesarme stehen die Evangelistenzeichen als Menschen mit Thierköpfen in Diakonentracht, ihre Flügel ausgespannt und mit Ausnahme des Engels sehen alle zum Lamm hin. Wie Fig. 281 wiedergibt, zeigt die Vorderseite des hl. Gewandes das uns schon öfter vorgekommene Bild des Heilandes, die bekannte »maiestas Domini«, sitzend auf einem reich verzierten Throne in der Höhe des Himmels, der durch große Sterne ange-



deutet ist. (Mitth. d. C.-C., B. III, S. 57 und Dr. Franz, G. d. Mal. u. a. m.) Zwei Engel in langen gegürteten Alben umschweben in huldiger Stellung ihren in einer eisförmigen Umrahmung thronenden Herrn. Dieser trägt goldenen Mantel, unter welchem Roth, Gelb und Blau zum Vorschein kommt, so daß es schwer zu entziffern ist, welche Farbe etwa für das Kleid, welche für die Unterseite des Mantels bestimmt ist, da die Draperien in Folge der Abnutzung heute etwas verworren angelegt aussehen. Ueber die Vorder- wie Rückseite der Casel verbreitet sich ein baumartiges gelbes Ornament, dessen Stamm in viele Zweige mit Blumen und Blättern auslaufend die ganze Fläche gleichmäßig bedeckt. Der Grund der Casel ist durchaus roth und auf dem groben Linnen, aus dem das hl. Gewand besteht, im gleichmäßigem Flach- oder Blattstich elegant angeführt. Dasselbe gilt auch von den Ornamenten und den Figuren, deren Contouren zuerst mit blauer Farbe fein aufgezeichnet worden sind. Die zur Arbeit benützte Sticheide besteht aus einer sehr lose gedrehten Flockeide von mäßiger Dichte. Die Farben haben sich noch gut erhalten und sind auf einer Tafel des I. Heftes des „Tiroler Kunstalbums“ (Selbstverlag des Chorkaplans St. Knoflach in Bozen) gut wiedergegeben. Vom alten Futterstoff hat sich keine Spur erhalten. Nachträglich hat man schmale Streifen von einem zart gewebten Seidenstoffe in gabelartiger Kreuzesform auf der Vorderseite wie Rückseite als weitere Zierde aufgenäht. Der Stoff, aus dem die beiden Kreuze gebildet worden, ist sehr alt und höchst interessant, zweifelsobne saracenischen Ursprungs, wie die darauf vorkommenden Theile von größeren und kleineren Thieren (vierfüßigen und Vögeln) in Verbindung mit phantastischem Laub- und Stengelornament mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen. Einzelne Stellen haben metallischen Goldglanz, wozu nicht Seide, sondern ein anderes Material verwendet wurde, und von Farben wiederholen sich Roth, Blau und Grün auf violetterm Grunde. Leider hat man in späterer Zeit diese Casel wie viele andere alte Ornate z. B. jenen zu Göß in Steiermark, ihrer ursprünglichen weiten, wahrscheinlich glockenähnlichen Form beraubt, und einen Zuschnitt vorgenommen, so daß wie die Fig. 280 u. 281 ersehen lassen, auch der Anfang des Ornaments verloren gegangen ist.

Die Stola präsentirt sich als ein schmaler Linnenstreifen, der mit einer zusammenhängenden Reihe von Figuren ganz bedeckt und an beiden Enden mit Goldfransen besetzt ist. Die heute von der Kirche vorgeschriebenen drei Kreuze fehlen. Ein etwas längeres, in sich verschlungenes, Bandornament nimmt die Mitte ein und daran reihen sich auf jeder Seite je acht Heiligen-Gestalten unter Rundbögen, Fig. 282 b. — f. Rechts zu oberst steht (b.) Christus weiß gekleidet, mit der Linken eine Art ovalen Gefäßes, vielleicht der Eucharistie, haltend, die heute nicht mehr sichtbare Rechte wahrscheinlich leicht erhehend. Christus hat ausnahmsweise auch hier den Titel majestas über sich angeschrieben. Ihm folgen die Apostel Petrus und Paulus, Jacobus, dann verschiedene Heilige: St. Johannes d. T., wahrscheinlich als Hauptpatron des ursprünglichen Klosters zu Schuls, und daher unter der vor ihm knienden Figur der Stifter Graf Ulrich sowie vor dem nächsten Bilde des hl. Sebastian Uta dessen Hausfrau zu vermuthen ist. Dieser St. Sebastian wird in Goswin's Chronik S. 93 episcopus et martyr und zweiter Patron der Stiftskirche Marienbergs zugleich mit der unter St. Laurentius angebrachten hl. Climaria (f.) und der Panafreta genannt. Letztgenannte steht auf der andern Seite der Stola, wo oben Maria den Anfang macht (c.), dann die Apostel Andreas, Philippus, Bartholomäus und Matheus mit St. Benedikt (ein Gefäß haltend) und St. Nikolaus sich anschließen. Die meisten Figuren sind nur durch Beisezung des Namens nicht durch Abzeichen näher bezeichnet; alle Figuren haben mit Ausnahme von St. Nikolaus, der einen rothen Mantel trägt, einen rothen Hintergrund, der in „schiefer Stichlage“ sehr gefällig ausgeführt ist. Ueberhaupt kehrt dieselbe fleißige Technik der Casel auch hier an allen Stellen wieder. Zur Bestimmung des Alters dieser Paramente dürfte eine Notiz in Goswin's Chronik S. 62 die



Brigen, Fig. 282.



nen, wo von einem Ornatus die Rede ist, den die Stifter dem Kloster zum Geschenke gemacht haben. Deren dort angegebene Namen fanden sich wahrscheinlich wie in der Regel am unteren Rande der Casel und sind weggeschnitten worden. Vielleicht hat die Stickerei Uta selbst mit ihrer Begleiterin Gertrud, also gegen Ende des 12. Jahrh., hergestellt.

Von anderen Paramenten und zwar aus schön und künstlich gewebtem Stoffe zusammengestellt ist ein Inful des Brixner Bischofes Bruno von Wullenstatten und Kirchberg (1249—1288) im Domschatze daselbst zu sehen, Fig. 282. Sie ist 21 cm hoch und 29 cm breit und besteht aus zart gemustertem weißen Seidenstoffe. Ein mit Zickzack-Ornament verzierter, gewebter Streifen aus Goldfäden bildet den Schmuck am sogenannten circuito und titulo wagrecht und der Höhe nach. Unten herum stand mit rothen Fäden die Inschrift eingestickt: Bruno dei gratia brixinensis episcopus. Der Stoff hat, wie der Leser sieht, keine für eine so hohe Zeit charakteristische Musterung aufzuweisen, kann jedoch ins 13. Jahrhundert zurückreichen. Die Bänder (Stolen) bestehen aus demselben Goldstoff wie die Murrisrisia.<sup>1)</sup>

## J. Die gothische Periode vom Jahre 1300 — 1550.

### 1. Geschichtliche Einleitung.

Wiederholt ist der Leser in den bisher vorgeführten Aufsätzen aufmerksam gemacht worden, daß im romanischen Style das Streben nach dem vollkommenen Ausdruck der Einheit zwischen dem Ganzen und den Theilen, dem Innern und dem Aeußern der kirchlichen Gebäude wie anderwärts auch in Tirol immer lebhafter hervortrat; endlich sind wir bei dem Endresultat dieses Bemühens angelangt, nemlich bei einem neuen Styl, dem gothischen, womit die Italiener zuerst „die deutsche Bauweise“ bezeichneten. Sie wollten bekanntlich diese Bezeichnung im verächtlichem Sinne der auftauchenden Renaissance gegenüber verstanden wissen und die Gothik als „barbarische“ Kunst hinstellen (!), aber sie ist für alle deutschen Länder, wo der gothische Styl am tüchtigsten durchgeführt wurde, ein großer Ehrenname geblieben und besonders in neuester Zeit wiederum als solcher anerkannt worden, denn damit hat die Baukunst das Ziel erreicht, welches der ganzen christlichen Bauentwicklung vorgeschwebt war. Die Gothik schuf eben Werke, welche in auffallender Leichtigkeit dem Himmel zustreben, die bei der größten Höheentwicklung zugleich der geringsten Massen bedürfen und bei der reichsten Mannigfaltigkeit im Einzelnen doch die schönste Stimmung des Ganzen aufweisen. Von dem gothischen Style muß man somit sagen, daß er nicht da oder dort erfunden, sondern durch den früheren Styl nothwendig vorbereitet worden sei, aus demselben sich entwickelt habe.

Von einem Brechen mit der Tradition kann ebenfalls keine Rede sein, denn diese war und blieb auch der Gothik heilig, da nachweisbar an den wesentlichen Grundzügen des Kirchengebäudes nichts geändert wurde. Ohne das Vorhergehen des romanischen Stils wäre der gothische gar nicht entstanden. Obgleich aber die gothische Bauweise aus der romanischen hervorging, so zeigten sie doch gleich bei ihrem ersten Auftreten so auffallende

<sup>1)</sup> Berichtigung zu S. 114, Z. 30 von oben, wo es heißen soll: Diesen anstürmenden Unholden gegenüber stellen trotz der rechts und links eigenthümlich angedeuteten Flügel nicht Engel, sondern Adam und Eva, mit beiden Händen ein Blatt sich vorhaltend und nach unten mit ihrem Körper die Tympanonsplatte abschließend, einen merkwürdigen Gegensatz der gänzlichen, demüthigen Unterwerfung unter dem Gekreuzigten dar, indem sie dem Kreuze eigentlich zum Fußschemmel dienen, ähnlich den Engeln zu Pöbvinac in Böhmen.

Nachtrag zu S. 174, Z. 28 von oben: Der Chorschluß der Marienpfarrkirche zu Burgeis im Binsgau geht noch einen Schritt weiter, da er auch innen drei Seiten aus einem Achteck zeigt, während er außen noch mit dem romanischen Ornamente, dem Rundbogenfries, geziert ist; die Portale sind noch streng stylisirt, vgl. oben Fig. 154.

Nachtrag zu S. 197: Namentlich führt Dr. v. Schönherr, Kunstbestrebungen des Erzherzogs Sigmund von Tirol, im Prachtwerk: Kaiserl. Kunstsammlungen B. I. folgende Goldschmiede auf: Meister Conrad von Meran um 1278, 1286 und 1293, Meister Apelin von Bozen 1286, Meister Ulrich von Brigen 1214.

Nachtrag zu S. 239 oben: Letztgenannter Autor erwähnt auch des Malers Heinrich von Meran im Jahre 1291, von welchem der Zeit nach nicht unmöglich die Gemälde in der Kapelle der Burg Tirol sein können.



Kennzeichen, daß es selbst dem weniger geübten Auge leicht möglich wird, die gothischen Bauwerke, vor anderen kirchliche, und selbst ihre Einzeltheile von den übrigen Stylen zu unterscheiden.

C. Mothes, welcher in seinem berühmten Werke: „die Baukunst Italiens“ den vorgothischen Bauten unseres Landes zuerst eine größere Aufmerksamkeit schenkt, findet am Dome von Trient Vorspuren von frühgothischen Formen sogar früher als in Frankreich, also vor der Mitte des 12. Jahrhunderts. Näheres siehe oben S. 174 u. ff. Hinsichtlich der Zeit des entschiedenen Auftretens der Gothik in Tirol waren es die ersten Jahre des 14. Jahrhunderts, wo dieser neue Baustyl festen Fuß faßte. Die Dominikaner in Bozen gingen hierin voran. Die ersten Brüder kamen 1272 von Regensburg, wo ungefähr gleichzeitig das berühmte Licht des Ordens, Albertus Magnus lebte, der gerade das Jahr zuvor den Chorbau der Dominikanerkirche zu Köln, nach Einigen (Schnaase G. d. N. B. V. 421) sogar unter eigener Leitung begonnen und „meysterlich“ geführt hatte. Die erste kleine Kapelle zu Bozen neben dem noch stehenden massiven Glockenthurme (Fig. 206), welche beide fromme Bürger von Bozen: „Gagarus von Weineck, die Herren von Niederthor und auch die gleichzeitig aus Florenz eingewanderten „Botschen“ den Brüdern gebaut hatten, erwies sich bald als zu klein, in Folge dessen wurde wahrscheinlich noch Ende des nächsten Jahrzehnts mit Hilfe Genannter und reicher Kaufleute eine bedeutende Vergrößerung an den Klostergebäuden vorgenommen. In den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts stand die heutige großartige Kirche oder doch deren Chor mit seinen frühgothischen Strebepfeilern vollendet da. Die Geschichte des Deutschen Ordens in Tirol von P. Just. Ladurner bemerkt, daß bereits im Jahre 1308 im „Kreuzgang des Dominikaner-Klosters zu Bozen“ einelfunde ausgestellt und 1313 Anna, die Gemalin des Königs Heinrich, Fürsten von Tirol, welche das Kloster in ihrem Testamente bedacht hatte, „im Chore begraben worden sei“ (Mitth. d. Cent.-Comm. II. 97).

Seit dem bereits oben S. 145 erwähnten Brande des Franziskaner-Klosters der Stadt, herrschte auch unter den „mindern Brüdern“ eine fortgesetzte Bauthätigkeit. Vorzugsweise ist von den Kapellen an der Ostseite des Kreuzganges die Rede, sie erhalten nacheinander verschiedene Ablässe, wohl zu Gunsten ihrer Wiederherstellung. Troyer's Klosterchronik berichtet, daß „Nikolaus Bintlner“ um 1292 die Allerheiligenkapelle, nun Sakristei erbaut (?), etwa besser gesagt: erhöht und mit einem neuen Gewölbe versehen habe, was uns dessen noch schwere Formen am stumpfen Spitzbogen und den breiten Rippen andeuten. Hierlich ist die an die Kirche anstoßende Marienkapelle, im Jahre 1337 mit einem Ablasse bedacht; 1349 wurde ihr vorgeblicher Erbauer (?), „Ulrich Hailweiger“ darin begraben, dessen Stein noch erhalten ist. Die Rippen des Gewölbes sitzen ziemlich tief auf Consolen und so erscheint die Decke schwungvoll in die Höhe geführt. Die dritte oder St. Johanneskapelle erhielt auch eine Verlängerung durch einen kleinen Chor von sehr gefälligen Verhältnissen in edler Gothik des 14. Jahrhunderts. Fortwährend fanden die armen Klosterbrüder auch Wohlthäter zur Erneuerung der Klosterkirche, welche sich hoch und schlank erhob und durch einen langgestreckten, dreieitig mit dreimal verjüngten Strebepfeilern und hohen Fenstern abschließenden Chor ausgezeichnet wurde. (Fig. 182). Die Einweihung geschah durch den Weihbischof Perinus O. S. Fr. erst am Weihnachtsabend 1348. Als vorzügliche Wohlthäter des Kirchenbaues werden die Grafen von Greifenstein genannt, deren vier von 1319 bis 1380 hier begraben wurden; am alten Portal fand sich auch ihr Wappen, so daß der Bau um das Ende des 14. Jahrhunderts, wo dieses Geschlecht ausstarb, bis auf die Einwölbung des Schiffes vollendet gewesen sein dürfte.

In einer Niederthor'schen Urkunde vom Jahre 1315 ist laut Stadtchronik P. Just. Ladurner's von einer Testamentsverhandlung bei der Kirchthür nächst dem „neuen Glockenthurm der U. L. Frauen-Kirche“ die Rede. Dieser Thurm muß in seinen obern Stockwerken im gothischen Style ausgeführt gewesen sein, denn genau nach seiner Form wurde der heutige Glockenthurm an der oben genannten Franziskanerkirche gebaut und dieser erscheint ebenfalls im frühgothischen Style vollendet. Als Ergänzung zu S. 176 sei hier bemerkt, daß nach einer jüngst aufgefundenen Klosterurkunde vom 24. März 1376 der Baumeister Heinrich zum Ausbau des Thurmes, wozu wiederum die edlen Botschen eine bedeutende Summe testamentarisch vermacht hatten, in Gegenwart vieler Zeugen folgenden Auftrag erhalten hatte: 1. am Thurme ist eine noch nicht vollendete camera, welche man im Volksmunde „ain gaden“ nennt, auszubauen (d. h. ein Stockwerk); 2. darüber soll er wiederum eine solche camera machen, cum octo angulis, also ein Achteck aufsetzen und zwar wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt: „nach Art und Form des Thurms, der an der Pfarrkirche der glorreichen Jungfrau Maria in Bozano ist;“ 3. endlich soll der Thurm eingedeckt werden und ein



jogenanntes „Selbstdach“ erhalten, (d. i. wahrscheinlich ein „gemauertes“ wie er noch heute aufweist) und das Dach muß auch achteckig sein und an dessen acht Seiten sollen Verzierungen angebracht werden. Letztere sind kaum ausgeführt worden, wenigstens findet sich heute keine Spur mehr davon. Am Rechteck ist noch das Wappen der Stifter erhalten. Bei dem neuen Glockenthurme der Stadtpfarrkirche kann aber kein Uebergang ins Rechteck, sondern nur in's Sechseck zur Ausführung gekommen sein, wie heute noch dort wiederkehrt, weil wie oben S. 118 und 121 bemerkt wurde, demselben ein Rechteck und nicht ein Quadrat zu Grunde gelegt ist. In einem Testamente v. J. 1317 findet sich die Stelle: ad novum opus parochialis ecclesiae s. Mariae in Bozano und diese beweist, wie man auch zur Gothifizirung der Pfarrkirche Beiträge geliefert hat. Wie man dann ferner baulich thätig war, geht aus der Nachricht hervor, daß im Jahre 1340 um Sonnenwenden das „erste Gewölbe an der unser lieben frauen Pfarrkirche erpaut wurde, gegen den Wendelstein“ hinab, d. h. im südlichen Nebenschiff oder vielleicht überhaupt im Schiffe, von dem südlich diese Burg an Stelle des heutigen Kapuzinerklosters gestanden ist. Die Form an allen Gewölbejochen erscheint als eine entschieden gothische, aber der Quere und Breite nach mit noch starken Gurten anstatt der Rippen versehen, wie ein ausgebildetes goth. Kreuzgewölbe verlangt. Der reich entwickelte, edle gothische Styl an dem etwas breit angelegten Chore (Fig. 72), welchen wir in seinen schönen Einzeltheilen noch näher kennen lernen werden, gehört der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Urkundliche Belege konnte selbst Ladurner keine weitere aufbringen, als daß 1390 Bischof Georg von Trient den neuen Freithof hinter dem Chore eingeweiht habe. Nach der Volkszage fand die Einweihung der vollendeten Kirche am 1. Mai des Jahres 1400 statt. Für diese Zeit spricht auch der nach Ladurner an einer Wandsäule hinter dem Altare vorkommende Bintlerrische Wappenschild ohne den gekrönten Turnierhelm, den Kaiser Sigmund erst 1415 der Familie verlieh.

Nach den edlen Formen am Chore der alten Marien-Pfarrkirche zu Gries zu urtheilen, hat die Kirchenbaulust der Stadt auch auf diese Nachbargemeinde eingewirkt und in Ladurners Regesten findet sich die weitere Notiz, daß dieser Chor 1410 gebaut und 1414 eingeweiht wurde.

P. B. Weber setzt in seinem Buch: „Die Umgebung von Bozen“ die Entstehung der Kirche von Terlan in die Zeit von 1380—1400. Für die Richtigkeit dieser Angabe spricht nicht allein der beste gothische Styl dieses Bauwerks im Ganzen wie bis auf alle Einzeltheile herab, sondern dasselbe bezeugen auch selbst „die jüngeren“ der Wandgemälde, welche laut Inschrift Hans Stockinger von Bozen 1407 vollendet hat.

Den Bürgern Merans ertheilte Bischof Siegfried von Gur die Bewilligung die alte St. Nikolauskapelle in erweitertem Umfange aufzubauen und weihte darin 1305 am Sonntage vor Allerheiligen einen Altar zu Ehren des hl. Kreuzes und der hh. Martyrer Oswald und Katharina. Damit war aber die Baulust noch nicht abgeschlossen, denn die höchst edle Durchführung des gothischen Styls an der noch stehenden und von jedermann bewunderten Choranlage mit vielseitigem Abschluß bestätigt gleich einem urkundlichen Belege, daß bald darauf dieselbe vollendet wurde. Dann hat man sofort an die übrigen Theile der dreischiffigen Kirche, zunächst aber an den Bau des Thurmes, des höchsten im Lande, Hand angelegt und das Ganze nach dem Maße der laut Urkunden von Zeit zu Zeit fließenden Beiträge endlich vollendet, den Chor und zwei Drittel des Thurmes etwa um 1367, das Gewölbe des Schiffes konnte Stef. Tobler der Steinmetz erst 1495 einsetzen. Zu den Wohlthätern rechnet die Diöc. Besch. von Pfarrer Thaler auch die Söhne Meinhards II. — als Ludwig († 1305), Otto († 1310) und den jüngsten, Heinrich als Landesfürst gewöhnlich immer noch König von Böhmen genannt († 1335). Dieser machte sich laut Inschrift an der Südwand der Thurmhalle: »Hainricus Rex exornavit« um die Ausschmückung oder Bemalung derselben oder auch der Kirche (?) verdient, welche nach Hebenstreits Stadtchronik 1334 vorgenommen wurde. Weitere Stiftungen zur Fortsetzung des Baues begegnen wir in den Jahren 1324 und 1343.

Der Sitz des Pfarrers der Stadt war damals noch im Dorfe Tirol, wo wir ebenfalls einen Chor im edelsten Styl der Gothik vorfinden, ein Beweis, daß die Baulust an der städtischen Filiale nicht ohne gleichzeitigen Einfluß auf die Mutterkirche geblieben ist. Nach einer Urkunde im Pfarrarchive hat 1369 eine Frau den Rest ihres Vermögens zu diesem Chorbau vermacht.

In's 14. Jahrhundert reicht auch der Chorraum der Pfarrkirche von Mais zurück; diesbezüglich berichten die Annalen des Klosters Stams, daß unter dem Pfarrer Ulrich Gruffit, der 1374—1411 der Kirchengemeinde vorstand, das Gotteshaus wesentlich erneuert,



und im Jahre 1401 am Feste des hl. Blasius vom Weihbischofe von Trient (Fr. Vitale, Arriensi ep. vicario gen.) sammt zweien Altären, den einen zu Ehren des hl. Vigilius, den andern zum hl. Anton Abt (auf der Epistel-seite laut der wieder entdeckten Wandgemälde) eingeweiht worden sei. Die Ausführung des Chores stimmt vollkommen für diese Zeitangabe, weniger die der Schiffe ohne ursprüngliche Strebepfeiler und mit ihren sicher späteren Formen der Einwölbung. Noch edlere Formen und besonders schöne Höhenverhältnisse trägt der Chor der Pfarrkirche von Tramin zur Schau; er wurde ebenfalls von dem so eben genannten Vitalis laut Urkunde im Pfarrarchive den 20. Juni 1400 geweiht.

An den Strebepfeilern der Stadtpfarrkirche von Sterzing läßt sich eine reich durchgebildete Gothik edlerer Art bemerken, so daß deren Aufbau noch dem Ende des 14. Jahrhunderts angehören dürfte. Urkundliche Belege fehlen (?)

In den deutschen Gemeinden des Landes kann man aus dem Vorkommen einfacher Kreuzgewölbe fast sicher auf eine Bauzeit vor 1400 schließen, z. B. bei der nach Linth.

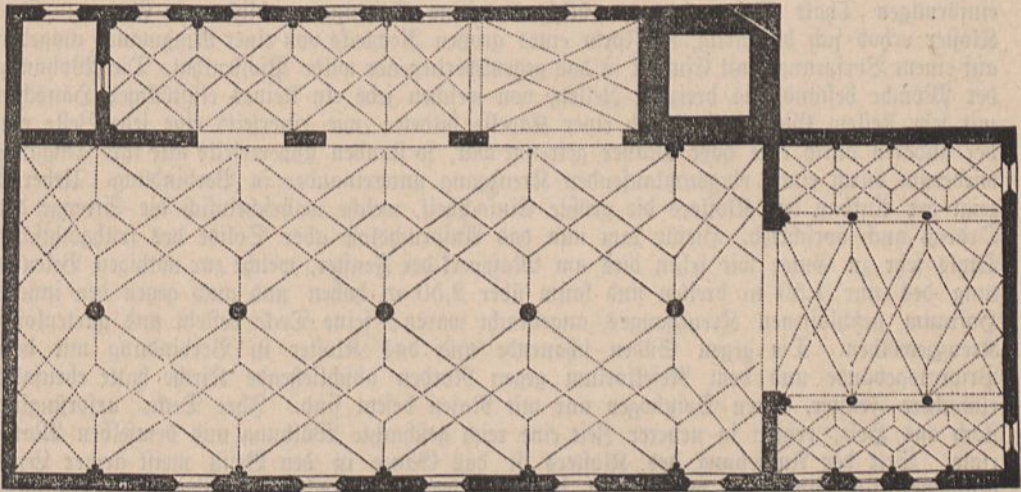


Fig. 283, Feldkirch.

Diöcesanb. vor der Melzstiftung von 1399 erbauten Spitalkirche von Sterzing; vor anderem gilt diese Annahme bezüglich Bauten mit viereckigen Strebepfeilern, wie an der gothisirten alten Kirche von Untervintl und a. m.; weniger verlässlich sind dieselben Erscheinungen in dem italien. Landestheile, wo die Stylentwicklung nicht so rein vor sich ging. Diese Beobachtung haben wir sowohl im Fleimsthale als auch auf dem Ronsberg gemacht. Eine Ausnahme macht sich auch an der großartigen Pfarrkirche in St. Pauls in Eppan geltend, an welcher das mit Kreuzgewölben und

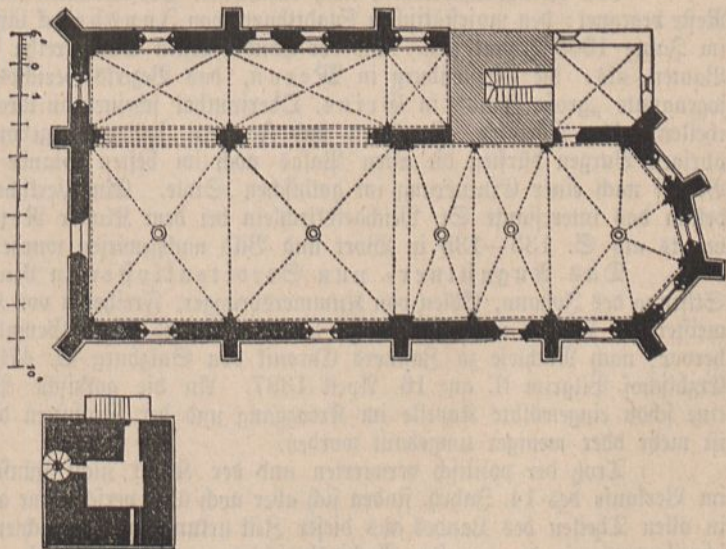


Fig. 284, Terlan.

kräftigen Strebepfeilern versehene Schiff nach den urkundlichen Belegen jünger als der Chor mit Sterngewölbe und ohne Streben sein soll. (Kunstfreund II. 44).



Im Innern des ehemaligen von Hausmann'schen, auffallend hochgiebeligen Hauses, auf dem Rennwege zu Meran fanden wir noch vor wenigen Jahren Reste von Wandpfeilern und anderen Einzeltheilen der alten Klarissen-Kirche an dieser Stelle. Nach Thalers Diöcesanb. S. 124 gehörte dieses Haus um 1302 dem Edlen Heinrich Marschaal von Laubers und dieser schenkte es am 17. Jänner desselben Jahres zu diesem edlen Zwecke her. Den Nonnen diente zuerst die gegenüberliegende Katharinakapelle zum Chorgebet und ein bis in dieses Jahrhundert stehender Bogen bildete den gedeckten Verbindungsgang über die Gasse. Schon den 8. Okt. 1310 erhielt die Kapelle ihre Weihe, scheint aber später erst eingewölbt worden zu sein, denn ihre in der Schloßkapelle von Trautmannsdorf um 1850 eingefügten Einzeltheile als: figurative Consolen und dgl. sprechen für eine spätere Zeit, ebenso wie die genannten Reste der großen Klosterkirche, deren Vollendung erst in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt.

Der bereits genannte, nach allen Seiten und gegen alle Stände freigebige König Heinrich gründete den 25. Jänner 1326 das Karthäuserkloster Allereingelsberg im einförmigen Thale Schnals und beschenkte seine Stiftung reichlich mit Gütern. Das Kloster erhob sich burgartig, in Form eines großen Rechtecks von einer Ringmauer umgeben auf einem Vorsprung, mit Einblick in das gegenüberliegende wilde Psoffenthal. Die Wohnung der Mönche bestand aus dreizehn Zellen, von welchen jede ein kleines einstöckiges Häuschen mit sehr freilem Giebelbache gleich einer Kapelle bildete; wie einerseits eine jede Zelle von der anderen durch eine hohe Mauer getrennt war, so standen andererseits alle ihre Eingänge wiederum durch einen ringsumlaufenden Kreuzgang untereinander in Verbindung. Ueberall zeigt der Aufbau des Klosters die größte Einfachheit, welche wahrscheinlich die Strenge des Ordens auch vorschrieb. Hiefür kam nun das Anspruchslose aber Solide des frühgothischen Styls sehr zu Gute; wir sehen dies am Maßwerk der Fenster, welche zur nöthigen Beleuchtung des nur 1,50 m breiten und kaum über 2,50 m hohen und auch gegen den innern Hofraum geschlossenen Kreuzganges angebracht waren; seine Decke besteht aus gurtenlosen Kreuzgewölben. Die gegen Süden schauende und das Kloster in Verbindung mit dem Prioratsgebäude und dem Refektorium gegen Norden abschließende Kirche hatte ebenfalls einfachere Fenster, deren Spitzbogen nur mit Nasen besetzt sind. Ihre Decke, ursprünglich flach aus Holz, erhielt in neuerer Zeit eine reich geschnitzte Wölbung aus demselben Materiale. Seit der Aufhebung des Klosters ist das Ganze in den Besitz meist armer Leute gekommen und umgebaut worden, so daß nur wenige Einzeltheile einigermaßen in ihrer ursprünglichen Form erhalten sind. Näheres in der Diöcesanbeschreibung S. 183.

Von erwähnenswerthen, noch erhaltenen Profanbauten edler Gothik sind uns wenige Reste begegnet; den majestätischen Stadthurm von Innsbruck läßt die Diöcesanbeschreibung im Jahre 1305 erbaut sein. Die der Landesfürstin Margaretha Maultasch zugeschriebenen Bauten, als: die Fürstenburg in Meran, das Bezirks-Gerichtsgebäude in Bozen, das sogenannte „große Haus“ in Grins, Oberinntal scheinen an ihren charakteristischen Einzeltheilen, als: Portalen, Gewölben und Fenstern später umgebaut worden sein; an den übrigen Burgen dürften die alten Palas noch im besten Stande gewesen sein, daher kein Bedarf nach einer Erneuerung im gothischen Style. Ein zierliches, burgartiges Aussehen bekam das interessante St. Michaelskirchlein bei dem Kloster Neustift nächst Brigen, wie bereits auf S. 133—135 in Wort und Bild nachgewiesen wurde.

Das Augustiner- nun Servitenkloster in Rattenberg ging aus der Stiftung des Johann, Edlen von Kammersprugger, Freiherrn von Kundlbürg, Oberst-Jägermeisters in Baiern und Pflegers zu Rattenberg und seiner Gemalin Anna von Castelbarco hervor; nach Nachlese zu Zauners Chronik von Salzburg S. 473 bestätigte diese Stiftung Erzbischof Pilgrim II. am 16. April 1387. An die gothische Periode erinnert nur mehr eine schön eingewölbte Kapelle im Kreuzgang und der Grabstein der Stifter, alles Uebrige ist mehr oder weniger umgebaut worden.

Trotz der politisch verwirren und der Kunst nicht günstigen Verhältnisse Tirols im Verlaufe des 14. Jahrh. finden sich aber noch über verschiedene andere kirchl. Baudenkmale in allen Theilen des Landes aus dieser Zeit urkundliche Nachrichten als: in den Diöcesanbeschreibungen, in den neuesten Archivsberichten von Ottenthal, herausgegeben durch die k. k. Cent.-Comm. in Wien u. a. D. — aber nur wenige davon sind unverändert auf uns gekommen.

An inländischen Baumeistern (Maurer und Zimmerleuten) scheint Tirol um die Mitte des 14. Jahrhunderts großen Mangel gelitten zu haben, denn in einem von Markgraf Ludwig von Brandenburg und Tirol bestätigten und vom Bischof Marquart von Augsburg, Herzog Conrad von Teck und Heinrich von Annenberg auf den Rath Bischofs



Mathausen von Brixen verfaßten und 1352 am Montag nach St. Erhard erlassenen Gesetze, worin unter anderm auch der Lohn der Handwerker festgesetzt wurde, sind die Zimmerleute und Maurer, „deren man in dem Lande nicht gehabt mochte“, hievon ausgenommen und ihr Tagelohn ist von der Bestimmung der Obrigkeit abhängig. Dies galt vor Anderem für das Etzthland. Wahrscheinlich entstand eine so große Noth an Arbeitsleuten in Folge der Pest vom Jahre 1348, welche mehr als die Hälfte der Leute hinwegraffte. (Dr. Egger G. v. Tirol, S. 387 u. a. D.)

Ein wahres goldenes Zeitalter für die Pflege der Gothik trat mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts allgemein ein; die meisten gothischen Bauwerke gehören diesem Zeitalter an, in dessen ganzen Verlauf eine überaus große Bauthätigkeit herrschte. Wenn es nicht überall anging ein ganz neues Werk zu schaffen, so bot man doch alles auf, um z. B. an einer Kirche einen geräumigeren, oft sehr zierlichen Chor aufzuführen, so daß dieser Bautheil gegen das schmucklose, aus vier glatten Wänden mit ebener Holzdecke bestehende Schiff auffällig absticht. Die in der Erforschung der Baudenkmäler weniger Geübten betrügt diese Erscheinung nicht selten derart, daß sie das einfache Schiff einer Kirche nur für einen Nothbehelf erkennen und sogar für jünger als den Chor halten, was nur selten der Fall ist. An den Profanbauten suchte man wenigstens einen lustig aufsteigenden Erker anzufügen. Groß ist noch die Zahl der erhaltenen, gothischen Bauwerke, vor anderem der kirchlichen, es gibt deren nach einem von uns angelegten Verzeichniß mehr als 200 in Tirol allein, und mit vielen wird der Leser im Verlaufe der Besprechung dieses Baustyls bekannt gemacht werden, sei es, daß sie ihr ursprüngliches, schönes Gewand bewahrt haben oder daselbe nur innen eingebüßt haben und außen irgendwie bedeutungsvoller die Bauweise ihrer Zeit zum Ausdruck bringen, wie so viele Kirchen Pusterthals, des Innthals u. s. w. Vielleicht bietet sich Gelegenheit, am Ende der Kunstgeschichte eine Art: „Kunsttopografie“ beizufügen, um Ein und Anderes nachzutragen.

Auf dem Lande waren es bald die Gemeinden allein, bald in Verbindung mit edlen Geschlechtern, welche baulustige Priester unterstützten, so daß das eine schöne Gotteshaus nach dem andern begonnen und meistens vollendet werden konnte. In den Städten thaten sich die durch den rasch aufblühenden Handel zwischen Venedig, Augsburg und Nürnberg zu einem großen Wohlstand emporgekommenen Bürger und die Handwerker-Zünfte zusammen, um sich eine ansehnliche Stadtpfarrkirche, einzelne Kapellen oder ein Rathshaus zu bauen. Selbst die Fürsten des Landes, geistlichen wie weltlichen Standes, griffen thatkräftig ein und erwiesen sich als Freunde und Beförderer aller bildenden Künste. So wurde auch ein großartiger Umbau am Dome von Brixen vorgenommen.

Herzog Friedrich (1406—1439) erbaute nach Dr. Schönherr's oben citirter Schrift eine neue Residenz mit einer Kapelle in Innsbruck und betheiligte sich am Baue der Kirche von Seefeld, woran unter ihm der Glockenthurm vollendet wurde. Verschiedenen Künstlern ertheilte er Aufträge, als Malern und Goldschmieden und bestellte sich einen eigenen Harnischmeister und Büchsenmacher, welche Handwerke damals einen viel größeren Wirkungskreis hatten, als der Name andeutet. Seine Baulust und Begeisterung für die Künste ging in gleicher Stärke auf dessen Sohn und Nachfolger, den Erzherzog Sigmund über (1446—1490), dem auch die Mittel nicht fehlten, als Freund der Künste sich zu betheiligen. Burgen und Lustschlösser, die er theils neu aufgeführt, theils nach seinem Geschmack und Bedürfniß umgebaut hatte, besaß er bald so viele, daß er jeden Monat des Jahres in einem anderen Schlosse hätte wohnen können. Davon ist das Fürstenhaus in Meran noch sehr gut erhalten, alle anderen sind umgebaut oder Ruinen. Unter ihm begegnen wir vielen Künstlernamen als: Steinmetzen, die auch tüchtige Bildhauer waren, wie das Grabmal für Robert von San Severino im Trientner Dome, des Riesen Heidl am Riesenhaus zu Innsbruck u. dgl. beweisen. ferner Wappenschildschnitzern, vielen Malern, Goldschmieden, Erzgießern u. dgl. Von Kirchen gehören jene, auf deren Bau er hervorragenden Einfluß geübt hat, gerade zu den schönsten Bauwerken des Landes, als: zu Seefeld, die 1474 vollendet worden sein soll, die zu Landeck v. J. 1471, St. Sigmund im Pusterthale, (Mairhofer's Urk. Sammlg. v. Neustift pro 778 und 779), die Spitalkirche in Meran. Im Jahre 1468 legte Sigmund den Grundstein zum Stadt- oder Zwölfthurm in Sterzing, ähnlich wie der folgende Herrscher im Lande, Kaiser Maximilian eigenhändig den ersten Stein zur dortigen Stadtpfarrkirche — d. h. zu deren Schiff — der Chor ist älter — gelegt hat, laut einer Stelle in den Mitth. d. Cent.-Comm. 1865 S. XXIV, nach welcher derselbe bei einer Geldsendung zur Fortsetzung dieses Baues im Jahre 1497 schreibt: „als wir den ersten Stein gelegt.“ Dieser setzte das nun wohl angelegte geistige Kapital auf dem Boden der



Kunst und des Kunsthandwerks fort; ihm wird das goldene Dach in Innsbruck und der Gedanke zur Hofkirche sowie deren meisten ehernen Prachtstatuen mit Recht zugeschrieben. In seine Fußstapfen trat der ebenso kunstliebende Ferdinand I., welcher letztgenannten Bau 1553—1563 vollendete. Wenn dies alles dem Leser einmal in's Einzelne vorgeführt sein wird, dann erst läßt sich beurtheilen, wie allseits lebendig die künstlerische und kunstgewerbliche Bethätigung in Tirol während des 14., 15. und bis um Mitte des 16. Jahrh. gewesen sein mag.

Auffallend großen Einfluß auf das Entstehen einer größeren Anzahl gothischer Kirchen übten die im 15. Jahrhundert rasch aufblühenden Bergwerke aller Art; deren Inhaber und selbst die armen Knappen wetteiferten mit ihren in die Bundeslade als Ersparniß zurückgelegten hartverdienten Summen, um in der Nähe der Erzgruben einen größeren oder kleineren Kirchenbau aufzuführen. Gewöhnlich tritt diese interessante Erscheinung ein, wo der Berggegen zur größten Blüthe sich entfaltet hatte. Die Diöcesanb. v. Tinkhauser B. II. 551 schreibt, daß 20 Jahre nach der Stiftung der Frühmesse i. J. 1443 durch die Genossenschaft der Bergwerks- und Gemeinleute zu Schwaz auch die dortige noch heute imponirende Pfarrkirche zu U. L. Frau durch deren Mitwirkung erbaut worden sei. Auf ihr großartiges Werk werden wir noch öfter zurückkommen. Als ganz besonderes Werk der Knappen wird die danebenstehende zweistöckige St. Michaelskirche mit der verzierten Stiege aus schwärzlichem Marmor oder Erzstein bezeichnet. Die ansehnliche Stadtpfarrkirche in Rattenberg begann man 1474 und vollendete sie Ende des 15. Jahrhunderts, wie aus ihren späteren Formen von Leisten anstatt Streben und dgl. hervorgeht; also fällt ihre Gründung gerade wiederum in die Blüthezeit der Erzgruben am Geyer, Rogel und Thierberg, so daß Beiträge von Seite der Knappen kaum gefehlt haben dürften. Das zierlich eingewölbte St. Magdalenenkirchlein im Hallthale ließ der ansehnliche Salzmaier (Salzamt-Verwalter) Johann Frankfurter 1441 auf eigene Kosten allein herstellen.

An der geräumigen, dreischiffigen Pfarrkirche von Imst wollten sich die Bergleute in den Gruben des nahen Tschirgant wohl nicht nur allein durch jenen, jetzt übertünchten, an der Außenseite noch bemerkbaren, gemalten Fries verewigen, sondern haben sich wahrscheinlich in einem großartigen Maßstabe an dem Zustandekommen des Baues selbst von 1460—1493 betheiligt. In Breitenwang, Bezirk Reutte, läßt man die sog. Walbkapelle in Mühl, einen gothischen Bau mit zierlich eingewölbtem Chöre und flacher Decke im Schiffe, allgemein von den Knappen erbaut sein. Die zweistöckige Friedhofskapelle in Gossensaß führt auf dem Portale die Abzeichen der Knappen-Bruderschaft des Pflerscherthales; das St. Barbarakirchlein gehörte ihr auch, wurde aber erst 1515 auf deren Kosten erbaut, so daß dieser spätgothische Bau nur mehr mit Gräten aus Mörtel anstatt Rippen am Gewölbe versehen, 1519 eingeweiht werden konnte (Diöcesanb. I. S. 683).

Ebdaselbst S. 416 lesen wir, daß wie die Begabung der 1567 errichteten Kuratie zu Prettau im Pustertthale durch die Gemeinde und „Gewerkschaft des Bergbaues“ geschah, so letztere gewiß auch große Verdienste an der 1489 erbauten St. Valentins- und der hl. Geistkirche hatte; von dieser heißt es ganz bestimmt, daß sie 1455 von Bauern des in der Nähe „aufblühenden Bergwerks“ aufgeführt sei. Angenommen, daß die vielen Wappenschilde auf den Gewölbeschlußsteinen der Pfarrkirche von Villanders bei Klausen, einer der größeren einschiffigen Kirchen, vollendet 1521, die Bethätigung dieser Edelgeschlechter an diesem bedeutungsvollen Baudenkmale ausdrücken sollen, so haben die Knappen des Pfunderer Bergwerks, wie nur eine Stimme in der Umgegend lautet, nicht nur allein die Glasgemälde dahin gestiftet, sondern sonst noch sehr viel beigetragen. Dieselbe Behauptung spricht man in Deutschnoven bezüglich des bereits 1409 bemalten St. Helenakirchleins aus. Am Gewölbe der St. Vigiliuskirche zu Altenburg bei Kaltern mit der Jahreszahl 1497 finden wir neben Hausmarken auch Werkzeuge der Bergleute, da ein Kupfer- und Silberbergwerk hart daneben lange im Betriebe stand. Aehnliche Beiträge dürften aus den Goldgruben auf dem Monsberg geflossen sein, um die dreischiffige Kirche zu Tassul und eine oder die andere der interessanten Kirchen und Kirchlein in der Gemeinde Rumo zu erbauen. Bereits unter Herzog Sigmund war die Ausbeute an vortrefflichem Eisen im Thale Primör sehr groß und es zogen bald so viele Leute dahin, daß nach B. Weber „Das Land Tirol“ S. 326 die Pfarrkirche zu klein wurde und unter Maximilian eine geräumige, dreischiffige „mit bedeutendem Kostenaufwande aus dem Sackel der Knappen“ aufgeführt werden mußte. Zum Andenken waren bis in die neueste Zeit ihre Handwerkzeuge und die Namen der am Bau betheiligten Gewerke an der Wand zu sehen. Wie das festungsartige Försterhaus dürften auch mehrere von den älter aussehenden Gebäuden dieses nun ansehnlichen Marktes der genannten Glanzperiode ihr Entstehen verdanken. Bergine bei Trient blühte als



Bergwerkstadt so lange die Silber- und Kupfergruben im oberen Ferzinathale im Betriebe standen und der soeben genannte Landesfürst Max errichtete Ende des 15. Jahrh. daselbst ein Bergwerkamt. Der geistvolle und eifrige Pfarrer Christof Klammer soll nach der Sage bei dem Bau der stattlichen dreischiffigen Pfarrkirche von 1500–1545 durch den reichen Bergjegen sehr unterstützt worden sein. Den Chor der Kirche von Frassilongo führte man 1517 ebenfalls mit besonderer Beihilfe der Bergknappen aus.

Aus mehreren der geschichtlichen Angaben geht hervor, daß noch im 16. Jahrh. eine ziemlich rege Bauhätigkeit sich fortsetzte, bis sie gegen Ende der Periode auf einzelne Werke sich beschränkend endlich erlosch. Als weiteren Beweis hierfür könnte noch erinnert werden: an den Bau des prachtvollen Glockenthurms an der Pfarrkirche von Bozen 1501 bis 1519, an die Pfarrkirche von Taufers (Pustertal, 1503–1527), an den hohen, außen noch gut erhaltenen Chorbau der Stadtpfarrkirche zu Bruneck, von demselben Meister, Valentin Winkler aus Pfalzen, wie gerade vorgenannte, dann die Pfarrkirchen von Hall, Ruffstein, im italienischen Landestheile: an die geräumige Pfarrkirche von Cles und Civezzano (1514–1539), von Cavalese, Cembra, Malè und mehreren andern im Mons- und Sulzthal.

Im Verlaufe der letzteren Periode der Gothik gewann auch der Profanbau einen größeren Aufschwung und bedeutende Vielseitigkeit. Die Burgen erhielten eine ganz veränderte Einrichtung; während in früherer Zeit bei allen Theilen die Vertheidigungsfähigkeit als erster Grundsatz festgehalten worden war, verlegte man jetzt die größere Stärke auf die Außenwerke und gab dem Hauptgebäude eine mehr wohnliche Anordnung. Im Innenhofe begegnen wir offenen Hallengängen und freien Säulern; an den gewöhnlichen Wohngebäuden spielen der Erkerbau mit einer schönen Stube dahinter und die Mauerzinnen am hohen Dachgiebel eine große Rolle, wodurch z. B. die Gassen in Sterzing, Rattenberg und a. D. ein malerisches Aussehen bis heute bewahrten. Nachträglich werden wir eine hübsche Anzahl von wenigstens theilweise erhaltenen gothischen Profanbauten mit interessanter Anlage im Ganzen wie in den Einzelheiten in Wort und Bild dem Leser noch näher vorführen können.

Wie aus der im Kunstfreund veröffentlichten Baugeschichte der Kirchen von St. Pauls, Jahrg. II, 43 und der Stadtpfarre von Klausen, Jahrg. V, 27 und anderer, als: der Marienkirche in der Bill bei Neumarkt (Archiv d. Geschichte v. Tirol b. Wagner, Innsbruck), der Pfarrkirche von Bozen, von Seefeld (Dr. v. Schönherr) erhellt, so wird bezüglich weiterer Bauten sich noch zeigen, daß von den Baumeistern in der gothischen Periode sehr Viele auch Eingeborne waren und Tüchtiges geleistet haben.

## 2. Die Ausbildung der Gothik.

a. Reiner oder edler Styl. Als besonders wesentliches Kennzeichen des gothischen Styls wird die Anwendung des Spitzbogens an den Wölbungen angesehen, so daß man das ganze System geradezu den „Spitzbogenstyl“ nannte; indeß gibt es wenigstens hinsichtlich des Kirchengebäudes noch andere ebenso wichtige Grundzüge der Gothik, welche wir sogar voraus schicken müssen, um das Ganze besser zu verstehen.

Dahin gehört vor anderem der Grund- und Aufriss des Chores einer gothischen Kirche. War dieser Raum schon früher durch den Einbau des genannten Chorquadrats

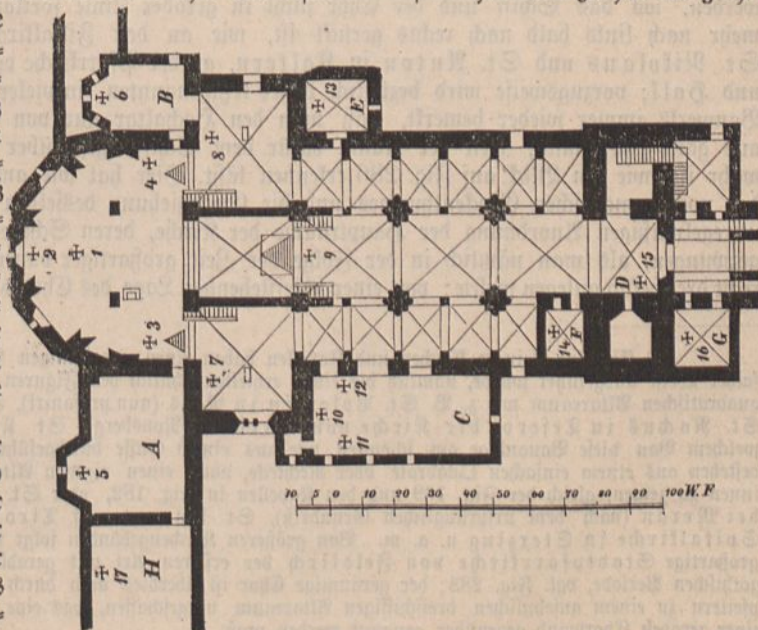


Fig. 285, Dom von Brigen im 15. Jahrhundert.



(siehe S. 82) und den Versuch eines mehrseitigen (polygonen), anstatt halbkreisförmigen, hie und da geraden Abschlusses nach Außen eine große Aufmerksamkeit geschenkt worden (vgl. S. 174), so ist jetzt des Chores „Maas und Gerechtigkeit“ gleichsam die Norm, das Geſetz des ganzen Baues geworden. Um den Chor vorzugsweise wie geräumiger so auch reicher zu gestalten, sollte er mit wenigen Ausnahmen nur mehr dreiseitig abschließen. Zu diesem Zwecke wählte man für kleinere Bauten drei Seiten aus dem Rechteck als Regel.<sup>1)</sup> Häufig zählt man noch die zwei nächsten mit der Längenseite des Gebäudes parallellaufenden Felder dazu und kann dann von „fünf Seiten eines Rechtecks“ als Chorabschluss sprechen, vergleiche die ganz regelrechte Durchführung dieser Bauregel, Fig. 72, 286, 291 u. s. w., wo sie wie an der Klosterkirche auch an der St. Johanneskirche in zierlicher Weise wiederkehrt. Ein Abschluss mit nur drei Seiten sieht eigenthümlich und unpraktisch aus, wie an den alten Kapellen des Brixner Domes, Fig. 285, A 5 und B 6.

Um an den umfangreicheren Kirchengebäuden einen entsprechend noch lebendigeren und großartigeren Chorschluss zu erreichen, legte man ein reichgestaltetes Vieleck oder Polygon, eine von fünf bis vierundzwanzig Seiten zählende Form zu Grunde. So wurde in Tirol der Chor der Pfarrkirche von Meran und jener der Spitalkirche daselbst Fig. 301 durch einen siebenseitigen, und der des Domes von Brixen durch einen fünfseitigen Abschluss aus der zu Grunde gelegten Zwölfecksform ausgezeichnet, Fig. 285. Dadurch wird sowohl im Grundriß als auch im Aufriß außen wie innen in Verbindung mit den vielen Streben und Wandpfeilern, sowie der großen Anzahl von hohen Fenstern eine überraschende Wirkung erzielt. Vereinzelt steht die Chorbildung des spätgotischen St. Sebastianskirchlein auf Platz bei Latsch in Winstgau da, wo auch der fünfseitige Abschluss auftritt und sogar „über Eck“ gestellt ist, Fig. 287, ähnlich dem Chore der Kirche Maria Rehtogel in Steiermark (Graz, Kirchsch. I. J. S. 115); mager sieht diese Uebersetzung aus, wenn sie aus einem Dreieck besteht, wie z. B. am St. Helenakirchlein in Nußdorf bei Trient, Fig. 288, ähnlich den Seitenkapellen der St. Anastasiakirche in Verona. Interessant ist die Erweiterung des Chores nach Fig. 289.

Anscheinend etwas breit gehalten sind die Polygonseiten des großartigen Chores an der Stadtpfarrkirche von Bozen, Fig. 72, so daß die Ostwand durch zwei nebeneinanderliegende Fenster“ durchbrochen werden konnte, die aber heute in Folge des Unbaues einer Kapelle nur außen an den oberen Theilen noch sichtbar sind. Der ganze Chor dieser Kirche neigt sich aber auch stark gegen Norden. Derselben Erscheinung, welcher eine symbolische Bedeutung zuschreiben sein dürfte und die bereits S. 81 besprochen wurde, begegnen wir ferner an der Pfarrkirche von Meran, Latsch, Corvara, St. Quirin im Sellrainthale und an der alten, nun umgebauten Kirche von Proveis. In St. Lorenzen ist eine Neigung gegen Süden zu beobachten und zu Terlano schaut nach Fig. 284 nur der Chorschluss gegen Norden. Damit darf aber jene andere vorkommende Unregelmäßigkeit nicht verwechselt werden, wo das Schiff und der Chor nicht in gerader Linie fortlaufen, wo letzterer bald mehr nach links bald nach rechts gerückt ist, wie an den Filialkirchen St. Katharina, St. Nikolaus und St. Anton in Kaltern, an der Pfarrkirche von Gries, Tschengls und Hall; vorzugsweise wird bezüglich dieses letztgenannten, in vieler Beziehung großartigen Bauwerks immer wieder bemerkt, daß man den Hochaltar nur von einem gewissen Punkte aus ganz sehen kann, weil der Raum dafür dem Schiffe gegenüber schief stehe, was nicht wahr ist, wie ein Blick auf Fig. 286 erkennen läßt. Hier hat wie anderwärts die Benützung des noch romanischen Glockenthurmes und die Einbeziehung desselben in das Ganze zu einer unregelmäßigen Anordnung der Haupträume der Kirche, deren Schiffes und Chores, förmlich gezwungen, als man nämlich in der Folge der Zeit großartiger bauen und das Schiff regelrecht dreitheilig anlegen wollte; von einer schiefstehenden Lage des Chores ist nichts zu bemerken.

<sup>1)</sup> Einzelne kleinere Kirchen und Kapellen haben einen geradlinigen Abschluss, welcher in zweifacher Weise ausgeführt wurde, nämlich die einen erhielten ähnlich den Figuren 63 und 158 einen eigenen quadratischen Altarraum wie z. B. St. Valentin in Nals (nun profanirt), St. Jakob in Gröden, St. Rochus in Tesero, die Kirche von Dardine (Monsberg), St. Karl in Alt-Mori, an welchem Bau diese Bauanlage am schönsten, wie aus einem Gusse durchgeführt worden ist; die anderen bestehen aus einem einfachen Quadrate oder Rechteck, ohne einen eigenen Altarraum weder außen noch innen zu zeigen, gleich der Fig. 169 und den Kapellen in Fig. 182, oder St. Helena auf der Töll bei Meran (nach dem ursprünglichen Grundriß), St. Rupert auf Tirol, St. Peter und die Spitalkirche in Sterzing u. a. m. Von größeren Kirchengebäuden folgt merkwürdigerweise auch die großartige Stadtpfarrkirche von Feldkirch der ersteren Art mit geradlinigem Chorschluss in der gothischen Periode, vgl. Fig. 283; der geräumige Chor ist überdies auch durch zwei Reihen von Wandpfeilern zu einem ansehnlichen dreischiffigen Altarraum umgeschaffen, was eine höchst seltene Erscheinung einer geraden Chorwand gegenüber genannt werden muß.



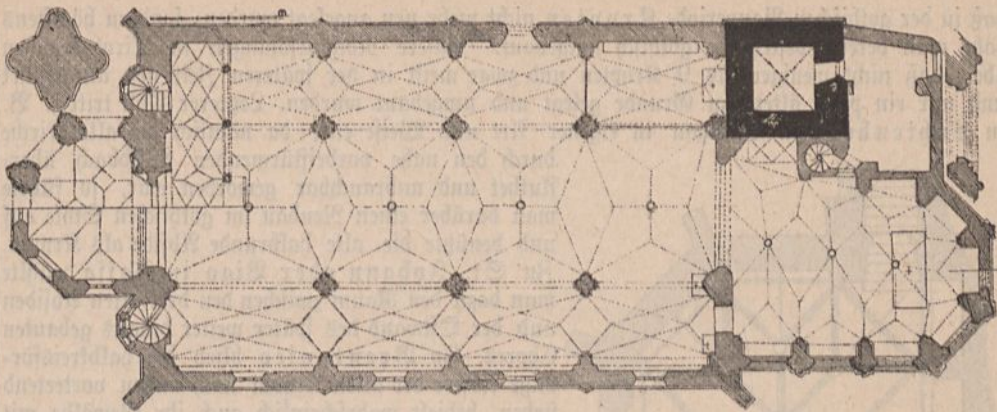


Fig. 286, Hall.

Wie bereits auf Seite 174 hingewiesen wurde, daß schon der spätromantische Styl langgestreckte Choranlagen liebte, so mußte dies in der zu besprechenden Periode noch mehr betont werden, da der Chor weit bedeutungsvoller auftreten sollte. An Klosterkirchen läßt sich der Bau eines auffallend langen Chores leicht erklären, denn es handelte sich, das großartige Gestühle zum Chorbeten vor dem Hochaltar bequem aufstellen zu können, z. B. an der Dominikaner-Kirche in Bozen, der Franziskaner-Kirche dasebst (Fig. 182) und zu Schwaz und Innsbruck (Hofkirche), der Augustiner zu Seefeld u. s. w., anders verhält sich diese Frage bei den Kirchen von Imst, Längenfeld (Dreifaltigkeitskirche) St. Leonhard bei Kundl, Gries bei Bozen u. s. f., dann zu Felturns und Terlan, wo nach Fig. 284 Schiff und Chor nahezu gleich lang gehalten sind. Welche Beweggründe hier maßgebend waren, läßt sich nicht näher bestimmen.

Das Breitenverhältniß zwischen Chor und Schiff erhielt sich auch jetzt, wie in der früheren Periode meistens aufrecht, indem der Chor wenigstens um die Dicke der Umfangsmauer schmaler als das Schiff oder wie der technische Ausdruck lautet: „verjüngt“ erscheint. Nur die Kirche von Terlan (Fig. 284) machte zuerst eine Ausnahme und läßt die Seitenwände beider Haupttheile des Chores wie des Schiffes in einer und derselben Flucht fortlaufen, so daß der Grundriß einer gleichmäßig angelegten Halle ähnlich sieht, jedoch zwischen der Höhe des Schiffes und Chores besteht ein Unterschied, welcher in späterer Zeit bei den vielen verwandten Anlagen auch noch nebst Anderem fortfällt. In Gries bei Bozen bemerkt man nur auf der Evangelienseite die gleiche Mauerflucht bis zum Chorschluß. Sollte etwa damit ein Suchen nach den Vortheilen eines Chorumganges, welchem wir bald bei den mehrschiffigen Kirchengebäuden begegnen, irgendwie im Zusammenhange stehen? Ohne etwelchen tiefer liegenden praktischen Grund dürften die alten Baumeister von der allgemeinen Bauregel kaum abgewichen sein.

Vedor wir vom Grundriße des Chores scheidet, ist noch auf ein eigenthümliches Vorkommen unter demselben in unserem Lande aufmerksam zu machen. Alle Kunstschritsteller sehen sich nämlich nach ihren Forschungen in anderen Ländern veranlaßt zu behaupten,

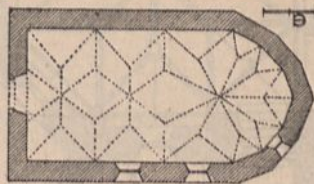


Fig. 287, Platz b. Vatsch.

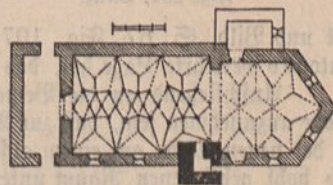


Fig. 288, Außdorf b. Venz.

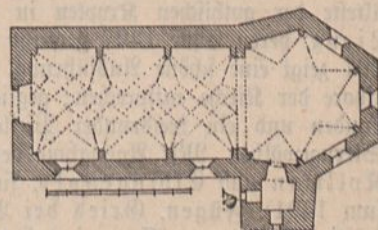


Fig. 289, St. Veit b. Telfs.

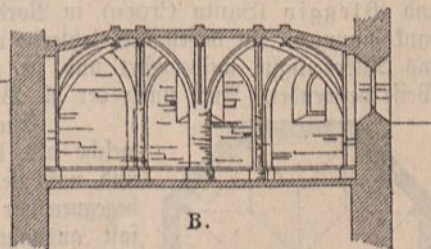


Fig. 290, Venz.



daß in der gothischen Bauperiode Krypten nicht mehr neu angelegt wurden, sondern höchstens habe man bereits bestehende gothisch umgebaut. Unsere Nachforschungen in Tirol ergaben aber, daß nicht weniger als 9 Krypten und zwar meist in der späteren Zeit neu aufgeführt und nur ein paar ältere zu Grunde gelegt und umgebaut wurden. Letzterer Fall tritt z. B. zu Lichtenberg in Vinschgau in eigener Art und Weise ein; da nämlich die alte Kirche

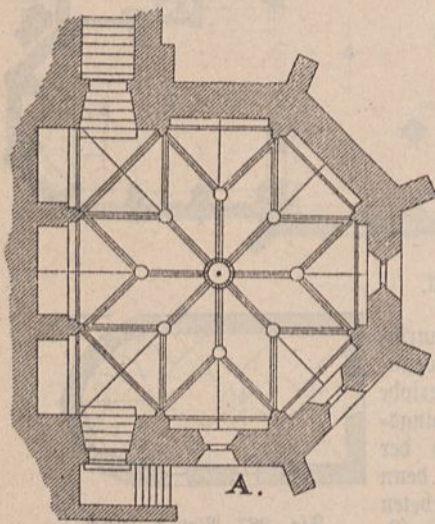


Fig. 291, Lienz.

Wort und Bild, S. 67, Fig. 107, wo aber das übrige Ornament eine im Vergleiche mit Brentonico verkehrte Lage hat, das Laubwerk oben, die Schnecken unten erscheinen.

Anschließend an die Bemerkung auf S. 44 und 88 mag es auch in der gothischen Periode anzunehmen sein, daß zur Wiederanlegung von Krypten einigermaßen nur die zufällige Lage der neuen Chöre auf einem abschüssigen Boden beigetragen habe, daß man nämlich den tief hinab hohl gebliebenen Raum unter dem Hauptaltare praktisch zur Anlage einer unterirdischen Kapelle ausnützte. Indes dürfte auch schon damals die Liebe zu einem solchen so stillen ehrwürdigen Raume, der noch heute viele Beter anzieht, von Einfluß gewesen sein. Die älteste der gothischen Krypten in Tirol ist wahrscheinlich jene an der Pfarrkirche von Lienz, deren Chor 1497 geweiht wurde. Ihr Grundriß und Durchschnitt in Fig. 290 und 291 zeigt eine schöne Ausführung, nämlich ein vollständiges Achteck, dessen fünf Seiten dem Chore der Kirche entsprechen; gegliederte Wandpfeiler durch starke Gurten mit einander verbunden und ein kreisrunder Pfeiler in der Mitte tragen das regelmäßige und zierliche Sternengewölbe. Mit Ausnahme der kleineren Krypten zu Lengmoos auf dem Rittnerberg Kollman und Elbingenalp, sind alle dreischiffig, als: jene zu Klausen, Partschins (um 1491), Fügen, Gries bei Bozen und Deß, welche beide letztere man auch mit einem kräftigen Rippengewölbe geziert hat. Der Zugang ist gewöhnlich von Außen, wo man über einige Stufen zum Portale hinabsteigt, nur zu den Krypten in Folgaria, Brentonico und Bleggio (Santa Croce) in Vorderjudikarien steigt man innen vor der Communionbank hinunter. In diesen drei letzteren wird auch an den drei letzten Tagen der Charwoche das Allerheiligste aufbewahrt und sie werden so auf eine sehr praktische und erhabene Weise verwendet. Auch unter der hl. Blutkapelle zu Seefeld findet sich eine Krypta.

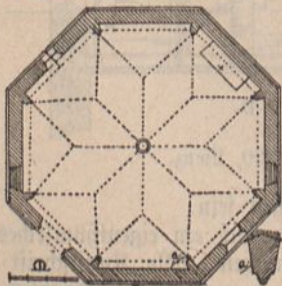


Fig 292, Meran.

Einer großen Menge Krypten in der gothischen Periode, welche als Unterkirche unlängbar abhichtlich aufgeführt wurden und nicht selten mit eigenem geweihtem Altare versehen sind, begegnen wir an den Friedhofskirchlein; das Obergeschloß ist fast ausnahmslos, wenigstens ursprünglich, dem hl. Erzengel Michael als Seelenführer geweiht, während derselbe auch als Patron der Krypta feltener vorkommt, wahrscheinlich weil dieser Raum in wenigen Fällen eine selbständige Weihe erhalten haben mag. Diese Kirchlein haben gewöhnlich eine längliche Form, beobachten eine Richtung gegen Osten, wie die nebenstehende Hauptkirche und schließen bald geradlinig bald dreiseitig ab. In die



obere Kapelle, welche die Gothik nicht selten schlank gebaut, wie Fig. 171, zierlich eingewölbt und selbst mit einem Thürmchen ausgezeichnet hat, führen mehrere Stufen, hie und da eine ansehnliche, gedeckte Stiege, welche zu Schwarz wie bereits bemerkt, mit großem Aufwande hergestellt ist, vier stufenförmig übereinander folgende Bogenöffnungen über dem steinernen Geländer tragen das Dach; hier hat jedes Stockwerk einen Altar, das obere hat St. Veit und Creszenzia zum Schutzheiligen, das untere St.

Michael. Größere Krypten unter den Friedhofskirchlein sind durch Pfeiler, meist von runder Form in zwei oder drei gleich hohe Schiffe getheilt wie z. B. zu Schlanders und Meran; zu Gossensaß finden wir wiederum einen mächtigen Rundpfeiler in der Mitte. Das großartigste Friedhofskirchlein ist wohl die St. Barbara Kapelle in Meran zu nennen.

Wie hier ein anderer Patron, Schutzheiliger (der Sterbenden) vorkommt, so wurde für diesen Bau auch ein außergewöhnlicher Grundriß, nämlich ein regelmäßiges Achteck gewählt, welches gefällige Form nur an der Kapelle zur schmerzhaften Gottesmutter bei Burgeis und Mariahilf bei Ainet im Pusterthale sich wiederholt. St. Barbara in Meran, Fig. 292, hat einen bedeutenden Umfang —

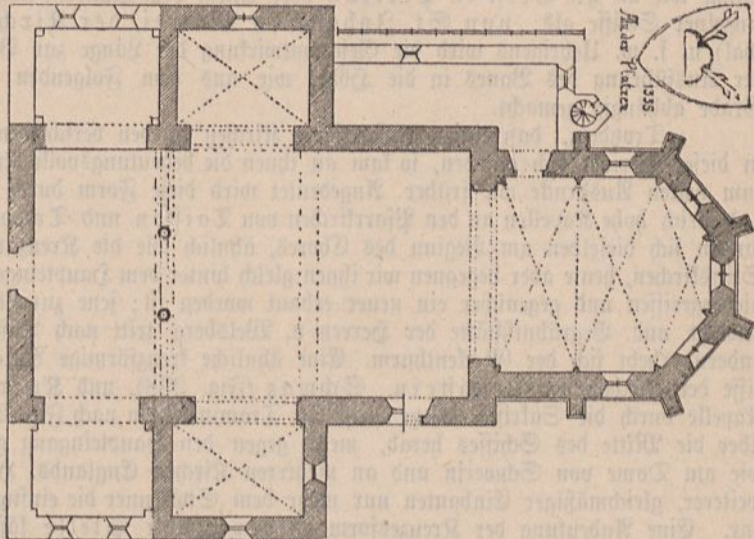


Fig. 293. Tramin.

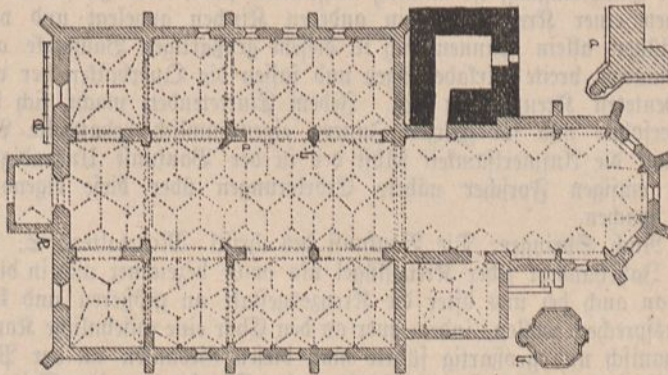


Fig. 294. Venz.

der Durchmesser im Innern beträgt 13 M. — und ist mit einem Dachreiter geziert; neben den gegenwärtigen Eingängen lassen sich noch zwei schmale, vermauerte wahrnehmen und innen schwingt sich das Sterngewölbe über kräftige Wandpfeiler gefälligst empor. Da man zum oberen Stockwerke über wenige Stufen gelangen kann, so führen desto längere Stiegen von zwei Seiten in die tief gelegene Krypta oder Gruft hinunter. Doppelkapellen finden sich ferner neben den Kirchen von: Senale, Tisens, St. Pankraz in Ulten, Naturns, Latsch, Schluderns, Glurns, Mals, Imst, Aams, (der hl. Wilgefort oder Liberata seit 1666 geweiht), Mattenberg, Ruffstein, Reith, Kals, Niederdorf (der hl. Anna geweiht seit 1500), Stegen, Mühlbach, Buchenstein (die Flagellanten-Kapelle genannt); erwähnenswerth ist auch der gothisirte Oberbau zu Böls, vgl. Figur 171.

Der Gesamt-Grundriß einer gothischen Kirche erscheint im Vergleich zum romanischen mehr in die Länge gezogen, um das Emporstreben des gothischen Systems auch schon in den Grundmauern anzudeuten. Als Grundmaß des Verhältnisses zwischen Breite und Länge des Schiffes wird gewöhnlich erstere, nämlich die Breite angenommen. Gefälligen Eindruck bringt (bei einschiffigen Bauwerken) die doppelte Länge der Breite hervor wie z. B.



zu St. Pantkraz in Ulten, St. Cyprian in Sarntthal, St. Sigmund und Christophorus am Lueg, (angeblich nach der Diöcesanbeschreibung von Herzog Friedrich erbaut und Erzherzog Sigmund um 1449 dotirt). Die Länge von  $1\frac{3}{4}$ , bis herab auf  $1\frac{1}{2}$  der Breite kann immer noch zu einem schönen Verhältniß gezählt werden und ist auch mehr oder weniger schwankeud zur Regel geworden, gegenüber den Ausnahmen von übergroßer Länge wie an hl. Geist in Brettau oder einem dem Quadrat nahe kommenden Umfange einzelner Schiffe als: von St. Johann in Matrei, der Kirche in Ellen (Pustertal) u. s. w. Uebrigens wird die Gesamtwirkung der Länge zur Breite des Schiffes von der Ausführung des Baues in die Höhe, wie aus dem Folgenden hervorgeht, in hohem Grade abhängig gemacht.

Trotzdem, daß einige großartigere Kirchen in den verschiedenen Landestheilen auch in dieser Periode sich erhoben, so kam an ihnen die bedeutungsvolle Kreuzesgestalt nicht mehr zum vollen Ausdrucke wie früher. Angedeutet wird diese Form durch zwei sich entsprechende und gleich hohe Kapellen an den Pfarrkirchen von Taisten und Tramin. Im ersteren Orte fanden sich dieselben am Beginn des Chores, ähnlich wie die Kreuzarme in den Domen und Stiftskirchen, heute aber begegnen wir ihnen gleich hinter dem Haupteingange, weil der alte Chor niedriger gerissen und gegenüber ein neuer erbaut worden ist; jene zur Linken dem hl. Erasmus geweiht und Begräbnisstätte der Herren v. Welsberg tritt nach Außen frei auf, über der andern erhebt sich der Glockenturm. Eine ähnliche kreuzförmige Anlage bieten die Grundrisse der Kirchen von Lengstein, Schwaz (Fig. 298), und Karres, wo aber die eine Kapelle durch die Sakristei ersetzt wird. In Tramin kehren nach Fig. 293 zwei freie Kapellen über die Mitte des Schiffes herab, mehr gegen den Haupteingang gerückt, wieder, ähnlich wie am Dome von Schwerin und an mehreren Kirchen Englands. Heute ist aber in Folge weiterer, gleichmäßiger Einbauten nur mehr dem Stylkennner die einstige Kreuzesform erkennbar. Eine Andeutung der Kreuzesform an derselben Stelle läßt auch der Grundriß der Stadtpfarrkirche von Lienz wahrnehmen, Fig. 294. Das erste und zweite Pfeilerpaar gegen den Haupteingang ist nämlich auffallend stark, wie zu einer Vierung zwischen den Querarmlen einer Kreuzesform in anderen Kirchen angelegt und von diesen ansehnlichen Gewölbstützen allein spannen sich in diesem großartigen Bauwerke auch quer zu den Umfassungsmauern breite Arkadenbögen und fassen die Querbalken der von ihnen ganz auffällig angeedeuteten Kreuzesform ein. Jedem Eintretenden macht sich diese auch im Aufrisse weiter verfolgte und im ganzen Innern eigenthümlich behandelte Anlage bemerkbar und fesselt lange die Aufmerksamkeit selbst des in der Baukunst Unkundigen. Vielleicht gelingt es einem emsigen Forscher nähere Erörterungen über diese eigenartige Erscheinung bekannt zu machen.

Nach Springer: Die Baukunst des christl. Mittelalters S. 134 wurde bereits seit dem 12. Jahrhundert jeder Kreuzflügel als crux bezeichnet und in diesem einfacheren Sinne scheint man auch bei uns öfter die Kreuzesgestalt an größeren und kleineren Gotteshäusern haben aussprechen wollen, indem quer an den Chor eine ansehnliche Kapelle aufgeführt worden ist. Organisch und großartig führte man diesen Gedanken an der Pfarrkirche von Gries um den Beginn des 16. Jahrhunderts aus. Die hier an der Seite des Chores weit vortretende Marienkapelle hat mit diesem gleiche Höhe und dieselbe reiche Ausstattung mit Haussteinen, Pfeilern und Wölbungen, sie schließt ebenfalls polygon ab, hat einen eigenen Eingang und die erwähnte Gruft unter dem Altare. Durch sie präsentirt die ganze Pfarrkirche einen ansehnlichen Chorbau.

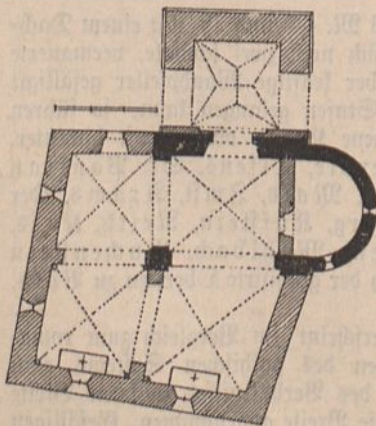


Fig. 295, Vatsch

Fassen wir den Grundriß mehrschiffiger Kirchengebäude näher ins Auge, so begegnen uns verschiedene Arten desselben. Bald ist das Hauptschiff mit einem Seitenschiffe in Verbindung gesetzt, bald sind zwei gleiche Schiffe nebeneinander hinstellt, wie wir bereits auf S. 129 und 130 auch in der vorhergehenden Bauperiode bemerkt haben und endlich findet sich ein Hauptschiff mit zwei gleichförmigen Nebenschiffen zu einem einheitlichen, schönen Ganzen vereinigt.

Den Glockenturm hatte bekanntlich die romanische Periode so massenhaft und ansehnlich in sehr vielen Orten aufgeführt, daß man einen solch' soliden



Bau später gerne wiederum benützte. Zudem erhob er sich für gewöhnlich an der Nordseite des Choranfangs oder man verlegte den Neubau der Kirche auf die andere Seite, so daß er an derselben Stelle gegen Süden zu stehen kam, was sich jedoch seltener nachweisen läßt, wie z. B. in Willanders und an mehreren Kirchen Mittelpusterthals, von Percha bis Winnebach u. a. D. Um nun bei beschränktem Raume und spärlichen Mitteln doch einigermaßen das Schiff nach Bedarf erweitern zu können, lag es nahe, in gleicher Flucht mit dem nach außen stark vortretenden Thurne und zwar von demselben bis zur Westmauer oder Fassade der Kirche ein „Nebenschiff“ gleich mit dem Neubau oder nachträglich aufzuführen. Je mehr

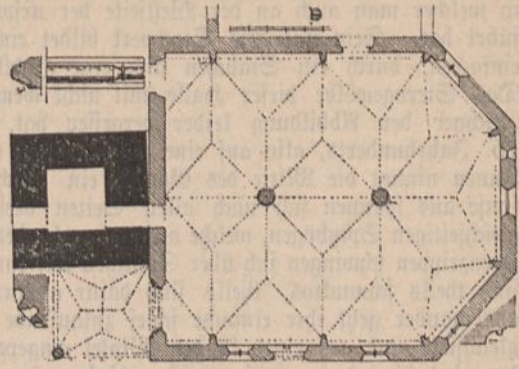


Fig. 296, Marling.

nun diese beiden, an sich allerdings ungleichen Räume mit einander in der Construction verbunden wurden z. B. durch leichte Arkadenbögen, außen hingegen jeder Theil sein eigenes Dach erhielt und das Nebenschiff mit einem etwas niedriger stehenden Pultdache als der Rand des Daches am Hauptschiffe ist, versehen wurde, desto eher gewann man ein gefälliges Aussehen für das Ganze trotz des Abganges eines entsprechenden zweiten Nebenschiffes. Unangenehm berührt es das Auge des Beschauers, wenn wie z. B. in Deutschnofen, Auer u. a. D. gegenüber der Kirche von Terlan, das Haupt- und Seitenschiff unter ein und dasselbe Dach gestellt sind, weil der Giebel desselben nicht mehr über der Mittellinie des ersteren und nicht über dem Hauptportale zu stehen kommt. Derlei Kirchenbauten, welche wie Otte's Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 51 bemerkt, „aus Ersparungsrückichten“ auch in Deutschland zu Stande kamen, hat Tirol mehrere aufzuweisen als: außer den drei genannten (vgl. Fig. 284) noch: zu Wangen, Mais, St. Martin und St. Leonhard in Passieier, Partschins, Naturns, Womp, Rattenberg, Feldkirch (Fig. 283), Bahrn, St. Sigmund, St. Lorenzen, Mühlen und Taufers im Pusterthale. Auch die jetzt dreischiffigen Kirchen in Neumarkt und Aldein sollen ursprünglich nur ein Seitenschiff gehabt haben.

Ein etwas anderes Verhältniß ist es, wenn dem alten Baue ein ganz gleich langer und gleich breiter Nebenbau angefügt wurde, da entstand eine förmlich zweischiffige Kirche, wie zu Unterfennberg und Söll, St. Jakob in Tramin (alle drei im Decanate Kaltern), dann zu Kematen im Tauferer-Thale. In einer höchst eigenthümlichen Weise tritt diese Bauanlage an St. Leonhard in Laatsch in Oberinntal auf. Wie der Leser aus den dunkel bezeichneten Umrissen in Figur 295 ersieht, stand hier ursprünglich eine romanische Kapelle mit halbkreisförmiger Abside, welche ausnahmsweise nach Norden schaut, zu welcher Richtung der gegen Osten zu schmale Felsenvorsprung unbedingt den Baumeister verhalten hatte. Es geht die Sage, daß man sich zu dieser erhöhten Lage wegen Gefahr vor Ueberschwemmung durch die nahe vorbeistürmende Etsch veranlaßt sah. Es muß also das Kirchlein viel älter sein, als St. Luzius und St. Casarius, die man in der Niederung zu bauen wagte und deren romanische Glockenthürme ebenfalls an eine frühe Gründung erinnern. In der ersten Abtheilung des Schiffes von St. Leonhard erscheint ein frühgothisches Kreuzgewölbe, wo im Vereinigungspunkte der kräftigen Rippen aus Tuffstein ein durch das Gotteslamn mit Fahne gezielter Schlussstein eingesezt ist, daran der Steinmetz sein Werkzeugen (Fig. 297) eingehauen hat, worüber später die Rede sein wird. In dem andern Gewölbe, welches über einer nachträglich Verlängerung der Kapelle eingesezt worden ist, erscheinen nur Gräte zwischen den Gewölbezwickeln und den ähnlichen Schlussstein wie genannten hat man mit der segnenden Hand Gottes geschmückt. Unter diesem Bautheile findet sich auch eine Krypta vor. Weiters kam in der gothischen Periode noch nach der ganzen Länge ein etwas breiterer, aber unregelmäßiger, geradlinig abschließender Anbau hinzu, welcher wegen der hart am Felsen vorbeiführenden Straße nach der Schweiz über ein Gewölbe, das man schwach stumpfpiszig hielt, angelegt werden mußte, so daß niedrigere Wagenladungen darunter durchfahren können. Das Fenster auf der Südseite sieht ungemein schmal aus, gleicht fast einer sehr hohen Fensterkluze, die anderen erscheinen breiter und das nächste daran mit Maßwerk von edlerer Form, die folgenden von späterer Zeit,

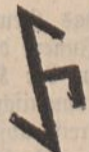


Fig. 297.



in welcher man auch an der Westseite der ursprünglichen Kapelle einen Glockenthurm aufgeführt hat. Sein unterstes Stockwerk bildet eine auf zwei Seiten offene Halle, welche zum einfachen, durch ein Stäbchen und eine Hohlkehle profilirten, spitzbogigen Portale führt. Das Sterngewölbe dieser Halle mit nicht weniger als fünf Schlusssteinen, auf welche der Zeichner der Abbildung leider vergessen hat, deutet wenigstens auf die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, also auf eine jüngere Zeit als alles Uebrige, wie wir gleich sehen werden. Innen nimmt die Mitte des Ganzen ein mächtiger Viereckspfeiler ein und von seinem Gesimse aus spannen sich nach allen Seiten breite, aber schwach abgefasste Gurten in fast gleichseitigen Spitzbögen, welche auf entsprechenden Wandpfeilern ruhen. Die wiederum kräftigen Kreuzrippen schwingen sich über Säulchen mit runden Schäften in die Höhe; ihre Kelchkapitälé sind theils schmucklos, theils sind dafür ausdrucksvolle Köpfe eingesetzt und auffallend weit auseinander geht ihre einfache schief zulaufende Basis, welche der Böschung einer Mauer gleichsieht und auf einer in den Winkel eingepaßten Platte ruht. Vielleicht gelingt es mit der Zeit über diesen frühgothischen Zubau der St. Leonhardkirche auch urkundliche Belege aufzubringen, welche das eigenthümliche Ganze um so interessanter machen würden.

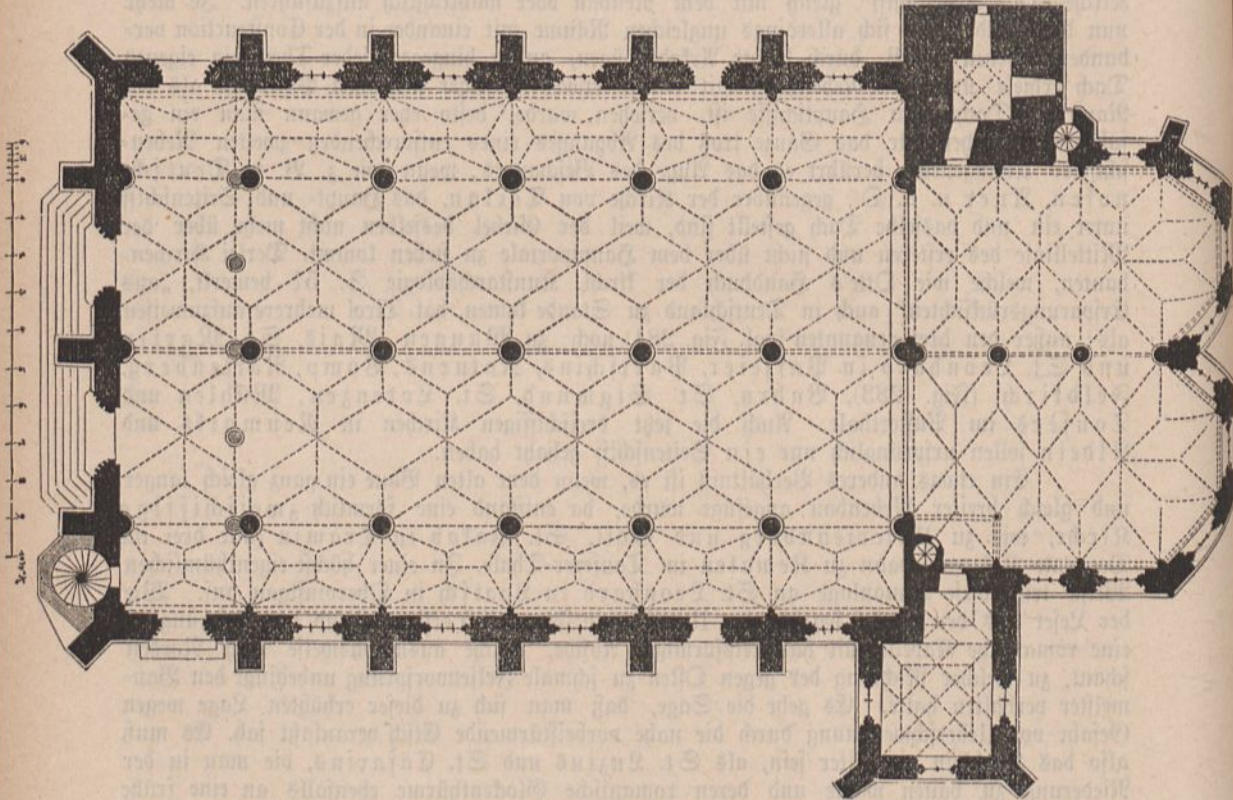


Fig. 298, Schwarz.!

Endlich gibt es noch reiner und entschiedener ausgebildete zweischiffige Kirchen, wo das Gewölbe in der Mitte des Gebäudes auf einer Reihe von Pfeilern ruht, so daß das Innere der Länge nach in zwei gleiche Hälften oder Schiffe zerfällt. Dieser Nothbehelf fand in der Kirche von Marling bei Meran eine genaue Durchführung, nachdem der alte, romanische Bau an derselben Stelle, wovon noch ein Stück Ostwand mit einem im Halbkreise abschließenden Fenster hinter dem Altare vorhanden ist, zu klein geworden war. Um die hl. Linie gegen Osten doch einhalten zu können, blieb bei dem schmalen, jäh abfallenden Baugrunde nichts anderes übrig, als die neue Kirche in die Breite zu vergrößern. Zu diesem Zwecke wurde ungefähr um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine gegen Osten dreiseitig schließende Halle aufgeführt, die genau in der Mitte zwei Rundpfeiler erhielt, um das weite Rippengewölbe zu tragen, vgl. Fig. 296. Großartig tritt derselbe Gedanke an der geräumigen Stadtpfarrkirche von Feldkirch auf, siehe oben Fig. 283; hier wird das 20 m breite Schiff durch eine Reihe von 5 Rundpfeilern in zwei gleiche Theile gesondert und daran ein anderer quer vorgelegter Rechteckraum als Chor angefügt, der wie in der Kirche von



Böllauberg in Steiermark durch zwei Pfeilerreihen in ein breites Haupt- und zwei schmale niedrigere Nebenschiffe zerfällt. Gegen das Langhaus hin sind diese geschlossen und nur vom Mittelraum des Chores selbst zugänglich. Nach Angabe B. Weber's „das Land Tirol“ wäre der ganze Bau 1478 von Hans Sturm vollendet worden. Sowie der Chor hätte wohl auch der übrige Raum für das Volk gleich anderen Kirchen eine gewöhnliche Dreitheilung bei der bedeutenden genannten Breite zugelassen; wegen welcher Gründe etwa eine Zweitheilung bevorzugt worden ist, bleibt bisher auch annäherungsweise unbekannt. Ueber das noch überdies vorkommende Nebenschiff ist bereits S. 257 die Rede gewesen.

Noch einen weitem Schritt that man bei dem Entwurfe zur größten Kirche im Lande d. i. der Pfarrkirche von Schwaz, Fig. 298. Hier bemerken wir ähnlich wie an der Kirche von Sedlec in Böhmen (Mitth. d. Cent.-Comm. 1886, CLVI) zwei dreiseitig abschließende Chöre parallel neben einander und innen durch eine Pfeilerreihe genau in zwei Hälften abgeändert. In Folge dessen hätte das Langhaus wie in Feldkirch zweitheilig werden können, indessen, weil hier eine zu große Weite beantragt wurde, so mußte wegen zu großer Spannweite der Gewölbe dasselbe durch drei Reihen gleichmächtiger Pfeiler in vier Schiffe getheilt werden. Auf dem Grundriß sieht der Leser eine Doppelkirche vor sich bestehend aus zwei gleichgroßen Haupträumen mit je einem entsprechenden Nebenschiffe, die alle unter das eine und dasselbe Dach genommen sind. Das Ganze bildet einen großartigen Hallenbau von 58 m im Lichten der Länge nach, von 28 m in der Breite und 18 m in der Höhe. Die sonderbare Anlage rührt wohl von den zwei bereits oben S. 250 erwähnten Bauherren her; die Knappenschaft wollte eben wie die Diöcesanb. II, S. 565 wohl mit Recht bemerkt, wie in politischer so auch in kirchlicher Beziehung wenigstens einigermaßen getrennt sein, jedoch in gewisser Verbindung bleiben, daher jede Gemeinde ihr mit der andern vereinigt Gotteshaus, aber mit besonderem Chor und Hauptaltare anstrebte. Der Apostelaltar neben dem Marien-Hochaltar heißt noch der Knappenaltar und die Ehen der Bergleute werden auch jetzt bei diesem allein eingesegnet. Die Einweihung der Kirche wurde schon 1465 durch den Salzburger Weihbischof Caspar von Weiruth vollzogen, indeß bis zur Vollendung verfloßen mehrere Jahrzehnte, vgl. Kunstfreund III, 47, wo auch der Name des Baumeisters angeführt ist; eine weitläufige Beschreibung findet sich in den Mitth. d. Cent.-Comm. vom Jahre 1863, S. 302.

Endlich kommen wir zu den großartigsten Anlagen, zu den dreischiffigen Kirchen. Es gibt deren nicht weniger als sechs und dreißig in Tirol und Vorarlberg.<sup>1)</sup> Zwischen ihren Haupt- und Nebenräumen lassen sich verschiedene Verhältnisse beobachten. Wird die Breite des Mittelschiffes als Grundmaß angenommen, in Folge dessen nach der Regel jedes Nebenschiff die Hälfte desselben haben sollte, so tritt dieses Verhältniß am reinsten in der Dominikanerkirche zu Bozen, Bill und zunächst an der Pfarrkirche von Hall auf. In den meisten übrigen beträgt die Breite der Nebenräume etwas mehr als die Hälfte des Mittelraumes z. B. in Fig. 301; ziemlich breit kommen erstere besonders zu Seefeld vor, in Trient Fig. 294 haben sie nahezu die ganze Breite des Mittelschiffes. Hingegen finden wir wiederum dieses sehr weit im Vergleich zu den Nebenräumen an der Franziskanerkirche zu Bozen (Fig. 182) und an der Pfarrkirche von Böls. Ähnliche Verhältnisse lehren theilweise an den Pfarrkirchen von Meran und Latsch wieder.

Der Abschluß aller Nebenschiffe erfolgt am Triumphbogen oder dem Beginn des Chores und ist ein gerader (Fig. 182, 286, 294 u. s. w.), nur das nördl. Schiff der Pfarrkirche von Meran schießt „schief“ ab, was aber hier mehr einer unregelmäßigen Planisirung als dem Suchen nach dem Erfasse eines Kapellentranzes zuzuschreiben ist, wie öfter bei dem äußersten Schiffe der fünftheiligen Dome besonders in Deutschland wiederkehrt. Angenehm überrascht der Grundriß der Klosterkirche von Neustift bei Brixen; hier finden wir die Seitenschiffe über den Beginn des Chores weit hinaus verlängert und auch jene gleich diesem durch eigenen dreiseitigen Abschluß ausgezeichnet. So bietet die Chorpartie im Grundrisse wie im Aufrisse, einen prächtigen Anblick, heute leider nur mehr an der Außenseite, denn nach der Diöcesanb. I. S. 286 wurden innen alle charakteristischen, gothischen Formen barbarisch

<sup>1)</sup> Es dürfte für die meisten Leser von Interesse sein, gleich alle Orte in alphabetischer Reihenfolge kennen zu lernen, wo diese merkwürdigen Kirchenbauten sich befinden; es sind: Abiam, Aibain, Bozen (deren 3), Calceranica, Cavalese, Cembra, Hall, Imst, Innsbruck, Kitzbühel, Luffstein, Landeck, Latsch, Trient, Vorenzen, Mals, Meran (2), Neumarkt, Neustift, St. Pauls, Pellizano, Pergine, Primier, Sanzeno, Sarnonico, Schwaz (Franziskaner), Seefeld, Senale, Sterzing, Trient (St. Peter), Vigo in Fassa, Bill (b. Neumarkt), Böls.



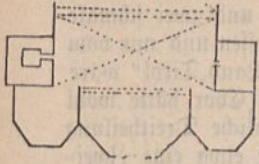


Fig. 300, Bleggio.

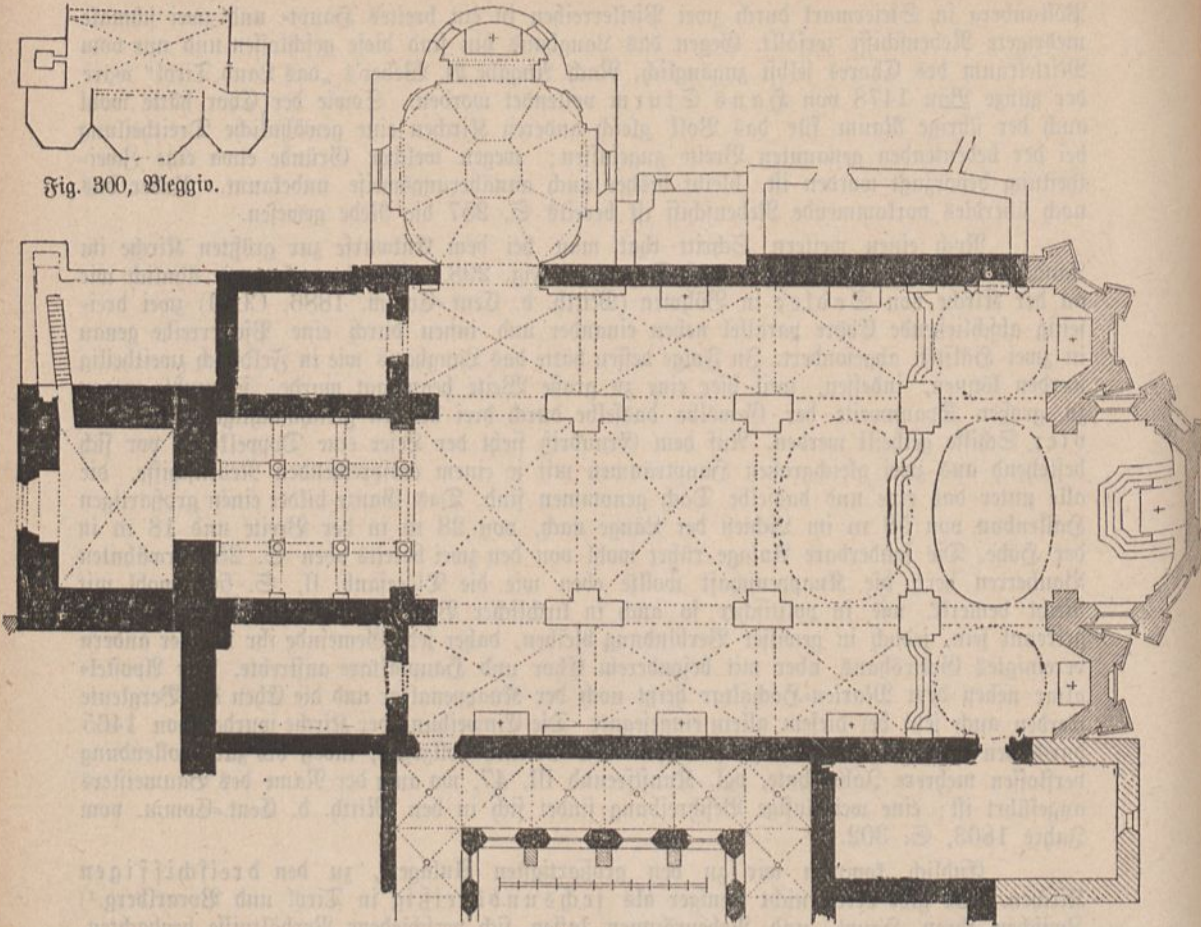


Fig. 299, Neustift.

vernichtet und dafür reiches Gypswerk im Roccoco-Styl mit großem Kostenaufwand angebracht! vgl. Fig. 299.) Selbst an der einschiffigen Kirche von Bleggio (Santa croce) in Borderjudicarien kehrt ein ähnlicher, wenn auch nicht so reicher dreifacher Chorschluss wieder; man suchte hier diese mehr für die Außen- als Innenseite wirkende großartige Ostseite dadurch zu erreichen, daß man zwei dreiseitig abschließende Kapellen über den Thurm und die Sakristei hinaus rechts und links dem alten Chöre anfügte. Der Erfolg erweist sich als befriedigend, wie schon aus den Umrissen in Fig. 300 einigermaßen hervorgeht.

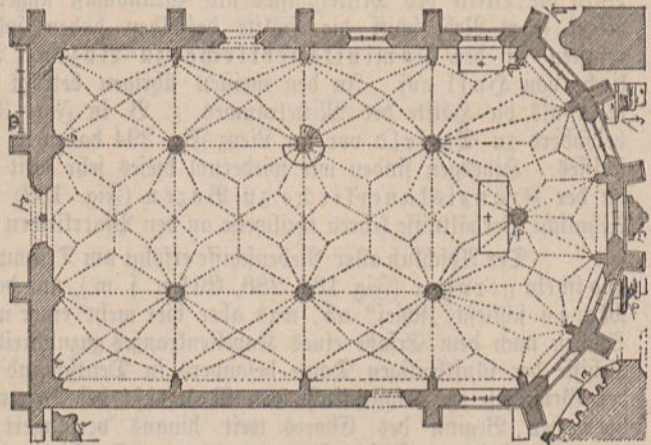


Fig. 301, Spitalkirche von Meran.

<sup>1)</sup> Bemerkenswerth ist, daß diese Stiftskirche große Ähnlichkeit mit jener der alten Benediktiner-Abtei zu Siegburg, in der Erzdiocese Ebln hat; auch dort, wo 1060 der Grundstein gelegt wurde, ist das Ganze nicht aus einem Gusse, sondern es lassen sich drei Perioden unterscheiden, wie in genannter Figur durch verschiedene dunkle Stellen dem Leser angedeutet ist. Der Thurm erscheint in Siegburg an derselben Stelle, d. i. über dem Haupteingange, ist romanischen Stils und der älteste Theil; links und rechts begleiten ihn wie in Neustift größere Nebenräume und erst an eine Art zweiter Vorhalle schließt sich das



Ein anderer Versuch, den polygonen Chorschluß vorzugsweise nach Innen reich und geräumig gleich den Kathedralen in andern Ländern zu gestalten, war, daß man die Nebenschiffe bis zu dessen Ostwand hinführte, wo sie sich dann vereinigen und einen sogenannten Chorumgang bilden. Diese gefällige architektonische Verschmelzung des Schiffes mit dem Chore erweist sich auch zu feierlichen Umzügen im Innern der Kirche sehr praktisch, wofür jedes Jahr am Maria Opferungsfest (den 21. Nov.) in der Pfarrkirche zu Bozen durch die Bruderschaft der „Moosbrüder“ (Maria vom Moose, s. oben S. 186) und bei ähnlichen Gelegenheiten in andern Orten ein sprechender Beweis geliefert wird. Diese interessanten Chorumgänge wurden nicht nur allein in den Städten, wie in Bozen (Fig. 72) und Meran (Spitalkirche Fig. 301), sondern selbst auf dem Lande an größeren dreischiffigen Kirchen ausgeführt, wofür an die Orte St. Pauls, Senale und Pergine erinnert werden kann. Außer an der Spitalkirche in Meran finden wir aber überall den Beginn des Chores durch einen mehr oder weniger kräftig auftretenden Triumphbogen angedeutet. Aus der bereits angeführten, öfter wiederkehrenden Bereicherung des Grundrisses, besonders im Chore, erhellt wiederum, daß man im ganzen Lande überall nach Großartigkeit im Kirchenbau strebte, wo es die Mittel nur irgendwie gestatteten.

Der Aufriß des gothischen Kirchengebäudes zeigt so recht wiederum das Prinzip dieses Baustyls, der durch folgerichtige Durchführung des spitzbogigen Rippengewölbes die vollständige Vermittlung zwischen Kraft und Last erreicht hat; davon war eben die ganze Anordnung des Gebäudes abhängig gemacht worden. Obgleich die Ausführung eines jeden Bauwerks von unten nach oben fortschreitet, so läßt sich doch der der Gotik zu Grunde liegende, wohl berechnete technische Gedanke am faßlichsten darlegen, wenn man den umgekehrten Weg einschlägt und die gothischen Kirchen gewissermaßen von oben nach unten aufbauend, bei dem Deckengewölbe den Anfang macht. Diesen Gang kann man damit rechtfertigen, daß die Anwendung des Spitzbogens auch an der Decke sogar auf die Bildung des Grundrisses den einschneidendsten Einfluß ausübt. Da der Spitzbogen mehr oder weniger steil gehalten werden kann, so ist für die Herstellung der Decke die größte Freiheit gewährt; jeder beliebige Raum kann überwölbt, selbst ein schmales Rechteck und in Folge dessen ein breiteres Joeh des Mittelschiffes mit einem engeren der Nebenräume leicht in Einklang gebracht werden. Will man nämlich die Höhe einer größeren zu überspannenden Weite über einer geringeren erreichen, so braucht man nur die Mittelpunkte entsprechend auseinander zu rücken, den Bogen also steiler zu halten; jedoch damit er nicht zu unverhältnißmäßig steil werde, sucht man ihn mäßig mit einer senkrechten Fußlinie zu unterstützen zu „stelzen“, wie man sagt. Fig. 303, 304 zeigt dies deutlicher: a. stellt den Grundriß, b. den Durchschnitt und c. den der Tiefe nach und den Bogen an der Wand von einem über länglich-viereckiger Grundfläche errichteten Rippengewölbe dar. In demselben liegen die Scheitel sämtlicher Bögen fast in gleicher Höhe, die Diagonalen oder Kreuzrippen werden nach Halbkreisen gebildet. An den Gurten d. (beziehungsweise Querrippen) erscheinen stumpfe Spitzbögen, die auf der Grundlinie L stehenden Schildbögen (ss) sind steile Spitzbögen, deren Mittelpunkte weiter auseinander liegen als die Spannung. Dadurch gewinnt das Innere einer Kirche sehr viel an malerischer Wirkung. (Aus Archiv f. christl. K.)



Fig. 302. !

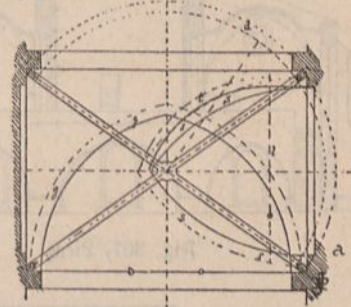
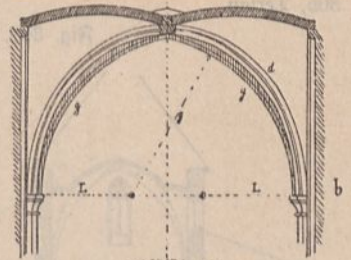


Fig. 303.

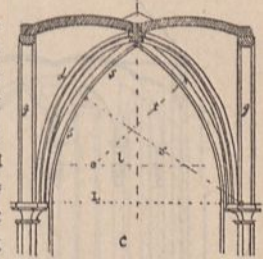


Fig. 304.

dreitheilige Schiff an, dessen Mittelraum der Breite des Thurms entspricht; längliche Viereckspfeiler bilden die Trennung von den Nebenschiffen und gegen Osten baute man dann in der gothischen Periode einen ähnlichen Chor mit dreifachem, polygonen Abschluß gleich wie in Reutst. Endlich auch in Siegburgs Kirche hat die Renaissance mit ihren Formen sich breit gemacht und die ursprünglichen theilweise ganz zerstört, vgl. Organ f. christl. Kunst, Köln 1865.



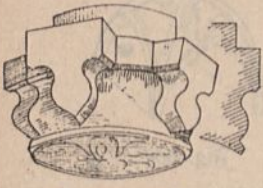


Fig. 305, Terlan.



Fig. 306, Neustift.

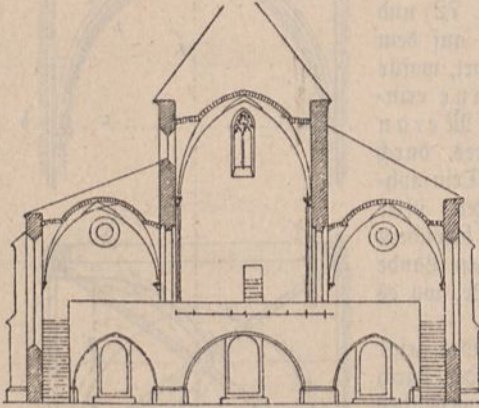


Fig. 307, Lienz.

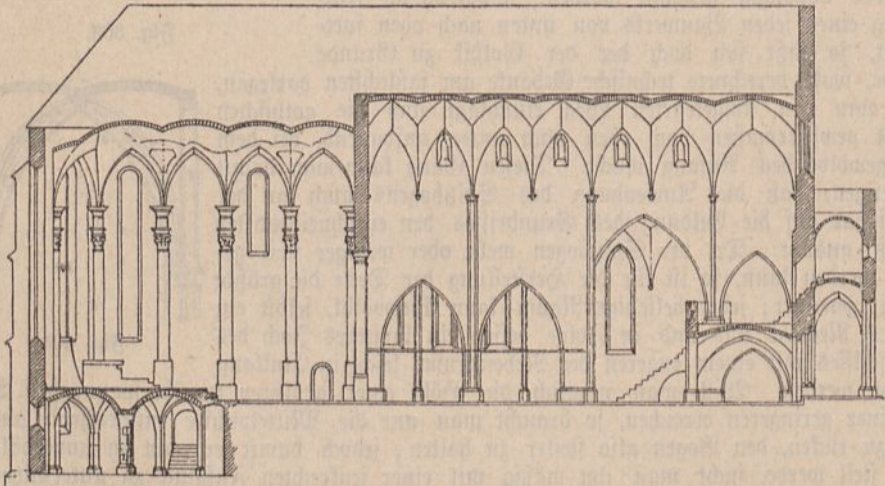


Fig. 308, Lienz.

Das gothische Kreuzgewölbe besteht nicht aus zwei sich durchscheidenden Tonnengewölben, sondern nur aus einem starken Gerippe von gegliederten Quer- u. Längegurten zur Begrenzung der einzelnen Joche und aus ähnlichen, aber leichteren Diagonal- oder Kreuzrippen, welche im Durchschneidungspunkte in einem Steinringe als *Schlusstein* zusammenstoßen. Dieses feste Gerippe wird nun mit leichten Rippen von der Form sphärischer Dreiecke ausgefüllt, Fig. 302. Was die Ausführung anbelangt, so bedürfen nur die Rippen (beziehungsweise Schildbögen) einer Holzform (Lehrbögen), auf die gemauert werden muß, die Ausfüllungen dazwischen werden mit der Hand ausgeführt, da die einzelnen Schichten der dünnen Wölbung vollständigen Halt haben, sobald sie für sich geschlossen sind. Ueber die Form der Rippen wird später, bei Besprechung der gothischen Profile überhaupt, die Rede sein.

Besondere Erwähnung verdienen noch die *Schlussteine*. Der Scheitelpunkt im Gewölbe, wo die Kreuzrippen sich begegnen, bedurfte nämlich zum festen Schluß eines einzigen Steines, der sämmtlichen Rippen zugleich angehörte, Fig. 303, 304. Daß man diesen „*konstruktiv*“ wichtigen Baustein auch für das Auge mehr hervorgehoben haben mochte, bedarf wohl

keiner weiteren Begründung. Ursprünglich war er einfach kreisrund und glatt, dann wurde er profilirt Fig. 305, verzierte man seine Unterseite bald plastisch durch geometrische Figuren (Drei- und Vierpässe) oder heiliges symbolisches Bildwerk, (Christus, Maria, Patrone des betreffenden Kirchengebäudes) und zierliches Pflanzenwerk Fig. 182, D, E) 306; später zeichnete man die *Schlussteine* durch feine, fast miniaturartig gehaltene Gemälde und Wapen der Stifter und Wohlthäter aus, wovon der Leser in den verschiedenen Kirchen sich leicht überzeugen kann.

Die oben besprochene, ganz aufgelöste Gewölbemasse beschränkt ihren Druck und Seitenschub lediglich auf die Ausgangspunkte der Quer- und Kreuzrippen, weshalb nur diese Punkte verstärkt zu werden brauchen, während die Mauerwand dazwischen wie die Füllung der Gewölbekappen verhältnißmäßig schwach sein kann. Je stärker der Druck des



Spitzbogengewölbes auch in senkrechter Richtung wirkt, desto schlanker und höher können die Stützen desselben emporsteigen. Die Bestimmung der Stützen, ihr Zusammenhang mit dem Gewölbe wird durch das Abgehen trennender Kapitälcr sowie durch die Fortsetzung der Gewölberippen an den Trägern bis zum Boden herab ausgedrückt. Zur Unterstüzung der

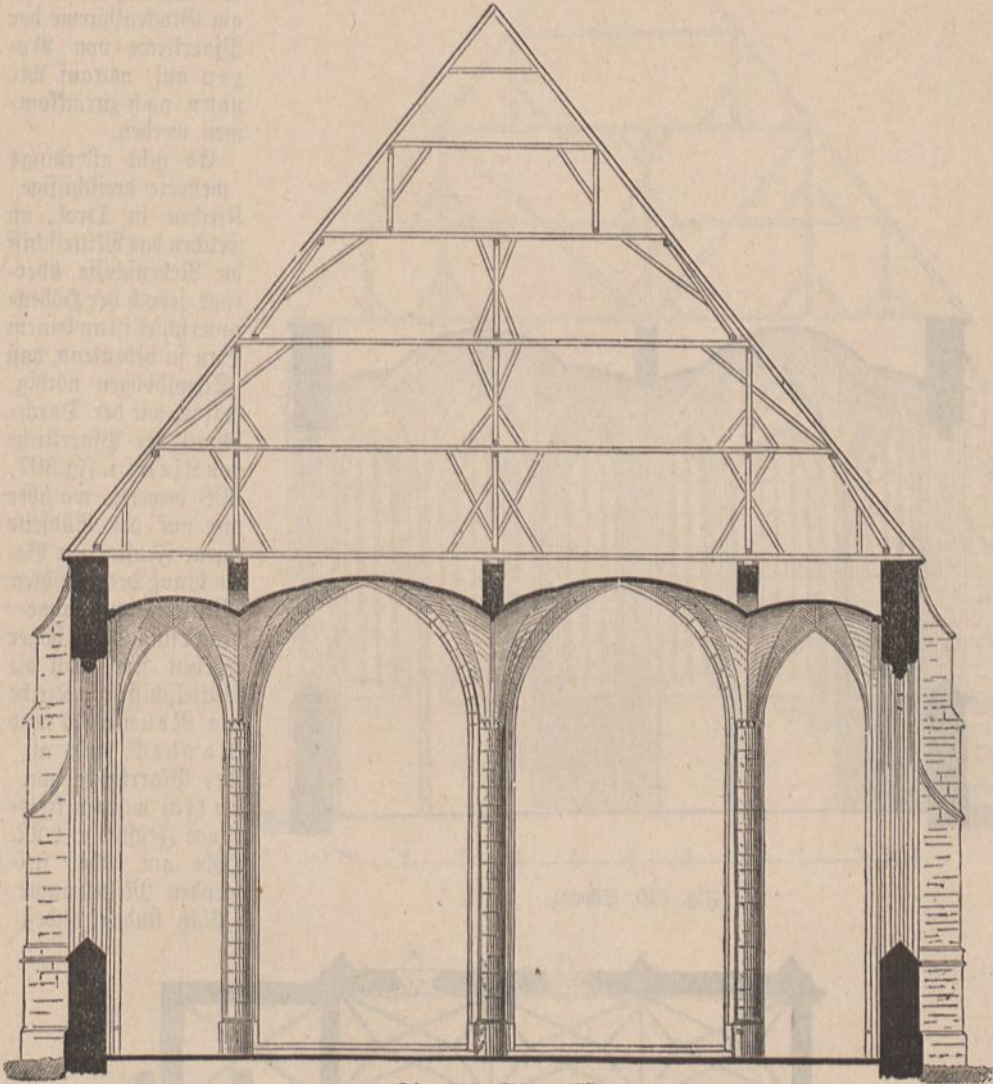


Fig. 309, Schwarz. 21

leichten Wandfüllung sowie um dem übrigens geringen Seitenschub der Gewölbe zu begegnen, werden an der Außenseite, in einer und derselben Linie mit den inneren Gewölbestützen starke Mauerpfeiler vorgelegt, die sogenannten Strebepfeiler, über deren Bau und Ausstattungs bald ausführlicher die Rede sein wird, (vorläufig vgl. Fig. 291, 294 u. s. w.). Diese Mauervorlagen reichten bei gleichschiffigen und minder ausgedehnten Kirchen vollständig aus, aber bei großartigen Bauten, wo sie sich an dem die Nebenschiffe weit an Höhe überragenden Mittelschiffe nicht stark genug entwickeln konnten, verlangten sie noch eine weitere Unterstüzung durch einen Bogen, ja zwei und drei Bögen, die schief zu ihnen von den Streben der Nebenschiffe hinaufgeführt wurden, die bekannten Schwib- oder Schwebebögen. In Oesterreich kamen sie nur an wenigen Kathedralen oder bedeutungsvollen Kirchen zu großartigerer Durchführung, z. B. am Dome von Prag (siehe unser Werk: „Die christl. Kunst“ S. 124) und der Kirche von Kuttenberg, ebenfalls in Böhmen; bezüglich Tirols müssen wir des Beispiels halber nur auf die Uebergangszeit, auf die Abbildung S. 174 hinweisen, von welchen Schwibbögen in Wirklichkeit aber nicht mehr



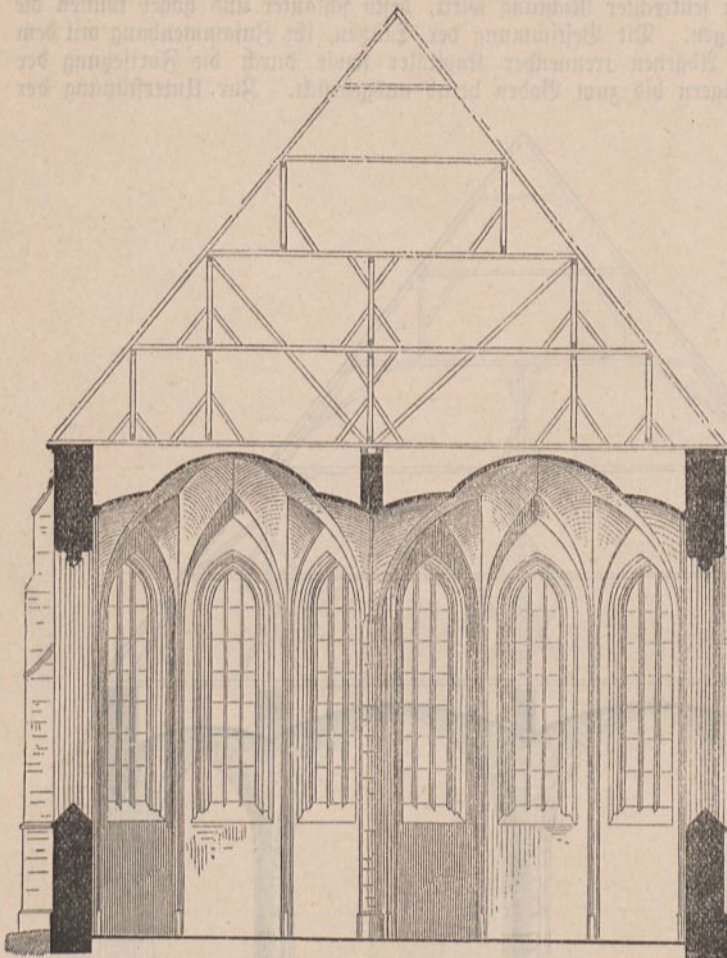


Fig. 310, Schwarz.

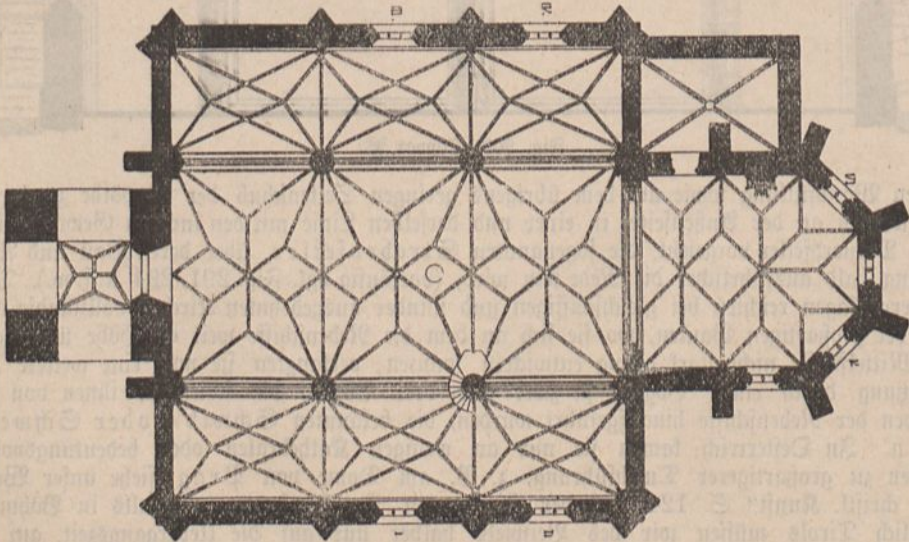


Fig. 311, Bill bei Neumarkt.

als die in Fig. 138, n angegebenen Spuren noch vorhanden sind; in ganz schwacher Ausführung treten sie am Glockenthurme der Pfarrkirche von Bozen auf, worauf wir unten noch zurückkommen werden.

Es gibt allerdings mehrere dreischiffige Kirchen in Tirol, an welchen das Mittelschiff die Nebenschiffe überragt, jedoch der Höhenunterschied ist an keinem Bau so bedeutend, daß Schwibbögen nöthig wären, wie der Durchschnitt der Pfarrkirche von Lienz i. Fig. 307, 308 beweist, wo aber nur auf der Südseite eigene Fenster zur Beleuchtung des erhöhten Mittelraumes angebracht sind. Nicht höher erheben sich auch die Mittelschiffe der Kirche von Neumarkt und Landeck; auch an der Pfarrkirche von Latsch würden kreisrunde Fenster v. 1 M. Höhe am höher steigenden Mittelraume Platz finden, indes



heute sind alle drei Schiffe unschön unter ein und dasselbe Dach genommen und kann somit die lebendigere Basilikaform nicht an den Tag treten. Die übrigen größeren Kirchen des Landes erscheinen alle als Hallenkirchen, wo den Nebenschiffen mit dem Mittelschiffe dieselbe oder nahezu ganz gleiche Höhe eingeräumt ist. Dadurch wird die „lichte Weite“ des ganzen Innern unlängbar noch gefördert, allein dies geschieht auf Kosten des Neuhern, welches durch drei gleich hohe Räume an Leben und Lebendigkeit verliert.

Im Innern eines Kirchengebäudes zeigte der gothische Styl durchaus, daß er ein erhabenes, wohl geordnetes Ganzes zu schaffen versteht, dessen mannigfaltige Theile in leichter, lebendiger Gliederung senkrecht aufsteigen. Die frühere mehr starre Mauermaße ist verschwunden, das Auge sieht nur schwache Stützen, welche sich zuletzt in schlanken Spitzbögen gegen einander neigen; die weite nirgends unterbrochene Perspektive nöthigt die Einbildungskraft, ohne sie zu beunruhigen, das Ziel zu suchen, welches Jenseits liegt und sich den Tempel des Herrn zu vergegenwärtigen, der nicht mit Menschenhänden gemacht ist.<sup>1)</sup> Wir verweisen den Leser auf Fig. 307, 308 u. die Pfarrkirche von Schwarz, auf die Durchschnitte dieses großartigen Hallenbaues im Schiffe und im Doppelchore Fig. 309, 310.

Die Form der ältesten gothischen Gewölbeträger ist kreisrund, kehrt aber am Ende der Periode häufig wieder, vgl. Fig. 296 und 298. Um diese Stützen von den alten Säulen zu unterscheiden, erscheint ihr Bau massiver und ruht auf einem mehr oder minder mächtigen häufig achteckigen Sockel, Fig. 312. Die Basis oder besser der Abschluß des Sockels geht von einer einfachen Schräge aus (Fig. 78, 290), verbindet sich aber auch mit Hohlkehle und Stäbchen (Fig. 56, 296<sub>2</sub>) oder einem schiefstehenden Plättchen, auch kehrt eine der romanischen verwandte Form nicht selten wieder, besonders in der späteren Zeit, und im tieferen Süden des Landes, wo der Einfluß Italiens unverkennlich ist, Fig. 312—314. Ueberhaupt machte die Basis verschiedene Stufen durch, vorzugsweise spielt aber immer die Schräge eine mehr oder minder wichtige Rolle und charakterisirt die Periode; interessant sind Fig. 312, 315.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Pfeiler an der Wand häufig die Hälfte der freistehenden Gewölbeträger bilden oder andere neue Motive zur Ausbildung brachten, so daß insofern auch die Gewölbeträger der einschiffigen Kirchen mit in Betracht gezogen zu werden verdienen.

Die nächste Gliederung erhielt der Rundpfeiler, indem man ihn mit einem Kranze von Halb- oder Dreiviertelsäulen umgab oder doch mit vier von diesen in Kreuzesform umstellte. St. Johann in Matrei hat von letzterer Form einen Wandpfeiler, wo die den runden Kern umgebenden Säulchen wiederum eigene Sockel und Basis zeigen, Fig. 316. Beinahe gleichzeitig begegnen wir auch einem eckigen Kern als Rippenträger, sei es der eines Würfels oder

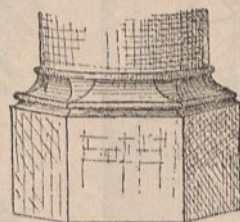


Fig. 312, St. Pauls, Chor.

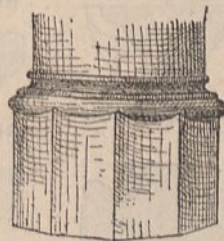


Fig. 313, St. Pauls, Schiff.

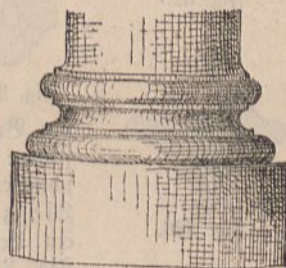


Fig. 314, Spitalkirche v. Meran.

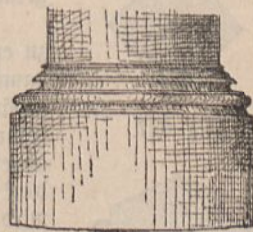


Fig. 315, Pfarrk. v. Meran.

<sup>1)</sup> Die Zahl der Gewölbeträger wechselt in den verschiedenen Kirchen, auch abgesehen von ihrer Größe; ob aber in dieser Beziehung eine sinnbildliche Bedeutung unterbreitet werden dürfte, sei dahin gestellt. Die Marienkirche zu Bill bei Neumarkt hat allerdings geringen Umfang (eine Breite von 9 m, Fig. 311, so daß 4 Gewölbepfeiler genügen, erinnernd an die vier Evangelisten, insofern die Pfarrkirchen St. Peter in Trient und zu Wöls hätten ebenso leicht für deren 6 Raum geboten. Die Zahl 5 ist in Valsch wohl nur der unregelmäßigen Bauanlage zuzuschreiben. Auf 6 Pfeiler (die Werke der Barmherzigkeit) stützen sich die Gewölbe der Kirchen von Hall, Seefeld, Landa, Venz, Neustift, Vigo in Fassa und Cavalese, während die Spitalkirche von Meran deren 7 hat (7 Sakramente). In der Dominikaner- und Franziskanerkirche zu Bozen und jener zu Schwarz begegnen wir gleich den 8 Seligkeiten 8 freistehenden Stützen; die Pfarrkirchen von Meran und Senale, sowie die Hofkirche von Innsbruck haben 10 (Gebote Gottes). Zu St. Pauls (den zwölf Boten geweiht) und Pergine erscheinen vollends deren 12.



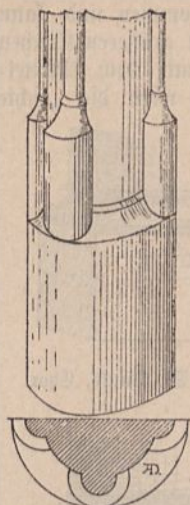


Fig. 316. Matrie.



Fig. 323.

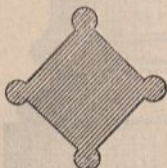


Fig. 326.

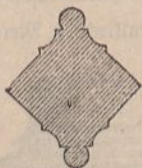


Fig. 327.

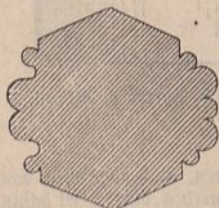


Fig. 328.

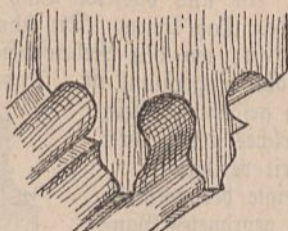


Fig. 318, Mais.



Fig. 317.



Fig. 319.



Fig. 320.



Fig. 325.



Fig. 321.



Fig. 322.



Fig. 324.

eines Rechtecks, dem — wenige Fälle in meist anspruchslosen Bauten ausgenommen — nach der „grundständlichen Abschragung aller rechten Winkel im gotthischen Style“ wenigstens die Ecken mehr oder weniger stark abgeschritten sind, wenn nicht ein regelmäßiges Sechseck oder Achteck zu Stande kam. Diese Abschragungen geschahen auch aus dem praktischen Grunde, um durch die Räume eine offenere Durchsicht zu erreichen und dieselben für das Auge wirksamer zu verbinden. In der Pfarrkirche von Mais finden wir die Arkadenpfeiler unten hinauf nur als Vierecksform und schwach abgetantet, Fig. 317, aber darüber hinauf entwickeln sie sich zu einer kräftigen Doppelgliederung nach Fig. 318. Ein reines Achteck kehrt in mehreren Kirchen wieder, als zu St. Peter in Trient, Cavalese, Sarnonico, Senale, Bozen (Franziskaner- u. Dominikanerk.), zu Latzsch u. Innsbruck. In einschiffigen Kirchen zeigen dann einzelne Wandpfeiler das halbe Achteck, Fig. 319, und eine durch vorgesezte Halb- oder Dreiviertelsäule verwandte, etwas reichere Form (Fig. 320 und 321). Dem länglichen Viereckskern an den Arkadenpfeilern zu Deutschnoven setzte man an den Schmalseiten kräftige Säulen, Fig. 322, vor, während jene zu Terlan an dieser Stelle ähnlich den Figuren 323 und 324 eine kräftige Profilierung und die Säulen auf der Breitseite erhielten. Nicht minder belebt erscheinen die Gewölbestützen aus der Pfarrkirche von Imst (Fig. 323), indem an den abgeschrittenen Ecken ein Stab und eine Hohlkehle ausgemeißelt sind. In Lienz (Fig. 294, b) ist der einen Seite eine Säule, der anderen ein kleines, halbes Achteck angefügt. Eine reichere Ausbildung nach Fig. 324 kehrt an mehreren Kirchen wieder, für gewöhnlich findet sich aber nur die einfachere Form nach Fig. 325, (eine Hohlkehle durch ein gerades nicht schräges Plättchen mit einem kräftigen Rundstabe verbunden).

Um dem soeben angedeuteten praktischen Zwecke noch weiter zu entsprechen, wurde eine „Ueberbestellung“ des Viereckskerns gewählt, damit die geraden Flächen desselben mit der Längsaxe des Kirchengebäudes nicht parallel laufen; als Beleg hierfür dienen die Pfeiler der Pfarrkirche von Ritzbühl oder Fig. 326, wo auch noch alle Ecken abgeschritten und mit einem Säulchen besetzt sind, während zu Landeck (Fig. 327) diese Belebung nur gegen die Längsrippen hin beobachtet wird; hier finden wir aber auch eine reichere Ausbildung durch Hohlkehle und Plättchen. Einigermaßen damit verwandt ist der Bau der Arkadenpfeiler in Neumarkt. In Hall hat der Baumeister alle Wände des Vierecks eingezogen oder vier Rechtecke mit schiefen Flächen zu einem Ganzen zusammengestellt, vgl. Fig. 286 links die eigene Zeichnung in vergrößertem Maßstabe. Einen Schritt weiter gieng man in Seefeld, wo dieselben Ecken (gegen die Schiffe) mit einem ganzen Bündel von Säulchen oder besser massiveren und schwächeren Rundstäben besetzt sind, Fig. 328. Daran schließen sich auch die Wandpfeiler von St. Daniel auf dem Röchelberg bei Auer, der Pfarrkirche von Tenbach und des Nebenschiffes in Deutschnoven, vgl. Fig. 329, 330, 331.

Ueberhaupt rief die Bestimmung der gotthischen Stützen bald neue, reichere Formen hervor. Da nämlich diese auch Gewölbe zu tragen bekamen, welche aus einzelnen Gurten und Rippen und endlich ganz aus letzteren sich zusammensetzten, so lag der Gedanke nahe



die Stützen als die Träger dieser einzelnen Gewölbetheile zu betrachten und darnach zu bilden, also so viele Halb- oder Dreiviertelsäulen wegen ihrer hohen und schlanken Form auch nur mehr Rundstäbe genannt, um den Kern zu legen, als es Bögen und Rippen giebt. Durch diese Gliederung geht die Tragkraft auf die Halbsäulen und Stäbe, oder wie diese nun richtiger heißen, auf die Dienste über. Der Kern hat wenig Bedeutung mehr, er tritt daher gar nicht mehr an die Oberfläche (vgl. die Wandpfeiler in Fig. 332). Die Dienste werden dann durch Hohlkehlen und Plättchen getrennt (Fig. 333). Dieselben Dienste selbst werden dann noch in einer anderen Weise wohlgeordnet u. belebt; sie werden, da auch die Rippen nicht alle ein und dieselbe Stärke haben, demgemäß stärker und schwächer oder wie man sagt: den Hauptdiensten legen sich weniger vortretende (weniger „ausladende“) Nebendienste zur Seite, oder es wechseln „alte Dienste“ mit „jungen.“ Fig. 333. Endlich wird noch eine neue kräftigere Form für die Hauptdienste ausgeprägt, nämlich die einer durchschnittenen Birne ähnliche, daher die „Birnform“ genannt (Fig. 334). Aus mehreren solchen Birn- und Rundstäben setzen sich die Wanddienste im Chore der Franziskanerkirche zu Bozen (Fig. 182, C. F.) und jene in der Curatiekirche von Terlan zusammen. Prachtvolle Muster von Pfeilerbündeln mit alten und jungen Diensten nebst Einschluß der Birnform bietet die Pfarrkirche von St. Pauls, gleich an den ersten Pfeilern zunächst dem Haupteingange, sowohl an den freistehenden als auch an den Wandpfeilern, vgl. Fig. 335, wo wir links nicht weniger als 16 Dienste zählen und rechts sogar deren 28, wo nämlich der Pfeiler auch zugleich eine Ecke des Glockenthurmes zu tragen hat und zur geeigneten Tragkraft aus vier Hälften der anderen Kameraden in „Kreuzesform“ sich zusammensetzt. Wahrscheinlich rührt diese Prachtpartie des Bauwerkes von jenen Steinmeßern aus dem deutschen Reiche her, welche wir in der Baugeschichte kennen gelernt haben, vgl. Kunstfreund II. Jahrg. S. 50.

Wegen reicherer Anlage sind auch noch einige andere Gewölbefstützen erwähnenswerth. Hieher gehören zwei Arten von Wandpfeilern der Pfarrkirche von Schwaz, Fig. 336 und 337. Erstere zeigt einen doppelten durch Hohlkehlen profilirten Viereckskern, an dessen Spitze eine kräftige Rundsäule sich erhebt; der Sockel ist hoch und schließt mit einem scharfen Profil ab. An der anderen tritt eine noch reichere Gliederung zu Tage, ähnlich wie zu St. Leonhard bei Kundl, vorne nämlich mit einer dem Birnstabe nahe verwandten Form. Von der durch sie getragene Gewölbegliederung hat die Geschmacklosigkeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur mehr die Längegurten übrig gelassen. Unter den Arkadenpfeilern zeichnen sich jene aus, welche die Bogen zur Arnberger Kapelle zu Taufers i. Pustertthale tragen, dann der mittlere des Nebenschiffes in Terlan, Fig. 338, dessen Breitesseite zwar glatt ist, aber dafür zeigen die abgeschliffenen Ecken ein reiches Profil und auf der Längeseite steigen rechts und links zierliche Bündel von runden Diensten empor a, b. Zu Vill b. Neumarkt reicht die in Fig. 339 a ausgesprochene mehrfache Gliederung nur an der Ost- und Westwand der Seitenschiffe bis zum Boden, während sie an den zwei freistehenden Pfeilern an den Arkadenbogen ausgedrückt ist.



Fig. 329.

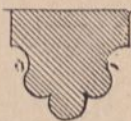


Fig. 330.



Fig. 331.



Fig. 332.



Fig. 334.

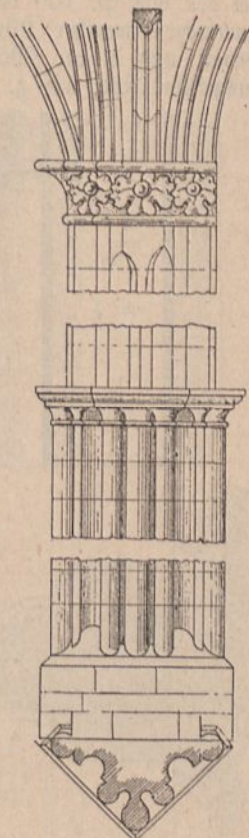


Fig. 333, Bozen.

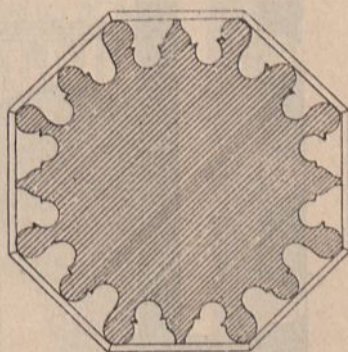


Fig. 335, St. Pauls.



Hinsichtlich der Gliederung schließt sich an die soeben besprochenen Gewölbestützen auch der Triumphbogen einigermaßen an. Finden wir nämlich Chor und Schiff in der gotischen Bauperiode noch zu sehr zu einem Ganzen verbunden und gilt dies vorzugsweise bei den von S. 100 bereits bekannten „Hallenkirchen“, welche oft mit bewundernswürdiger Kühnheit im Pfeilerbau und in der Wölbung einheitlich ausgeführt sind, wie z. B. bei uns die

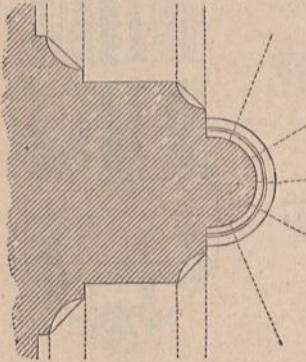
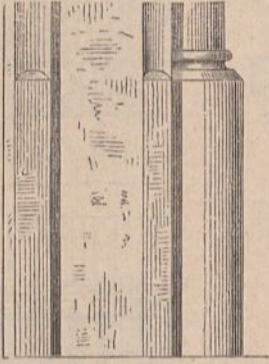


Fig. 336, Schwarz.

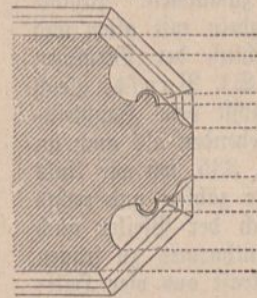
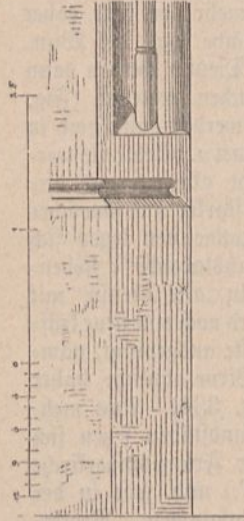


Fig. 337, Schwarz.



Fig. 338, Terlan.

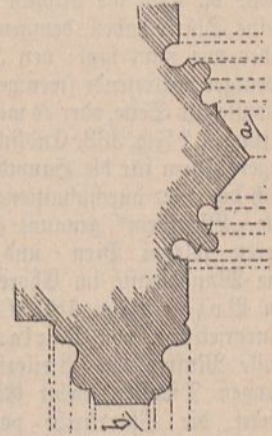


Fig. 339, Will.



Fig. 341, Kundl.

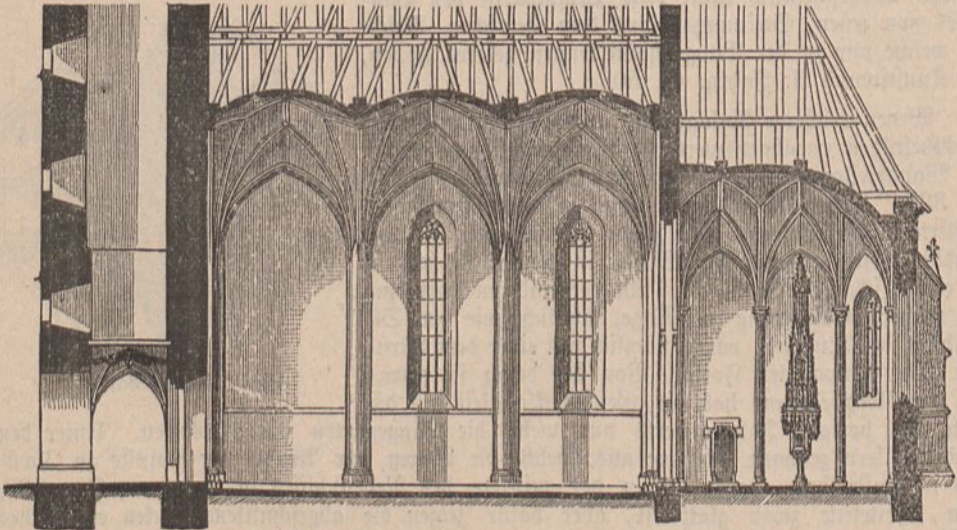


Fig. 340, Will, (Längendurchschnitt.)

Spitalkirche in Meran, Will Fig. 340 u. a. m., so fehlt doch nicht eine deutlich sichtbare Gränze zwischen dem Heiligthum mit dem Priesterchor und dem eigentlichen Raume



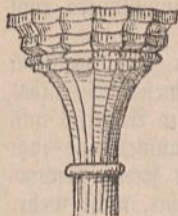


Fig. 342, Meran.



Fig. 343.

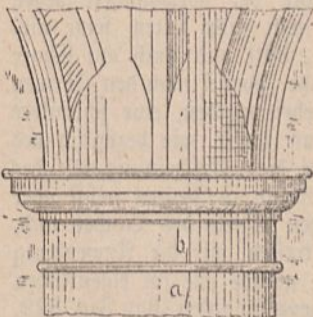


Fig. 344, St. Pauls.

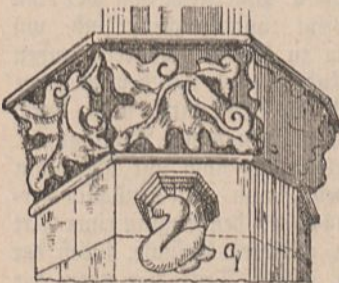


Fig. 345, Gries.

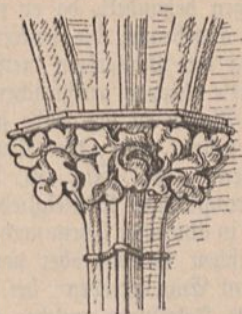


Fig. 446, Neumarkt.

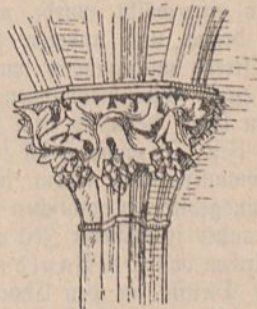


Fig. 347, Neumarkt.



Fig. 349, Pfar. Meran.

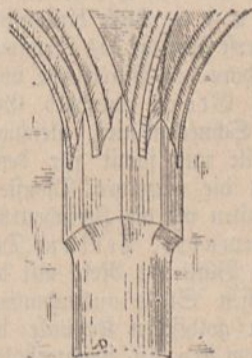


Fig. 351.



Fig. 348, Terlan.

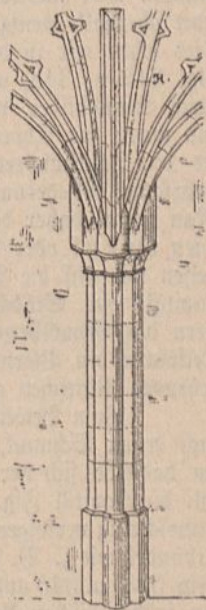


Fig. 350, Seefeld.

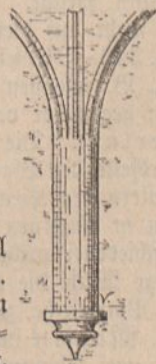


Fig. 352.

für das Volk vermittelt eines hervortretenden hohen Bogens angedeutet. Konnte der oben S. 59, 69 erwähnte und in Fig. 27, 28, 38, 66, 70, 73, 79 u. s. w. ersichtliche Triumphbogen keine Gliederung erhalten, so hielt man ihn doch massiv, in der Dike der Umfangsmauer des Bauwerks; dann schnitt man seine Oke ab und bildete ein halbes Achteck, das sehr häufig wiederkehrt und endlich profilirte man ihn durch Hohlkehlen u. Stäbe wie z. B. in Gries, Tisens, Bigo in Fassa, Vesturns, Will Fig. 339 b u. Neumarkt, bald sieht er gegen das Schiff hin, bald gegen den Chor reicher gegliedert, bald mehr, bald minder ähnlich wie Fig. 72 b, 182 C. In Terlan hatte er sehr wahrscheinlich die Profilierung des Arkadenpfeilers nach Fig. 338; eine reiche Form entwickelte sich in St. Leonhard bei Kundl (Fig. 341), seinen Sockel zieren die in Fig. 209 abgebildeten Thiergestalten. An dem nach Fig. 339 b gebauten Triumphbogen der Pfarckirche von Neumarkt erscheint wie gegenüber in Tramin ein nach Abbildung mehrfach gegliedertes Gesimse am Beginn seiner Wölbung nicht ungeschickt angebracht. Fig. 352 B. Etwas mager hat der Baumeister der Pfarckirche von Meran den





Fig. 352 B.

Triumphbogen behandelt, da er nur die Wölbung dieses Triumphthores zum Altarraum angebracht, die senkrechten Linien aber fehlen.

Da der Pfeilerkern meistens von Diensten umgeben war, welchem oft ebensoviele Rippen entsprachen, somit die Tragfähigkeit dieser Gewölbestützen vom Boden in die Höhe gieng oder wenn der Pfeiler in Achteck- und Rundform gebaut war, die Rippen wie die Aeste eines Baumes aus ihm hervorzuschüßen — vgl. Fig. 56, 290, 340 —, so bedurfte es streng genommen eines tragfähigen Mittelgliedes, wie früher das Kapital war, nicht mehr.

Wenn eines in ähnlicher Form noch vorkommt, so bezeichnet es bald einen Einfluß, und Nachklang der romanischen Periode oder man behielt es nur der Gewohnheit wegen als eine Art „Ruhepunkt im Emporstreben“ bei. Dies beweist auch nicht selten seine niedrig gehaltene, fast gedrückte Kelchform, welcher wir in Fig. 78, 340 und auch am Chore der Kirche von Terlan begegnen, während im Schiffe, das ohne Zweifel nach den Formen zu urtheilen etwas früher eingewölbt wurde, wie wir bald sehen werden, eine schlankere Kelchform auftritt. Aus diesen und anderen Fällen sieht man somit, wie bezüglich des Kapitals nicht mehr ganz streng vorgegangen wurde. Es dürfte diese Erscheinung mit der Ausbildung des Meisters enger zusammenhängen, ob er diese nämlich in Italien selbst oder näher bei diesem erhalten hatte, denn in dem heute italienischen Theile des Landes und, wie die bereits angeführte Fig. 78 zeigt, selbst im Pustertal treffen wir die Anwendung des Kapitals in noch romanisirender Form immer häufiger, gerade wie im eigentlichen Italien. Das Kapital des ausgebildeten gothischen Styls hat übrigens schlanken Bau Fig. 342, ladet oberhalb wenig aus, außer in späterer Zeit und da nur, wenn es Statuen zu tragen hat. Dies sehen wir in den Kirchen von St. Pauls und der Spital- u. Pfarrkirche von Meran Fig. 342 u. 343, wo die Dienste an den Chorwänden abgesetzt (unterbrochen) sind, um durch Standbilder von verschiedenen Heiligen den Altarraum zu beleben, während außen und innen am Chore der Pfarrkirche von Bozen aus dem Ende des 14. und dem Beginne des 15. Jahrhunderts die schlankere Form bewahrt bleibt und die Deckplatte nicht durch mehrfache Gliederung absichtlich erweitert ist wie in den zwei letztgenannten Abbildungen. Man nennt daher das gothische Kapital in seiner reinsten Ausföhrung auch nur schlechthin einen Knäuf oder bei Rundpfeilern einen dieselben umgebenden Saum. Diesbezüglich verweisen wir auf die Pfeiler der Kirche von Pauls in Fig. 344, wo den Beginn einer Art Kapitals ein Stäbchen bezeichnet, und als Schluß folgt ein größeres Gesimse, indeß der Kern des Gewölbeträgers erscheint unverändert, erweitert sich nicht. Tritt hier unter der Deckplatte ein Viertelstab auf, so ist dafür als reinere Form eine Hohlkehle oder ein schiefstehendes Plättchen gewählt oder man begnügt sich mit letzteren allein, vgl. Fig. 333 oben.

Zum Beweise, daß das gothische Kapital in der That nicht mehr nothwendig sei, dient auch dessen Schmuck, der nur mehr aus Laubwerk besteht, wie ein leicht gewundener Kranz um dasselbe sich herumlegt und den Pfeilerkern oder Dienst mehr oder minder sichtbar läßt, vgl. die Kapital Fig. 349 u. s. w. Auch hinsichtlich des Kapital schmuckes läßt sich eine stetige Entwicklung verfolgen. Zuerst umzieht das Ornament als gemeinsames Band den ganzen Pfeilerbündel wie z. B. im Chore der Pfarrkirche von Bozen eine Reihe von stylisirten Rosen (Fig. 333) u. 345 aus St. Georg oberhalb Gries, wo prächtig stylisirtes Eichenblatt mit den frühgothischen kleinen Schneckenlinien, gleichwie wir an den Kreuzblumen zu Terlan sehen werden, noch auftritt und somit für den Bau beider Kirchen im 14. Jahrhundert deutlich spricht. Nachdem die einzelnen Dienste selbständiger geworden sind, beziehen sie sich mehr auf diese und lassen oft die Zwischenräume ganz frei, wie wir dies annähernd in Fig. 346—348 sehen, Neumarkt, Terlan. Das Laubwerk erscheint zierlich u. naturgetreu; so z. B. erkennen wir das Blatt der Rebe mit den Früchten und das Eichenblatt ganz deutlich; gegenüber vertritt dessen Stelle ausnahmsweise eine Thierfigur, ein stattlicher Löwe (Terlan). Die schönsten gothischen Kapitale bietet das sog. „Laitacher Portal“ auf der Nordseite der Pfarrkirche von Bozen. Leichtgehaltenes Eichenblatt findet sich ferner an einigen Pfeilern der Kirche von Seefeld. Hatten, wie bemerkt, Kapitale Statuen zu tragen, so suchte man in einzelnen Fällen und vorzugsweise in späterer Zeit an denselben durch Zubehörfnahme verschiedener architektonischer Theile, welche sehr zart behandelt wurden, auf verschiedenartige Weise die nöthige Basis herzustellen; Fig. 342, 343 u. 349, aus einem Nebenportal der Pfarrkirche zu Meran bestätigen diese Versuche der Steinmetzkunst zur Genüge. Zu St. Martin im Ahrnthal, einem hübschen gothischen Bau, findet sich das Kapital auch mit zwei Wappenschildern, wenn gleich nicht reich, doch gefällig geschmückt.

Erwähnenswerth sind auch jene Fälle, in welchen die alten Meister als Ersatz des Kapitals für jeden Rippenansatz eine eigene Fläche am Pfeiler zu erreichen suchten; dieses



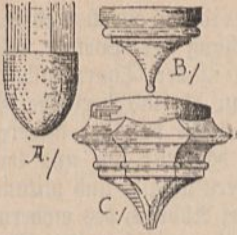


Fig. 353.

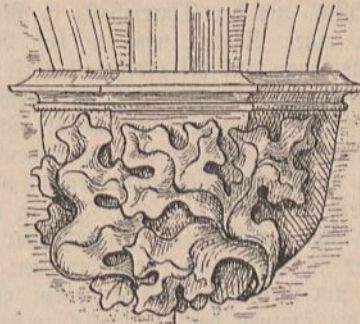


Fig. 354, Meran.



Fig. 355, Gries.



Fig. 356.



Fig. 357.



Fig. 358.



Fig. 359.

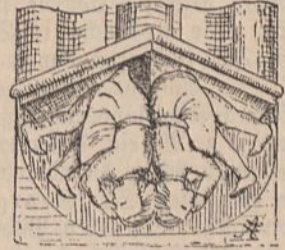


Fig. 360, Meran.

Bestreben präentirt der Pfeiler v. Seefeld Fig. 350, und der in der St. Johanneskirche zu Matrei, welcher vermittelt

einer flachen Hohlkehle seinen Kern ausladet und zwar in Form eines über Eck gestellten Achtecks, in dessen einzelne Flächen die Rippen einschneiden, vgl. Fig. 351.

Nicht immer ließ die Gothik die Wandpfeiler vom Boden aufgehen, sondern brachte in gewisser Höhe einen Dienst an, welcher auf einem vortretenden Werkstück oder einer Consolle sich stützte. Diese Art von Vorkragung, wie der technische Ausdruck lautet — vgl. Mith. der C.=C. VI. B., S. 82 ff. — kommt in Tirol schon im 14. Jahrh. vor. Im Chore und im Nebenrisse der um 1400 bereits vollendeten Kirche von Terlan beginnen alle Dienstbündel jetzt 2 Meter — ursprünglich doppelt höher — vom Boden, ähnlich im Schiffe der Pfarrkirche von Meran; in der folgenden Zeit ließ man sie in der Mitte der Wand und darüber hinaus erst beginnen. Ein runder Träger findet sich öfter, so unter anderem zu St. Veit in Deferegen, vgl. Fig. 352; in polygoner Ausführung zu Pens in Sarnthal, vgl. Diöces.-Beschrb. S. 106.

Mit diesem eben beschriebenen System wechselt ein zweites; darnach ruhen die Rippenbündel unmittelbar auf Consolen. Eine ähnliche Bestimmung derselben haben wir bereits auf S. 97 in der zierlichen Figur 127 kennen gelernt. Die Gothik machte zuerst gewöhnlich in den Ecken auf der Vorder- und Rückseite des Triumphbogens von den Consolen als Rippenträger eine praktische Verwendung; daran schließen sich zunächst die Ecken des Polygons hinter dem Hauptaltar und nicht selten treten selbst im ganzen Chor nur mehr Consolen als Träger der Gewölberippen auf. In der Pfarrkirche von Lienz werden die Rippen des Hauptschiffes und der Seitenschiffe abwechselnd von Consolen getragen, vgl. Fig. 307 u. 308.

Die ältesten Consolen aus der Frühgothik haben eine zapfenartige Form, so nach Fig. 353 A in St. Nikolaus zu Dreikirchen, kehren aber in dieser anspruchlosen Ausführung am Ende des 15. Jahrhunderts wieder, wie die Pfarrkirche zu Lengmoos, St. Magdalena in Villnöß u. a. D. beweisen. Die weiter ausgebildete Consolle trägt eine nicht minder interessante Entwicklung zur Schau wie das Kapitäl, sei es durch architektonische Gliederungen oder Ornamente, die bald aus stylisirtem Laubwerk, bald aus figurlichen Darstellungen bestehen, Menschengelbilden und Thieren. Die erste Stufe der Entwicklung dürfte die dem kelchförmigen Kapitäl ähnlich gebaute in einem Knopfe abschließende Consolle sein, wie sie unter anderem in der Pfarrkirche von Lienz vorkommt. (Fig. 353 B.) Oberhalb schließt jede Consolle mit einem stärkeren oder schwächeren Gesimse ab, unterhalb verlaufen sich die meisten vermittelt eines zarten Zapfens in der Mauer. Hieber gehören zunächst die schön gebaute und sehr reiche in Rundform, wie sie nach Fig. 182 A in der Marienkapelle der Franziskaner zu Bozen auftritt, und die in B abgebildete in polygonem Grundrisse aus dem Kreuzgang daselbst, welche in anderen kirchlichen Gebäuden wiederkehrt z. B. in der Friedhofskapelle zu Sarnthein, ähnlich aber etwas reicher als letztere



behandelt erweist sich Fig. 353 C aus der Thurnhalle in Margreid mit einem niedrigen, runden Aufsatz zum Tragen einer Statue, wie wir bei Besprechung der Portale näher erörtern werden. Oft schon hat man auf die prachtvollen Consolen in der Thurnhalle der Pfarrkirche von Meran aufmerksam gemacht und mit Recht, denn es sind herrliche Gebilde mittelalterlicher Steinmekkunst und jede unterscheidet sich in etwas von der anderen; ihr Schmuck besteht aus schwungvoll ausgearbeitetem Eichenlaub, das nur lose und leicht den polygonen nach unten ein wenig rund sich zusammenziehenden Kern umgibt und mitunter auch eine Frazenform umschließt Fig. 354. Vor zwei Jahren kam bei Abbruch des modernen Hochaltars daselbst eine ganze Reihe nicht minder werthvoller Consolen zwischen den Chorfenstern zum Vorschein, leider in einem arg verstümmelten Zustande, aber an mehreren gab es noch genügende Reste, um ihre ursprüngliche Form zu erkennen, dieselbe wiederum neu herstellen zu können um die Statuen der 12 Apostel zu tragen und zum Schmucke des Chores selbst beizutragen. Eine ganze Menge von Sauerkleeblättern umgeben eine in die Breite gezogene Consolle in der wegen derlei eingemauerten Einzeltheile so interessanten St. Georgskirche in Sand, oberhalb Gries; leider ist dieser seltene Consolenschmuck wie Fig. 355 zeigt nur in einem arg beschädigten Zustande auf uns gekommen.

An eine andere zierlich gebaute Consolle an der Außenseite dieser Kirche hat sich eine Schnecke festgeklammert (Fig. 345, a); im 14. Jahrhundert kommen Thiergebilde nicht selten vor, so z. B. ein drachenartiges Thier im Chore zu Terlan.<sup>1)</sup> Von figürlichen Darstellungen kehren die Sinnbilder der Evangelisten wieder, von denen wohl die ältesten jene im genannten St. Georg sind, wie aus dem frühgothischen Styl in Fig. 356 u. 357 hervorgeht. Dieselben Bildwerke finden wir dann auch in Aying, in Böls, in der Kapelle des Schlosses Hasseg zu Hall; vielleicht waren sie auch zu Terlan vorhanden, eine Engelsgestalt mit Spruchband schmückt noch eine Consolle daselbst. Zu Steinach bilden kräftig gearbeitete Brustbilder von Propheten den Schmuck von ein paar Consolen, ähnlich wie einst alle Consolen in der Kapelle des Schlosses Lichtenberg die 12 Apostel zeigten, welche jetzt nach dem Einsturze jenes Heiligthums in die Wände der Pfarrkirche von St. Pauls eingesetzt sind. Hier und da wurden nur einzelne Köpfe an dem Consolenkern ausgearbeitet Fig. 358 oder vertreten allein denselben gänzlich ohne consolenartigen Hintergrund. Die älteste Form tritt an jenen kräftig gebildeten der St. Leonhardskirche in Laatsch zu Tage. Meistens sind sie nicht näher kenntlich gemacht, aber sie nur für Phantasiegebilde und als die Frucht des Humors der Steinmehzen zu nehmen, wie man gewöhnlich thut, also sie für fast bedeutungslos auszugeben, dürfte nur in jenen Fällen angehen, wo sie frazenartig und wirklich auffallend humoristisch behandelt sind, wie z. B. bereits bezüglich der Thurnhalle in Meran bemerkt wurde, und wie sie in St. Martin bei Lorenzen und anderen Kirchen uns begegnen. In anderen Fällen dürften sie uns ein sehr merkwürdiger Gegenstand sein und auf die Stifter, Erbauer, Steinmehzen und Baumeister zu beziehen sein. Als Beweis erinnern wir an eine Art derselben, nämlich an zwei Köpfe in der Kirche von Terlan. Da finden sich nämlich in der Ecke auf der Rückseite des Triumphbogens zwei Köpfe an den Consolen, welche die Dienste als Kippenträger unterstützen. Auf der Evangelienseite bemerken wir einen kleinen Mann in eng anliegender Kleidung, gegenüber einem hübschen Frauenkopf mit reichem Haarschmuck. Wer ist nun hier dargestellt? — Wenngleich jede Inschrift abgeht, so können wir beide doch gleich näher bezeichnen, ja ihren Namen bestimmt nennen: es sind die Stifter des schön n gothischen Kirchengebäudes selbst, Sigmund von Niederthor aus Bozen und Gerichtsherr von Terlan und seine Frau Margaretha von Villanders. Darüber belehrt uns ein Wand-Gemälde im Schiffe derselben Kirche, das im Jahre 1407 am St. Johannestage durch Hans Stokinger vollendet worden ist. Da erscheint dieselbe kleine Mannsgestalt in ganz ähnlich enger Kleidung und hinter ihm sein Namenspatron St. Sigmund und gegenüber war einst seine Hausfrau Margaretha wie ihr Gemal knieend und betend dargestellt gewesen, aber in Folge des Ausbrechens einer Seitenthür findet sich heute nur mehr das Brustbild ihrer Namenspatronin, der heil. Margareth erhalten. Aehnliche sichere Anhaltspunkte hinsichtlich einzelner, für gewöhnlich räthselhafter Köpfe an Consolen dürften sich durch die Baugeschichte und andere geschichtliche Notizen entdecken lassen. Schöne verschiedenartige Consolen finden sich auch außen und innen am Chore der Pfarrkirche von Bozen.

<sup>1)</sup> Es ist wohl überflüssig zu beweisen, daß diese Thiergehalten „in der Regel“ nicht der willkürlichen Laune der alten Steinmehzen ihr Dasein verdanken, sondern eine besondere Bedeutung haben; vgl. hierüber einen Aufsatz von Dr. Heider über die Consolen im Kreuzgang zu Neuburg, Mitth. der k. u. k. Cent.-Comm. B. I, 3—8 und Kreuzers Kirchenbau I, 171.



Wie laut Notiz auf S. 99 bereits in der romanischen Periode die Baumeister ihre eigene Figur zum Schmuck von Consolen verwendet haben, um sich der Nachwelt im An-

denken zu erhalten, so wurde diese Sitte auch in der nachfolgenden gothischen Bauzeit beibehalten und noch öfter davon Gebrauch gemacht. Wir finden daher in unserem kleinen Lande wie die Kapitäle so auch die Consolen heute noch, nachdem so viele alte Steinmetz = Arbeiten vernichtet worden sind, mit den Gestalten der Erbauer mehrerer Kirchen geschmückt wurden. Die ältesten Kapitäle mit ihren Zwergfiguren in zusammengekauertem Stellung sind wohl jene in St. Leonhard zu Laatsch und der Kirche in Terlan; daran reiht sich die bedeutend elegantere Figur einer Consolle des Thurmhelms zu Tramin. Etwas jünger dürften dann die possierlichen Figürchen an zwei Consolen von St. Vigil bei Kastellruth sein, (Fig. 359), in ähnlicher Stellung wie Bonensack der Baumeister des Magdeburger Domes (Otte, Handb. S. 632). Die in der höchst eigenthümlichen kopfüber erscheinenden Stellung und in Fig. 360 abgebildeten jungen Männer können, weil deren zwei wie Zwillinge vereint sind, nur Steinmetzen darstellen, welche an der betreffenden Consolle im Schiffe der Pfarrkirche von Meran thätig waren. An einen Baumeister wiederum dürfte jenes alte Männlein mit langem Barte und kegelförmigem Köppchen erinnern, welches wir unter der Consolle finden, worauf Maria mit dem göttlichen Kinde an dem uns bereits bekannten „Laitacher Thor“ auf der nördlichen Chorseite der Pfarrkirche von Bozen abgebildet ist, während das knieende und betende Figürchen auf einem gegenüberstehenden Balbachin den Stifter des Portals zu bedeuten scheint. Das eingehendere Studium der figurativ belebten Kapitäle und Consolen kann mit der Zeit der Kunstforschung gute Dienste leisten und für den Mangel an urkundlichen Belegen trefflichen Ersatz leisten.

Was die Formentwicklung der Gewölberippen anbetrifft, so ahmen die ältesten derselben aus der Uebergangszeit zu St. Jakob in Gröden (Fig. 361) einfache Rundstäbe nach; dann spizen sie sich zu und nachdem sie in einzelnen Fällen wie in der einstigen Kapelle oder Sakristei von St. Marko in Trient (nun Wohnung des deutschen Kaplans) und zu St. Nikolaus in Dreikirchen nebenher dreiseitig und sehr massiv gehalten worden sind, Fig. 362, gliedern sie sich ähnlich den uns bekannten Pfeilerbündeln in Stäbe, welche durch Hohlkehlen und Plättchen getrennt und belebt werden. Ein interessanter Uebergang bietet sich in der Kirche St. Moritz bei Taufers in Pustertal (Fig. 363). Am öftesten verband man mit dem viereckigen Grundkerne schwache Hohlkehlen, die an der Stirnseite eine schmale Platte vereinigt. So erscheinen schon die Rippen an jenem im Jahre 1345 bekanntlich eingesezten Gewölbe des Schiffes der Pfarrkirche von Bozen (Fig. 364). Einer sehr ähnlichen Form werden wir in der Spätgothik neuerdings begegnen, jedoch in viel schwächerer Aus-



Fig. 361

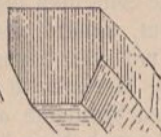


Fig. 362.

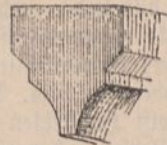


Fig. 363.



Fig. 364.



Fig. 365.

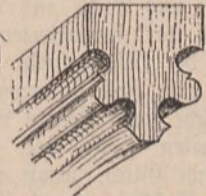


Fig. 366.



Fig. 367.

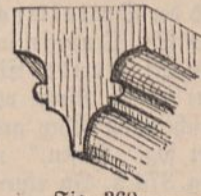


Fig. 368.

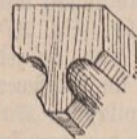


Fig. 369.

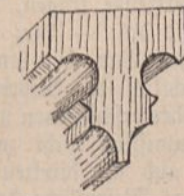


Fig. 370.

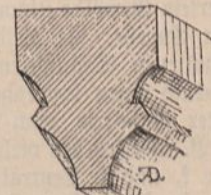


Fig. 371.

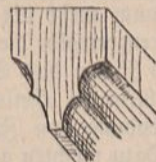


Fig. 372.

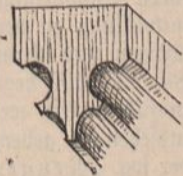


Fig. 373.

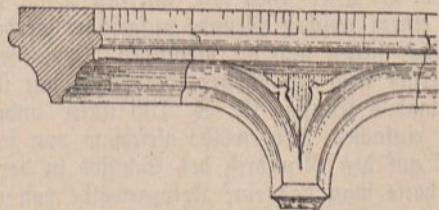


Fig. 374 a.



führung. Frühzeitig bildete der gothische Styl auch zugleich eine reichere und edlere Behandlung der Rippen aus, als genannte erscheint, nämlich nach der sog. „Birnenform“ (sogenannt wegen der Aehnlichkeit ihres Durchschnittes mit einer schön gebauten Birne, welche man sich mitten getheilt denkt) vgl. oben Fig. 334. Diese kam dadurch zu Stande, daß man an dem oberen vier-eckigen Theile mittelst Hohlkehlen einen Rundstab angegeschlossen hat, der weiter mit kleinen und schwachen Hohlkehlen sich verbindet und dann das Ganze mit einem Plättchen abgrenzte, Fig. 365 aus der Pfarrkirche von Meran und Fig. 348 in einer noch etwas reicheren Art und Weise aus Terlan, Gries, Neumarkt, Tramin u. a. D. Lang gezogen und stark hervortretend erscheint sie in Fig. 318. Am reichsten tritt bei uns das Rippenprofil in der Thurmhalle zu Meran (Fig. 366) auf; daran schließen sich, wengleich aus späterer Zeit stammend (Ende des 15. Jahrh.) die Rippen von St. Leonhard bei Kundl, welche einen kleinen Birnstab an der Stirne tragen (Fig. 367). Sonst verschwindet mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Allgemeinen der Birnstab und überhaupt jedes runde Glied, wenn aber dann doch reichere Rippenformen auftreten, so macht sich daran die Hohlkehle durch ihr Auftreten in einer auffallenden Mehrzahl bemerkbar, wodurch das ganze Profil etwas magerer wird; vgl. hierzu die an sich hübschen Durchschnitte in Fig. 368, 369 aus der Spitalkirche und in Fig. 370 aus St. Barbara in Meran, dann Fig. 371 aus St. Quirin im Sellrainthal, Fig. 372 aus Mais (Schiff der Pfarrkirche), Fig. 373 aus St. Pauls. Einige Verwandtschaft mit den Rippen nach Fig. 367 und Fig. 369 haben jene in der Kirche von Seefeld, Fig. 374; hier finden wir aber eine ganz eigenthümliche Erscheinung Platz greifen. Es sind an jeder Rippe weit vorspringende Gliederungen, eine Art sog. „Nasen,“ welche wir im Maßwerk der Fenster näher kennen lernen, angebracht, Fig. 374 a. In einer andern gothischen Kirche des Landes würden sich diese Anhängel als eine gesuchte Verzierung der Rippen erweisen, hier aber, an dem mit allerlei Zuthaten bereichertem Gewölbe stimmt diese Eigenart gefällig zum Ganzen, wo plastisch behandelte Säulchen mit Engeln, die Leidenswerkzeuge tragen, und andere Figuren auftreten nebst figuraltich gehaltenen Schlusssteinen und dgl. — kurz ein architektonischer Reichthum zu Tage tritt, der deutlich einen landesherrlichen Bau, der langsam aufgeführt wurde, präsentirt. Das Mittelalter entfaltete auch hinsichtlich der Rippenbildung eine unzählige Verschiedenheit, so daß z. B. in allen den vielen bisher erschienenen und reich illustrierten Jahrgängen der Mittheilungen der k. und k. Central-Commission nicht zwei von den vielen ausgewählt werden konnten, um sie für unsere Zwecke und als direkten Hinweis auf tirolische Formen zu benutzen.

Wurde S. 261 das Wesentliche der verschiedenen gothischen Wölbarten nach ihrem innern Entwicklungsgang zu erklären versucht, so erübrigt noch ein paar weitere Stufen der Entwicklung zu verfolgen. Kaum mehr als ein halbes Jahrhundert behielten die einfachen, kräftigen und schwungvollen Kreuzgewölbe die Alleinherrschaft, wie sie uns in Fig. 72 (Schiff), 284, 293, 295 begegnen. Bald führte das Streben sowohl große Kappenflächen der leichteren Ausführbarkeit wegen etwas mehr zu theilen als auch den Gewölben ein noch zierlicheres Aussehen zu geben, zur Anwendung von Zwischenrippen, so daß negartige Felder entstanden oder sog. „Nezgewölbe.“ Dazu mochten auch weitere technische Gründe kommen, wenigstens bei massiver Ausführung der Kreuzgewölbe, wie z. B. im Schiffe der Kirche von Terlan und a. D. Hier sehen wir, um den Druck der Seitenmauern, die wahrscheinlich schon gleich auf einem weichen Grunde aufgeführt werden mußten, zu vermindern, daß die Kapitäl sehr tief liegen und die mächtigen Rippen sehr ansteigen, ja bedeutend gestelzt sind, damit am Ende doch ein schöner Spitzbogen mit ihnen erreichbar war, eine Erscheinung, die nach Schnaase's Kunstg. VI. S. 193 unter anderem auch am Dome von Minden wiederkehrt. Wie einfaches Netzgewölbe gleichsam von selbst leicht entstehen konnte, darüber belehrt ein Blick auf den Grundriß des Schiffes in der Franziskanerkirche in Bozen, oben Fig. 182. Da hatte man das eine Kreuzgewölbe von einem zweiten mit eigenen Unterstützungspunkten über dem Scheitel der Arkadenbögen durchschneiden lassen und es war ein Netzgewölbe mit durchaus regelmässigen Feldern geschaffen. Oder man theilte die einzelnen Rippen in mehrere, welche sich dann wiederum zusammenfinden; so erhielt man auch ein mehr oder minder reiches und künstliches Netz. Die erste Stufe dieser Gewölbeentwicklung, wenn man sie mit Recht so nennen darf, bietet Fig. 79 dar und daran schließt sich Fig. 283 mit einer förmlichen Musterkarte von derlei Gewölbeformen und einer weitem Eigenart in Figur 182, rechts im Kreuzgange.

Die Verzweigung der Rippen in der Vierung oder dem Chorquadrat romanischer und erst später eingewölbter Kirchen sowie noch mehr in dem dreiseitigen Abschlusse des gothischen Chores (Fig. 182, K und Fig. 284) führte zu einer anderen Gewölbegattung,



welche wegen der Figur, die ihre Rippen bilden, Sternengewölbe heißen. Wir verweisen zum besseren Verständniß des Gesagten den Leser auf Fig. 52, 55, 72 (im Chore um 1400 vollendet), 170, 182 (Kreuzgang), 286, 289, 294, 296, 298, 301, 311, woraus sich eine zahlreiche Sammlung von verschiedenen „quadratischen und rechteckigen (oft langgedehnten), einfachen und in sich verschlungenen Sternengewölben“ ergibt. Am zierlichsten wie regelmäßigsten und von bester Wirkung begleitet erscheint die Sternform öfter in kleineren Räumen durchgeführt, kreisrunden wie mehrseitigen, z. B. Fig. 26 (an St. Bartholomäus beim Kloster Wilten wiederkehrend), Fig. 291 und 292. In solchen kleineren Bauten und Nebenräumen, sowie in einem Chorabschlusse muß man den Sterngewölben eine gewisse Berechtigung zugestehen, anders könnte man in weiten Räumen deren Anwendung eher einen Rückschritt nennen, weil sie in der Spätgothik in Folge der überladenen Zier, wie wir sehen werden, zur Schwerefälligkeit und Trockenheit der Tonnengewölbe zurückführten.

Während der Grundgedanke des gothischen Stils in der Herstellung eines hohen, luftigen und soliden Steingewölbes auch in unserem Lande hoch gehalten und mit Vorliebe einerseits durchgeführt wurde, hatte man andererseits zu gleicher Zeit die uns bekannte flache Oberdecke aus Holz, wenigstens für das Schiff eines Kirchengebäudes niemals ganz aus dem Auge verloren und selbst dem schönsten Umbau des Chores und dessen kräftiger Einwölbung gegenüber gepflegt, in mehreren Fällen bis heute beibehalten. Man wird vielleicht einwenden, die Einwölbung wurde aus Mangel an Mitteln unterlassen. Mag sein in einzelnen Fällen, aber das sorgfältige Schnitzwerk an manchen Oberdecken, welchen wir z. B. in Sarnthal (St. Valentin), in Vinstgau (St. Vigil zu Morter und St. Nikolaus zu Burgeis) begegnen, spricht dagegen; ebenso der auf Seite 101 vorkommende Hinweis auf die Malereien oberhalb der Gewölbe der schönen gothischen Klosterkirche zu Bozen. Bezüglich der Erneuerung der Tafelung des Kreuzganges der Franziskaner daselbst, noch am Beginn des 15. Jahrhunderts, liegt sogar ein urkundlicher Beleg vor. Im Jahre 1408 nämlich übergab „Andrä Daniel Marötscher“ dem Guardian „Nikolaus de Tulna“ 40 M. W., womit der Kreuzgang des Klosters „getafelt“ und das Haus des Pfisters gekauft wurde (Mairhofer's Geschichtsbld. I, 310). Die große Klosterkirche der Karthause in Schnals wurde niemals eingewölbt, sondern in der Renaissancezeit noch mit einer Holzdecke und zwar in reicher Gewölbeform versehen. Daß die reichen und ansehnlichen Pfarren Traamin und Tisens nie für ein Steingewölbe im Schiff ihrer Kirchen die Mittel aufgebracht hätten, wird kaum anzunehmen sein, so daß sie erst in der Popszeit ein Scheingewölbe herstellten. Es dürfte vielmehr die Liebe zur Holzsnitzkunst, in welcher Alttirol so Vieles und so Herrliches geleistet hat, das Fortbestehen und die sofortigen Erneuerungen der Holzdecken an der Seite der schönsten gothischen Einwölbungen gesichert haben.

Wir haben nun im Innern der gothischen Kirchen gesehen, daß dieser Styl die höchste Aufgabe der Baukunst gelöst, indem es ihm gelang, deren mathematische Idee unter der Gestalt des Pflanzenartigen darzustellen, mit dem Unorganischen einen vegetabilischen Organismus zu verbinden oder mit anderen Worten: den Bau so auszugestalten, daß er als etwas aus sich, aus einem eigenen Lebensprinzip Entwickeltes erscheint.<sup>1)</sup> Wir wollen nun versuchen nachzuweisen, daß die Gothik auch dem Außern des Kirchengebäudes eine solche Gestalt zu geben sich bestrebt, um als entsprechender Ausdruck des Innern zu erscheinen.

Am Außern der gothischen Kirchen tritt uns im Gegenjaze zur ruhigen Fläche der romanischen Umfangsmauern eine lebendige Abwechslung von mannigfachen vor- und zurücktretenden senkrechten Theilen gefälligst entgegen. Die wagrechte Linie ist überall durchbrochen und die Mauerfläche durch kräftige Strebpfeiler und hohe, schlanke und zartgetheilte Fenster äußerst belebt. Am großartigsten ist meist die westliche Façade durch prächtig gegliederte Portale und den hohen Spitzgiebel des sehr steilen Daches geschmückt, welche schlanke, in die Wolken reichende Thürme begleiten und das herrlich emporstrebende Ganze zum Abschluß bringen.

Dieser Wechsel vor- und zurücktretender Theile wird durch die sog. Strebpfeiler hervorgebracht, welche in meist regelmäßigen Zwischenräumen von der Wandfläche hervortreten. Sie bilden eine „bedeutende Verstärkung“ derselben, um sie gegen die nach Außen dringende Wirkung der an der betreffenden Stelle auftretenden Schub- und Druckkräfte sichern soll<sup>2)</sup>. Die Anordnung derartiger Verstärkungen ist die Folge der Anwendung von Kreuzgewölben.

<sup>1)</sup> Vgl. Aesthetik v. Durck, Tübingen b. Haupt, in welchem praktischen, leider nur wenig bekannten Werke diese Erhabenheit der Gothik weitaufig, vortrefflich und in Wahrheit besprochen wird.

<sup>2)</sup> Das Archiv f. christl. Kunst behandelt das Wesen der Strebpfeiler sehr gut, so daß wir nicht umhin können, uns die Freiheit zu nehmen, auch unseren Lesern mit Bezugnahme auf Tirol davon mitzutheilen.



Da bei diesen der gesammte Druck und Schub sich nicht auf die ganze Mauer vertheilt, vielmehr an einzelnen Stellen — dort nämlich, wo die Gurten und Rippen, bezw. Gräte zusammentreffen — vereinigt, während andere Theile davon entlastet werden, so ergibt sich von selbst, daß an den von dem vereinigten Schub angegriffenen Punkten durch Verstärkung der Mauer eine Widerstandskraft gegeben werden muß, groß genug, diesem Angriffe der nach außen drängenden Kräfte das Gleichgewicht zu halten, während die übrigen Mauertheile schwächer ausgeführt werden können. Da nun überdies eine in der Richtung des Schubes stehende Mauer bei weitem größeren Widerstand bietet als wenn dieselbe Masse auf der Seite angegriffen würde, so ergibt sich auch von selbst die Art, wie der Mauer Widerstandskraft gegeben werden mußte, dadurch nämlich, daß man eine kurze Mauer von gewöhnlicher Dicke an den angegriffenen Punkten quer gegen die Hauptmauer lehnte. Das dazu erforderliche Material wurde doppelt und dreifach durch die Veringerung der übrigen Mauerdicke wieder gewonnen.

Jeder Strebepfeiler bildet mit der Umfassungsmauer an den Ecken des Chores einen stumpfen Winkel, an den übrigen einen rechten; daher sollten an den rechtwinkligen Ecken wie z. B. auch an der Façade stets deren zwei erscheinen, wie an der Sakristei der Pfarrkirche von Bozen, bei den Franziskanern daselbst, zu St. Pauls, zu Will bei Neumarkt, an der Spitalkirche von Meran und zu Landeck. (Fig. 72, 182, 301, 311.) Häufiger machte man sich die Sache einfacher und stellte einen Strebepfeiler „über Eck“, so daß er ähnlich wie am Chore mit der Umfassungsmauer einen stumpfen Winkel bildet, vgl. Fig. 284, 286 u. s. w.

Fig. 375 zeigt die ganze Anordnung im Grundrisse. Beim Punkte a suchen die sämtlichen Gewölbekräfte die Mauer in der Richtung der Gurt-Rippenlinie G hinauszuschieben, der Strebepfeiler S verhindert dies aber besser als wenn die ganze Mauer etwa bis zur Linie b c gleichmäßig verstärkt wäre. Ungedeutet finden sich die Strebepfeiler wie bereits bemerkt, schon im romanischen Stil, aber ihr Zweck ist noch schüchtern verborgen, wie aus den Figuren 68, 138 und 200 hervorgeht. Erst die Gotik stellte die Strebepfeiler frei hin als das, was sie sind: als Gegenmauern nämlich gegen die von innen wirkenden Schubkräfte. Dieser Bestimmung entspricht auch ihre Gestalt im Einzelnen.

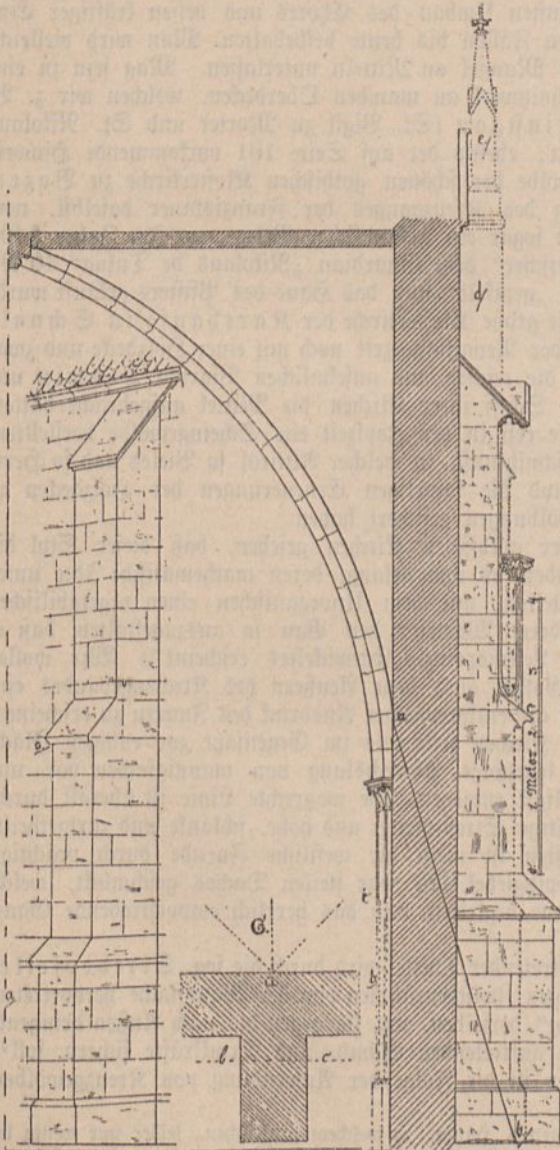


Fig. 376.

S Fig. 375.

Fig. 377.

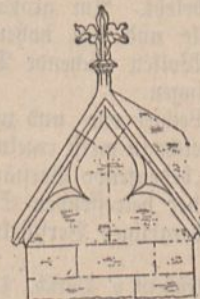


Fig. 378.



Fig. 379.



Fig. 380.



Zuerst sind die Strebe Pfeiler quadratisch, (z. B. an der Dominikanerkirche zu Bozen und dem Chore der Pfarrkirche von Meran), dann in kräftiger Rechtecksform angelegt, in welcher sie oft mehr als 1 M. nach außen vorspringen, z. B. Gries, Terlan (Fig. 376) u. s. w. Die Strebe Pfeiler ziehen sich nämlich nach oben mehr und mehr nach der Mauer hin zurück und scheinen sich dadurch gegen die Mauer anzustemmen, sie verjüngen sich, wie der Kunstausdruck lautet, vergl. Fig. 376 und 377. Die einzelnen Absätze sind dann mit einer schräg abfallenden Fläche (Wasserschlag) bedeckt, deren unteres Ende überhängt d. h. es ist eine sogenannte Wassernase gebildet, damit das abträufelnde Regenwasser nicht wieder an den Pfeiler zurückfließen kann. (Fig. 377 c).<sup>1)</sup> Das Zurücktreten der Pfeiler nach oben ist aber nicht nur ästhetisch begründet, sondern auch technisch. Die Linie nämlich, in welcher sich die Druck- und Schubkräfte sammeln ist eine sich immer weiter nach außen entfernende, gekrümmte Linie (Drucklinie), welche mit a b in Figur 377, der Einfachheit wegen „gerade“ gezeichnet, in und am Gewölbedruck im Schiffe der Kirche von Terlan angewendet erscheint. Die Kraft des Strebe Pfeilers muß daher genau im entgegengesetzten Sinne (Stützlinie) wirken; nach oben ist also viel weniger Stärke nöthig als unten.

Wenn nun der Strebe Pfeiler oben belastet wird, so wächst der senkrechte Druck gegenüber dem seitlichen und daher wird die Druck- und Stützlinie eine mehr senkrechte Richtung annehmen d. h. weiter vom äußern Fußpunkt des Pfeilers entfernt bleiben. Hierin ist die Möglichkeit begründet, den Pfeiler unten etwas schmaler zu machen und ihn also schlank und fast senkrecht mit unbedeutenden Verjüngungen von unten bis oben ansteigen zu lassen. So entsteht eine zweite Hauptform für die Strebe Pfeiler, welches in Figur 377 d durch punktirte Linien angedeutet ist und an den meisten reicheren Kirchenbauwerken angewandt erscheint, vergl. vorderhand Fig. 381. Besonders kräftig wird der hier zu Grunde liegende Gedanke zum Ausdruck gebracht, wenn sich über dem Pfeiler ein Thürmchen (eine Fiale) erhebt, wie wieder in genannten Figuren ersichtlich ist; dadurch wird einerseits der Pfeiler belastet, andererseits schiebt dieser gefällige Abschluß als ein Beweis übersprudelnder Kraft aus demselben empor.

Fiale (abgekürzt von Filiale — Töchterchen, Thürmchen — gegenüber und in Begleitung eines großen Thurms), heißt man die kleine thurmartige Endigung, welche wie bemerkt, die Gothik zuerst als Schmuck den Strebegliedern aufsetzte und später ganz allgemein als verzierendes Glied verwendete. Die Fiale besteht aus einem viereckigen Untertheil (dem Leibe) und dem pyramidalen Helm (dem Riesen) vergl. wiederum obige Figuren u. s. w. In der weiteren Ausbildung der Gothik gewinnen die Fialen auch da, wo der konstruktive Hintergrund fehlt, ein weites Feld. Sie bilden die beliebte Endigung aller möglichen aufsteigenden Glieder; sie treten auf als Decoration an den Brüstungen und freien Geländern (am Chore der Pfarrkirche von Bozen unter der Fensterrose, Fig. 381, am Thurme von Schwaz u. s. w.); sie begleiten die Giebel, z. B. an der Fassade der Kirche von Pergine; sie legen sich als Blenden vor die Wandflächen, wie wir vorzugsweise bei Portalen sehen werden und an einzelnen reicheren Fenstern, was unter anderem am Thurme von Tramin der Leser weiter unten im Bilde beobachten kann. Zumeist schließen die Fialen in der uns von Figur 381 bekannten Kreuzblume ab, gelegentlich erhalten sie aber auch als letzten Abschluß einen plastischen Schmuck, so z. B. tragen sie neben dem Portale daselbst Maria und den Erzengel Gabriel, wo aber ausnahmsweise ihr Riesen durch ein Säulchen mit einem blätterreichen Kapitale vertreten ist. Was die Höhe der Strebe Pfeiler betrifft, so reichen sie nahezu oder ganz bis an das Dachgesims wie an der Pfarrkirche des Dorfes Tirol seltener empor (Fig. 308, 309), wenn sie aber Thürmchen tragen, so streben sie an prächtigeren Bauten auch über das Gesims hinaus, wie bei uns am Chore der Pfarrkirche von Bozen (Fig. 381). Der obere Abschluß der Strebe Pfeiler wird in der Regel durch eine schräge, pultartige Abdeckung (Fig. 376), oft aber auch durch ein queraufgesetztes Satteldach bewirkt, so daß vorne eine Art Giebel sich bildet, der durch leichte Blenden mit fleblättrigem Ausgang belebt wird, wie Fig. 378 aus Terlan zeigt, wo auch ein frühgothisches, schönes und kräftiges Eichenblatt in Kreuzesform um einen Stengel gelegt, die Bekrönung bildet, Fig. 377—380, was aber nur an wenigen tirolischen Bauten wiederkehrt, z. B. am Chore der Kirchen von Vill, Gries; an der Vorhalle der Stiftskirche von Innichen bildet den Abschluß des Giebels eine zapfenartige Form, vgl. Fig. 67. Hervorzuheben sind noch die Strebe Pfeiler am Schiffe der Pfarrkirche von Meran,

<sup>1)</sup> Um die frühgothischen, die sich noch nicht verjüngen, zu beleben, dient nur der öfter wiederkehrende Wasserschlag.



welche jenen genannten an der Pfarrkirche zu Bozen an edler Ausführung wenig nachstehen. Wo die Strebepfeiler in unserem Lande wie anderwärts in der ihrem Zwecke entsprechenden Form zur Ausführung kamen, sind sie meistens einfach gehalten und bilden einen wirksamen Gegensatz zu den oft reichen Maßwerken der Fenster und deren Gewänden. In der späteren Gotik, namentlich in der Verfallzeit werden wir beobachten können, daß sich ihre Bedeutung verliert, was schon gleich aus ihrem Baue hervorgeht. Hier sei noch einzelner hervortretender Behandlungen von Streben gedacht. In Figur 377 ist einer der beiden Streben an der Kirche von Terlano wiedergegeben, dessen obere Hälfte zu einem zierlichen „Heiligenhäuschen oder Ciborium“ ausgearbeitet wurde, wo eine Statue auf einer Art Säule mit Blätterkapital zu stehen kommt und darüber ein fliegendes Dächlein (ein Baldachin) sich ausbreitet. Verwandter Anlage sind auch ein paar Strebepfeiler der Kirche von Haiming in Oberinntal (erbaut 1511), wo an einem und demselben Pfeiler selbst zwei Baldachine und Consolen für Statuen vorkommen. Einen eigenartigen mehrfachen giebelartigen Abschluß zeigen dann die Streben am Chore der Kirche in dem nur 6 Stunden entfernten Stanz. Reicher Schmuck durch Blenden, Ueberwerkstellungen und baldachinartige Endigungen entfaltet sich besonders an dem Chore der Pfarrkirche von Sterzing, welche Streben sich aber heute leider in sehr ruinenhaftem Zustande befinden. Zu St. Johann in Fassa (Vigo) bemerken wir an demselben Bautheile einen reicheren Abschluß vermittelt einer steilen, pyramidalen Spitze, ohne daß eine eigentliche Fiale gebildet ist, weil deren Untertheil oder der „Leib“ gänzlich fehlt, wogegen am Schiffe der Pfarrkirche von Meran kräftige mit kleinen Blättern (Krabben) verzierte Fialen die durch Blenden belebten Strebepfeiler krönen, ohne jedoch das Dachgesims zu überragen, wie dies in schwungvoller Art und Weise am Chore der Pfarrkirche von Bozen, vergl. Fig. 381 durchgeführt ist. Hier schwingen sich die Streben mit ihren reichen Fialen noch über die Dachgalerie hinaus; überhaupt erscheint der Bau dieser Gewölbewiderlagen sehr edel durchgeführt; die oberen Stockwerke finden wir durch Blenden und Wasserspeier verschiedenartig belebt, die bereits überdeckgestellten Abschlußthürmchen mit Krabben und kräftigen Kreuzblumen zierlich besetzt. Jedoch was Reichthum des Schmuckes und der Belebung durch mehrfache Gliederungen anbetrifft, so werden sie von jenen an der Pfarrkirche von Seefeld noch um vieles übertroffen, namentlich durch jene zwei rechts und links vom Hauptportal, wie sich der Leser weiter unten in der Abbildung desselben selbst überzeugen wird. Leider sind diese Streben nicht mehr in der bedeutungsvollen Rechtecks-, sondern in der schwächeren Dreiecksform gebaut, welche an die Verfallzeit des Styles erinnert, wie wir später zur Genüge finden werden. Die genannten Streben in Seefeld spotten förmlich den meisten reichen Anlagen ihrer Art auch außerhalb des Landes. Man entdeckt kaum mehr die Grundform, weil in so üppiger Weise Sockel, Blenden, Gesimse, Heiligenhäuschen, mit vielen Säulchen, die durch Fialen gekrönt sind, sofort abwechseln und reiche Baldachine tragen; endlich ein mit kleinen Fialen besetztes Thürmchen schließt den wundervollen Bau, der über das Dachgesims lustig hinausreicht. Diesen außerordentlichen Reichthum entwickeln sie aber nur, um das nicht weniger reiche Portale würdig flankieren zu können. Ueberhaupt scheint hier in jeder Beziehung schon das Bestreben, mehr durch anmuthige als durch strenge und kräftige Form zu wirken.

Indem, wie bereits weitläufig oben erörtert worden ist, der Seitendruck der Gewölbe auf die Strebepfeiler übertragen wurde, ermöglichte man es, die Wand durch größere Lichtöffnungen oder Fenster zu durchbrechen. Diese zerfallen wiederum wie in der romanischen Periode in zwei große Hauptgruppen, nämlich in Lang- und Rundfenster oder Fensterrosen. Von den ersteren kommt in vereinzelt Fällen eine noch sehr schmale, übermäßig schlankte Anlage vor, die nicht nur allein wie oben nach Fig. 158 aus der Uebergangszeit, sondern auch anderswo z. B. an der St. Antoniskirche bei Pelugo im Nendenathal mit geraden Seitenflächen wiederkehrt und ohne Maseneinsatz an einem Fenster der St. Leonhardskirche zu Laatsch vorkommt.

Mit dem Wachsen der Lichtöffnungen tritt aber auch die Nothwendigkeit ein, dieselben durch ein System von steinernen Pfosten zu gliedern, zwischen denen die eisernen Sprossen und zwischen diesen endlich die Verbleiung der einzelnen Glasstücke angebracht werden können. Die Vorstufen dieser Theilung und Belebung der Fenster oder des späteren „Maßwerks“ haben wir bereits oben in der Uebergangszeit (S. 175) kennen gelernt, vor anderem in Fig. 205; am Thurme von St. Peter auf Carnol bei Bozen finden wir auch noch die Wand neben der kreisförmigen Oeffnung durchbrochen. Fig. 382. Denken wir uns endlich den Mittelpfosten etwas zarter gebaut und nach Art der Gewölberippen profilirt und einen Spitzbogen anstatt des Rundbogens sowie alle Kreise mit gegen einander gefehrten Kreis-



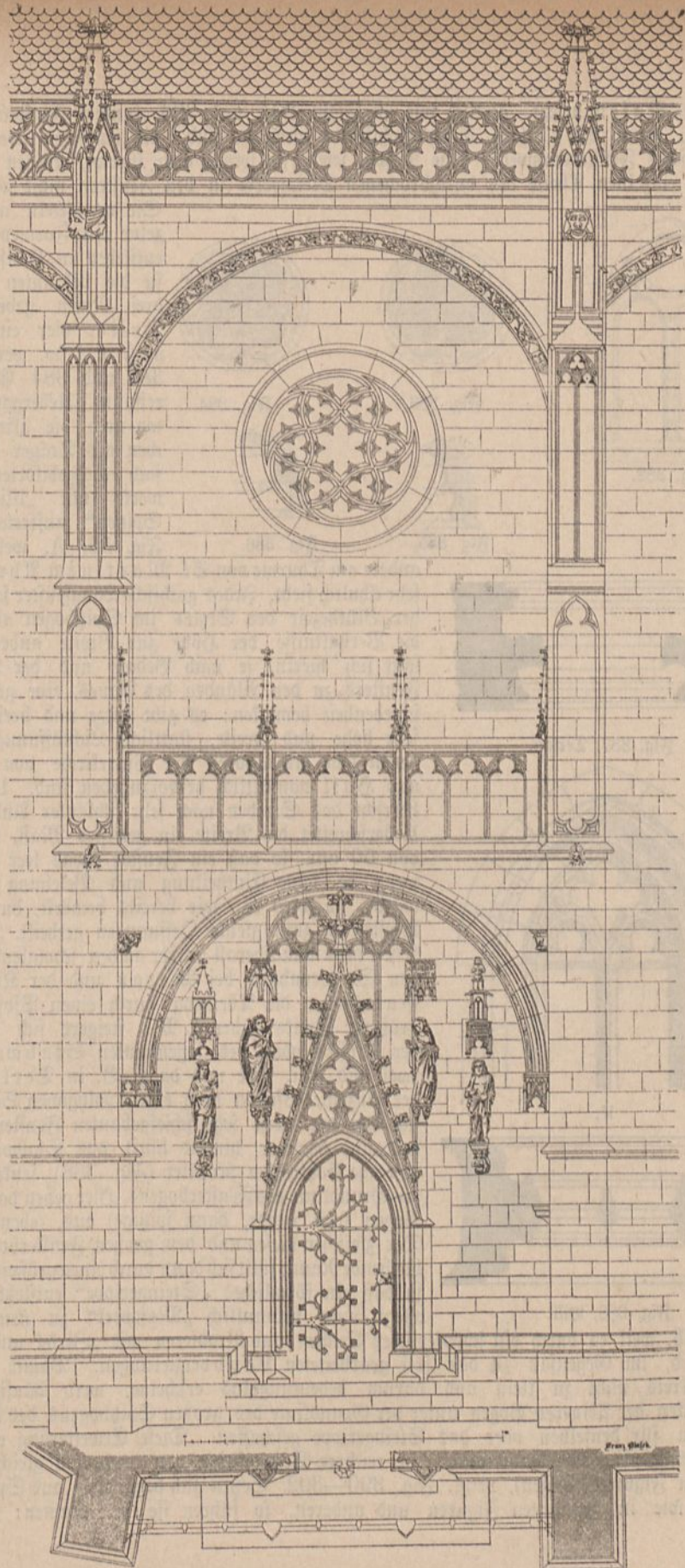


Fig. 381. Nördliche Chorseite der Pfarrkirche von Bozen (aus Wien. Bauhütte.)



theilen, sog. Nasen besetzt, ähnlich wie in Figur 204 und 206 (untere Fensterreihe), so haben wir, wenn alle Theile durch Hohlkehlen profilirt sind, ein einfaches aber vollendetes gothisches Fenstermaßwerk. Die Nasen, seien sie spitzig oder stumpf, tragen zur Belebung der einzelnen Theile des durchbrochenen Steinwerks in den Fenstern nicht wenig bei.

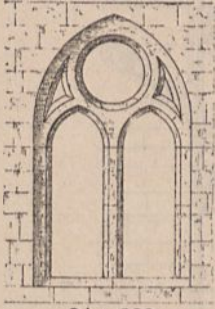


Fig. 382.



Fig. 383.



Fig. 384.



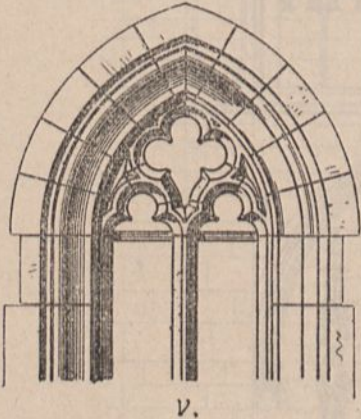
Fig. 385.



Fig. 386.



Fig. 387, Terlan.



v.

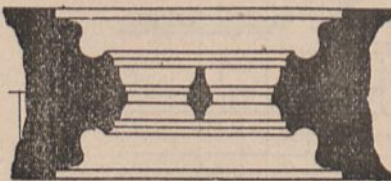


Fig. 388, Bill.

zwar deshalb, weil es durch ein schöpferisches Suchen und Probieren mit „Zirkel und Maß“ gebildet wird, im Gegensatz zu den frei gearbeiteten Laubverzierungen. Damit nun der genannte Kreis nicht zu klein und darum bedeutungslos erscheine, wird häufig durch Hinunterrüden der kleineren Bogen unter der Grundlinie des großen Spitzbogens des Fensters mehr Raum für denselben oder das Steingerippe geschaffen. Diese Erweiterung erheischte aber zur genügenden Belebung auch eine reichere Composition von mehreren gleichen oder verschiedenen Figuren (Pässen), vergl. Fig. 390—392. Setzen sich dann diese aus Spitzbögen zusammen wie in genannten Figuren und anderen, so führen sie den Namen: „Drei-

Sie vermitteln auch einzelne neue Formen, so z. B. entstehen in Kreisen durch sie die bekannten Pässe; drei Nasen geben einen Drei-, vier ein Vierpaß u. s. w. vergl. Fig. 383 und 384 Eine interessante Uebergangsform, wo noch die alten Säulchen als Träger des einfach ausgebildeten Maßwerks mit „lilienartigen Spitzen“ auftreten, bietet Fig. 56, A, welcher eine

andere am Thurme von St. Martin im Ahrnthale sehr ähnlich sieht. Jedes gothische Langfenster schließt in der Blüthezeit des Styles im Spitzbogen ab. Was die Verhältnisse der Höhe zur Breite anbetrißt, so läßt sich hierin, je nach Bedarf und der Lage des Fensters zu den Wänden des Baues, eine große Verschiedenheit bemerken; es gibt kurze und breite, sowie sehr hohe und breite, stattliche Lichtöffnungen, von denen jene des Chores der Pfarrkirche von Bozen und Hall namentlich hervorzuheben sind. Uebrigens herrscht das Streben nach sehr schlanker Anlage vor. Ueberschreitet die Breite ein gewisses Maß, ungefähr von 50 cm., so daß ein Fenster etwas leer erscheint, wenn es keine Eintheilung und Belebung erhalten würde, so wird es, wie bereits bemerkt, durch einen Pfosten in zwei gleiche Oeffnungen getheilt. In Folge dessen sieht man überall außer an den schmalen Fenstern von St. Leonhard bei Meran und der Kirche von Gufidaun die Theilung durch einen Pfosten; bei größerer Breite (über 1 M.) steigert sich die Zahl der Pfosten oder des sogenannten Stabwerks auf zwei und drei. Hier und da z. B. in Terlan hatte der einzelne Pfosten auch einen polygonen Sockel, der sich von der meist sehr schiefgebauten Fensterbank erhebt und darüber hinaus läuft das Stabwerk durch schwache Hohlkehlen profilirt (Fig. 388) senkrecht bis zur Grundlinie des Fensterbogens. Hier gehen dann kleine Bogen (erst runde, dann spitzig) aus, (ebendasselbst). Der zwischen diesen und dem großen Fensterbogen verbleibende Raum füllt sich dann durch einen größeren Kreis, so daß ein förmliches „Steingerippe“ entsteht. Dieses pflegt man bekanntlich „Maßwerk“ zu nennen und



Vier-, Fünfblätter Fig. 389 u. s. w. Bezüglich der in den einzelnen eingesetzten „Nasen“ läßt sich beobachten, daß sie anfangs ziemlich kurz und stumpf sind, mit der Entwicklung des Styles bald spitzig und länger vortretend werden.

Die nach außen und innen stark schief stehenden („ausladenden“) Seitenwände („Gewände“) der Fenster sind seltener glatt, sondern durch Hohlkehlen und Stäbe mehr



Fig. 389, Tramin.

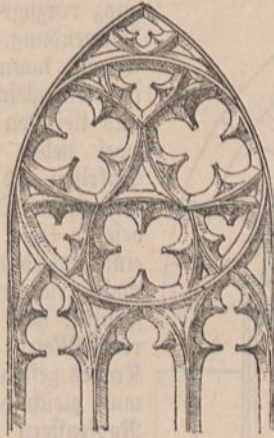


Fig. 390, Bozen.



Fig. 391, Gries.

oder minder reich belebt (Figur 385, 386, 387) und bilden eine reiche Umrahmung des Ganzen; bei uns sind sie am reichsten am Chore von Hall (Fig. 286). Das anfänglich nur schüchtern mit Drei- und Vierpaß auftretende Maßwerk, wie in Fig. 307 und 388 oder mit Fünfpäß (Fig. 389) wird bald ein Tummelplatz für die Phantasie der Baumeister und Steinmetzen; man suchte häufig in jedem Fenster eine irgendwie abwechselnde Form zusammenzustellen, so daß die hauptsächlich vorkommenden Maßwerke sehr mannigfaltig wurden, aber in guter Zeit stets auf einfache Zirkelschläge zurückgehen; der Leser vergleiche Fig. 390, 391 und 392, in welcher letzterer eine eigenthümlich strahlenförmige Anordnung der Einzeltheile vorkommt, und uns mit der Vorstufe eines Hauptmotivs bekannt macht. Wir finden da die Form, welche der Blase eines Fisches ähnlich sieht und in Folge dessen auch besonders in der weiteren Ausbildung mit „gebogener“ Richtung den bekannten Namen Fischblase erhielt; vergl. ihren Entwicklungsgang nach Figur 381 (im Giebel oberhalb des angedeuteten Portals) und Fig. 393 in der bezeichnenderen, späteren Ausführung. An-

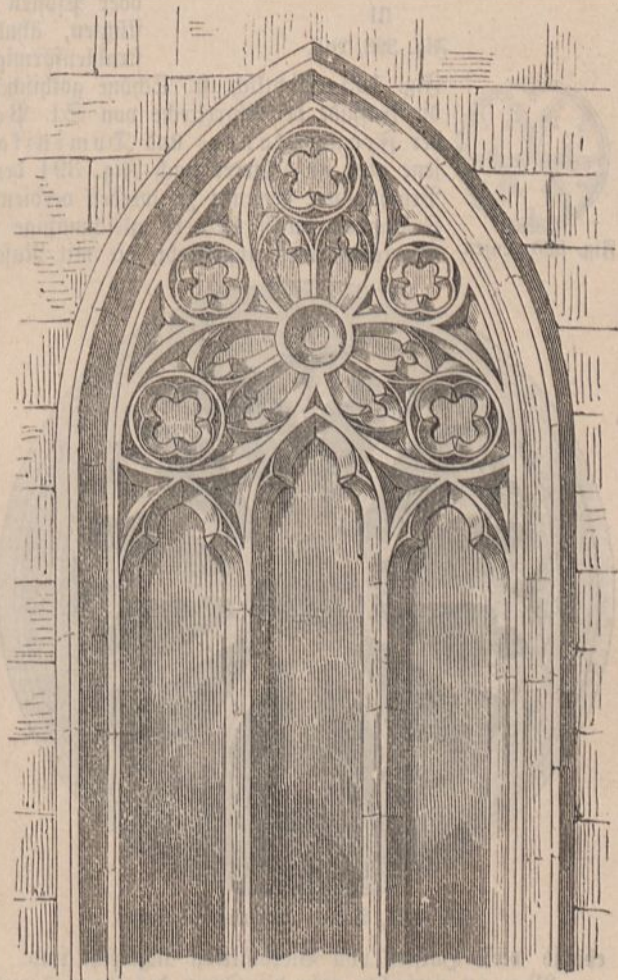
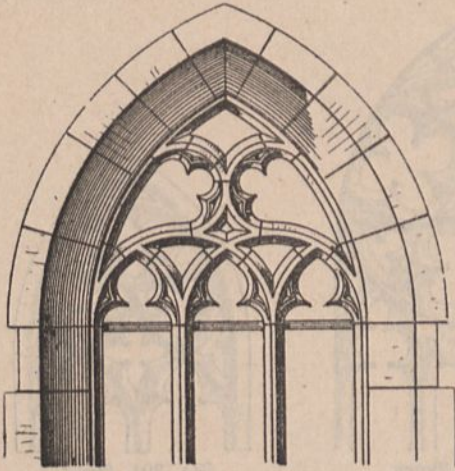


Fig. 392, Bozen.



dere sehr interessante Formen bieten verschiedene Kirchen, namentlich in Bozen, St. Pauls, Meran, Dorf Tirol, Hall, Seefeld u. s. w.

In nicht geringerem Grade erregt auch das kreisrunde Fenster oder die „Fensterrose“ unsere Bewunderung. Ueber Portalen und überhaupt Flächen, deren untere Hälfte nicht durchbrochen werden sollte, eignet sie sich ganz vorzugsweise zu praktischer wie belebender Verwendung. Zunächst ist sie für die Fassade bestimmt, kommt aber auch an anderen Stellen vor, wie wir gleich sehen werden. Von den ältesten und kleinsten kreisrunden Fenstern entdeckten wir zwei neben einander über dem Eingange zur Sakristei des Domes von Trient; das eine ist mit einem Drei-, das andere mit einem Vierpaß besetzt, (Fig. 383, 384); letztere Form gleicht einer vierblättrigen „Blume“, woraus sich bei noch reichlicher Anlage der Name „Fensterrose“ gebildet hat. Die Ausfüllung des oft bis auf mehrere Meter im Durchmesser sich erweiternden Kreises geschah auf doppelte Weise. Erstens brachte man gleich den dem Leser bekannten romanischen Radfenstern von einem mittleren kleinen Kreise aus anstatt der früheren Säulchen zarte Stäbe oder Pfosten an, auf die sich leichte Spitzbogen stützten, ähnlich wie in der Uebergangsform am strahlenförmig geordnetem prachtvollen Fenster nach



III.

Fig. 393, Will.



Fig. 395, Lajen.

Fig. 143 ersichtlich ist. Schöne gothische Fensterrosen mit Stabwerk verzieren die Fassade der Pfarrkirche von St. Pauls (aber schon ohne Naseneinsätze), der Franziskaner- und Dominikanerkirche zu Bozen, worunter jene aber an letzterer nach Fig. 394 den Vorrang verdient und wirklich ein Prachtfenster genannt zu werden verdient. Für gewöhnlich wird zweitens die Fensterrose durch mehrere gleichmäßige oder verschiedene Kreise, Drei- und Vierrecksformen angestrebt, die mit Nasen reich besetzt sind und ein mannigfaltiges Spiel bewirken. So haben die kleinen Fensterrosen von St. Anton in Kaltern (Ostwand), St. Ingenuin in Saubach, der Frauenkirche in Lajen ein zierliches Aussehen durch das Einsetzen von Dreiblättern in sphärischen Dreiecken, Fig. 395. Ähnliche Formen lehren an der großartigsten Fensterrose Tirols, an der Fassade der Pfarrkirche von Meran wieder, Fig. 396; daran schließt sich mit späteren Formen der Fischblase jene von Willanders, (abgebildet in der Diöcesanbeschreibung). Eine wiederum ganz eigene Zierlichkeit entwickelt die Fensterrose an der nördlichen Chorseite der Pfarrkirche von Bozen, wie Fig. 391 zeigt; hier nimmt zwischen äußerst weich geschwungenen Linien die Mitte ein zartes Sechsstblatt ein, während ringsherum sechs Dreiblätter und

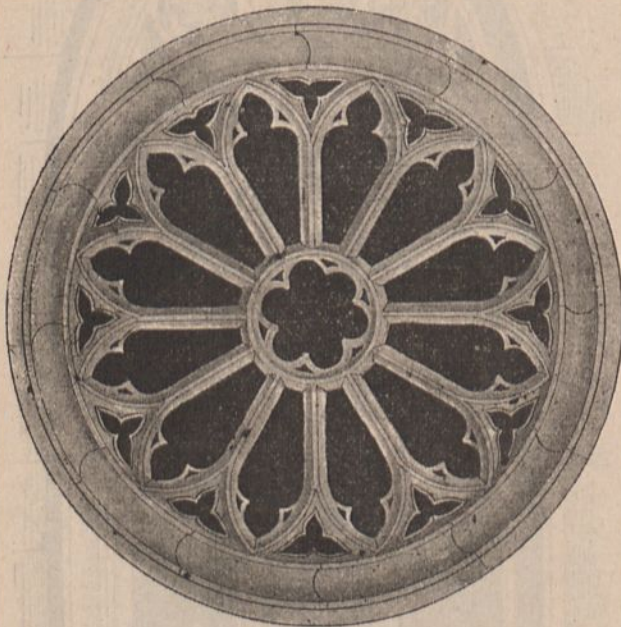


Fig. 394, Bozen. (Dominikanerkirche).

ebenso viele Hälften von Vierblättern angereicht sind. An der Fensterrose der Spitalkirche von Meran versuchte man die Form des Kreuzes auszudrücken. Eine ansehnliche Fensterrose war an den meisten Fassaden der tirolischen Kirchen ursprünglich angebracht, aber die meisten sind verstümmelt oder doch ihres Maßwerkes beraubt worden.



Für untergeordnete Räume, wie z. B. Sakristeien, wozu bei kleineren Kirchen Tirols meistens das unterste Stockwerk des Glockenthurms verwendet wurde, wählte man eine Rechteckform, welche eine abgefaste oder durch eine Hohlkehle profilierte Umrahmung zeigt. Breitere Lichtöffnungen dieser Art sind dann ebenfalls durch einen Pfosten getheilt, der einer „Kreuzesform“ folgt, jedoch so, daß der Querbalken bald in der Mitte der Oeffnung, bald über derselben eingesetzt ist und die oberen Felder kleiner erscheinen. Wenn wir nicht irren, erhielt sich ein derartiges Fenster an der oberen alten Sakristei der Haller Pfarrkirche, was vielleicht auch an den großen Fenstern mit reich profilierten Gewände der Sakristei der Pfarrkirche von Bozen der Fall war; in anderen Orten finden sich noch Spuren der ursprünglichen Theilung durch einen Pfosten.

Schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts tritt die wachsende Neigung hervor, das Maßwerk als „Blenddecoration“ auch auf die Wandfläche zu übertragen oder doch dieselbe durch aufgelegtes Stabwerk zu gliedern; ein Beispiel an den Strebepfeilern, am Giebel über dem Portale und hinter demselben in Fig. 381, sowie am Thurme der Pfarrkirche von Bozen. Nach Dohme's Geschichte der Baukunst kam diese Art von Flächenbelegung, ausgegangen von der Kölner und Straßburger Schule, schon vor den Augsburger Meistern Burkard Engelsberg und Luz zu uns und hat sich bald über das ganze Land verbreitet, wie die Streben von Gries und Terlan, sowie der obere Theil des Portals daselbst und vorzugsweise das Portal von Seefeld und die Fassade der Pfarrkirche von Schwarz bezeugen (siehe unten die Abbildungen.)

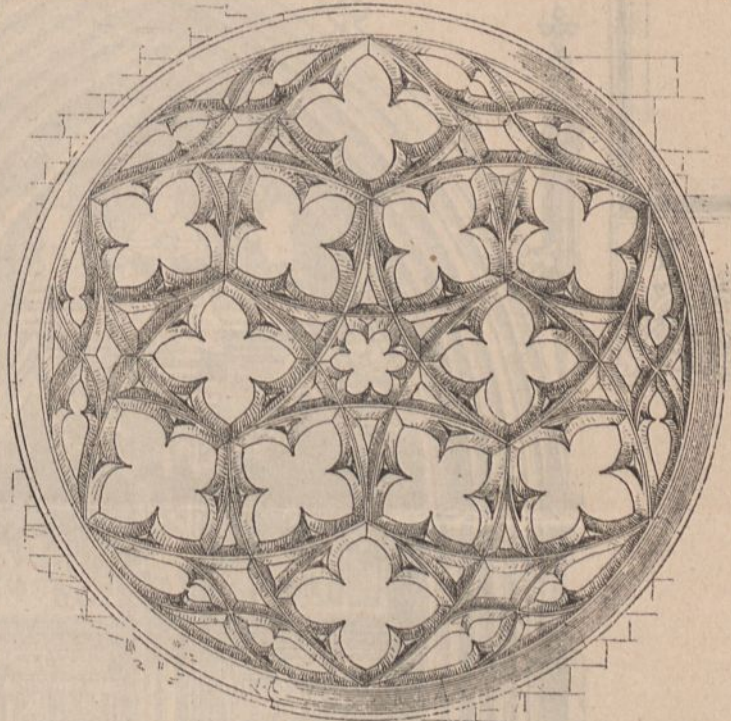


Fig. 396 Meran, Pfarrkirche.

Die Portale oder Eingänge sind ebenfalls als ein bedeutender Theil der Fassade und bisweilen auch der Langseiten anzusehen; Bau und Verzierung derselben ließ sich die gothische Baukunst sehr angelegen sein. Im Wesentlichen blieb die Anlage dieselbe wie an romanischen Bauten, nur tritt als charakteristisches Merkmal der Spitzbogen auf, die Säulchen sind nahezu ausnahmslos durch Stäbe ersetzt und die Schräge der Seitenwände (Gewände) nimmt auf beiden Seiten zu, wie überhaupt der Gesamtbau sich erweitert. In der Regel beträgt die Ausschragung der Gewände einen halben rechten Winkel, ist aber zuweilen auch beträchtlicher; bei den einfachsten Eingängen besteht sie aus einer mehr oder minder starken Abfajung der äußeren Kante, siehe oben Fig. 79, 183, bei reicherer Durchführung ist eine breite schräge Fläche in gleich fortlaufender oder abtufender polygoner Richtung beliebt, die durch leichtere Rundstäbe und tiefe Hohlkehlen belebt wird. Es läßt sich leicht eine von der größten Einfachheit bis zur reichsten Ausführung fortschreitende Entwicklung verfolgen, nämlich von einem Rund- oder Birnstab wie zu Patzsch, Gschöfen bei Matrei, St. Sigmund in Selrain u. s. w. zu mehreren Stäben gleichwie oben in Fig. 61 a und 182 c, 381, wo uns eine sehr gefällige Form eines schlichten Eingangs entgegentritt und noch zweimal auf der Südseite wiederkehrt, zu einer zahlreichen Reihe von einzelnen Gliedern, die sich von der stark schief stehenden Fläche eines gemeinsamen, meist polygonen, öfter reicher gegliederten Sockels erheben (Fig. 397 und 398). Die Gothik begnügte sich nicht, das Portal bloß nach ihrem System zu gestalten, weil dieses dadurch sich nicht hinreichend vor dem romanischen



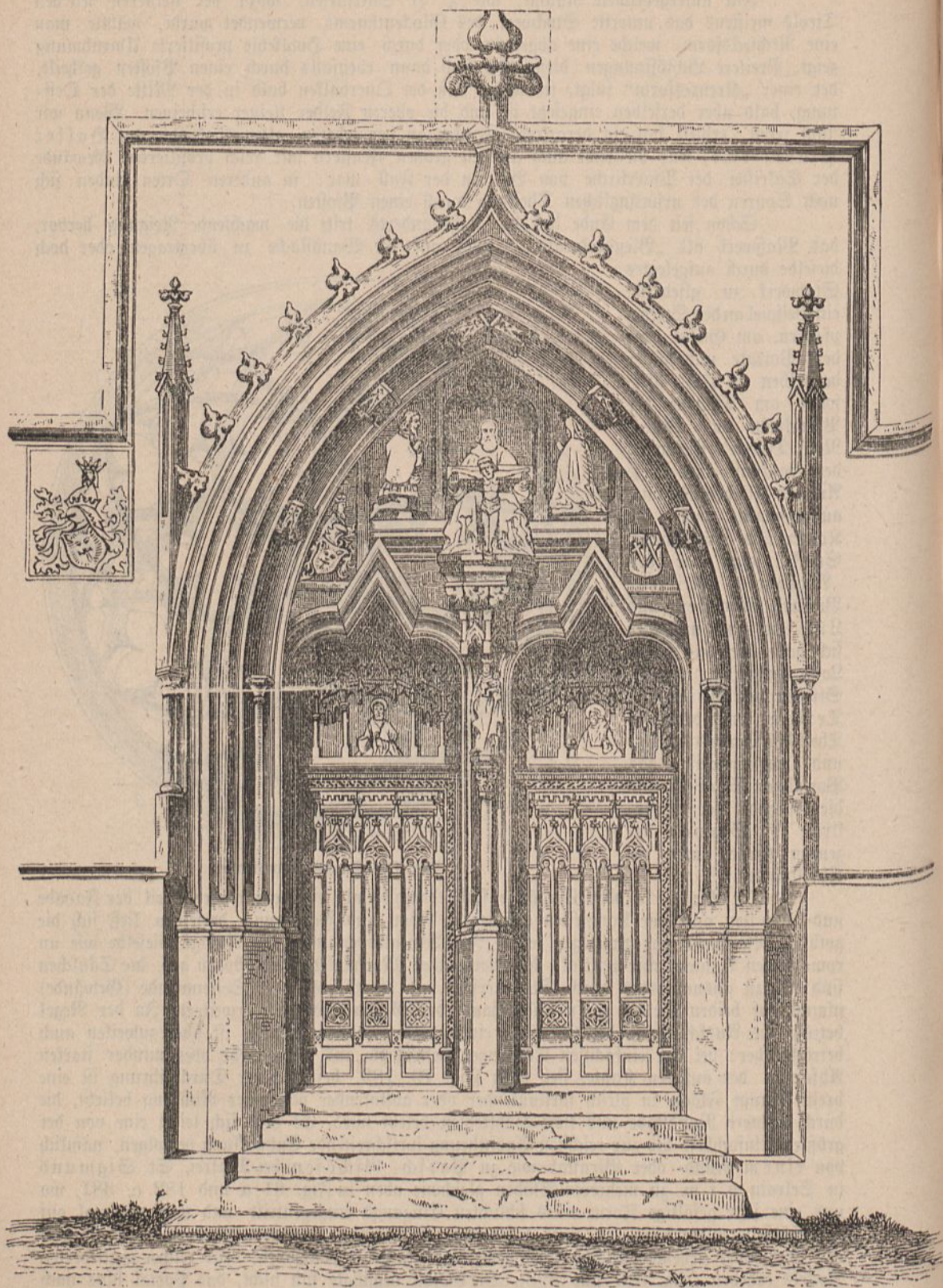


Fig. 397, Meran, Spitalkirche.



ausgezeichnet hätte, sondern nahm auch die Zuflucht zur Plastik und zog noch die Darstellung heil. Gestalten in ihren Bereich. Zu diesem Zwecke wurde der Spitzbogen mit Reliefs ausgefüllt und die Hohlkehlen derart erweitert, daß darin kleine Brustbilder und Statuen wie in Nischen aufgestellt werden konnten. Die erste Reihe derselben steht auf dem Kapitäl der zarter Säulchen. Zur Bedeckung des Bildwerks fanden Baldachine eine geeignete Stelle und ersetzten den Kapitäl schmuck der romanischen Säulen. Das Portal bot so die geeignetste Stelle dar, an welcher Baukunst und Plastik zusammenwirkten, denn während die architektonischen Theile den Styl des Gebäudes verkündeten, sprach die Plastik in Statuen und Reliefs die innere Bedeutung des Gebäudes aus. Bei prachtvolleren Hauptportalen ist der Durchgang auch durch einen mittleren Pfosten getheilt, welcher das Bogenfeld stützte. An diesem Pfosten befindet sich öfter die Statue Mariens, des Erlösers oder des Patrons der Kirche. Was nun die weitere Gliederung der Portalwände betrifft, so bemerken wir, daß die untersten Baldachine zugleich als Fußgestell für die weiteren Bildwerke des Spitzbogens dienen. Kamen in der Frühgothik zu diesem Zwecke nur Consolen über einander vor, wovon Nachklänge an den unbesetzt gebliebenen auf Fig. 381 erhalten sind, so wurden später Baldachine mit einer Mauer-, (Gesimse-) oder Zinnenkrone abschließend aus freiem Maßwerk zusammengesetzt, gleichsam aus Bögen, welchen die vorderen Stützen fehlen. Damit die letzten Baldachine in der Spitze des Bogens nicht zusammenstoßen, finden wir hie und da, daß der Zusammenstoß durch eine frei schwebende Figur in gerader Richtung wie durch einen Schlussstein vermieden wird. Zuweilen wurde das Portal, um es den Strebepfeilern und anderen Gliederungen gegenüber kräftiger hervorzuheben, vorgeückt und mit einer „vortretenden“ Umrahmung verziert. In diesem Falle bekam es einen Ueberbau, der gewöhnlich aus einem Spitzgiebel besteht und hier ein Biergiebel ist, dessen Außenseiten mit kräftigen Blättern (Arabesken ursprünglich Laubbögen genannt) besetzt sind; die Spitze krönt eine Kreuzblume. Die Innenseite des Giebels ist häufig mit Maßwerk oder auch Bildwerk ausgestattet. Zur Stützung der Fußpunkte des Giebels oder Wimberg (d. h. Windberg oder Schutzgesims) hat man nicht selten eigene schlanke Fialen aufgestellt. Einen solchen zierlichen Eingang mit reich verziertem, durch Maßwerk ausgefülltem und schlanke emporstrebendem Wimberg bietet die schon öfter wegen ihres Detailsreichtums genannte Figur 381. Die Kreuzblume ist doppelt angebracht, der Obertheil der Fialen ist durch Säulchen mit kräftigen Laubkapitälern ersetzt und darüber stehen Statuen (Maria und Gabriel), woran sich die Himmelskönigin und ein Eccehomo oder Misericordiable anschließen und in Verbindung mit den reichen und zarten Baldachinen sowie dem äußeren Umfangsbogen das „Leitachthor“ zu einem prachtvollen Ganzen machen.

Um einzelne Portale doch einigermaßen hervorzuheben, hat man das unterhalb der Fenster herumlaufende, sogenannte „Kassagesims“ rechtwinklig darüber herumgeführt, in welchem Falle es dann „Ueberschlaggesims“ genannt wird, z. B. an der Meraner Pfarrkirche, an der St. Barbara- und Spitalkirche daselbst Fig. 397, zu Bruned (Ursulinenkirche), zu Hattling, Flaurling und Schwarz (Pfarrkirche). In Terlan ist dieses Gesims giebelartig gezogen, an der Spitze mit einer Kreuzblume gekrönt und das Zwischenfeld durch Statuen und Stabwerk belebt. Breite Hohlkehlen für Statuen, die leider in den wenigsten Fällen zur Aufstellung kamen, haben die Portale der Kirche Will, St. Pauls, Meran, St. Peter bei Tirol, St. Helena auf der Töll, Latsch, Landeck, Haiming und Seefeld aufzuweisen. Wie das Hauptportal der Kirche in Landeck durch ein Marienbild über dem Thürsturz sich auszeichnet, so ist das sonst einfache Seitenportal der Pfarrkirche von Klausen und Sterzing hervorgehoben durch ein größeres Relief, welches ersteres St. Andreas Ap., den Patron der Kirche darstellt und den ganzen Spitzbogen ausfüllt. Zwei Dierlen (Wappenhalter) sind darunter als Consolen angebracht, vgl. Kunstfreund 1889 S. 28. Ähnlich gebaut sind die Portale der Pfarrkirche von Schluderns, anstatt bildlichen Schmuckes ist aber nur Maßwerk verwendet. Ueber die zierlichen Portale an der alten Pfarre in Gries, an der Südseite der Pfarrkirche von Meran und der Spitalkirche zu Latsch wird bei der Spätgothik die Rede sein.

Prachtvolle Portale können jene der Spitalkirche in Meran und der Pfarrkirche von Seefeld mit Recht genannt werden, vgl. Fig. 397 u. 398. Hier findet der Leser einen bildlichen Beleg der am Beginne dieses Abschnittes über die Portale gemachten Beschreibung, wie sie nämlich die höchste Ausbildung auch durch die Gothik erhalten haben. An jenem der Spitalkirche, welches nach der späteren Zeit des Styles einen solchen Sockel hat, sehen wir die beiden an der Theilungssäule, die mit der Gottesmutter geziert ist, angebrachten Eingänge nicht wagrecht, sondern in einem eigenartig sogen. „Aleeblattbogen“



mit steiler Spitze zierlich abgeschlossen und das Bogensfeld durch Gott Vater seinen Eingebornen als Erlöser hingehend in Verbindung mit den Figuren der Stifter (nach Einigen jener des ersten Spitals an dieser Stelle, nämlich Meinhard II. und seiner Gemalin), einem Wappen mit einem Löwentopf und dem Meisterzeichen. Die Außenseite flankieren zwei Zialen, der Wimberg folgt hier schon dem Spitzbogen des Portals und macht sich erst zuoberst in

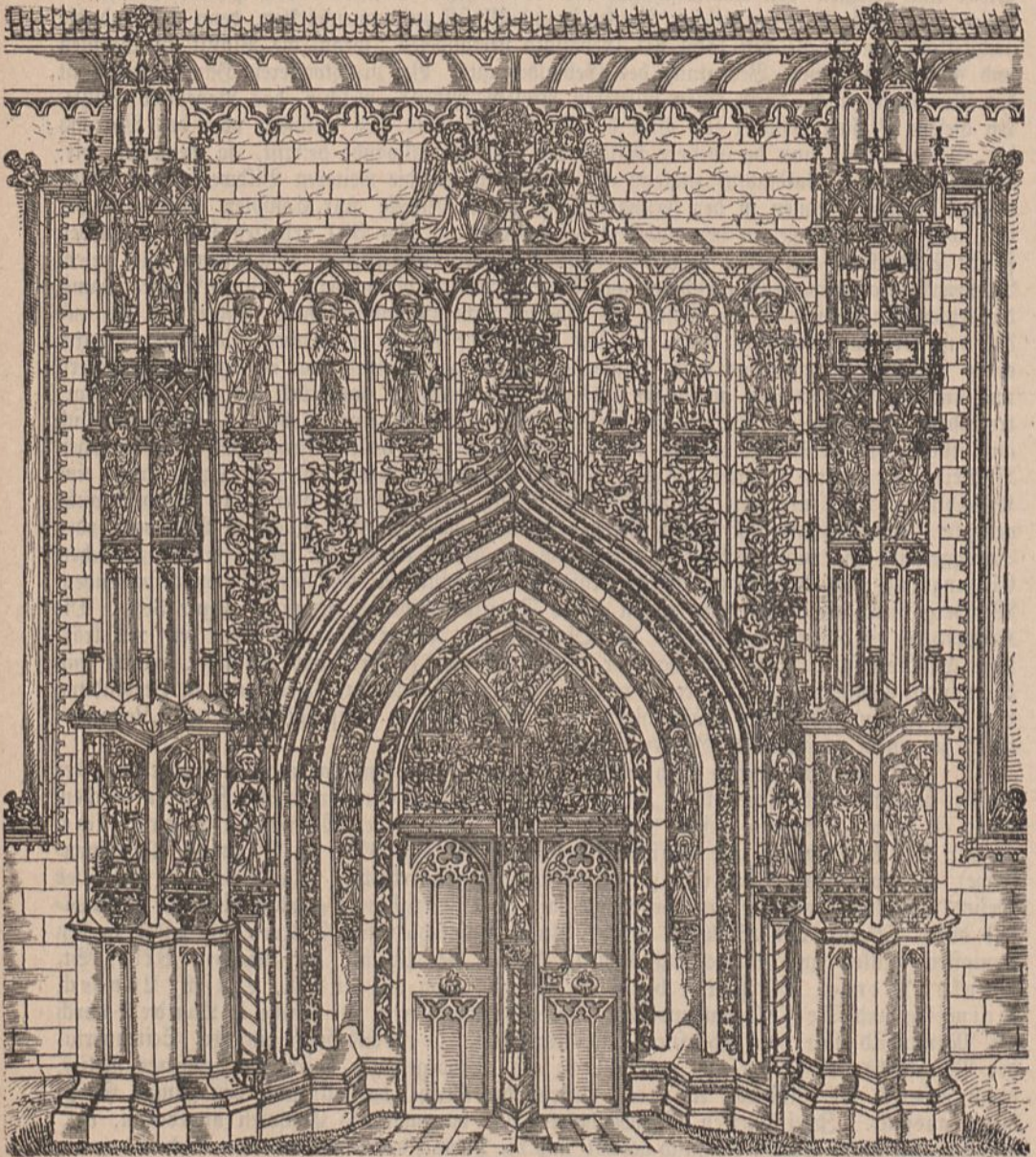


Fig. 398, Seefeld.

leicht geschweifter Führung einigermaßen frei, um in einer kräftigen Kreuzblume (Fig. 408) abzuschließen; als äußerste Umrahmung ist das Kassagesims rechtwinklig abgebogen nach oben herumgeführt.

Weit übertroffen wird aber dieser Portalbau von jenem zu Seefeld, denn es gibt kaum irgend ein decoratives Bauglied, welches die Gothik ausgebildet hat, das hier nicht in Verwendung gekommen, und womit nicht jedes freie Plätzchen besetzt worden ist. Dieses Portal hat auch noch den Vortheil für sich, daß es von zwei ungemein reich behandelten Strebepfeilern, welche selbst mehrere Statuen in Heiligenhäuschen über einander



enthalten, unmittelbar flankirt wird. Dadurch erhält das Ganze eine reizende Umrahmung. In den engeren Hohlkehlen, wo Figuren nicht Raum fanden, folgt ein schönes Blatt um das andere oder es treten „zusammenhängende“ Ornamente auf, als zierliches Eichenlaub erkenntlich gemacht. Den Thürsturz der beiden Eingänge unterstützen Engel als Wappenhälter behandelt. Anstatt der Statue des hl. Patrons St. Oswald ist am Theilungspfeiler jene des Erlösers mit dem Buche, wohl mit Beziehung auf das wunderbare Ereigniß mit einer hl. Hostie gewählt worden. Davan erinnert das eine der zwei figurenreichen Sandstein-Reliefs im Boanfeld noch deutlicher. Zu oberst sehen wir links Maria Verkündigung und darunter, wie der hochmüthige Schloßherr Oswald Milser, welcher im Jahre 1384 um Ostern auch eine große Hostie zur Communion verlangt hatte, bis an die Kniee in den Boden sank, der zur Strafe seines Stolzes weich geworden war. Rechts erscheint die Enthauptung des Königs und Martyrers Oswald von England († 642), daneben König Penda, dem der Heilige in die Hände fiel, zu Pferd, mit hochgeschwungenem Schwerte und der Krone auf dem Haupte, im Hintergrunde viele Reiter in den Trümmern einer Stadt, die durch ein Erdbeben zur Strafe des ungerechten Todesurtheils über St. Oswald umfielen. Den Spitzbogen des Feldes nimmt Gott Vater mit dem hl. Geiste ein. Die äußere Umrahmung (Wimberg) folgt derselben Form wie an der Spitalkirche von Meran, nur macht sie sich hier durch die großen und leicht behandelten Krabben, sowie durch die doppelt angebrachte Kreuzblume wie alles übrige lebendiger und großartiger. Darüber hinaus erscheint bis zum Fache ein reiches Blendwerk mit zarten Säulchen für Statuetten und zwei Engelsfiguren als Halter des österreichischen und baierischen Wappenschildes mit gekrönten Löwen bilden unter einem Kleeblattfries den Abschluß des Prachtwerks, welches man die „goldene Pforte“ wie an anderen Kirchen nennen könnte.<sup>1)</sup>

Schließlich erübrigt, auf die interessante Entwicklung der Krabben an den Wimbergen und Fialen hinzuweisen. Sie halten die Mitte zwischen



Fig. 400, Meran,  
St. Vit. Ciborium.

Fig. 401, Meran.

Fig. 402, Tifens.

Fig. 403, St. Paul's.

Fig. 404, Gries.



Fig. 405, St. Paul's.

Fig. 406, Gries.

Fig. 407, Gries.

Fig. 408, Meran.

Fig. 409, Meran.

weicher Pflanzenbildung und den harten knolligen Gestalten und lehnen sich mit ihren Stengeln bei uns durchaus an die Schrägen an. Die älteste Form, welche wie bemerkt nach Fig. 379, 380 an den Kreuzblumen zu Terlan vorkommt, folgt mit ihren noch anhaftenden Schneckenlinien aus der Uebergangszeit einem kräftigen, noch wenig aufgelösten Blatte und daran reihen sich Figur 399, 400, 401, 402, während die Formen in Fig. 403—406 reich entwickelt und frei emporstehen, ja für Steinmaterial fast zu weich aussehen und daher auch an die spätere Zeit des Styles erinnern. Dasselbe gilt von den zwei lustig gehaltenen und gefällig um den Stengel gelegten Kreuzblumen zu Gries Fig. 407, und der Spitalkirche in Meran Fig. 408. In der letzten Figur 409 finden wir die gewöhnlich an Fialen wiederkehrende Form.

Wie in der romanischen Periode erfreuen sich auch in der gothischen einzelne Portale eines eigenen schützenden Ueberbaues oder einer Vorhalle. Zu St. Leonhard in

<sup>1)</sup> Die in Fig. 398 angegebenen Figuren waren bis zum Jahre 1805 vorhanden, aber als damals Marischall Ney 800 Mann in der Kirche einquartierte, wurden sie aus Bosheit bis auf zwei mit den meisten Ornamenten heruntergeschlagen und heruntergeschossen, so daß jetzt das Ganze sehr ruiniert aussieht.



Unterplanizng bei Kaltern verband man einfach die Strebepfeiler in Mitte der Façade durch einen Stichboden und schloß denselben mit einem Pultdache ab und so war für den darunter liegenden Eingang ein wenn gleich einfacher doch architektonisch begründeter und schützender Ueberbau in der Tiefe von 1 M. wie geschaffen. Prächtiger durchgeführt durch einen reich profilirten mit Laubwerk verzierten Halbkreisbogen findet sich derselbe praktische Gedanke auf der Nordseite der Pfarrkirche von Bozen, Fig. 381; der Bogen stützt sich auf Baldachine als Consolen und über ihn läuft eine mit Maßwerk ausgefüllte und durch Fialen verzierte Gallerie hin. Am reichen Gewände des Hauptportals im nahen St. Pauls sieht man Consolen mit Ansätzen von kräftigen, schief nach vorne gerichteten Rippen, welche auf eine beantragte, leider aber nicht ausgeführte Vorhalle schließen lassen. In der „Wiener Bauhütte“ finden wir diesen Bau in einem halben Sechseck reich projektirt vorliegen und mit einer Gallerie abschließend. Ein viereckiger nur vorne offener Vorbau mit Obergeschoß erhebt sich über dem Hauptportale der Pfarrkirche von Lienz und ist im Grundriß und Durchschnitt Fig. 294 und 308 genau ersichtlich gemacht. Zum oberen Raume führt eine Stiege von der Orgelempore aus. Eine ähnliche Portalvorhalle, aber viel reicher und ganz aus schwärzlichen Haussteinen aufgeführt, kehrt an der Pfarrkirche von Hall wieder;

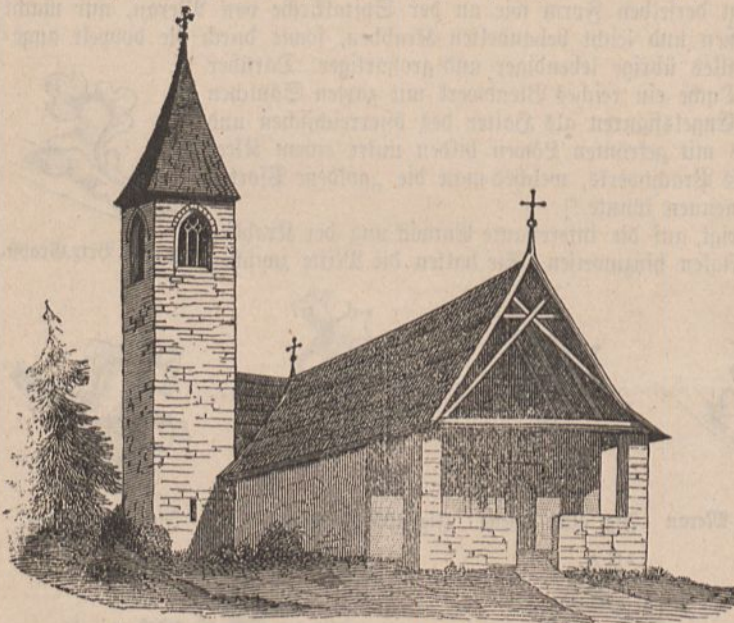


Fig. 410, Deutschneubau, St. Helena.

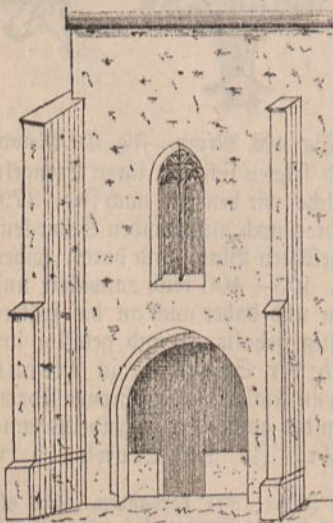


Fig. 411, Lienz, St. Michael.

auf ihre großartige Ausführung läßt schon der in Figur 286 ersichtliche Grundriß schließen. Nach diesem gleicht sie einem fünfseitig abschließenden Chore, und bildet im unteren Stockwerke eine ringsum offene Halle mit reich gegliederten Spitzbögen, zwischen welchen sich ein neuartiges Rippengewölbe spannt, darüber liegt eine Kapelle mit einem Sterngewölbe durch mehrere Langfenster erleuchtet. Tinkhauser's Diöcesanbeschreibung nennt diesen über das kräftig gegliederte Hauptportal aufgeführten Schutzbau ein Mausoleum über der Grabstätte der Edlen von Fügler, woran mehrere Grabsteine erinnern; der Bau rührt von Hans von Fügler her und ward 1490 vollendet. In die obere Kapelle mit 2 Altären gelangt man wiederum wie in Lienz von der Orgelempore aus. Aus Gesagtem geht hervor, daß man durch diese Vorhalle eine doppelte Bestimmung zu erreichen suchte. Es scheint in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine größere Vorliebe geherrscht zu haben, „geräumige Vorhallen mit einer Kapelle darüber“ anzulegen. So begegnen wir einer zweiten an der Stiftskirche zu Innichen, vgl. den Grundriß und Durchschnitt in Figur 67 und 68. Nachdem die ursprüngliche Vorhalle in Form eines Portalbaldachins, uns aus Figur 85 bereits bekannt, beseitigt war, baute Stiftsdecan Albert Penzendorfer um 1468 eine geräumige neue Vorhalle in der ganzen Breite des Mittelschiffes, rechts an den Thurm anlehnend, der schon 1321—1326 aufgeführt ward; links flankirt sie ein über die Ecke gestellter mächtiger Strebepfeiler. In das Innere führt ein durch Birnsäbe profilirtes Portal; das hübsche



Netzgewölbe ruht auf Diensten oder Consolen. Um 1525 durchbrach Chorherr Georg Gaizer die Nordwand und fügte im Style der Verfallsgothik eine weitere Kapelle zu Ehren der 14 Nothhelfer hinzu. Rechts vom Eingang führt eine Stiege auf die obere Kapelle zu Ehren der hl. Dorothea mit einem Sterngewölbe; heute dient sie als Orgelempore.

Einen anderen mit dem Hauptbau ganz enge und praktisch verbundenen Gedanken verfolgte der Baumeister von St. Michael „auf dem Rindermarkt“, einer Vorstadt von Trient. Hier sehen wir die Vorhalle gleich einem letzten Felde der Wand außen und innen behandelt; außen ist dieser einer Façade ähnliche Vorbau in zwei Stockwerke getheilt, von denen das untere eine auf drei Seiten offene Halle auf Pfeilern durch Rundbogen verbunden, Fig. 411, zeigt, innen überragt die Hauptmauer das Portal nur etwas mehr als 1 M., setzt ab und bildet die Brustwehr der Orgelempore ähnlich wie in Fig. 307, und darüber hin läuft das Kirchengewölbe in gleicher Flucht bis zur Abschlußmauer der Vorhalle fort. Dem Eintretenden verschwindet das sonst immer ihn etwas Bedrückende der Empore hier gänzlich, weil er sie gleich beim ersten Schritt hinter sich hat.

Von diesen Vorhallen, welche mehr oder minder immer auch zum Schutze des Portales berechnet waren, sind die vielen anderen zu unterscheiden, welche als bloße Bedürfnisbauten sich erweisen und daher in der Regel sehr einfach aufgeführt wurden. Da man nämlich selbst die vielen kleinen Filialkirchen einstens an gewissen Festen (sogenannten Bauern- oder Halben-Feiertagen) häufig mit „Kreuzgängen“ besuchte, und nicht selten mehrere Gemeinden zugleich zusammen kamen, wie die Beschreibung unserer Diöcesen lehrt, so ergab sich die Nothwendigkeit, für solche Tage einen größeren Raum zu schaffen, damit doch der größere Theil der Kirchenbesucher unter Dach seine Andacht verrichten konnte. Zu diesem Zwecke kamen nun eigene Vorhallen zu Stande, welche aus einem auf zwei Seiten offenen Dachflügel bestanden und auf Säulen ruhten; hie und da kehrt auch eine Umfriedungsmauer wieder, von welcher erst die Dachstützen sich erhoben, wie in Fig. 411, jedoch das Dach in Giebelform wie in dieser Figur ist seltener, in der Regel ist dasselbe pultartig angelegt. Von den 10 uralten Filialen der Pfarre Bozen hatte jede bis in die neueste Zeit ihre Vorhalle, auf irgend eine der eben beschriebenen Arten hergestellt, aufzuweisen. Seit dem Auflassen der Kreuzgänge kamen die Vorhallen immer mehr in Verfall; nur in St. Cyprian in Sarnthein erstand sie durch Madein jüngst wiederum und zwar in einer prächtigeren Ausführung, als sie zuvor war. Ausnahmsweise ist jene zu St. Sigmund am Ueg kapellenartig und mit eigenem Eingang und mit Fenstern versehen; sie reicht auf beiden Seiten über die Breite der Kirche weit hinaus, und jede dieser Schmalseiten schließt dreiseitig ab. In Form einer gefälligen auf zarten achteitigen Pfeilern ruhenden Vorhalle mit Kreuzgewölbe ist der Bau über dem Eingang zum Friedhof in Stams aufgeführt; eine ähnliche wirkliche Vorhalle kennen wir nur an der Pfarrkirche von Gries.

Die Glockenthürme bilden einen ganz besonders charakteristischen Bestandtheil des Kirchengebäudes im gothischen Style, denn sie sind der höchste Ausdruck des Emporstrebens; es sind Finger — sagt das Volk noch Ottes Archäologie S. 62 — die unser Herrgott aus der Erde steckt. Hinsichtlich der Zahl und Stellung wiederholt sich das Meiste, was der Leser in der romanischen Periode über die Thurmanlage bereits kennen gelernt hat. Wir finden nämlich auch jetzt wiederum „freistehende“ Thürme in Tramin und Kastelruth (vor der Façade), in Terlan und Lana (an der Südseite). Für gewöhnlich sind sie an die Nordseite, seltener an die Südseite des Chores angebaut, wie in Meran, Gries, Bozen (Franziskaner), Klausen, Karres, Rattenberg u. s. w.; hie und da erhebt sich ein Thurm auf der südwestlichen Ecke der Façade, ist dann mit dem Kirchenbau enger verbunden (Gais bei Bruneck) und bildet in seinem untersten Stockwerke auch eine Halle, wie zu St. Pauls, St. Leonhard bei Kundl oder gegenüber (an der östlichen Ecke des Schiffes) zu St. Cyprian in Sarnthal.<sup>1)</sup> Uebrigens fand diese Periode so viele und

<sup>1)</sup> Das unterste Stockwerk der Glockenthürme andererseits mit einem Kreuzgewölbe, das nicht selten durch kräftigen Rippenbau sich auszeichnet, ausgestattet zu finden, ist keine Seltenheit, da man, wie oben bemerkt wurde, diesen Raum als Sakristei ausnützte und daher denselben doch einigermaßen edler herstellen wollte. Indes fehlt es bei größeren Kirchen auch nicht an eigenen kapellenartigen und muster-giltigen selbständigen Sakristeien, so auf der Nordseite des Schiffes der Pfarrkirche von Bozen, außen durch doppelte Gäßtreben hervorgehoben (Fig. 72 u. 419); nicht weniger zierlich ist jene an der Südseite des Chores der Pfarrkirche von Schwarz, welche dem Thurme gegenüber liegend, selbst die Kreuzesgrundform im Kirchenbaue nahelegt; an ihr finden wir ebenfalls Streben und hübsche Fenster in den beiden Stockwerken (Fig. 298, 421). An jener der Pfarrkirche zu Hall ist ein Fenster im oberen Stockwerke noch von besonderem Interesse. Gothisches Rippengewölbe zieren die Sakristeien der Pfarrkirchen von Kallern, Tisens, Klausen, Trient u. s. w. Wie man sich an den Domen von Trient und Brigen und an Klosterkirchen, z. B. bei den Franziskanern in Bozen, in Marienberg u. s. w. mit Sakristeiräumen verjah, nämlich durch förmliche Kapellen, davon ist bereits die Rede gewesen S. 143.





solide Thurmanlagen vor, daß sie selbe mit Vorliebe beibehielt und nur in den obersten Stockwerken sammt dem Dache zu gothisiren brauchte, um sie mit dem gothischen Neubau der Kirche in beste Uebereinstimmung zu bringen, vgl. Fig. 412. Zwei Thürme zur Flankirung der Façade wurden in keinem Orte mehr aufgeführt, dagegen versuchte man eine

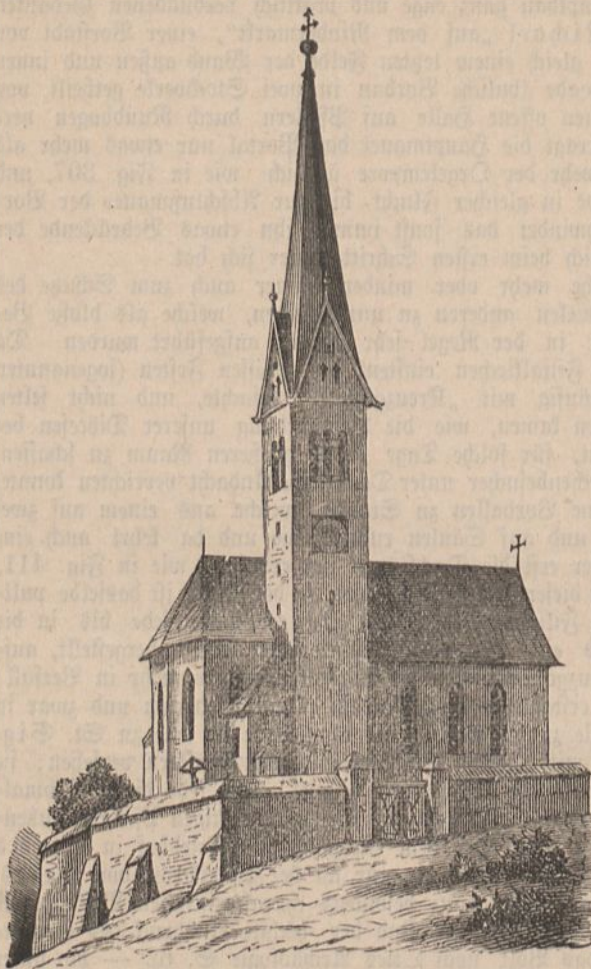


Fig. 412, Mittelberg.

engere Verbindung mit einem Thurme inmit- ten derselben, über dem Haupt- eingange und verwandelte das unterste Geschoß wieder in eine praktische Vor- halle desselben, so zu Mar- greid, zu Will, Fig. 311, 414, zu Wöls, Waidbruck, St. Leonhãrd in Laatsch; zu Windisch- matrei war die Halle nur innen zugãng- lich. Wie an der Pfarrkirche von Bregenz nimmt dann der Glockenthurm auch an meh- reren Kirchen Unterinntals, z. B. Rat- tenberg, die Mitte der Façade ein und es dürfte ein und anderer, wie in Kranzsch, Kössen und Schwöich noch der gothischen Periode angehören. Was den Thurnkörper betrifft, muß man die einfacheren von den prächtiger aufgeführten Glockengehäusen wohl un- terscheiden; erstere gleichen einer Fiale im Großen, in welcher Form fremde Geschichtsforscher einen charakteristi- schen Typus des „echten Tiroler Kirchturms“ erkennen. Fig. 412. Dieser wurde auch auf einen Theil des westlichen Kärntens, wahrscheinlich durch unsere Baumeister, wie durch Hans Hueber von Sigmundskron nach Heiligenblut u. s. w. verbreitet. Wie an der Fiale findet man an einem solchen statt im Quadrate erbauten Thurme einen mit einer Schräge absetzenden Sockel, dann aber den Körper durch mehrere Gesimse in mehrere Stockwerke eingetheilt und durch einzelne schmale Lichtschlitzen erleuchtet. Das letzte Stockwerk wird durch vier Lan- genfenster leicht und luftig gemacht, die ursprünglich überall mit zierlichem Maßwerk versehen waren, (Kaltern, auch in den drei Oberdörfern, Böllan, Gries, Schlanders u. s. w.) meistens aber derselben beraubt sind und somit leer aussehend dastehen. Nur von Klausen an hat sich über ganz Pustertal und Wipptal das Postenwerk in den Schallfenstern er- halten, besteht aber leider nur aus einer magern gabelförmigen Verãstelung des Mittelpostens und in nichts Weiterem. Zu Imst treffen wir zwei schmale Spitzbogenfenster neben einander welche ein massiver Mauerpfeiler trennt. Auf diesem mit einem Gesimse wagrecht abschließen- dem Unterbau gruppiren sich vier mehr oder minder schlanke Dreiecksgiebel. Am Thurme der Klosterkirche zu Wiltau standen einstens noch halbe Giebel auf den Ecken, siehe unten die Abbl. des Klosters — sie sind wiederum mit kleinen, schmalen Schallfenstern versehen, und dienen als Vermittlungsglieder, um den Fuß des in der Regel hohen, oft wie in Schlanders und einigen Kirchen Ober- und Unterinntals sehr hohen achtseitigen Helmes aus Holz oder mit grün glasirten Ziegeln eingedeckt. Ausnahmsweise bestehen einzelne Helme

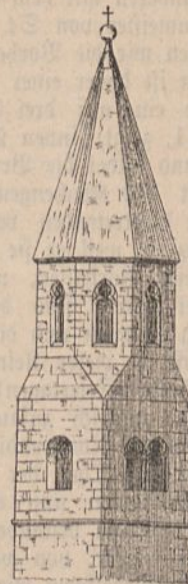


Fig. 413, Bozen.

engere Verbindung mit einem Thurme inmit- ten derselben, über dem Haupt- eingange und verwandelte das unterste Geschoß wieder in eine praktische Vor- halle desselben, so zu Mar- greid, zu Will, Fig. 311, 414, zu Wöls, Waidbruck, St. Leonhãrd in Laatsch; zu Windisch- matrei war die Halle nur innen zugãng- lich. Wie an der

Pfarrkirche von Bregenz nimmt dann der Glockenthurm auch an meh- reren Kirchen Unterinntals, z. B. Rat- tenberg, die Mitte der Façade ein und es dürfte ein und anderer, wie in Kranzsch, Kössen und Schwöich noch der gothischen Periode angehören. Was den Thurnkörper betrifft, muß man die einfacheren von den prächtiger aufgeführten Glockengehäusen wohl un- terscheiden; erstere gleichen einer Fiale im Großen, in welcher Form fremde Geschichtsforscher einen charakteristi-



auch aus Mauerwerk, z. B. Godenzo in Judikarien, an 4 Thürmen in Kallern allein, in Gries, Peggghena (Nonsberg), St. Nikolaus zu Bludesch in Vorarlberg u. s. w.; dann bilden wiederum andere nur eine vierseitige Pyramide wie aus Fig. 414 ersichtlich ist, ferner an der Kirche des Deutschen Hauses zu Bozen, St. Jakob in Sand bei Gries und häufig im ital. Theil des Landes. Ob die in der Umgegend von Roveredo vorkommenden gemauerten Thurmhelme in Form eines schlanken runden Kegels (Zuckerhutes) der roman. oder wahrscheinlicher erst der gothischen Periode zuzuschreiben seien, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Auf den Ecken kehren häufig phantasiereich gebildete Thierköpfe wieder, meistens hundeartige, um das von dem Helme herabfließende Regen- u. Schneewasser weit über den Thurmkörper hinauszuspeien. Fig. 415 u. s. w.

Eine weitere Entwicklung finden wir darin, daß der Uebergang vom vierseitigen Unterbau zum achtseitigen Helm durch Aufstellung eines ringsumlaufenden Geländers vermittelt wurde; schön aus Hausteinen und mit Maßwerk besetzt kam diese Abschlußkrone an dem durch schlanke Stockwerke ausgezeichneten Thurme der Pfarrkirche von Kallern zu Stande, wo auch vor den kleinen Schallfenstern in den Giebeln kräftige Zialen sich erheben, von denen eine Art Schwibbögen gegen erstere sich spannen, Fig. 415. In Schwaz sollen einfache Säulchen das Maßwerk in der Gallerie ersetzen, dagegen bilden die zarten Zialen auf den 4 Ecken einen größeren Schmuck. S. 420.

Den natürlichen und höchst gefälligen Uebergang des Unterbaues in das Achteck, welcher charakteristische Grundzug bei allen Prachtthürmen Deutschlands sich ausgebildet hat, kam in Tirol nur am Thurme der

Franziskanerkirche zu Bozen aus der Frühzeit — aber nicht in jenen dem Style sonst eigenen schlanken Verhältnissen wie Fig. 413 zeigt — und an derselben Ordenskirche zu Innsbruck aus der spätesten Zeit zur Ausführung mit Ausnahme der Sechsecksform an der Pfarrkirche zu Bozen wie wir gleich sehen werden. Alt scheint auch der achteckige Oberbau des Thurmes in Haiming zu sein, weil er noch Maßwerk in seinen Schalllöchern hat. Eine, wie Ausländer behaupten, weitere für die Glockenthürme Tirols charakteristische Eigenthümlichkeit besteht darin, daß auf das untere Viereck ein verjüngtes zweites anstatt des Achtecks aufgeführt wurde, wie an den Thürmen zu Tramin und Meran. Aus diesen höchst ansehnlichen Thürmen sowie an jenen von St. Pauls und Schwaz zeigt es sich, mit welcher Vorliebe die Volksphantasie diesem Theile des Kirchenbaues sich zugewendet hat.

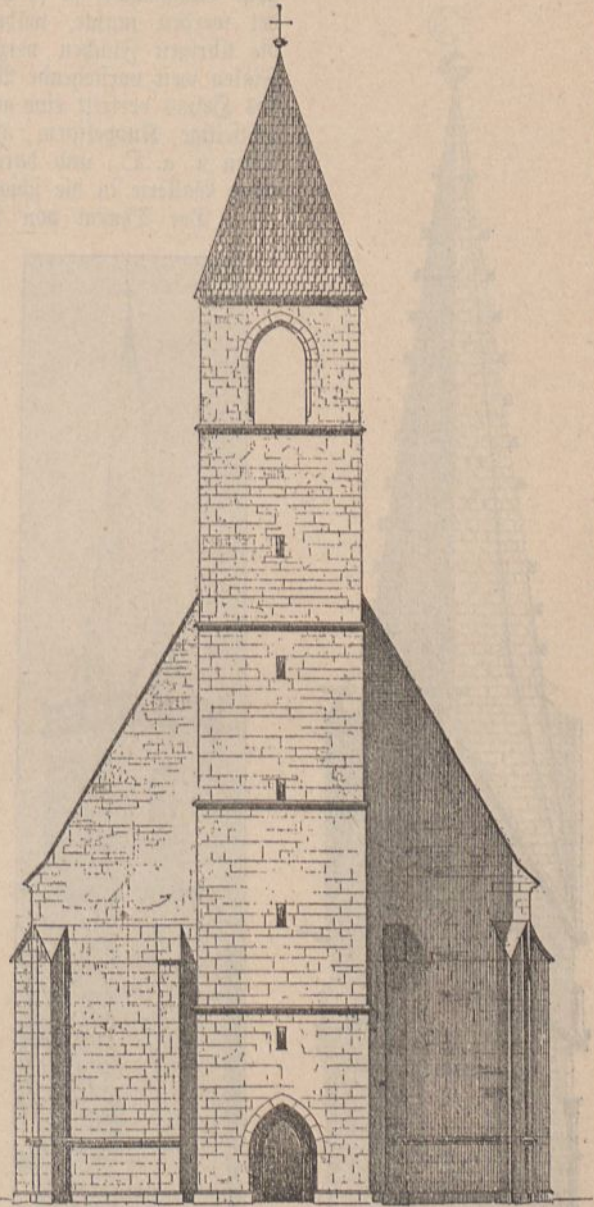


Fig. 414, Vill.



Als einen einfachen aber majestätischen aus dunklem wie von Rauch gefärbten Dolomit aufgeführten Bau präsentirt sich der Thurm von Schwaz (siehe unten Fig. 420); in vier gleichmäßige sehr schlanke Stockwerke abgetheilt schwingt er sich zu der bedeutenden Höhe von 74 Meter bis zum Knopfe empor. Das oberste Stockwerk durchbrechen hohe Langfenster, ja so hohe, daß deren untere Hälfte geblendet werden mußte, während anderes stabartiges Blendwerk die übrigen Flächen verziert und die vier Ecken unter den Fialen weit vorstehende Wasserpeier besetzt halten. Die Stelle des Helms vertritt eine mit Kupferblech bedeckte hochgezogene, achteitige Kuppelform, ähnlich wie zu Maria Gestade in Wien u. a. D., und darauf ragt ein zartes Thürmchen mit einer Gallerie in die schwindelnde Höhe.

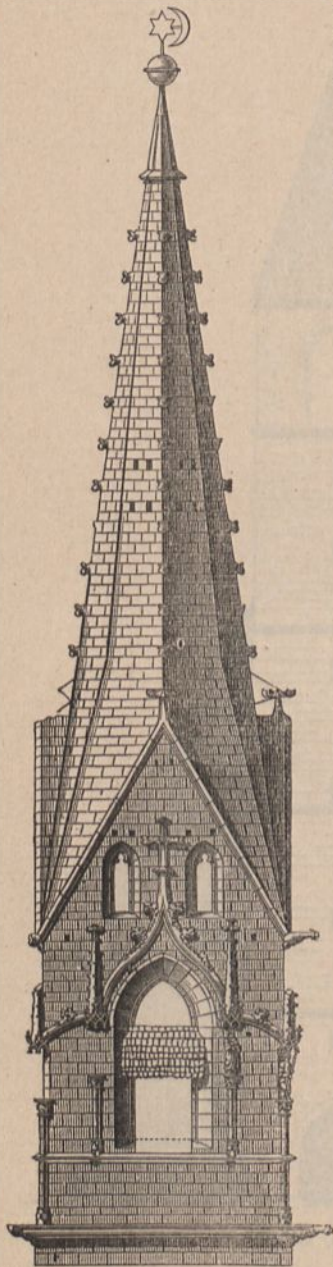


Fig. 416, Tramin.



Fig. 415, Kaltern.

Der Thurm von Tramin Fig. 416 ist bei einer Grundfläche von 63 □-M. nicht weniger als 85 Meter hoch und ebenfalls in vier, aber ungleiche Stockwerke durch Gesimse abgetheilt, über welchen die Mauerflucht jeder höheren Partie um ein Geringes zurücktritt und so eine Verjüngung bewirkt; zuletzt tritt eine bedeutendere ein, so daß vermittelst einer vorpringenden profilierten Platte ein Umgang erzielt wird, um welchen jedoch nur ein Schutzgelenker aus Eisen Platz finden kann, welches erst bei der letzten Restaurierung zur Ausführung kam. Eine kleine Thür führt auf diesen ausichtsreichen Söller. Von hier aus beginnt die reiche architektonische Gliederung dieses Baudenkmals durch interessante Einzelheiten, als: Eckfäulchen mit Ciborien darüber für Heiligenstatuen, von welchen sich Schwibbögen zu anderen hinüberschwingen, weich und hoch emporstrebende Wimberge späterer Form unterstützend und um die tief ausgeschragten Gewände der Schallfenster, worin das Maßwerk leider fehlt, eine reizende Umrahmung bildend. Die Giebel durch zwei kleine Fenster durchbrochen, krönen Kreuzblumen und die Helmecken kräftige Krabben bis hinauf zur Spitze, welche im Wappen des Marktes und der Herren v. Hocheppan: (Halbmond und Stern) abschließt. Das ganze schöne Werk besteht in dem etwas älteren Theile

des Baues aus rothen und im jüngeren reich verzierten aus grauen Sandsteinquadern, welche in den alten Details so fein gearbeitet sind, wie wenn sie aus Holz beständen und ihrem Meister Hans Fehr von Sterzing um 1465 und der damaligen Tiroler Bauhütte alle Ehre machen. Unsere Abbildung gibt das Baumwerk vor der Restaurierung in den 80er Jahren wieder, aber trotz deren fleißiger Durchführung fehlt ihm noch eine charakteristische Schönheit, nemlich, wie bemerkt, das Maßwerk in den Schallfenstern, ohne welches jeder gothische Glockenthurm leer ansieht.



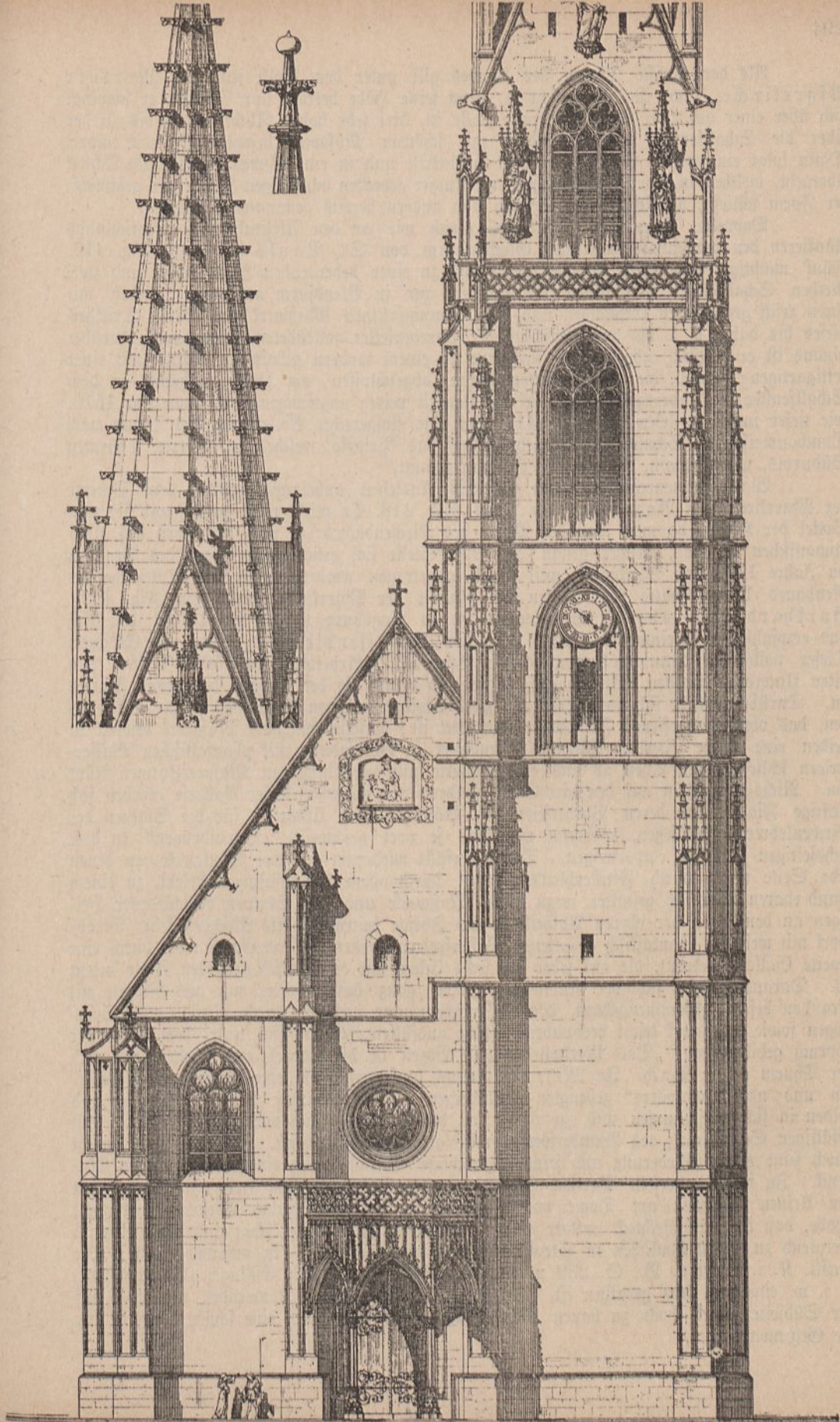


Fig. 417, St. Pauls.



Als der höchste Thurm des Landes gilt unter dem Volke jener der Meraner Pfarrkirche, dem ist aber nicht so, denn seine Höhe beträgt nur 75 M., er schwingt sich über einer auf zwei Seiten offenen Halle in drei sehr hohen Abtheilungen bis zu der über die Schallfenster herumlaufenden, mit schönem Maßwerk besetzten Gallerie empor. Dann folgt ein zweites Viereck, das weit zurücktritt und in ein höheres zweistöckiges Achteck übergeht, welches in einer kuppelartigen mit Kupfer gedeckten achtheitigen Haube von geschweifeter Form schließt, ähnlich wie in Schwarz und andern bereits genannten Thürmen.

Doppelte, fialenreiche Eckstreben, gleich wie an den Riesenthürmen Deutschlands flankieren den massenhaft angelegten Glockenthurm von St. Pauls bei Bozen Fig. 417. Fünf mächtige Stockwerke bringen den Bau zu einer bedeutenden Höhe empor und zwei Reihen Schallfenster, von denen die unteren nur in Blendform auftreten, beleben mit ihren reich gegliederten Gewänden und dem mannigfaltigen Maßwerk das oberste Drittheil dieses bis dahin d. i. bis zum Abschluß der Strebepfeiler vollendeten Prachtbaues; darüber hinaus ist er plötzlich abgebrochen und nun in einem modern gehaltenen Achteck mit einer reitigartigen Kuppel, die Kupferplatten decken, abgeschlossen, um 1636, während an dem Schallfenster die Jahreszahl 1520 auf die Bauzeit weist; angefangen hatte man ihn 1510, wie tiefer unten zu lesen ist. Fig. 417 zeigt eine stylgerechte Vollendung des Baues nach Dombaumeister v. Schmid mit Beziehung auf das Prinzip, welches an anderen Thürmen Südtirols, wie Tramin, Meran zur Geltung kommt.

Was Formenreichtum und zierliches Aussehen anbelangt, gebührt dem Thurme der Pfarrkirche von Bozen der erste Preis, Fig. 418. Er reicht nicht ganz herab bis zum Sockel der Kirche, da man von der Mitte des Kirchendaches an noch den Kern des alten romanischen Thurms, welcher genau an dieser Stelle sich erhob, aber wegen des Brandes im Jahre 1499 drei Stockwerke weit herab abgetragen werden mußte, als Unterlage des Neubaues benutzt hatte (vgl. unten die Ansicht der Pfarrkirche von Bozen, Fig. 422). Burkhard Engelsberg, Steinmetzmeister in Augsburg lieferte für 100 fl. den Riß und empfahl den Steinmetzen Hans Luz von Schussenried als Polier und Erbauer. Dieser vollendete dann auch den schönen Bau mit 7 Arbeitern von 1501—1519. Am alten Unterbaue wurden Eckfialen aufgeführt und deuten so den Beginn des neuen Werkes an. Darüber erhebt sich ein Viereck aus zwei Stockwerken, von denen das untere mit blinden, das obere mit offenen Fenstern ausgestattet ist; verschiedenartiges Maßwerk bewirkt in beiden eine reiche Fialde. Weiteres Blendwerk in Verbindung mit phantastischen Wasserspeiern schließt diesen Theil ab und eine Gallerie mit verschlungenen Maßwerkformen krönt ihn. Nicht nur allein auf den vier Ecken, sondern auch mitten in dieser Gallerie erheben sich kräftige Fialen, an deren Vorderseite sich Säulchen mit Ciborien für die Statuen der Kirchenlehrer anschmiegen, während rückwärts je zwei geschweifte „Schwibbögen“ zu dem sechsseitigen Oberbau emporsteigen. Dieser zerfällt wiederum in zwei Stockwerke, an denen jede Seite unten durch Fensterblenden, oben durch offene Lichtöffnungen belebt, zu einem wunderbaren Bau sich gestaltet, wozu reiche Maßwerke und acht Statuen verschiedener Heiligen an den Ecken der oberen Abtheilung das Ihrige beitragen. Als Abschluß kehrt Blendwerk mit weiteren phantastisch gehaltenen Wasserspeiern wieder und das Ganze wird durch eine zweite Gallerie gekrönt, die auf jeder der sechs Ecken mit einer reich gebauten Fiale besetzt ist. Daraus erhebt sich der sechsseitige Helm, ganz durchbrochen, nur aus Rippen mit Krabben besetzt zusammengebaut, deren Zwischenräume mehrere durch Rund- und Spitzbögen sowie Maßwerk leicht verbundene Stäbe ausfüllen, so daß sich unter dem Volke der Spruch gebildet hat: „Das Merkwürdigste in Bozen ist die Kanzel aus einem Stein und der Thurm ohne Dach. In Mitte des Helms laufen ringsum eine Reihe von geschweiften und nach „vornwärts“ gebeugten Wimbergen d. i. sogenannte Frauenschuhe und bilden in sich verschlungen und zu oberst an der Pyramide sich wiederholend einen höchst gefälligen Schlußkranz des Wunderwerkes mittelalterlicher Baukunst. Dieser Thurm macht durch seine reiche Gliederung und seine folgerichtige Durchföhrung einen wohlthuenden Eindruck. In seinen obersten Partien (Uebergang des Polygons zum Helm) spricht sich mit den kleinen Thürmen am Dome von Freiburg in Breisgau einige Verwandtschaft aus; schade, daß ihm ein Rechteck anstatt eines Quadrates zu Grunde liegt und der Helm im Vergleich zu jenem ähnlichen in Straßengel (Steiermark, Abb. in unserem Buche: Die christl. K. i. Wort u. B., S. 239 u. Kunstfr. 1886, Nr. 11), in Eßlingen (Württemberg) u. s. w. etwas zu kurz gerathen ist. Da das Mittelalter seinen Kameraden gegenüber auf der Südseite gleich hoch zu bauen nicht vermochte, so wäre dies eine schöne Aufgabe für die Gegenwart.



Einfacheren, sogenannten „Spitztürmen“ von schlankem Wuche mit hohen Helmen begegnet der aufmerksame Beobachter in einer großen Menge zerstreut durch das ganze Land, von Südtirol bis tief ins Unterinntal und von Trient bis Bregenz; aus Mangel an Raum können wir ihrer namentlich nicht gedenken, auffallend schöne Verhältnisse sind an jenem zu Carres b. Imst vom Jahre 1502, zur Geschichte der Kirchtürme vgl. Kunstfr. 1888, S. 22 ff.

Das Aufsteigen in die hohen Thürme vermittelt öfter, besonders in solideren Bauwerken eine zierliche Wendeltreppe, welche entweder in einem eigens daneben aufgeführten runden oder polygonen Thürmchen lag, wie z. B. in Bozen, Meran, oder im Innern des Thurms (St. Pauls). Im abgebrochenen Thurm von Terlan gab es zwei Wendeltreppen und zwar in der Dicke der Mauer; die untere lag in der südlichen, die obere bis nahe an der Glockenstube in der nördl. Wand. Mitth. d. k. k. C.-C. B. XVIII. S. 4. ähnlich eine Stiege in den Burgen Boimont und in Wehrburg; dies ist aber im Neubau leider nicht mehr projektirt.

Die ansehnlichen und hohen Glockenthürme von Lana und Malz schließen ihren viereckigen Unterbau auch mit einer Gallerie ab, die jedoch ohne weiteren Schmuck ausgeführt wurde; in Pergine sind bereits viele Kragsteine eingesetzt, welche die beantragte Gallerie unterstützen sollten.

Für kleinere Kirchen und Kapellen oder auch an größeren Bauten, wo man ursprünglich schon nur ein oder zwei Wehrlöcher beantragte, wie an einzelnen Franziskanerklöstern, und Spitalkirchen u. dgl. schuf die alles gut berechnende Gothik einen dem geringen Umfange und Gewichte der Glocken entsprechenden, oft recht niedlichen Thurmabau, der kaum mehr als eine zwei Mann dicke, hohle Ziale genannt werden kann. Diese lieblichen Glockengehäuse reichen, ausgenommen an der St. Georgskirche in Bozen, nicht bis zum Boden, sondern erheben sich erst in der Nähe vom Rande des Daches weg, auch unmittelbar von diesem und werden deshalb Dachreiter genannt. Sie ruhen in ihrer Ausführung auf Kragsteinen und springen über die Mauerflucht vor. Die schönsten Dachreiter im Lande finden sich an der Spitalkirche in Meran und am wunderschönen Walburgiskirchlein zu Gölflan in Binsgäu; ersterer (abgebildet i. uns. B. d. Entwicklung d. kirchl. K., Brixen b. Weger) ragt mitten am hohen Dachgiebel der Fassade schwingvoll empor, ähnlich wie an der Spitalkirche zu Latzsch; letzteren zeigt uns Fig. 419 an der Nordseite des Chores, hart am Dachgesimse beginnend und in zwei schlanken Stochwerken und mit sehr steilen Giebeln am Fuß des ungemein schlanken Helms hoch in die Lüfte emporsprossend. Die Wasserpeier stellen zwei ruhig auf den Pfoten

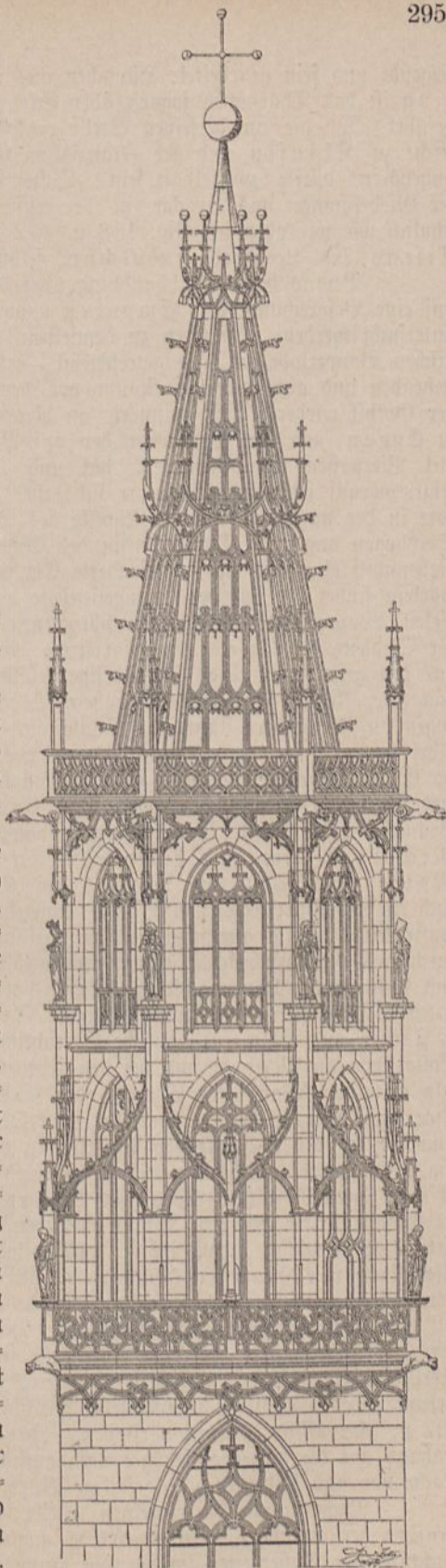


Fig. 418, Bozen.



liegende und fein gearbeitete Hündchen aus weißem Marmor vor. In St. Peter zu Sterzing ist das Thürmchen sogar „über Et“ gestellt und mitten in der Fassade weit herunter geführt. Ob die an derselben Stelle vorkommenden achtförmigen Dachreiter an der Spitalkirche zu Klausen und der Franziskanerkirche zu Schwaz noch der gothischen Periode angehören, dürfte zweifelhaft sein. Dester erhöhte man um diese Zeit einfach kapellenartig die Giebelmauer und brachte in der fensterartigen Oeffnung eine oder zwei Glöcklein an, ähnlich wie wir oben in Fig. 158 u. 172 kennen gelernt haben, z. B. St. Nikolaus in Triens, St. Leonhard in Roldman, selbst in Fig. 420 vorkommend, u. s. w.

Bereits bei der Abhandlung über die Vorhallen gab es Anknüpfungspunkte, welche auf eine Besprechung der Emporen hinwiesen; deren Bedeutung soll nun im Folgenden untersucht werden. Emporen zu demselben Zwecke, welcher in den Burgkapellen der romanischen Bauperiode zu Tage getreten ist — nämlich, daß die Herrschaftsmitglieder einen höher stehenden und abgeordneten Raum vor dem Gesinde einnehmen konnten — kehrt auch in der Gothik wieder. Wir erinnern an die freistehende Kapelle des Schlosses St. Valentin in Eppan, wo die Brustwehr der auf Mauerpfählen errichteten Empore einen Schmuck mit Vierpässen als Blendwerk hat und in der Mitte einen menschenartigen Unterbau zeigt, worauf jetzt ein Flügelaltar sich erhebt; viel zarter und leichter ist aber noch die Empore in der nun modernisirten Kapelle des Schlosses Rubein in Obermais, auf schlanken Spitzbogen angelegt. Die Aebtissin des Klosters Sonnenburg bei St. Lorenzen hatte im Nebenschiff ebenfalls eine abgeordnete Empore, siehe oben Fig. 170 g). Ein hübsches Betschörlein findet sich auf der Evangelienseite des Choransangs der Pfarrkirche von Hall; die vielen Wappenschilder an der durchbrochenen Brustwehr einer noch zierlicheren Empore auf der Südseite des Chores der Pfarrkirche von Schwaz dürfte ursprünglich vielleicht auch nur den gesonderten Platz für Adelige gebildet und erst später oder nebenher zur Aufstellung einer kleinen Orgel gedient haben. Dessen eine Schmalseite lehnt sich an den Triumphbogen an, die andere stützt eine Säule, siehe Grundriß S. 258. Eine eigene Wendeltreppe führt hinauf und von dort gelangt man weiter in die obere Sakristei. Bei kleineren Kirchen, wo Emporen aus Stein oder Holz vorkommen, dürfte nur die Gewinnung größeren Raumes für die Kirchenbesucher deren Bau hervorgerufen haben z. B. zu St. Georgen bei Bruneck, Ahornach in Tauferer Thale, wo nur die Consolen vorhanden sind, St. Michael in Lienz, zu Obermauern im Wrgenthal (vgl. oben S. 87), Spitalkirche zu Matrei und selbst St. Leonhard bei Kundl. Einigermaßen mag derselbe Gedanke auch in der Pfarrkirche von Lana maßgebend gewesen sein. Hier begegnen wir der in konstruktiver Weise am schönsten durchgeführten Orgelempore durch Stabwerk belebt und durch zart durchbrochene Brüstung ausgezeichnet, aber von ihr ziehen sich auch noch rechts und links in der Längensache des Schiffes weitere Emporen zwischen den ins Innere gezogenen Strebepfeilern fort, ähnlich wie in St. Stefan bei Marienberg und St. Georg in Taufstein aus Holz eine ähnliche Einrichtung hergestellt ist vgl. S. 39. Wie noch in der Spitalkirche zu Meran und bei den Franziskanern in Innsbruck waren die ersten Orgeln an einer Wand des Chores oder Schiffes aufgestellt, z. B. nach der Chronik der Pfarrkirche von Bozen „über der Sakristeithür.“ Die geräumigen und schön gebauten Emporen an der Westseite der Pfarrkirchen von Senale, Hall Fig. 286 und Schwaz Fig. 298, letztere auf Säulen ruhend, scheinen bereits als Sängers- und Orgelemporen gedacht zu sein; dasselbe gilt von jenen zu Willanders und St. Pauls, wofür wir aber nur die Ansätze für die Bögen u. Rippen vorfinden, eine weitere Ausführung kam nicht zu Stande. Urkundlich erwähnt schon im J. 1467 finden wir eine Empore auf der „Westseite“ der Pfarrkirche von Klausen (Kunstfr. V, 28), sie war damals noch aus Holz, die Meister Jörg Zimmermann erhöhen mußte; die heutige, ein schöner Bau aus gebrannten Ziegeln mit einem erkerartigen Vorsprung in der Mitte der fein durchbrochenen Brustwehr, gehört dem 16. Jahrhundert an (eine Abbildung in unserer Diöcesanbeschreibung.) In der Regel führt eine Wendeltreppe auf diese Emporen, hier ist eine in der Mauer verdeckte Stiege zu diesem Zwecke künstlerisch und sehr praktisch angelegt, während wir in Lienz nach Fig. 307 u. 308 offene Stiegen vorfinden. Zu St. Pankraz bei Fügen springt das Stiegenhaus auf die hölzerne Empore nach außen in Form eines Thürmchens mit pyramidalem Dache vor und bildet so eine gefällige Belebung der Fassade.

Nachdem wir die einzelnen Theile kennen gelernt haben, welche zum Schmucke des Außern der gothischen Kirchengebäude angewendet wurden, wollen wir nun auch zur Betrachtung der Außenseiten im Großen weiter schreiten. Die Fassade ist der westliche äußere Theil, gleichsam die Stirne einer Kirche, auf welcher wir den Geist erkennen, der das





Fig. 419, Gölstan.

Ganze belebt und wo er sich deutlich zu erkennen gibt. Wir finden diesen Haupttheil auf verschiedene Weise originell ausgeführt. In St. Pauls (Fig. 417) schließt sich die majestätische Thurmanlage auf der rechten Ecke dem Portale in der Mitte derart großartig an, daß sie eine Erinnerung an die bewundernswerthen Facaden der gothischen Dome Deutschlands mit ihren Thurmpaaren wachruft; über der Fensterrose bietet sich eine flache Nische für das Bild des Patrons dar und dem Dachgesims entlang läuft ein weisshenteliger Bogenfries. Vermittelt kräftiger Streben zur Linken ist auch diese Ecke dem Thurm gegenüber doch einigermaßen reicher gehalten und durch einen weiteren Strebepfeiler wird eine schöne Dreitheilung



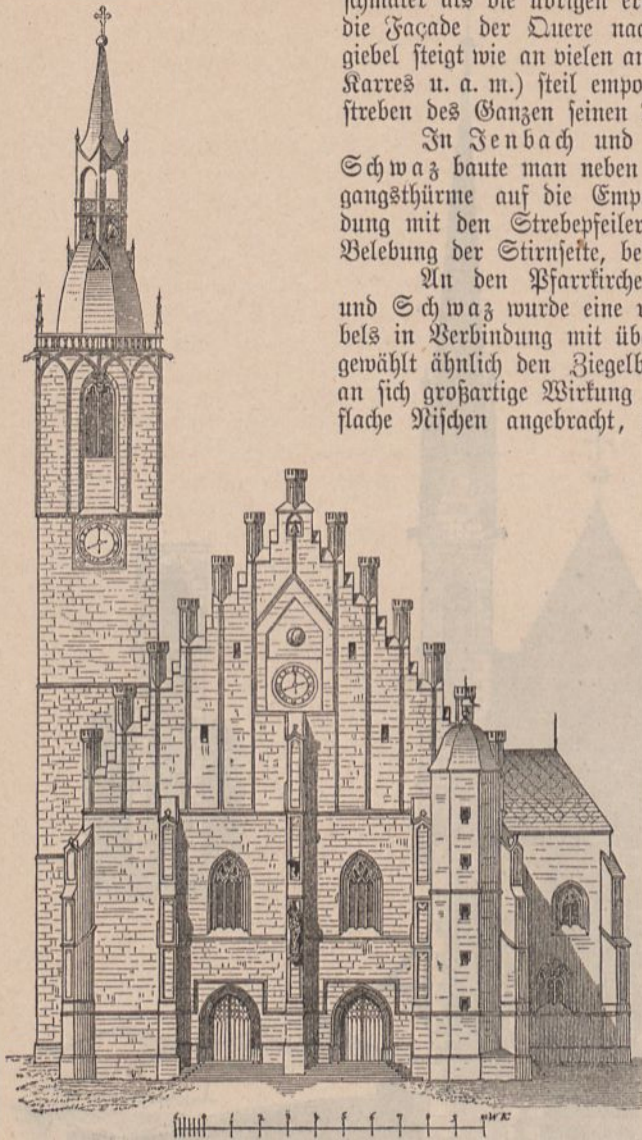


Fig. 420, Schwarz.

der ganzen Fläche erzielt, jedoch so daß die mittlere etwas schmaler als die übrigen erscheint. Zwei Gesimse theilen dann die Fassade der Quere nach in Stockwerke ein. Der Dachgiebel steigt wie an vielen anderen Kirchen des Landes (Terlan, Karres u. a. m.) steil empor und trägt so auch zum Emporstreben des Ganzen seinen Theil gefälligst bei.

In Jenbach und an der Franziskaner-Kirche zu Schwarz baute man neben dem Portale zwei polygone Aufgangsthürme auf die Empore und damit wurde in Verbindung mit den Strebepfeilern auf den Ecken eine interessante Belegung der Stirnseite, besonders an ersterer Kirche erreicht.

An den Pfarrkirchen von Meran, Imst, Hall und Schwarz wurde eine reiche Abtreppung des hohen Giebels in Verbindung mit über Eck gestellten Zinnenthürmchen gewählt ähnlich den Ziegelbauten Norddeutschlands und eine an sich großartige Wirkung erzielt. Auch sehen wir mehrere flache Nischen angebracht, die selbst für Malereien berechnet

waren, woran in Hall und selbst an der Pfarrkirche von Brixen Reste zu entdecken sind. Am großartigsten kam dieser Gedanke in Schwarz zum Ausdruck. Diese Fassade wollen wir uns näher ansehen, weil dem Leser zum bessern Verständnis auch eine Abbildung durch Fig. 420 geboten werden kann. Die Eintheilung folgt genau der inneren Anlage der Kirche. Außer den Strebepfeilern auf beiden Ecken treten deren noch drei andere auf, entsprechend den drei Reihen Gewölbstützen im Innern. Dadurch wird die Fassade in vier jeckrechte Felder getheilt, deren Breite mit den inneren Schiffen zusammenfällt. Die Höhe der Strebepfeiler erscheint stufenweise, so daß der mittlere der höchste ist, wie es eben sein Dienst dem hohen Giebel gegenüber erfordert. Dieser vertritt auch gleichsam den Thei-

lungspfeiler eines Haupteingangs und so finden wir daran die Statue des Patrons. Zwei Portale mit tiefen Gewänden führen ins Innere, das Kaffgesims zieht sich rechtwinkelig abgelenkt über sie hin, dann folgt unter den Fenstern ein zweites Gesims und endlich ein drittes und darüber hinaus steigen 13 über Eck gestellte Leisten empor bis zum Abschlußgesims der abgetreppten Giebelmauer, wo über jeder breiteren Stufe ein zierliches, durch Blendfenster belebtes und mit Zinnen bekröntes Thürmchen über Eck gestellt in die Höhe ragt. Die zwei mittleren Leisten sind durch einen Spitzgiebel verbunden, worunter das Zifferblatt mit einer beweglichen zur Hälfte vergoldeten Kugel, die die Monatsveränderung anzeigt, angebracht ist. Die oberste Rinne des Giebels ist fensterartig durchbrochen und dient als Dachreiter zum Aufhängen der Marktglocke. — Den Thurm mitten in der Fassade zeigt Fig. 414.

Am schönsten gothischen Kirchengebäude, nämlich an der Pfarrkirche von Bozen, kam eine reichere Fassade nie zur Ausführung; das Interessanteste an diesem Bauwerke müssen wir anderswo suchen. Wir finden unsere Befriedigung am großartigen und in Verbindung mit dem bereits beschriebenen Thurm überaus reichen Chorbau. Die Ansicht dieses Gebäudes von Nordost, wie sie uns Fig. 421 wiedergibt, ist geradezu eine imposante, so daß fremde Berichterstatter für die Pfarrkirche von Bozen den Ausdruck: „Dom“ gebrauchen.



Zu bedauern ist, daß man an die Ostwand eine unpassende Kapelle anderen Styls angebaut hat. Ueber einen mit weich geführter Profilierung abschließenden Sockel schwingen sich die uns aus Fig. 381 näher bekannten, durch Blenden und Uebereckstellungen gezierten, mehrfach verjüngten Strebepfeiler hoch bis über den Dachrand empor und setzen sich vermittelst reich beblätterter Fialen mit einer verschiedenartig durch Maßwerk durchbrochenen



Fig. 421, Pfarrkirche von Bozen.

Gallerie in Verbindung. Die Fenstergiebel, wie sie an den Kathedralen Deutschlands vorkommen, sind hier durch kräftige Stichbogen über denselben ersetzt, deren breite Hohlkehle mit kräftig hervortretenden Rebzweigen und abwechselnd mit anderen Ornamenten ausgefüllt ist, was einen wohlthuenden Eindruck hervorbringt. Fig. 381 u. 422. Wirksam wie reizend machen sich auch alle die vielen Gurtgesimse, ausgezeichnet durch kantiges Profil in Verbindung mit dem krönenden Hauptgesimse, welches den Abschluß der Umfassungsmauer bildet und zum Dache überleitet, vgl. Fig. 381, 421. Weiteres Leben bringen in das Ganze dann die eigenartigen Wasserspeier als ganze Figuren nach Motiven von Hunden, Löwen und Geiern ausgeführt und possirlich weit sich vorneigend, mit den Hinterfüßen an den Bau sich anstemmend. Zu allem dem



Fig. 422, Bozen.



kommt noch als Gesamtschmuck das schöne und feine, in der Farbe so warme, Baumaterial, abwechselnd gelber und rother Sandstein in Verbindung mit den in 4 Farben: schwarz, weiß, grün u. gelb ausgeführten Plattendiegeln des Daches, das einen förmlichen mehrfarbigen Teppich mit Rhombenmustern bildet. Leider wird die Musterung nicht mehr so genau wie in Terlan eingehalten. Die hohe zweistöckige Sakristei nimmt sich wie der Flügel eines Kreuzschiffes aus und erhöht die Lebendigkeit des ganzen Bildes bedeutend, Fig. 421.

Am der Meraner Pfarrkirche ist es besonders die Ost- u. Südseite mit ihren kräftigen Strebe Pfeilern und den reichen Nebenportalen, welche das Auge des Kunstfreundes auf sich zieht. „Alle Gesimse sind scharf unterschnitten,“ wie es das Gesetz der ausgebildeten Gotik bedingt und am Chore einen auffallend steil ansteigenden Wasser Schlag bildend. Eine besondere Erwähnung verdient auch noch die Süd- und Ostseite des Chores der Galler Pfarrkirche, wo die Profilierungen der Fenstergewände mit den vom Sockel aufsteigenden Leisten ineinandergreifen und die ganze Ostwandfläche in stabartige Gliederung auflösen.

Se nach der Lage eines Kirchengebäudes macht sich an demselben nur die Ostseite geltend, vorzugsweise wenn der Chor schön und hoch gebaut ist, wie vor anderem in Neustift bei Brigen, dann in Flavon (Monsberg); in anderen Orten tritt die Wirkung des Schiffes in den Vordergrund, wenn der Chor bedeutend niedriger gebaut ist oder doch sein Dachkamm mit jenem des Schiffes nicht die gleiche Höhe erreicht wie z. B. an den Pfarrkirchen von Lana, Primiero u. s. w.

Als Anhang zu diesem Abschnitte sei noch der alten Fußböden gedacht. In der Regel scheint man sich mit einfachem Estrich zufrieden gegeben zu haben; im Etschthal kamen nebenher Sandstein-, in Vintschgau und um Sterzing Marmorplatten in Verwendung. Indes einzelne Fußböden aus hübsch gemusterten, gebrannten Thonplatten scheinen auch vorgekommen zu sein, wovon noch Reste vorhanden sind. Die meisten Stücke erhielten sich im Klostersgang zu Stams. Da finden wir auf einer 40 Cm. messenden Vierecksplatte innerhalb eines großen Kreises mehrere Ringe mit Blumen besetzt und in der Mitte einen kleinen leeren Kreis. Gegen die Ecken hin gehen von jedem Kreise gleichartige, blätterförmig stylisirte Blumen. Die Muster sind 5 Mm. tiefer als die Oberfläche der Platte eingepreßt, Fig. 423. Ein anderes gleich großes Muster zeigt prachtvolle Pflanzenmotive. Auch gibt es kleine nur 15 Cm. messende Platten, wo bis auf einen schmalen Rand die ganze Innenfläche vertieft, das Muster auf derselben aber wiederum ein wenig erhaben erscheint; es wechseln kleine Kreise, aus denen verschiedene Blumen herauswachsen, mit der Darstellung eines im Laufen begriffenen Steinbockes, umgeben von einer Kreislinie, von dem gegen die Ecken der Platte Dreiblätter ausgehen. Ein prachtvoll ornamentales Muster erhielt sich in der St. Bartholomäus-Rundkirche beim Kloster in Wilten; es besteht aus schön stylisirten Eichenzweigen, die eine verwandte geschlungene Bordüre umgibt, Fig. 424. Die Fliese in der Vorhalle der Kirche von Marling und der Kapelle des Fürstenhauses in Meran zeigen einfache, sternartige Ornamente, welche aus perlartigen Vertiefungen gebildet werden und Blumen bilden.

### 3. Spätere Gotik und ihr Verfall 1450—1550.

Als die Baumeister den gothischen Styl nicht mehr nach den strengen Regeln der ersten Zeit sich entwickeln ließen, sondern ihrer Phantasie ein zu großes Gewicht beilegten, so ging es mit dieser herrlichen Bauweise bald abwärts. Zuerst wurden Einzeltheile, welche zum Wesen des gothischen Kirchengebäudes gehörten, sparsamer, blieben mitunter auch ganz weg oder wurden auf Kosten ihrer Grundbedeutung zierlicher aufgebuzt. So kam es bald, daß selbst auf deren praktischen Nutzen und auf die Natur des Materials immer weniger Rücksicht genommen wurde, der Stein wie das weiche Holz oder das biegsame Metall behandelt ward. Jedoch ist durchaus nicht über alle Leistungen der Spätgotik unbedingt und rücksichtslos der Stab zu brechen, weil dieselbe nicht wenige lobenswerthe Bildungen zu Stande brachte, welche für einzelne Fälle als naturgemäße weitere Entwicklungen angesehen werden können.

Die Spätgotik und ihr Verfall charakterisirt sich unter anderem durch folgende Erscheinungen an einem Baue und reicht in einem und andern Punkte ausnahmsweise bis ins Ende des 14. Jahrhunderts zurück, wie wir gleich sehen werden. Wir machen darauf vorzugsweise deshalb aufmerksam, damit der Leser aus den einzelnen Formen die Bauzeit



einer Kirche u. dgl. (2. Hälfte des 15. und den Beginn des 16. Jahrhunderts) doch annäherungsweise bestimmen kann, wenn urkundliche Belege fehlen.

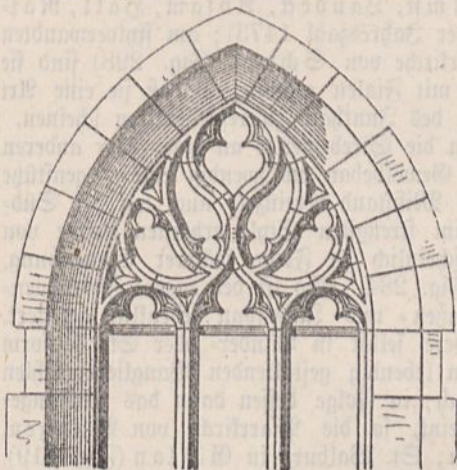
Der Chor schließt nicht mehr in drei Seiten des Rechtecks, sondern des Sechsecks ab, welcher Abschluß etwas leer erscheint (der Leser denke sich nur die Winkel noch größer als z. B. in Fig. 296 und er wird unserer Ansicht beistimmen), so an den Kirchen von Laurein (Nonsberg), Böls, (Eisackthal, Abb. in unserer Diöcesanbeschreibung), Steinegg, Colman u. s. w. Die Strebe-



Fig. 423, Stams.

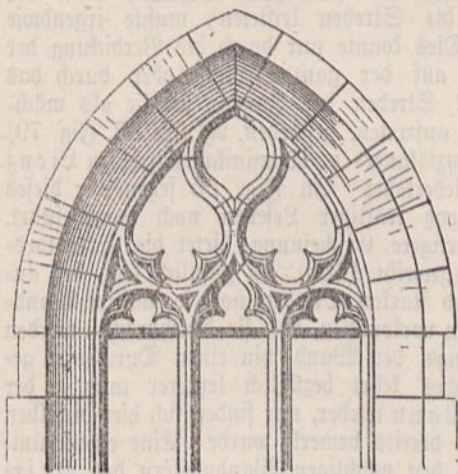


Fig. 424, Wilten.



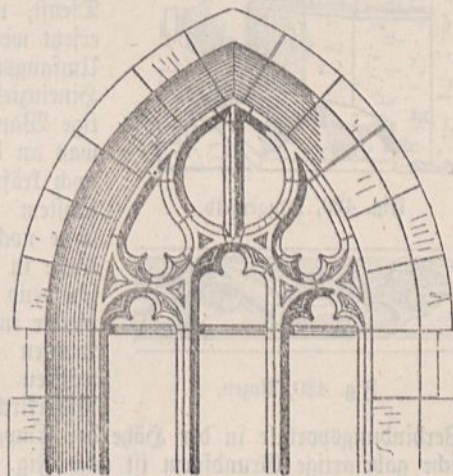
I.

Fig. 425, Bill.



II.

Fig. 426, Bill.



IV.

Fig. 427, Bill.

pfeiler werden schwächer und folgen einem nur halben und über Eck gestellten Viereck (Dreieck), so unter anderem selbst in einer überreichen Form an der Kirche von Seefeld, deren Vollendung zwar unbekannt, aber kaum vor Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgt sein dürfte, wie eben diese und andere späte Formen wahrscheinlich machen, vgl. Fig. 398, 414. dann an der Pfarrkirche von Brunek (1515), Glurns, Arzio (Nonsberg), St. Niko-



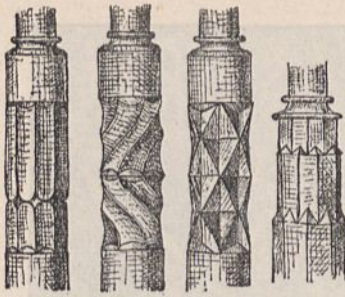


Fig. 428, St. Pauls. Brigen.

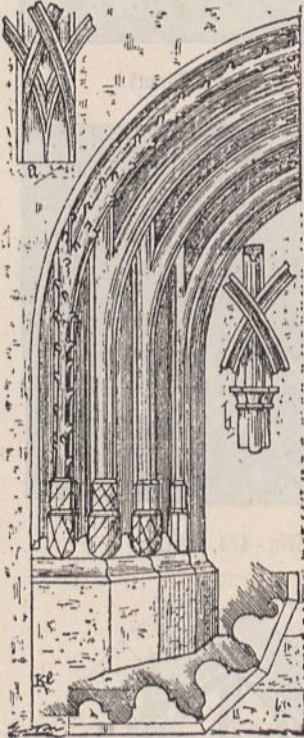


Fig. 429, Vängensfeld.



Fig. 430, Bozen.

Verbindungsportale in der Höhe der Emporen wie bereits bemerkt wurde. Eine eigentümliche gabelartige Grundform ist nach Fig. 285 an den mächtigen Wandpfeilern des *Brigener Domes* ersichtlich.

Glieder wie z. B. Wasserstrahlen, welche ihrer Natur nach geradlinig sein sollten, um den Abfluß des Wassers zu erleichtern, sieht man an St. Peter zu Auer, zu Gries (Nebenkapelle) vom Jahre 1519, Schwaz (1365 geweiht, Fig. 309), Rendl, St. Pauls Fig. 417, mehr oder minder geschweift.

An den Pfarrkirchen von Glurns (mit der Jahreszahl 1481 am Portal) und Ruffstein entsprach der Sockel nicht in fortlaufend wagrechter Richtung, sondern wurde regelmäßig im rechten Winkel gleich breiten Ninnen abgelenkt.

laus in Kastern (1520), wo deren Sockel sich nach unten erweitert, eine sog. „Böschung“ zeigt; am Chore der Franziskanerkirche zu Innsbruck (1550–1562) begegnen wir wiederum schwachen Lesenen. Nicht selten schrumpften die Widerlager des Gewölbedruckes in dreieckige Bänder zusammen, welche sich erst vom Sockel erheben und über diesen selbstverständlich dann nicht vorstehen, so St. Pauls (Chor), Latzsch, Seefeld (hl. Blutkapelle) u. s. w. oder es gleichen dieselben profilirten Leisten, welche durch das Kaffgesims hindurch mitunter bis zum Dachgesimse reichen (Tschengels und auffällig an vielen, ehemals gothischen Kirchen Ober- u. Unterinntals: Hatting, Flaurling, Riez, Imst, Landeck, Abjam, Hall, Rattenberg (mit der Jahreszahl 1473); am stilverwandten Chore der Pfarrkirche von Schwaz (Fig. 298) sind sie wie in Triens mit Fialen gekrönt, so daß sie eine Art eigener Bauschule des Inntals zu repräsentieren scheinen.

Auch fehlen die Strebepfeiler an einer oder anderen Stelle, wo der Gewölbebau nothwendig eine Gegenstütze verlangt, welcher Mißstand vereinzelt auch auf der Südseite der sonst im strengsten Style erbauten Kirche von Terlan, wahrscheinlich in Folge späterer Einwölbung, vorkommt, vgl. Fig. 284. So ist der engere Zusammenhang zwischen Außen- und Innenbau bedenklich gelockert. Diese das Äußere selbst in Bänder- oder Streifenform noch einigermaßen lebendig gestaltenden Bauglieder fehlen aber auch gänzlich, in Folge dessen dann das Kirchengebäude leer erscheint, so die Pfarrkirche von Wangen, Mülten, Lana, St. Walburg in Göltau (Fig. 419), Willanders, Klaujen, Taufers (Pusterthal), Ruffstein (Schiff), Riezbüchel u. s. w. vgl. 283, 285–290, 296, 412. — Aber die Kosten des Aufbaues haben sich dadurch vermindert? — nur zum Scheine; denn der Dienst, welchen die Streben leisteten, mußte irgendwie ersetzt werden. Dies konnte nur durch die Verdickung der Umfangsmauern auf der ganzen Linie oder durch das Hineinziehen der Streben ins Innere, wo sie als mächtige Wandpfeiler auftreten, geschehen, vgl. S. 87, Fig. 79, was an der Franziskaner- u. Dominikanerkirche zu Lienz noch kräftiger wiederkehrt. In Fig. 55 sehen wir dieses System sogar trotz kräftiger Lesenen noch durchgeführt. Eine noch eigenartigere Erscheinung bietet die Salvatoriskirche in Hall (geweiht 1406), da nämlich trotz der anscheinend genügend starken Streben noch so massive Wandpfeiler im Innern vorkommen, daß sie durchbrochen werden konnten und längs der Wand hin einen Durchgang gewähren. Ähnliches kehrt bezüglich letzterer auch in der Pfarrkirche von Lana wieder, nur finden sich hier dieselben



Das Mittelfenster des Chores schrumpft in eine kleine Rosette zusammen in St. Anton zu Kaltern (v. J. 1481), Tiß in Winstgau oder es bleibt dieses Wandfeld gänzlich geschlossen wie in St. Rochus zu Kaltern, St. Walburg zu Göflan vgl. Fig. 419 u. a. D.

Das Maßwerk der Fenster oder wo dies als Blendwerk zum Schmucke verschiedener Flächen dient, muß alle möglichen, oft etwas nüchterne Formen durchmachen, die schönen Drei- u. Vierpässe, Drei- u. Vierblätter u. dgl. andere streng geometrische Figuren werden immer seltener und in Folge dessen verschwindet nicht selten auch der engere

Zusammenhang zwischen Pfosten u. Maßwerk. Eine Hauptrolle spielt die uns von S 281 bekannte Fischblase, die aber nur mehr entspricht, wenn sie sich den verschiedensten Windungen fügt (Figur 425). Die an ihr früher leicht zu unterscheidenden Haupttheile: „Kopf u. Leib“ — verlieren ihr besseres Verhältniß zu einander. Der Kopf ist nach einer Bemerkung in Ungewitters berühmten Lehrbuch: „Die gothischen Konstruktionen“

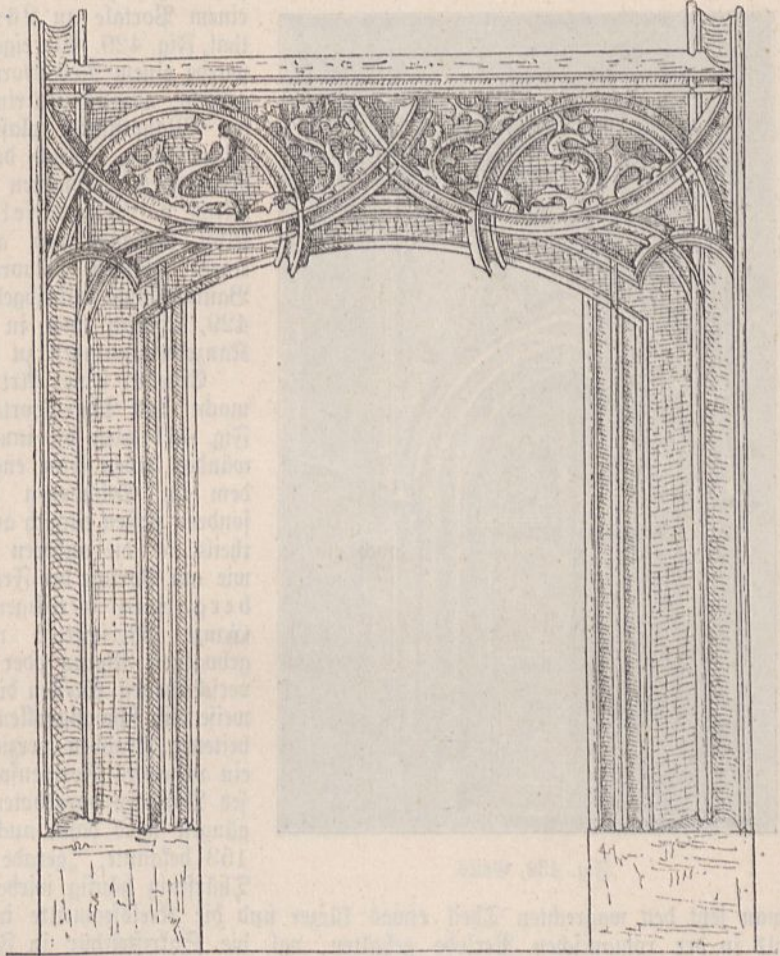


Fig. 431, St. Pauls.

„allerdings eine selbständige Form, wenigstens im Beginne des Auftretens (Fig. 392), aber in dem Maße, als man die Charakteristik der Fischblase in der Schmiegsamkeit ihres Endes suchte, verlor sich immer mehr dessen geometr. Bestimmtheit, da der Kopf sich bald ebenfalls in die Länge zog und fast die Form seines Leibes annahm oder es erweiterte sich der Leib zu sehr wie in Fig. 426. In der Folge blieb auch der Kopf ganz weg wie an den Figuren 426 und 427 (zu oberst) oder man wählte nebenher andere Kreissegmente ohne Maßeneinsatz in Verbindung mit geraden Linien, wie in der Will um 1473 (ebendasselbst).

Bisweilen durchschneiden sich die Stäbe an den Profilierungen und die Maßwerksbögen treten auch über den Durchschneidungspunkt hinaus und brechen dann plötzlich wie abgesehritten ab, vgl. die Abbildung des Pfarrkirchenturms von Bozen in Fig. 418 von unten bis oben.

Man begegnet wiederum stumpfspitzigen, ja halbkreisförmigen Eingängen, so daß einzelne in den Formenstudien weniger bewanderte Berichterstatter über spätgothische Baudenkmale dadurch sich irreführen ließen und solche Portale romanisch nannten, ja sogar einen Uebergang des Spitzbogens zum Rundbogen entdeckt zu haben glaubten. Ein eigenenthümliches Vorkommen treffen wir an der Kirche von Altenburg bei Kaltern, in



Lienz und in der weiteren Umgebung dieser Stadt wie zu St. Leonhard in Deferegggen, in Obermauern, auch in Schluderns, nämlich die eigentliche Thür im Rund- oder Stichbogen und darüber den Spitzbogen. Die Stäbe meistens in Rund- anstatt in der Birnform ausgeführt, sind mit Sockeln versehen, welche kleinliche Windungen und nebartige Verschlingungen zur Schau tragen Fig. 428. und höher hinauf verlaufen sie sich ohne im Spitzbogen zusammenzustößen, wie unter anderem an

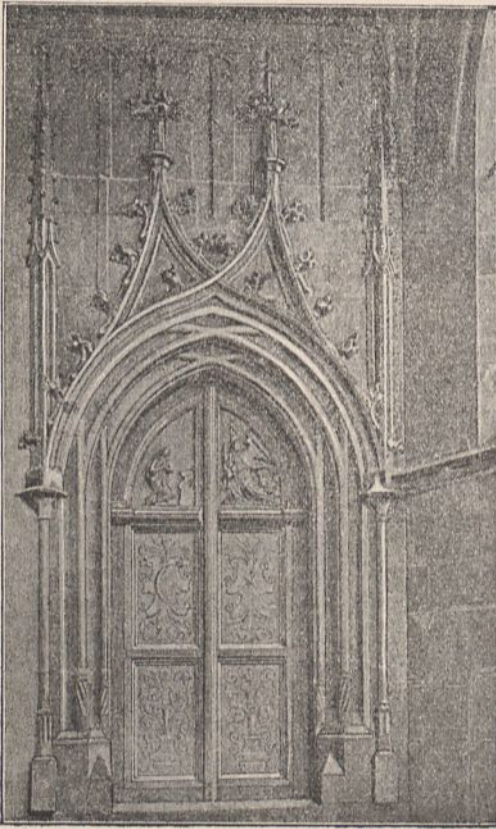


Fig. 432, Gries.

man jetzt den wagrechten Theil etwas kürzer und die Kreissegmente in den Ecken massiver als in der romanischen Periode gehalten, vgl. die Sakristeithür in Fig. 340, ähnlich an St. Stefan in Carisol (Nendenathal), Nebenportal in St. Pauls, Penz, Schwarz, St. Leonhard bei Kundl, wo ein sehr realistisch behandeltes Christi Haupt und darüber ein mit Krabben reich besetzter Spitzbogen als eine Art Wimberg angebracht ist. Im Kloster Marienberg wiederholt sich ein der Fig. 202 verwandter reiner Kleeblattbogen, aber die drei Bogen stehen „gleichhoch“ und die Stäbe in dem ziemlich reich profilirten Gewände durchschneiden sich bereits auf den Spitzen der Bogen. Eine ähnliche aber einfachere Anordnung treffen wir anderseits in Kundl (St. Leonhard).

An den früher geradlig aufsteigenden Wimbergen macht sich eine reicher geführte Linie bemerkbar, nämlich ein nach auswärts und dann wiederum eingezogener Bogen, der sogenannte Eselsrücken, so an der Kirche von Flauring von zwei Fialen gestützt, großartiger und nobler aber an zwei Seitenportalen der Pfarrkirche von Meran ausgeführt. An der Kapelle der alten Pfarre von Gries und der Spitalkirche von Latsch durchschlingen sich zwei dieser Bogenformen, an ersterer Stelle in einer besonders graziösen Weise, Fig. 432. Dasselbe anmuthige Spiel kehrt am Maßwerk der Schallfenster des Bozner Thurms wieder vgl. Fig. 418. Dasselbst sehen wir an zwei Stellen des Helms wie sich die Spitzen freistehender Eselsrücken auch nach „vorne“ überneigen; sie führen dann den Namen „Frauenschuß“, (nach einer alten Form der Fußbekleidung, der sogenannten Schnabelschuße mit aufwärts gebogener Spitze).

verlaufen sie sich ohne im Spitzbogen zusammenzustößen, wie unter anderem an einem Portale zu Längenfeld im Deßthal, Fig. 429. Ein eigenthümlicher Schmuck wurde einem Nebenportal in Seefeld zugebracht, nämlich ein ringsumlaufender, über die Mauerfläche plastisch hervortretender Zinnenkranz. Auch dreiseitig abschließende Nebenportale kommen vor z. B. an der Kirche v. Längenfeld im Deßthal. Dasselbst begegnen wir am äußersten Stab einem leblosen „Anorwerf“ gleich einem Baumstamme mit abgehauenen Aesten, Fig. 429, ähnlich auch in Fig. 430 aus den Kanzelverzierungen zu Bozen.

Eine in seiner Art prachtvolle Wirkung macht das Thurmportal in St. Pauls Fig. 431; aber die inneren Stäbe des Gewändes haben keine engere Verbindung mit dem im Stichbogen gebauten Thürsturz, sondern stoßen einfach an, die äußeren laufen theils in die anderen hinein oder bilden wie am Portale der Frauenkirche in Welzberg einen viereckigen Rahmen um das Ganze. Vermitteltst nach Kreissegmenten gebogenen Rippen oder Leisten, die sich an verschiedenen Stellen durchschneiden u. theilweise mit schwungvollen wie in Holz gearbeiteten Krabben verziert erscheinen, wird ein reizendes Formenpiel im Obertheil dieses Portales dargeboten. An kleineren Eingängen wird dann auch die uns aus Fig. 153 bekannte, „gerade Kleeblattform“ am Thürsturz häufig wiederum beliebt, nur hat



Wie großartig die bereits beschriebenen Facadengiebel der Kirchen in Meran, Imst, Hall und Schwaz mit ihren zinnenbekrönten Thürmchen aussehen mögen, so erinnert dieser Schmuck an „Steinbauten“ doch zu sehr an die Profanwelt, wie wir bald sehen werden und zugleich an die spätere Zeit des Styles.

Ins Innere der spätgotischen Kirchen eintretend finden wir die Hervorhebung des Chores durch seine Verjüngung und die breitere Wand des Triumphbogens weggelassen, so daß das Ganze nur eine gleich fortlaufende Halle bildet, die im Osten sich dreiseitig abschließt; selbst jede Spur des Triumphbogens fällt weg z. B. St. Georg in Bozen (Deutschhaus), in Colman, St. Jakob in Villnöß, St. Anton in Anras u. a. D. An den Wänden bieten sich, wie bemerkt, bald die eingezogenen Streben als massive Wandpfeiler dar, bald hingegen entbehren die Wände in ihrer unteren Hälfte jeder Einteilung und Belebung, da die Dienste der Rippen nicht mehr ausgeführt wurden und letztere nur auf Consolen absetzen; in kleineren Gebäuden Sejo (Nonsberg), St. Georg (Deutschhaus) in Bozen, in der Spitalkirche von Schwaz, oder in Chören wie zu Gözis in Vorarlberg u. s. w., da geht es

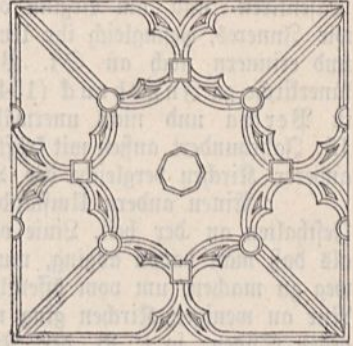


Fig. 433, Klausen.

noch an, diese Vereinfachung sieht nicht ärmlich aus, anders verhält sich die Frage bei umfangreicheren Hallen z. B. in den Pfarrkirchen von Cembra und besonders an der sehr breiten Kirche von Cles, wo sie sich nur von der Wand ohne Consolle erheben, Fig. 429 a, während das

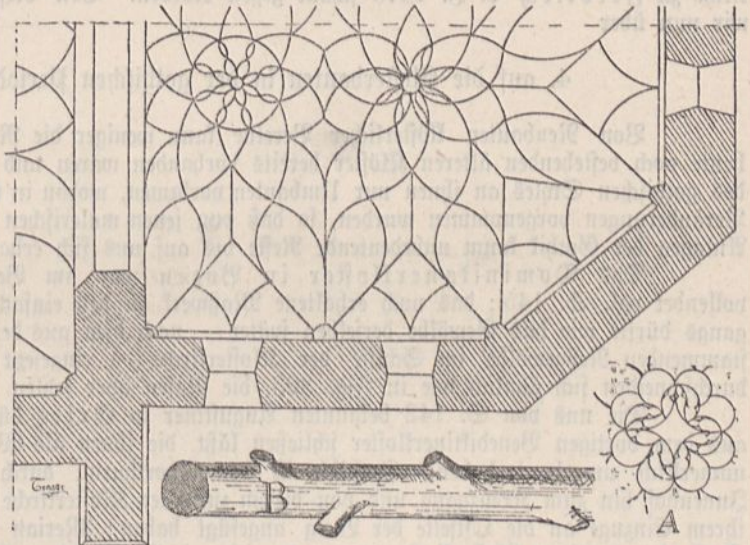


Fig. 434, Venz (St. Michael).

äußere noch durch schöne Strebpfeiler ausgezeichnet ist. In letzterer, auch zu St. Peter bei Wälschmeß u. a. D. durchschneiden sich die Rippen, kaum sie sich von ihrem Unterstüßungspunkte erhoben haben Fig. 429 a, oder sie stehen unschön hintereinander wie in Fig. 350; zu Civezzano bei Trient ragen die Rippenanfänge sogar über ihren Unterstüßungspunkt hinaus und durchkreuzen sich dann. Fig. 429 b. Wie die Gewölberippen nur mehr Hohlkehlen zeigen, so besteht auch das Profil einzelner Wandpfeiler nur aus Kehlungen (St. Martin bei Lorenzen), ebenso von Säulen z. B. am Chore der Pfarrkirche von Hall. Die Gewölbe folgen fast flachen Rundbögen, so daß sich an ihnen eine schwache Spannung präsentiert; zudem tritt noch der Umstand hinzu, daß man die Netz- und Sternengewölbe in viele Verzweigungen zerlegte, wodurch an den Rippen keine Spannkraft, sondern mehr das Amt der Zierde an den Tag tritt. So sieht man im Chor zu Civezzano, in der Kapelle der Pfarrkirche von Gries, an der Orgelempore zu Klausen die Form einer Art Fischblase und auffallend viele Schlusssteine Fig. 432. Am weitesten trieb man das Spiel mit den Rippen in mehreren Kirchen Pusterthals, so zu Prettau, Welsberg (Maria Rainkirchen), St. Johann im Walde und vornehmlich in St. Michael in Venz wo sie sternförmige Figuren bilden und die großen Schlusssteine förmliche Blumenmotive an sich haben (Fig. 434 A) im Chore daselbst (Fig. 434 B) das genannte Knorrwerk nachahmen, ähnlich wie zu St. Peter in Wälschmeß. Nebenher fällt die Rippenbildung ganz fort und man suchte vermittelst Wörtel Gräte herzustellen, um eine Erinnerung an die eigentlichen Netz- und Sternengewölbe zu bewahren (St. Barbara in Gossensaß)



ii. f. w. besonders aber in gewölbten Hausfluren. Im italienischen Theile des Landes neigte man sich in mehreren Fällen mehr einer förmlichen Wiederaufnahme der halbkreisförmigen Kreuzgewölbe mit breiten nicht profilirten Quergurten zu, zwischen welchen z. B. in Varena bei Cavalese Kreuzgewölbe mit ganz hübschen Rippen vorkommen, der Triumphbogen aber fehlt.

Mehrere von den vielen Kirchen, welche den allmäligen Verfall des goth. Styles präsentiren und am Beginn d. 16. Jahrh. erbaut wurden, imponiren durch ihr Außeres wie Inneres, wengleich ihr Umfang nicht immer bedeutend ist; wir verweisen auf S. 251 und erinnern noch an St. Peter in Auer (geweiht 1550), die Hof- oder Franziskanerkirche zu Innsbruck (1549—1562), an St. Sebastian in Sarns, an St. Cassian in Bercha und nicht unerwähnt bleibe die schöne Kirche in Tessenberg aus dem 15. Jahrhundert außen mit kräftigen Streben, innen gute Verhältnisse aufweisend. Bezüglich anderer Kirchen vergleiche der Leser die Diöcesanbeschreibungen.<sup>1)</sup>

Einen andern Umstand dürfen wir auch nicht vergessen, nämlich das äußerst zähe Festhalten an der heil. Linie oder die „Richtung des Kirchengebäudes nach Osten“; eher als daß man davon abging, mußten sich die Besucher desselben gefallen lassen einen Umweg zu machen, um vom öffentlichen Wege zum Haupteingang zu gelangen, vgl. Fig. 419. Nur an wenigen Kirchen ging man von dieser alten Sitte ab und gab ihnen eine Richtung gegen Süden, so z. B. der Kirche der Dominikaner in Bozen, der Augustiner- nun Benediktinerkirche in Gries und der Franziskanerkirche in Innsbruck; die U. V. Frauenkirche zu Feldkirch v. J. 1473 schaut gegen Norden. Von diesen Bemerkungen gehen wir nun über

#### 4. auf die Klosterbauten in der gothischen Periode.

Von Neubauten klösterlicher Vereine kann weniger die Rede sein, da die meisten heute noch bestehenden älteren Klöster bereits vorhanden waren und während der Herrschaft des gothischen Styles an ihnen nur Umbauten vorkamen, woran in neuerer Zeit noch weitere Veränderungen vorgenommen wurden, so daß von jenen malerischen giebel- und thurmreichen Anlagen der Gothik kaum unbedeutende Reste bis auf uns sich erhalten haben.

Das Dominikanerkloster in Bozen war am Beginn der Gothik bereits vollendet vgl. S. 145; das noch erhaltene Maßwerk in den einfachen Arkaden des Kreuzgangs dürfte wie das Gewölbe derselben später — nach dem aus der Zeit von 1440—1460 stammenden Netzgewölbe im Schiffe der Klosterkirche — eingesezt sein, denn die Pfosten durchschneiden sich ähnlich wie in Fig. 393, die Nasen aber fehlen.

Die uns von S. 142 bekannten Augustiner in Gries dürften, wie sich heute noch aus dem dortigen Benediktinerkloster schließen läßt, die ihnen als Wohnung geschenkte Burg unmerklich umgebaut haben. Gothisch ist der Thorthurm, durch welchen man über den Innenhof hin zum Kreuzgang und von diesem zur alten Klosterkirche kommt, die sie bald nach ihrem Einzuge an die Ostseite der Burg angefügt haben; Merian gibt ihre Lage an der Stelle der heutigen Klosterkirche an, was nicht richtig ist; der obere Kreuzgang zeigt ein stark verzweigtes Netzgewölbe mit Gräten aus Mörtel, die für das 16. Jahrh. sprechen.

Neustift erhielt in soferne ein neues, großartiges Aussehen, als zuerst die inneren Umfangsmauern mit Thürmen versehen wurden, wobei selbst die einstige Spitalkirche zum hlgst. Erlöser, später St. Michael genannt, ihre doppelte Zinnentkrone bekam Fig. 174; hiezu kam 1470 aus Furcht vor den Türken noch der Bau der äußeren Ringmauer, welche auch die Güter des Stiftes vom Gijack bis zur Straße umfing, vgl. S. 137—142. Daran finden wir unten und in der Höhe der Straße zwei Stellen erhöht und zwei „interessante Nischen zu Bildwerk“ hergestellt. Es schien das Stiftsgebäude mit seinen weitläufigen Vorwerken, wie eine Art Befestigung angesehen worden zu sein, da den 27. Sept. 1507 Kaiser Max von Heimfels aus dem Probst in Neustift schrieb: „daß er seinen Steinschneidern, so sich in Neustift befinden, befehle, Kugeln zu Stücken und Mörsern zu machen“ (zum Kriege gegen die Venetianer).

<sup>1)</sup> Auch in Borsarlberg gibt es außer den zwei genannten in Feldkirch noch eine größere Anzahl von Kirchen mit gothischen Chören, die außen das Charakteristische ihres Styles bewahrt haben, als: zu Tisis sammt hl. Kreuz v. J. 1380; Tosters sammt St. Wolfgang v. 1500; Götzis mit St. Arbogast; Viktorberg v. 1381; Röhitz; Laterns; Rankweil mit St. Peter, St. Michael und St. Anna; Sulz; Schlins; Kennelbach; Au i. Bregenzerwald; Damüls v. 1484; Mittelberg (Fig. 412); Sirschegg; Nieslern; Fischer; Blindenz; Ludeich; Brand; Bärz; Dalaas; Klösterle; Silberthal mit St. Agatha; Bartholomäberg; Tschaggums v. 1434; Gallenkirch.



Einen großartigen Umbau erfuhr das Franziskanerkloster in Bozen, der während des ganzen 14. Jahrhunderts bis einige Jahre über dessen Schluß hinaus mit allem Eifer geführt wurde; noch heute machen sich außen die hohen Dachgiebel und innen die Thüren mehrerer Zellen in ihrer geraden Kleeblattform bemerkbar. Zu den Notizen auf S. 143 u. 245 wäre noch zu ergänzen, daß die St. Johanneskapelle im Kreuzgang einen wunderschönen Choranbau von schlanken Verhältnissen mit kräftigen Streben und schmalen Fenstern bekam, wie man außen (im Garten) noch sehen kann.

Das 1326 gegründete Kloster der Karthäuser in Schnals und das der Augustiner, nun Serviten in Rattenberg fanden bereits S. 248 ihre Beschreibung. Vom Karmeliter- jezt Franziskanerkloster in Trienz war hinsichtlich der tief ins Innere gezogenen Strebepfeiler der Klosterkirche auch S. 302 die Rede; da nach P. Joh. W. Reiter hinter den an diese angelehnten Altären einzelne Fresken des „Gerim von Luenz“ (aus dem Ende des 15. Jahrhunderts) entdeckt wurden, so läßt sich auf die Bauzeit ein sicherer Schluß ziehen, während sich im Kloster aus dieser Zeit fast nichts mehr erhalten hat.

Das Prämonstratenser-Kloster in Wilten brannte nach der Diöcesan-Beschrbg. zweimal ab, im Jahre 1304 und um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ältere Abbildungen wie nebenstehende in Fig. 435 bieten ein nicht uninteressantes Bild von dem-

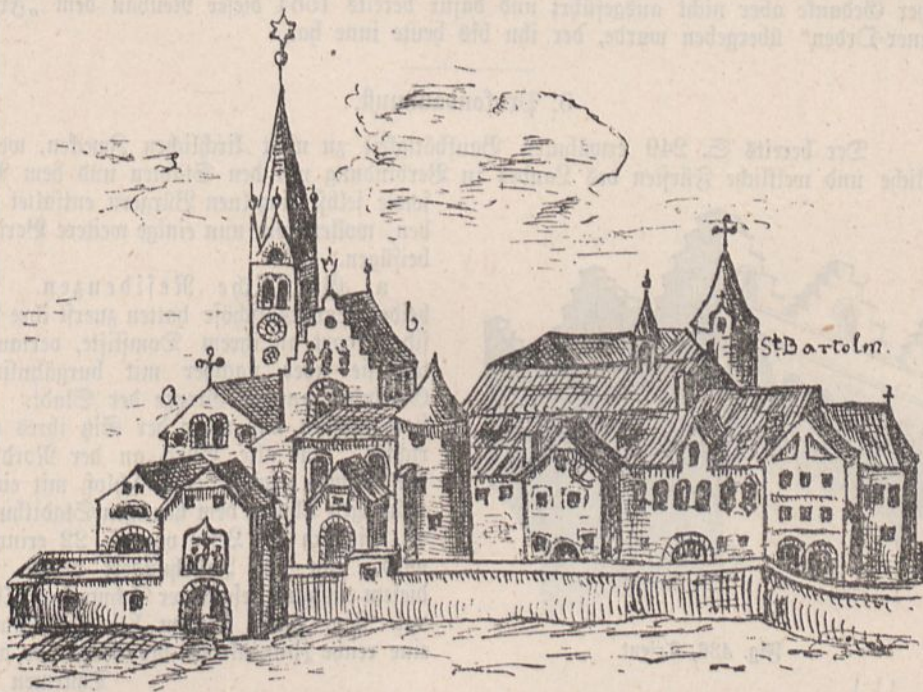


Fig. 435, Prämonstratenser-Kloster in Wilten.

selben mit Thorthurm und anderen Befestigungen, sowie zwei Kirchen nebeneinander; die kleinere a. war vielleicht nur eine größere Kapelle. Das anscheinlichere Bauwerk b. hat einen abgetreppten Giebel, wahrscheinlich aus der Zeit nach dem zweiten Brande, während das unter den Statuen ersichtliche große rundbogige Fenster mit seinen Theilungspfeilern aus der Uebergangszeit vom 13. Jahrhundert übrig geblieben sein dürfte. Links sehen wir das Pultdach des nördlichen Seitenschiffes, welches auf eine einstige dreischiffige Basilika (mit erhöhtem Mittelraume) schließen läßt, obgleich in den Kloster-Annalen davon nie die Rede ist. Von all' dem hat aber die neuere Zeit nichts mehr stehen gelassen, außer dem rechts oben u. v. S. 134 uns bekannten Rundkirchlein St. Bartlmä mit seinem Dachreiter.

Nach den Mitth. d. k. k. C.-C. v. J. 1863 S. 108 sagt Kaiser Max in einem Diplom, daß die Gemeinschaft der Bergwerksleute und anderer Unterthanen in und um Schwaz mit seiner Beistimmung ein Franziskanerkloster bauen wollen. Er schützte und förderte das Unternehmen und auf seinem Auftrage führte W. Freiherr von Wolkenstein die Aufsicht bei Ausführung dieses Gedankens. Am 30. August g. J. wurde der Grundstein gelegt und den 16. Oktober 1509 konnte die zwar kleine aber wegen ihrer aufstrebenden



Verhältnisse interessante St. Bonaventurakapelle an der Ostseite des Kreuzgangs geweiht werden. An ihrem Portal zeichnet sich das Profil durch einen schön geschlungenen Giesl-rücken aus. Im Jahre 1515 stand auch die Klosterkirche im Wesentlichen vollendet da, welche trotz ihrer Verstimmlung des Rippengewölbes u. dgl. heute noch einen gefälligen Eindruck macht. Am Kreuzgang wurde noch 1522 gebaut, denn damals ließen die Gebrüder Georg und Hanns Stöckl „zwei Bögen bauen“. Er liegt beinahe mitten an der Südseite der Klosterkirche und bildet ein längliches Biered, von dem ein Arm seiner Arkaden bis zur Westfront der Kirche reicht und den Zugang zum Kloster bildet. Achtzehn schmale Fenster mit einfachem Maßwerk erleuchten seine 22 Arkaden, die mit Kreuzgewölben eingedeckt sind. Die einzelnen Rippenbündel ruhen auf Consolen, welche wie die Schlusssteine Wappenschilde bilden und in Verbindung mit der reichen Bemalung für den Kunstfreund von großem Interesse sind.

Das wenige was die Gothik in Marienberg gebaut hat, wurde S. 142 erwähnt. Das jüngste dem Prinzipie nach noch im gotthischen Style aufgeführte Kloster ist der von Kaiser Max I. an der hl. Kreuz- oder Hofkirche zu Innsbruck beantragte Stiftsbau, den Kaiser Ferdinand vollendete, vgl. Kunstfreund 1890 Nr. 5 und 6. Beantragt war ursprünglich ein Collegiatstift für 20 regulirte Chorherren, mit einem infulirten Propste, welcher Gedanke aber nicht ausgeführt und dafür bereits 1564 dieser Neubau dem „Franziskaner-Orden“ übergeben wurde, der ihn bis heute inne hat.

### 5. Profanbaukunst.

Der bereits S. 249 erwähnten Bauthätigkeit zu nicht kirchlichen Zwecken, welche geistliche und weltliche Fürsten des Landes in Verbindung mit den Städten und dem Adel sowie selbst einzelnen Bürgern entfaltet haben, wollen wir nun einige weitere Berichte beifügen.

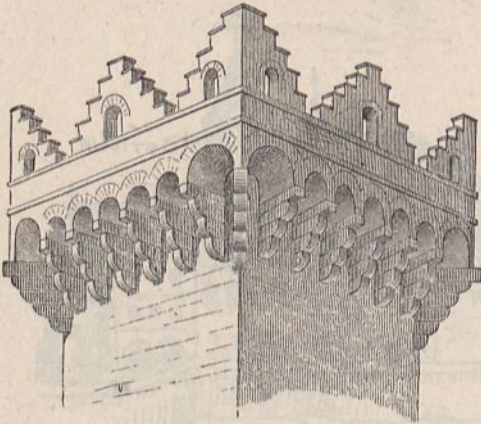


Fig. 436, Trient.

a. Geistliche Residenzen. Die beiden Landesbischöfe hatten zuerst ihre Residenz hart an ihrem Domstifte, vertauschten sie aber nachher mit burgähnlichen Gebäuden an der Grenze der Stadt. Erstere blieben nur mehr der Sitz ihres Gerichtes. Die alte Burg an der Nordseite des Domes von Trient schloß mit einem mächtigen Thurm dem heutigen Stadthurme ab, wie sich der Leser von S. 22 erinnern wird. Im 15. Jahrhundert wurde nun diesem ein ganz besonderer Schmuck zu Theil, vgl. Fig. 436; seitdem hebt ihn nämlich eine reiche Binnentrone bis heute vor allen

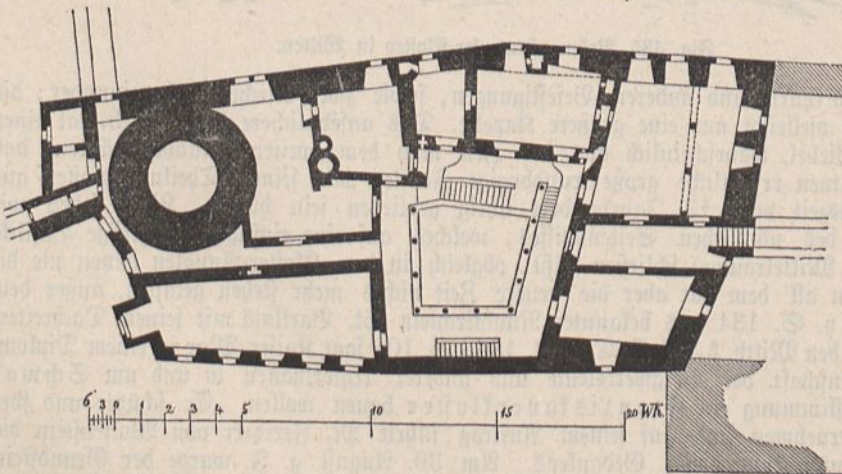


Fig. 437, Trient.

Thürmen der Stadt hervor. Um einen recht belebenden Abschluß für die auch i. d. Profanbaukunst beliebten Thurm-bauten zu erreichen bediente man sich bedeutender Vorkragungen durch reich abgesetzte Consolen und errichtete eine ebenso reiche Binnentrone



darauf, was besonders in Italien und dem südlichen Frankreich Sitte wurde. Die Thürme erhielten dadurch sowohl den Ausdruck trotziger Kraft, als auch war darin ein ausgezeichnet wirksames künstlerisches Motiv gegeben.

Nach den Mitth. d. k. k. C. C. IV, 101 baute Bischof Johann v. Hinderpach (1465—1486) auch das aus Fig. 187 CB bekannte alte Castell großartig im italienisch gothischen Styl der Venetianer Schule um. Die Umfangsmauern wurden mit gabelförmigen, sog. Giebellinen-Binnen versehen, mehr zum Schmuck als der Vertheidigung wegen, da hinter ihnen kein Wehrgang bemerkbar ist; das Dach fällt gegen den Hof ab vgl. Fig. 438. Nach dem Verbindungshof mit castell nuovo (Fig. 187 D) schauen zwei Erker. Unsere Aufmerksamkeit verdienen vor anderem die um den Innenhof laufenden Säulenhallen, Fig. 437 und die oberste gegen die Stadt hin offene Halle (Loggia). Den Eingang zum Hof bildet eine kleine spitzbogige Pforte, zu der man über eine Brücke emporsteigt, an deren Stelle ehemals eine Zugbrücke gewesen sein mag (Fig. 438). Der Boden steigt schief hinan nach der Lage des unterliegenden Felsens, worauf das Schloß erbaut ist. Auf zwei Seiten wird das Erdgeschoß durch eine Säulenhalle mit Spitzbögen umzogen. Der attische Säulenfuß hat noch Eckblätter, die sich in Italien bis zur Renaissance erhielten, Fig. 441. Die Kapitäle, der gewöhnlichen Venetianer Weise folgend, sind einfacher Art, mit vier Eckblättern geschmückt und zeigen dazwischen theils Rosetten, theils Wappen, ja sogar eine Mitra, und die Deckplatte hat wie bei den übrigen eine Inschrift; hier heißt diese: *a Domino factum est 1475*; an anderen: *Renovabit sicut aquilae lapidem, quem reprobaverunt virga tua et baculus tuus*; oder: *Exaltabitur sicut unicornis*; oder: *Johannes III. antistes tridentinus fecit f. 1475*.

Die Kreuzgewölbe mit Gräten sitzen auf einfachen Consolen (ähnlich wie in Fig. 129). Von einem Stockwerke zum andern führen bequeme Treppen. Die Arkaden des ersten Stockwerks wie auch des zweiten sind bereits rundbogig, allein keine vollen Halbkreisbögen, sondern nur große Kreissegmente, die Säulen aber in der unteren Abtheilung etwas stärker als in der oberen, jedoch an den Kapitälern herrscht kein Unterschied vor. Blinde Arcaturen (bereits im Renaissancestyl) aus verschiedenem Marmor dienen den Treppen als Unterbau, während ihre Brustwehr aus einfachen runden Steinstöcken besteht, durch viereckige Postamente von Stelle zu Stelle unterbrochen. Von Fenstern sind zwei zu nennen; das eine hat eine Nische beiderseits mit Sitzen und bietet ein bequemes „Lieg ins Land“, das andere eine massive, die ganze Mauerdicke einnehmende Brüstung; innen sind die Ecken abgefaßt, außen ist daran ein Säulchen ausgemeißelt, vgl. Fig. 439. Das 3. Stockwerk ist nicht gewölbt; die Säulen sind höher und schlanker und tragen über den einfachen Kapitälern ein Sattelholz, das nach zwei Seiten über das Kapitäl vorstehend mit einer reichen Gliederung ausgestattet ist und einen Balken (Fette) trägt, den an den Ranten ein gewundener Stab ziert, Fig. 440. Nach Außen ist die ganze Wand in diesem Stockwerke durchbrochen, bildet eine sogenannte Loggia und bietet zwischen den Säulen eine wundervolle Aussicht auf die zu den Füßen liegende Stadt und in die Umgegend, eine Aussicht, die im Vereine mit der phantastisch glänzenden Architektur dieses oberen Theiles des Hofraumes einen ganz zauberhaften Eindruck macht. Fig. 441.

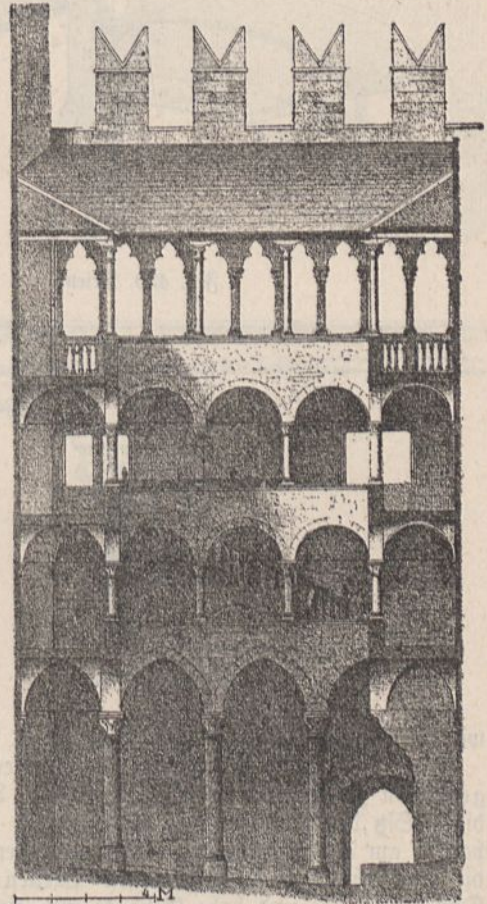


Fig. 438, Trient.



Die ganze Architektur ist decorativ und dem sichtlich angestrebten malerischen Prinzip gemäß auch die Farbewirkung des verschiedenen Baumaterials ins Auge gefaßt. Auf vierseitigen Fußplatten von gelbem Steine stehen runde Säulen von rothem Marmor mit weißen Kapitälern, deren kräftiges aber krausgewundenes Ornament an die entferntere Tradition des römischen Kapitälens erinnert Fig. 442, 443. Ein leichteres Noth als die Säulen zeigt die

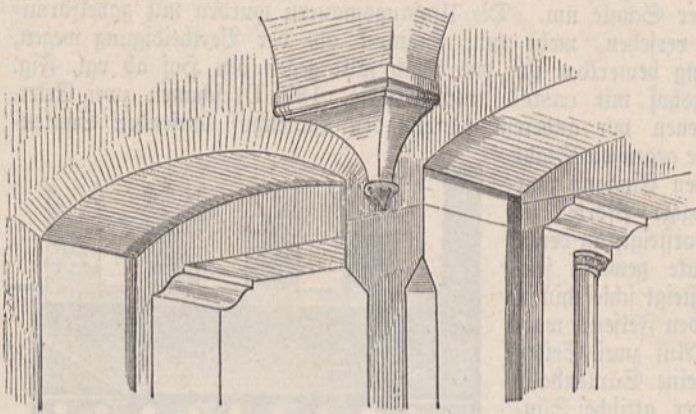


Fig. 439, Trient.

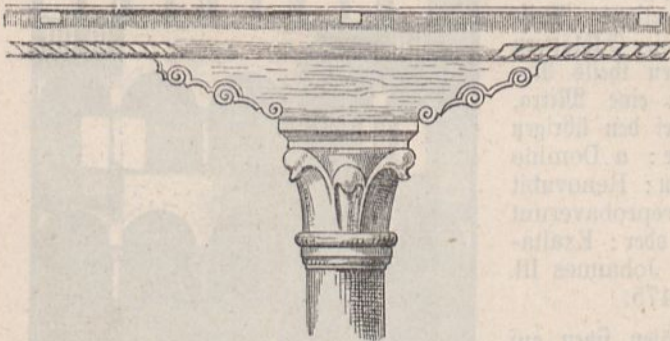


Fig. 440, Trient.

Bogenarchitektur, die sich in hochgezogenen würfelform. umrahmten Felsrücken v. Säule zu Säule spannt. Die Wandzwickel zwischen den Bogen bestehen wiederum aus gelben Steinplatten, während die flachrund aus denselben hervortretenden runden Schilder von rothem Marmor sind. Eine Kugel ist in der Mitte angebracht. Ebenso ist die ganze Brüstung ausgeführt, wo sich ein ähnlicher Säulen- und Bogenbau verkleinert darstellt, nur sind die Bögen mehr fleblattartig behandelt. Die Brüstungsplatte besteht aus einem Karnies, in dem kleine elliptische Vertiefungen nebeneinander eingelassen sind und darüber läuft eine Reihe Zahnschnitte hin. Ähnliche Formen kehren an den Palästen Viasidi und Giovanelli zu Venedig wieder.

Im Hofraume des Hauses Geremia zu Trient (Contrada larga) finden sich an ein paar alten Fenstern ähnliche Felsrückformen,

wie die oben abgebildeten, vgl. Kunstfr. II, 7.

Nach Staffler's Topogr. II. 1887 erwarb der deutsche Orden den Edelsitz Weggenstein zu Bozen von den Herren v. Bintlir i. J. 1400 und wählte ihn zum ständigen Sitz des Landcomthurs a. d. Etzsch. Wahrscheinlich wurden bald auch größere Umbauten am alten Schlosse vorgenommen, denn nach den Formen zu urtheilen stammen gerade die noch erhaltenen interessantesten Partien dieser Commenda aus dem 15. Jahrhundert. Das weitläufige und hohe Gebäude mit einem offenen Innenhof begränzt nämlich gegen Norden ein fünf Stockwerke hoher zinnenbekrönter Vierecksthurm mit sehr steilem Dache aus grün glasirten Ziegeln, auf allen vier Seiten von fast gleich hohen polygonen und runden Gethürmchen flankirt, welche dem Ganzen ein höchst malerisches Aussehen verleihen. Gegenüber auf der Südseite der Burg wurde das St. Georgskirchlein als Abschluß aufgeführt. Wir finden hier noch Kreuzgewölbe, aber die Rippen ruhen auf Consolen, ein Triumphbogen fehlt wie schon bemerkt wurde, die Strebepeiler sind kräftig, die Formen des Maßwerk hingegen sind ausgeartet; dieses Gemisch von Erinnerungen der Früh- und Spätzeit spricht für den Beginn der letzteren.

Als Beweis, daß auch den Wohnungen der Pfarrer einigermaßen stylistische Behandlung zu Grunde lag, lassen sich noch einige Ueberreste anführen. Von der Wohnung des Pfarrers in Bozen erhielt sich im Hofraum der heutigen Propstei ein freier Umgang und ein Gemach mit Wappenschilden geziert; die Fenster daneben hatten Steinspösten in Kreuzesform, die erst vor wenigen Jahren herausgeschlagen wurden. Am Widum in St. Lorenzen lassen sich viele Spuren eines alten Gebäudes beobachten und vollständig bewahrt hat sein ursprüngliches Gepräge der alte Widum von St. Johann im Ahn-



thale; er steht über der St. Martinskirche erhöht an der Bergeslehne und macht sich durch seine zwei Stockwerke mit gothischen Thüren und Fenstern u. sein hohes Giebeldach von weitem bemerkbar. Das gothische Getäfel einer Stube v. Meister Malstein trägt die Zahl 1488. Die burgähnliche Pfarrwohnung zu Flauring soll ein Jagdschlößlein des Herzogs Sigmund ursprünglich gewesen sein.

b. Landesfürstliche Wohnungen Wie übrigens die Herzoge Tirols mit höchst beschränkten u. bescheidenen Wohnräumen sich begnügt haben, beweist u. a. das „Fürstenhaus“ in Meran, das sich bis zur Stunde unverletzt erhalten hat. Diese landesfürstl. Burg liegt in der Laubengasse hinter dem Rathhause, so daß man sie suchen muß; sie stammt aus der Zeit Königs Heinrich, wurde aber innen unter Sigmund (1446 — 1480) einigermaßen umgebaut u. ausgestattet, ähnlich wie sie jetzt nach den Inventaren von 1518 — 1528 mit alten Originalien durch Dr. Schönherr eingerichtet erscheint. Diesem für alte

Kunstwerke begeisterten Freunde haben wir ihre Erhaltung zu verdanken, denn sie war i. J. 1875 schon zum Abbruche bestimmt. Das lieblich umgrünte Gebäude bildet ein etwas unregelmäßiges kleines Viereck, von dem zwei Theile die Wohnräume ausfüllen, während der dritte gegen Südwest einen offenen Hofraum bildet, dessen Mauern wie die übrigen mit Zinnen gekrönt sind; auf zwei Seiten hat er einen Wehrgang, der mit Jagdszenen bemalt ist. Durch ein Schlupfthürchen im großen rundbogigen Thore gelangt man über eine theilweise offene Stiege in das erste Stockwerk, den die zwei größern Zimmer nebst ein paar andern Räumen und die Kapelle ausfüllen. Diese letztere besteht streng genommen nur aus einem polygonen Chor oder Altarraum,

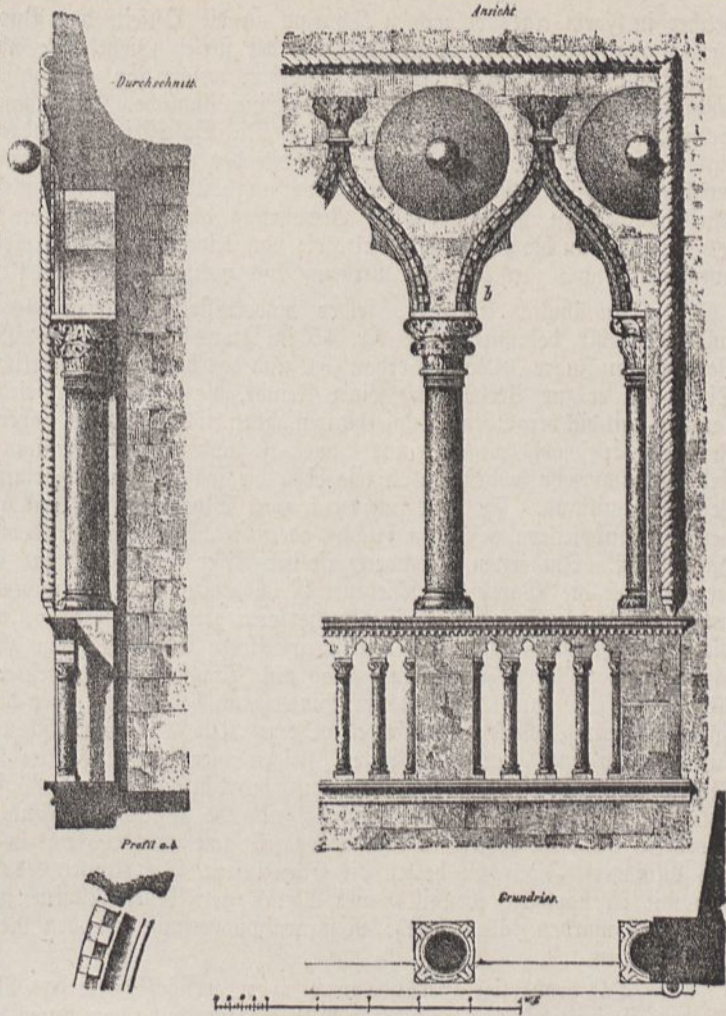


Fig. 441.

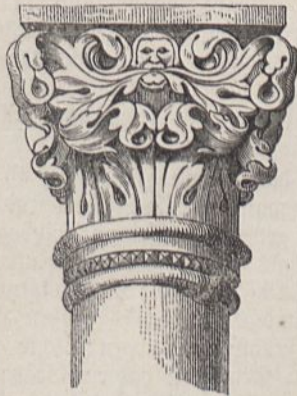


Fig. 442, Trient.

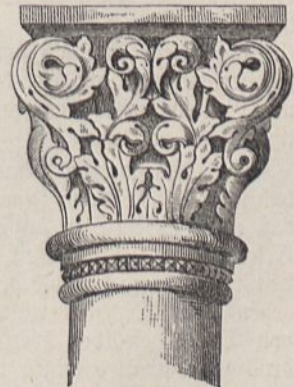


Fig. 443, Trient.

bilden, dessen Mauern wie die übrigen mit Zinnen gekrönt sind; auf zwei Seiten hat er einen Wehrgang, der mit Jagdszenen bemalt ist. Durch ein Schlupfthürchen im großen rundbogigen Thore gelangt man über eine theilweise offene Stiege in das erste Stockwerk, den die zwei größern Zimmer nebst ein paar andern Räumen und die Kapelle ausfüllen. Diese letztere besteht streng genommen nur aus einem polygonen Chor oder Altarraum,



welcher in Form eines polygonen Thurms an die Ostseite der Burg hingebaut ist und mit eigenem pyramidalem Dache in der Höhe der steilen Giebel der übrigen Räume abschließt. Das Schiff der Kapelle bildet die Hausflur, welche für gewöhnlich durch eine in Angeln bewegliche Holzwand abgeschlossen ist. Eine ähnliche Kapellenanlage wiederholt sich im Schlosse Forst und Fuval (Winstgau). Die Sakristei ist erkerartig an das Chor angefügt und ein anderer Erker auf der Nordseite der Burg oder im zweiten „Kaiserzimmer“ ist berühmt durch seine decorative alte Bemalung; überhaupt besteht das größte Interesse des Fürstenhauses zu Meran in der Bewahrung der ursprünglichen Ausstattung; so ist auch das Altarbild an die Ostwand gemalt, die von keinem Fenster durchbrochen wird u. a. mehr, worauf wir noch zurückkommen werden. Das zweite Geschöß enthält einige wenige Kammern.

Ein ähnlich einfacher, leider modernisirter Bau ist das unter dem Namen „das goldene Dach“ bekannte Haus Nr. 15 in Innsbruck, welches Herzog Friedrich als seine Residenz im Jahre 1425 sich erbaut hat und das durch einen herrlichen Erker sich auszeichnet. Diesen soll er zur Verhöhnung seiner Feinde, die ihn: „den Friedl mit der leeren Tasche“ nannten, mit dick vergoldeten Kupferplatten haben eindecken lassen, daher der Name des Gebäudes. Indessen der sowohl wegen seines Baues als auch seiner Sculpturen und Malereien berühmte Erker stammt sehr wahrscheinlich wie eben die spätgothischen Formen uns bekehren, aus der Zeit Maximilians. Er baut sich durch zwei Stockwerke auf und ruht auf einem von verzierten Wandpfeilern gestützten Flach- oder Strebobogen, unter dem rechts der Eingang ins Haus führt. Im ersten Stockwerke ist der Erker geschlossen, hat aber eine Art Brüstung, deren Felder die Wappen verschiedener Reichsländer enthalten und unmittelbar darüber steht ein hohes, durch Steinpfeiler in Kreuzesform getheiltes Fenster, an das sich zwei kleinere wie Flügelthüren anschließen. Die übrige flache Wand nehmen zwei riesige gemalte Bannerträger in voller Rüstung ein. Das auf Tragsteinen vorspringende zweite Stockwerk ist als offene Halle mit reich bemalter Hinterwand behandelt; über der Brüstung, deren ähnlich eingetheilte Felder wie erstere mehrere Reliefs humoristischen Inhalts (Schalksnarren mit Kriegern und Frauen) enthalten, steigen vier zart profilirte Dienste auf, durch flache Kleeblattbögen oben verbunden. Den auf denselben angebrachten Wassererschlag beleben verschiedene Thiergestalten, wie jagende Hunde, ruhende Kinder, kämpfende Löwen und den Abschluß bildet ein aus sehr gedrücktten Ecksrüden zusammengesetzter Fries in Verbindung mit Blendens aus Maßwerk. Figürchen halten die Ecken besetzt. Die Kanten des steilen vergoldeten Daches sind mit eigenartigen ebenfalls aus Metall getriebenen Bossen besetzt. Im Jahre 1853 und 1883 wurden lobenswerthe Restaurationsversuche an den Reliefs und den Gemälden vorgenommen.

Das großartige Gebäude zu Bozen, welches heute das Bezirksgericht am Ende der Bindergasse inne hat, ließ nach Beda Weber's Umgebung von Bozen Kaiser Maximilian als sein Amtshaus neu aufführen. Es steht auf drei Seiten frei und macht sich durch ein überhohes Walmdach vor den übrigen Häusern bemerkbar; ringsum läuft ein Sockel und fünf Erker beleben die großen Außenflächen. Die hohen Fenster dürften ursprünglich durch Steinpfeiler abgetheilt gewesen sein; als gothisches Kennzeichen erhielt sich daran nur mehr die vorgekragte Fensterbank und ein Fries aus Kleeblattbögen als ihr Abschluß. Die Hausflur finden wir mit Grätengewölben eingedeckt und bildeten einst großartige Hallen, die theilweise auf mächtigen Säulen ruhten.

Margaretha Maultsich soll das „große Haus“ zu Grins in Oberinthal erbaut haben; es fällt durch seine feste und massive Anlage jedem Kunstforscher gleich auf, trotzdem, daß es in diesem Orte auffallend viele größere Häuser mit spitzbogigen Portalen und gothischen Erkern gibt, aus der Zeit, wo Grins als Lagerplatz von Bedeutung war; nach Staffler I, 238 bestätigte Herzog Leopold d. 14. Sept. 1372, daß die alte Landstraße noch fürderhin über Grins gehen soll. Die steinernen Stiegen und Gänge dieses großen Hauses sind aber schmal und von Tonnengewölben überdeckt; die Hausflur im ersten Stocke mit späteren, ihres mitunter drolligen Inhaltes wegen interessanten Gemälden hat ein Gräten-Netzgewölbe und weist wie der ganze Aufbau im Innern auf das 15. u. 16. Jahrhundert. An einem einfachen Gemälde findet sich die Zahl dieser Form: 1278, welche 1478 gelesen wird.

c. Stadtbauten. Kaum hatten einzelne Orte auch Stadtrechte erhalten oder waren die Bürger zu einem Wohlstande gekommen, so begann auch eine größere Bauhätigkeit. Zuerst galt es gewöhnlich feste Ringmauern mit stattlichen hohen Thürmen über den einzelnen Thoren. Wie interessant indes letztere auch sind, vgl. Fig. 14, ein zugleich malerisches Aussehen hat von den erhaltenen nur der uns v. S. 166, 167 bekannte Rundthurm



der Stadtburg Haffeg in Hall in seinem auf Tragsteinen vorgekragten polygonen und zierlichen Oberbau bewahrt. Näheres über alte Städtebefestigung in den betreffenden Chroniken.

Daselbe gilt von den Rathhäusern, wovon beinahe jede tirolische Stadt heute noch einen festeren Bau aufzuweisen hat. Eine architektonisch merkwürdige sowie zugleich zierliche Anlage hat nur das Rathhaus in Sterzing, Fig. 444 bewahrt. Es steht an

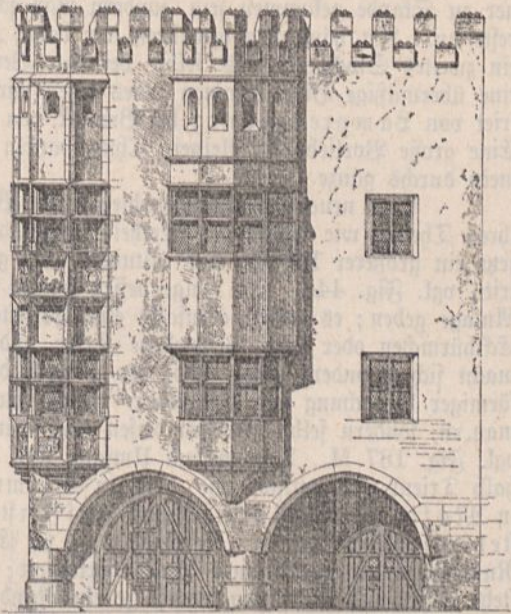


Fig. 444, Sterzing, (aus der Wiener Bauhütte).

Steinmetzmeister Seiter und Zielstein und wahrscheinlich auch die innere Anlage fällt erst ins Jahr 1525 (Ferd. Zeitschrift, Innsbr. 1884, S. 137). Vom alten Rathhaus in Innsbruck hat sich, wie bereits S. 248 bemerkt ward, der massive wie hohe Stadthurm erhalten und in der Herzog Friedrich-, Hof- sowie der Pfarrgasse bemerkt man an mehreren Häusern noch Erker mit goth. Wappen und Maßwerken; einiges Interesse bietet ferner das Rathhaus in Feldkirch.

Die Städte Sterzing und Mattenberg hat der Bergsegen in der Umgegend bekanntlich zu größeren Wohlstand gebracht und aus einzelnen reicheren Familien ist eine Aristokratie herangewachsen, welche mehrere Edelsitze gegründet hat; davon ist in ersterem der Föchlsthurm zu nennen, erbaut 1398 vom Geschlechte gl. N. — höchst interessant ist u. a., daß sein hohes zinnenbekröntes Dach in „Kreuzesform“ erscheint, was dem Ganzen ein großartiges Aussehen verleiht. Die nebenan stehende St. Peterskapelle stammt v. J. 1478; innen im Föchlsthurm gibt es hohe Zimmer mit erhabenen geschnitztem Gefäßel goth. Styls. Die einzelnen Bürger wetteiferten ihre Häuser mit spitzbogigen Eingängen, verschiedenen Erker und Zinnen zu schmücken, innen eine gewölbte Hausflur und Stiegen aus Stein in Verbindung mit Laufgängen herzustellen; jedem Verehrer des Alterthums bietet ein Gang durch Sterzing wie durch Mattenberg noch einen überraschend bunten Wechsel an den einzelnen Häuserfacaden dar, ersteres mit dem „Zwölferturm“, dem Wahrzeichen der Stadt in der Mitte.

Daran schließt sich Klausen, wo uns ein neues Object von Interesse begegnet, nämlich der „alten Herbergen“, welche gerade hier wegen der Haltestelle des Durchzugs Handels im 15. u. 16. Jahrhundert von Bedeutung waren. Die Mitth. d. k. k. C.-C. v. J. 1878, S. 20 sprechen mit Begeisterung davon und weisen Beispiels halber auf eine solche Herberge hin, welche am „Gasthause zum Lamme“ nachweislich bis ins 15. Jahrh. zurückreicht und mit seinen Laufbühnen und Gängen den stattlichen altdeutschen Herbergen dem Rhein entlang ähnlich ist. Verwandte Beispiele finden wir auch in anderen Orten z. B. in Meran, ebenfalls in noch bestehenden Gasthäusern, wie beim „weißen Röhl und beim goldenen Kreuz“, in Neumarkt (Pfarrwidum) u. s. w.



d. Burgen. Die gothischen Bauten an den alten Besten auf Felsen und Höhen hat theils der Zahn der Zeit, theils Bosheit roher Leute, welche sich ein Vergnügen daraus machten, Gesteine herauszureißen, um ein Stück Mauer in die Tiefe stürzen zu sehen, Feuersbrünste u. dgl. und endlich der Umbau in der Renaissancezeit nur zu häufig verwischt und aus Vernachlässigung sind die meisten in Ruinen verwandelt worden, vgl. Mitth. d. k. k. C.-G. N. F. XIV. S. 129. Ganz neue Bauwerke gothischen Styles dürften seltener zu Stande gekommen sein, sondern man schloß sich an den Kern der romanischen Ueberreste an. Am häufigsten gewahren wir daher Zubauten, dann besonders Erhöhungen durch ein zweites Stockwerk, was selbst bei den Bergfrieds vorkommt, so daß diese nicht selten eine übermäßige Höhe bekamen; dies sehen wir am Wangathurm zu Trient, am Bergfried von Lamprechtsburg bei Bruneck, von Welsberg, Eschenlohe in Ulten u. s. w. Eine große Vorliebe für kleinere Thurmbauten sowie für Anlagen von Erkern herrscht allgemein durchs ganze Land.

Eine neue Einrichtung erhielten die Burgen ferner dadurch, daß obgleich an allen ihren Theilen wie früher die Vertheidigungsfähigkeit als erster Grundsatz festgehalten wurde, jetzt ein größerer Umfang und mitunter auch größere Stärke an den Außenwerken zu Tage tritt, vgl. Fig. 445. In Folge dessen konnte man dem Hauptgebäude eine mehr wohnliche Anlage geben; es erhielt ebenfalls eine Erweiterung, meistens auch zwei Stockwerke, schlante Eckthürmchen oder doch verschiedene Erker und erkerartige Pechnasen. An den Vorwerken macht sich besonders gegen Ende der Periode die große Zahl von Rundthürmen mit kegelförmiger Bedachung sehr bemerkbar. Nicht nur allein auf den Ecken der äußeren Ringmauern, sondern selbst zwischen diesen noch wurde ein und anderer Rundthurm aufgeführt, vgl. Fig. 187 M. Von weitem Umfang sind diese besonders am Schloß Beseno unterhalb Trient und massiv, wie hoch in Sigmundskron bei Bozen v. J. 1483, kleiner in Mattarello, Maresch und Raffenstein bei Bozen, Heimfels bei Sillian, Castelbell, Annenberg i. Winstgau u. s. w. Es gibt viele Burgen, wo wenigstens ein kleiner Rundthurm an irgend einer Stelle vorkommt; an der Burg Trostburg und Taufers steht rechts und links vom Portal je ein Rundthurm mit Schußlöchern. Die Ruine Sigmundskron am Fern in Oberinntal bildet ein regelmäßiges Rechteck mit einem Rundthurm auf jeder Ecke; dem Eingang gegenüber lag die weit nach außen vorspringende Kapelle wie das ganze Schloß im Style guter Gothik erbaut von Erzherzog Sigmund. Näheres i. d. Mitth. d. k. k. C.-G. v. J. 1860, S. 343.

Haupteingänge mit profilirten Gewänden wie an der Burg Taufers sind seltener; selbst von den einfach spitzbogigen hat die neuere Zeit wenige übrig gelassen, wie zu Sigmundskron mit dem Wappen des Herzogs Sigmund, zu Maienburg u. s. w. Auch Schutzbauten des Haupteingangs, wie wir sie im Grundrisse auf S. 157 kennen gelernt haben, mit Graben, Fallgitter, Pechnasen u. dgl. erhielten sich nur an einzelnen Burgen, wie in Trostburg, Tarantsberg (Winstgau) u. s. w. In letzterer Burg sowie Michelsburg und Taufers folgt gleich hinter dem Eingang ein enger Gang, der gegen ein rasches Vordringen des Feindes leicht vertheidiget werden konnte. Im Hofraume machen sich Laufgänge, auf welchen zugleich die Eingänge zu den einzelnen Räumen liegen, immer mehr bemerkbar. Die leichten Arkaden mit Spitz- oder Rundbögen im Erdgeschoß oder in dem oberen Stockwerke des Castells in Trient (Fig. 438) kehren in Versuchen mit einem oder anderen Bogen hie und da wieder; großartigere Anlage derselben finden wir aber nur im Schloß Pressels bei Völs und Mäzen bei Mattenberg. Zeigt auch das Innere ein Bestreben nach größerer Bequemlichkeit, so muß man doch noch immer etwas unbequeme hohe Stufen an den Stiegen und schmale Gänge überschreiten, bis man in lichte, weite und hohe Prunksäle gelangen und für die Mühe entschädigt werden kann. In erste Reihe ist diesbezüglich das Schloß Stenico in Vorderjudicarien zu setzen mit seinen Rittersälen auf der Süd- wie Nordseite des Hauptgebäudes, geziert durch einzelne Gemälde von Bischöfen vom 15. Jahrhundert und Arabesken aus dem 16. Jahrh., vgl. S. 151.

Den Felsenhügel, worauf das alte Formigar bei Bozen lag, umfing Herzog Sigmund mit einem Kranz von Festungswerken in Form eines unregelmäßigen Vielecks, so daß von der früheren Burg nur die oben S. 155 aufgezählten Gebäude übrig blieben. Die Ringmauern des heutigen Sigmundskron präsentieren sich in einer riesigen Größe, denn sie sind sowohl hoch als auch dick d. h. es erscheinen Doppelmauern, zwischen welchen man Verbindungsgänge mit Stiegen angebracht findet; oben lief wie auf der Südseite noch zu sehen ist, ein sehr breiter Wehgang herum mit mehr als mannshoher Brustwehr, welche eine Reihe Schußscharten hat, nach innen in fensterartige Nischen ausgehend. Die am meisten



einem anstürmenden Feinde ausgefetzten Punkte sind mit Rundthürmen besetzt; man zählt vier, von denen drei dort auftreten, wo die Mauer auch zugleich eine Ecke bildet. Thore gibt es zwei, das eine als Zugang zur untern oder nördlich liegenden und das andere zur oberen d. i. der südlich auf dem höchsten Punkte des Schloßhügels sich ausbreitenden Burg; über ersterem steht das landesfürstliche Wappen mit der Zahl 1484. Jetzt liegen fast alle Theile dieser großartigen Burg in Ruinen; sie sind Eigenthum des Herrn Ritter v. Toggenburg in Bozen.

Viele Erinnerungen an die gothische Periode hat auch Kunkelstein bei Bozen bewahrt, Fig. 445. Ist nach mühevolem Aufstieg das Thor der verhältnißmäßig weitläufigen Vorwerke erreicht, so geht es noch steil zum Hauptthor hinan, das 1556 die tiroler Grafen Liechtenstein gebaut und mit dem Wappen geziert haben. Weiter zur Rechten stand als Schutz desselben ein nicht gar mächtiger Bergfried, welcher 1520 durch eine Explosion des in ihm aufbewahrten Pulvers zertrümmert und erst vor wenigen Jahren wieder hergestellt wurde. Treten wir in den Schloßhof ein, so springt links der zweistöckige Palas bedeutend vor; auf seiner nördlichen Schmalseite führt eine offene Stiege in seine oberen Räume (Hausflur, Rüstkammer, Neidhardtsaal und Badezimmer). Von der Stiege geleitet auch ein Söller mit bemalter Rück-

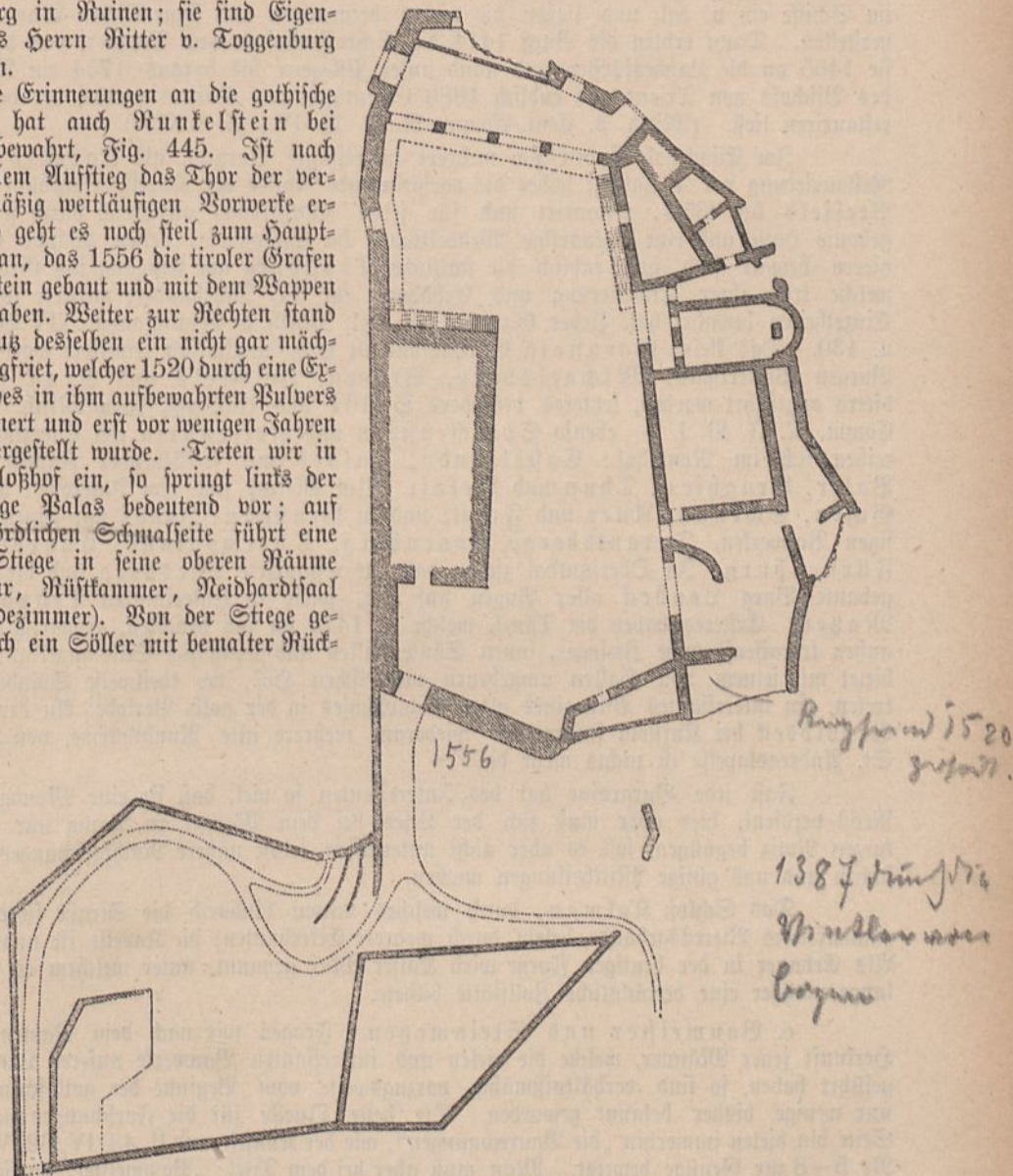


Fig. 445, Kunkelstein (vor der Restaurierung).

wand zu den Abchlussräumen auf der Nordseite der Burg, wo man über eine Bogenhalle in die wegen ihrer Gemälde berühmten Säle tritt; ein Theil derselben ist in den Abgrund gestürzt. Daran schließen sich an der Ostseite andere Räumlichkeiten, dann folgt die Kapelle mit der halbbrunden Abside und somit zu den ältesten Theilen der Burg gehörend; endlich zu den sog Kaiserzimmern gelangend und überall Spuren von Bemalung entdeckend haben wir den Rundgang zum Thurm neben dem Hauptthore vollendet. Einzelne Fensterformen mit ihren profilirten Gewänden erinnern noch an die Gothik; weitere feinere Steinmetzarbeiten fehlen. Außer dem erwähnten Altarraum der Kapelle spricht kein innerer



Bauheil für die Zeit, wo Frindar und Beral, Söhne Adalperos vom nahen Wangen auf den Trümmern einer unter Kaiser Gratian um 397 auf diesem Kunkelstein angelegten Befestigung im Jahre 1237 ein Schloß erbaut hatten und damit vom Bischof von Trient belehnt wurden. Unter Meinhard zerstört kam es 1320 nach dem Aussterben der Wange's an den Bischof zurück, bis 1387 die Bintlner von Bozen durch Kauf in dessen Besitz gelangten. Diese nahmen großartige Umbauten um die Kapelle herum vor, wölbten diese im Schiffe ein u. dgl. und ließen die vielen decorativen und figuralischen Wandmalereien herstellen. Dann erbten die Burg 1414 die Schroppensteiner und Mezner, von diesen kam sie 1465 an die Landesfürsten und stand unter Pflegern bis daraus 1754 ein Mensalgut des Bischofs von Trient und endlich 1880 Eigenthum des Kaisers wurde, der das Ganze restauriren ließ. (Mitth. d. Cent.-Comm. N. F. B. IV., S. XXIV.)

Im Eisackthale finden sich mehrere interessante Burgen, als Karneid, das bei Restaurierung vor 4 Jahren leider die vorpringende Abside der Kapelle eingebüßt hat! — Pressels bei Völs, restaurirt und für jeden Kunstfreund anziehend durch seine leicht gebaute Halle und eine eigenartige Wendeltreppe im Schloßhofe, dessen Wände mit Turnieren bemalt sind und endlich die stattliche Trostburg am Eingang ins Grödnertal, welche trotz ihrer Erweiterung und Erhöhung im 17. Jahrhundert mehrere interessante Einzelheiten bewahrt hat. Ueber Gravetsch, vgl. Mitth. d. Cent.-Comm. XIV B. S. 115 u. 130. Das kleine Garnstein bei Latjons ist nicht unglücklich erweitert worden. Die Burgen Pusterthals: Michaelsburg, Bruned, Heimfels und Bruck sind schon öfters angeführt worden, letzteres besonders S. 164 und 165, vgl. dazu Mitth. d. Cent.-Comm. N. F. B. I. — ebenso Sprechenstein und Reifenstein um Sterzing; daran reihen sich im Nonsthal: Castelfondo, Caldes mit freistehender Kapelle, Gles, Valer, Brughier, Thun und Belasi. Um Meran sind von Interesse: Kubein, Gojen, Schenna, Auer und Forst; und in Binstgau: Suval mit seinen weillängigen Vorwerken, Tarantsberg, Annenberg, Obermontani, Churburg und Fürstenburg. In Oberinntal ziehen das gut restaurirte Wiesberg und die hoch aufgebaute Burg Landed aller Augen auf sich, sowie in Unterinntal Traßberg und Wagen. Ersteres haben die Tänzl, welche es 1470 an sich brachten, großartig umgebaut außen terrassenförmige Zwinger, innen Säulenhallen und geräumige Säle angelegt; letzteres bietet mit seinem von Hallen umgebenen malerischen Hof, wo theilweise Spitzbogen auftreten, ein interessantes Bild eines alten Schloßhofes in der goth. Periode. An der Festung Geroldsee bei Ruffstein finden wir wiederum mehrere alte Rundthürme, von der alten St. Andreaskapelle ist nichts mehr da.

Fast jede Burgruine hat des Interessanten so viel, daß sie eine Monografie mit Recht verdient, hier aber muß sich der Leser bei dem Mangel an Raum nur mit einer kurzen Notiz begnügen, soll es aber nicht unterlassen selbst nähere Nachforschungen zu versuchen und uns gütige Mittheilungen machen.

Das Schloß Kolman, durch welches mitten hindurch die Straße führt, ist ein zinnenreiches Vierecksgebäude, belebt durch mehrere Erkerbauten; die Kapelle ist unansehnlich. Als Erbauer in der heutigen Form wird Kaiser Max genannt, unter welchem es und noch lange nachher eine beträchtliche Zollstätte bildete.

e. Baumeister und Steinmetzen. Fragen wir nach dem Namen und der Herkunft jener Männer, welche die vielen und interessanten Bauwerke unseres Landes ausgeführt haben, so sind verhältnismäßig vorzugsweise vom Beginne der gothischen Periode nur wenige bisher bekannt geworden. Die beste Quelle für die Forschungen nach dieser Seite hin bieten immerhin „die Baurechnungen“, wie der Kunstfreund II, 43, IV, 62, V, 28, VI, Nr. 5—8 zur Genüge beweist. Man muß aber bei dem Titel: „Baumeister“ vorsichtig sein, denn nicht selten bedeutet er nur den Bauaufseher, so wahrscheinlich den Veit Schiffere r am Baue von St. Quirin b. Axams (Diöcesanbshrbg. II, S. 292), Hans Starf in St. Pauls (Kunstf. II, 50) Heinrich Mayr von St. Sigmund i. Pusterthal (Mayrhofer's Urk.-Samml. v. Neustift), ganz sicher ist der Ausdruck „Werkmeister“, dieses Wort bezeichnet immer den Baumeister in dem uns erwünschten Sinne.

Laut der Bemerkung auf S. 248 dürfte es im 14. Jahrhundert viele ausländische Meister und Gesellen im Lande gegeben haben, indessen finden sich auch Tiroler im Auslande thätig. Der Graz. Kirchenschm. v. 1884, 22 nennt bereits 1070 einen bischöflichen architectus Brixinensis am Stifte Admont in Steiermark. Jenen Jacobus Allemanus, dem 1228 der Bau der Franciscikirche übertragen wurde, lassen Einige a Marano



(von Meran) sein. Zudem geht die Sage, daß an der Lambertikirche zu Münster in Westphalen „Tiroler“ gearbeitet hätten. Christof von Bozen baute als »capo muratore« im Jahre 1434 den Kreuzgang des Generales im St. Antoniuskloster zu Padua. (Witth. d. Cent.-Comm. 1863, S. 76).

Obgleich im 14. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Bauhätigkeit geherrscht hat, wie ein Blick auf S. 245 darlegt, so treten noch immer wenige Meisternamen auf; nach Neeb macht laut dem Spital-Urbar in Bozen 1363 Ulrich Pfründer eine Stiftung zum Bau der Pfarrkirche daselbst und wird magister fabricae operis genannt (vielleicht nur Bauaufseher). Meister Heinrich den Steinmeßen kennt der Leser von S. 245 und sein Werk aus Fig. 413.

Mit Beginn des 15. Jahrhunderts mehren sich die Nachrichten über verschiedene Namen fast in allen Theilen des Landes. Gleich begegnet uns eine tüchtige Kraft in Meister Chunrat zu Neumarkt, der im Jahre 1412 den Chor der Pfarrkirche daselbst bereits vollendet hatte, in edlen Formen wie Fig. 346, 347 zeigen. Sein Werk hat Bewunderung gefunden, so daß die Nachbarschaft im nahen Orte Will laut Urkunde im Pfarrarchiv mit ihm im genannten Jahre einen Vertrag wegen eines neuen Chores an ihrer Marienkirche geschlossen hat. Mit welchem Geschick er auch diese Aufgabe gelöst hat, beweist Fig. 311 u. 340. Die Arbeiten (Nebenschiffe) dieser Kirche mit ihren bereits nur mehr dreieckigen Strebepfeilern (Fig. 311, 414) hat Meister Fehr (Fehr? nach P. Just. Ladurner), aus Sterzing angefangen, nach dessen Tod (1468) „Meister Peter Steinmeß von vrßl, wesentlichen zu Traunwen (Tramin) fortgesetzt und erst Meister Andre Hofer vollendet, mit welchem 1473 ein Vertrag geschlossen wurde.

Gegenüber in Tramin war man am Kirchenbau in gleichem Maße thätig. Schon im Jahre 1442 zalt Dietmar von Tramin seinen „parler“ laut einer Inschrift an einem Strebepfeiler auf der Südseite der dreischiffigen St. Peterkirche zu Trient deren Werkmeister er gewesen sein kann (Kunstfr. II, S. 47). Der schöne Chor der Pfarrkirche seiner Geburtsstätte sammt dem größeren Theil des hohen Thurms war um diese Zeit bereits fertig; da berief man 1466, sagt eine Urkunde im Pfarrarchiv, den genannten Hans fehr, daß er die Bisirung zu einer reicherer Vollendung des Glockenthurms mache und dieselbe auch ausführe; sein Werk zeigt Fig. 416. Auch sein Parlier Bartlmä wird im Vertrage erwähnt. Dieser unternahm dann nach Fehr's Tode im Jahre 1468 mit Gregory unter dem Titel eines Meisters den Bau am 2. Nov. d. J. und brachte ihn 1495 zum Abschluß.

Nach dem Urbar des Stadthospitals in Bozen v. J. 1420 zinst Martin der Steinmeß zur Zeit als Niklas Bintler († 1413) Spitalpfleger war 5 Pfd. von einem Haus; ebenso „der Parlierer“ von einem Hause, das er von weilandt Meisters Martin Wirin gekauft hat.

Als Herzog Friedrich (1406–1439) in den ruhigen Besitz des Landes gekommen war, so vertauschte er die alte Burg der Andechser in Innsbruck und erbaute sich, wie wir S. 249 bereits gemeldet haben, eine neue Residenz in der Stadt und zwar in einem Punkte, von dem aus man alle drei Hauptthore sehen konnte. Im Jahre 1420 kaufte er zu diesem Zwecke mehrere Häuser, die bald niedergerissen wurden. Auch eine Kapelle wünschte er in seiner Burg und ließ diese durch Meister Hans, Maurer auführen. Dieser Meister dürfte auch bei Beginn der aus Fig. 328, 374, 398 genugsam bekannten Pfarrkirche von Seefeld, deren Bau der Herzog mit großer Begeisterung förderte, thätig gewesen sein; jedoch urkundlich sicher und den Formen entsprechend ist aber nur, daß zu Ostern des Jahres 1432 der Thurm „voll uf zu bawen verdingt wurde“ an den Meister Stefan Maurer und Meister Juncz, Zimmermann von Ratters. Dann scheint der Unterbau etwas ins Stocken gerathen zu sein, da wir erst 1465 davon Nachricht haben. Am 11. Jänner dieses Jahres sind 12 Steinmeßen „angestanden“ zu arbeiten, als „Caspar Thoman, Jörg, Christl, Hans, Sigmund, Hans Blank, Hans Barly, Thoman Paure, Ulrich, Heinrich und Hans Schalmayr“ mit dem Meister Hans an der Spitze. Die Steine zu den feineren Arbeiten kamen aus dem nahen Mittewald in Baiern, die anderen aus der Nähe und aus dem Gaisthal. Auch eine „Steinjäge“ wird erwähnt. Unter den Zimmerleuten erscheint Meister Hans Hattler. Die Arbeit ging nun rasch vorwärts, so daß Ende des Jahres 1466 in das Gewölb der Schlußstein eingesezt werden konnte und Meister Hans 4 M. u. Pfd. „zur Besserung“ erhielt. Es waren aber auch in den folgenden Jahren einige Steinmeßen noch beschäftigt, als: 1472 der bekannte Steinmeßenmeister Peter von Tramin, Caspar, dann etwas später noch: Jo-



hannes, Heinrich, Hans Zwid und Caspar Musak. Im Jahre 1774 arbeitete Meister Thoman von Inzing mit den genannten.

Anderer meist ausländische förmliche Werkmeister gab es unter Erzherzog Sigmund noch folgende: Hans Sydel Goltberger, Hans Kast aus München, Leonhart Fries, Heinrich genannt der Preuß (aus Elbing) in Bregenz, Hans Tobel (auch Büchsenmacher) in Taufers; Meister Niklas in Innsbruck aus Meiningen erscheint bald als Hofmaurer, bald als Werkmeister und als Bildhauer, davon später; Hans Hueber „an der Etzsch“, dem laut Urk. v. Freitag nach Michelis 1485 alle Jahre 30 W. auf sein Lebtage verschrieben wurden; im Jahre 1480 ernannte Erzh. Sigmund Bartlmä Fronmüller zu seinem „obristen Werkmeister“. Damals hatten die Steinmexen eine größere Bedeutung als man ihrem Namen beimessen möchte. Der Steinmex zeichnete, und meißelte nicht nur allein Maßwerke und alle möglichen Profile zu Portalgewänden u dgl., sondern entwarf auch, wie wir gesehen, selbst Pläne (Wissirungen) zu Gebäuden. So war z. B. 1491 der Baumeister (im heutigen Sinne des Wortes) der großartigen Pfarrkirche von Schwaz (Fig. 298, 309, 310, 420) ein Bildhauer, nämlich Meister Alsum (Erasmus) aus München (vgl. Kunstfr. III, S. 47, nach Dr. D. Schönherr im I. B. d. Jahrb. d. Kunstf. d. allh. Kaiserhauses). Hans Kofl soll der Erbauer der Kapelle im Schloß Bärnegg (Oberinntal) um 1437 gewesen sein.

Hans Sturm hat 1478 die Pfarrkirche von Feldkirch (Fig. 283) gebaut, (vollendet?) Mitth. d. Cent.-Comm. III, S. 162.

Die Baugeschichte der Pfarrkirche von Klausen (Kunstfr. V, S. 27 ff.) führt auch mehrere Baumeister vor. Im Jahre 1459—1462 baute Maister Jörg das Sakramentshaus: dann kam 1482—1483 der „Newe jagrer“ an die Reihe.“ Vor anderem ist es Meister Benedikt Weibhauser, der oft genannt wird; er hat bereits 1482 im Schiff der Kirche über starken Wandpfeilern das Rippengewölbe (alles aus gebrannten Ziegeln) eingesezt; im Jahre darauf wurde der neue Chor begonnen, zu dem er wahrscheinlich auch die Wissirung gemacht hat; erst 1490 hat man dann den alten Chor abgebrochen und mit ihm das Sakramentshaus, dieses aber bei Vollendung des Baues um Martini des Jahres 1494 durch Meister Thoman, Steinmex aus Sterzing wieder aufgerichtet, nachdem die Kirche am 22 Juni desselben Jahres schon geweiht worden war.<sup>1)</sup> Maurer Pankratz machte die Trittsteine zum Sakramentshaus. Die Namen anderer Mitarbeiter bei diesem Kirchenbau lauten: der alte Meister Christian, der Maurer Andrä von Lajen, Sigmunt und Wohlgemut, Jörg, Caspar, der Maurer Hans von Albains, Pankratz Christian an der Richtgruben, Hans von Stegen, Christian von Pfalzen, Rupert von Schwaiperg, Bartlmä von Pfalzen und Hans Winkler.

Dem Meister Hans von Bozen verdingte man 1481 den Aufbau der Fassade (des Giebels) der dortigen Pfarrkirche, was sich als eine einfache Aufgabe erweist; die Erneuerung des Haupteingangs hingegen ward 1498 Italienern anvertraut, als: Johann, Anton, Christof und Bernard von Ram (Como).

Des gleichzeitigen Erbauers von Sigmundskron, Hans Huber, dann der Kirche von Lienz und Heiligenblut (in Kärnten) wurde bereits gedacht.

In der Chronik der Stadt Hall von Dr. Schönherr erscheint S. 64 Maister Ludwig Zimmermann, Jakob Wissierer und Alim Maurer. Im Jahre 1484 baute Coll (Columban) mahger roens die Kirche zu Damüls in Vorarlberg im Style guter Gothik; sein Meisterzeichen in Fig. 447, deutlicher am Sakramentshäuschen daselbst, vgl. die Mitth. d. C.-C. v. J. 1879, 6. T. Sigmund von Stegen führte 1492 die Kirche zu Moos bei Niederdorf in Pustertal auf, die außen durch hübsche Strebe-  
pfeiler geziert ist.

<sup>1)</sup> Beide Meister (Benedikt und Thoman) finden wir auch am Bau des Schiffes der Pfarrkirche von Sterzing, wo sie geboren waren, zu wiederholten Malen thätig; so erschienen sie in der Baumeister-Rechnung des Caspar Köchl i. J. 1496, laut welcher man um sie schickte wegen Ableitung des Grundwassers und wegen des Thurmbaues und „ander sach“. Meister Thomas Sun überbrachte das Maß von „Brixen u. newstift“. Meister Benedikt entwickelte eine große Thätigkeit, denn er begegnet uns von 1498—1502 in Hall, Meran, sunnburg (bei Lorenzen) und Willanders; nach allen diesen Orten schickte man von Sterzing allein nach ihm. Hans „des Benedikt Sun“ hat 1521 mit Meister Adam und dessen Sohn „die kreuzpogen“ im Schiffe der Pfarrkirche von Sterzing „ausgehaut und auff den podn gezogen.“ Zsch. d. Ferdinandeums Innsbruck 1884, S. 148.



In Innsbruck finden wir den Baumeister Georg Walcher, welcher 1496 den berühmten „Wappenthurm“ an der dortigen Burg aufführte; seine Form ist uns nur mehr im Wlbe erhalten, dessen Corpus soll aber in einem neueren Rundthurm auf der Südsseite der gegenwärtigen Burg zu verfolgen sein.

Im Jahre 1495 wölbte Stefan Tobler das Schiff der Pfarrkirche von Meran, Johann Mathias Buntner aus Varn mit Toml Maurer die Kirche zu Schnauders in Veltorns 1399 ein (Diöcesb.); auch die schwungvolle Kirche von Sarns bei Brigen wird ihm zugeschrieben, welcher 1502 für 510 fl. übernommen. (Brign. Diöcesanbeschrreibung I. 251).

Ueber die Bisirung des prachtvollen Thurms der Pfarrkirche von Bozen durch Meister Burkhart Englsberg aus Augsburg, wo er am St. Ulrich und Afra sowie dann am Dom von Ulm baute, (nach Kreuzers Kirchenbau I, 426) und über die Ausführung seines Planes durch Parlier Hans Luz v. 1501—1519 war bereits S. 294 die Rede. Näheres findet sich in der Chronik dieser Kirche v. P. Just. Ladurner. In den Jahren 1513—1514 erscheint letzterer auch als „Werchmeister“ des Schiffes der Pfarrkirche von Sterzing. (Ferd. Zeitschrift Innsbr. 1884, 150).

Im Jahre 1510 baute Maurermeister Jörg den Sagrer der Frauent. v. Säben (Kunstfr. IV, 62). Nach Resch Supplm. ist die schöne Kirche in Aufkirchen bei Toblach durch Meister Andre Fürtaler aus Iniching 1512 erstanden.

Laut einer Inschrift in der St. Barbarakirche zu Gossensäß erscheint Lienhart Pfarckircher als „pawmeister“ dieser Kapelle.

Nach „Fischnaller's Sterzing am Eisack“ S. 21 erbauten die Steinmetzmeister Seiter und Zeilstein das Rathhaus in Sterzing, dessen schönerer Erker, wie bemerkt, im Jahr 1524 vollendet wurde. Fig. 444.

An der Wand hinter dem Hochaltar zu Percha in Pusterthal steht angegeschrieben: Ersam weis Maister Nsem Mair aus dem Ried (bei Pfalzen) hat diese Kirche 1525 erbaut. Diöcesb. I, 374.

Ein Baumeister mit seltenen Talenten war Valentin Winkler aus Pfalzen, was seine Werke bezeugen, nämlich die Pfarrkirchen von Bruneck, (der Chor, begonnen 1515) von Taufers 1527 vollendet; auch St. Anna in Hornach um 1512 und die schwungvolle Kirche von Willanders v. 1521 sollen von ihm sein.

Interessante Notizen zu vorliegendem Zwecke bietet die Baugeschichte der Pfarrkirche von St. Pauls, Kunstfreund II, S. 43. Im Jahre 1484 sind genannt: Hans Maurer am Hof, Kunz Maurer und Konrad Kroes Steinmetz, welche wahrscheinlich am Chore arbeiteten, der 1490 geweiht wurde. Mayster Jakob von Elching steinmetz zu Augsburg schickt 1514 die Bisirung ein, vielleicht jene zum Thurm und zur Façade. Von anderen Meistern steht 1518 Meister Philipp obenan, mit vielen Gesellen, deren Vaterland daselbst S. 50 näher angeführt ist; im Jahre 1522 erscheint noch Meister Hans Luz steinmetz von St. Pauls. Im Jahre 1549 bauen daran der greise Andrea Crivelli „ein alter Burger aus Trient“ und Marx della Volla aus Comp. Die Kirche von Waidring, Bezirk Rißbühel ist 1500—1505 von Meister Matthäus Kappolt aus Kott a. Inn i. Baiern erweitert worden (B. Weber Land Tirol 614. Maister Kaspar Schop hat 1507 die St. Agathakirche zu Christberg in Montafonthal (Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1879, S. 67) erbaut. Im Jahre 1515 hat Hans Gnet „Maurer“ jeshast auf Rablandt i. Vinstgau die dortige einfach gothische Kirche auf seine Kosten vollendet. (Diöcesbschrg.)

Auf einem Strebepfeiler der ansehnlichen dreischiffigen Pfarrkirche von Pergine ist der Name: Gabriel Christof ausgemeißelt, welcher 1540 diesen Bau vollendet hat. (B. Weber Land Tirol).

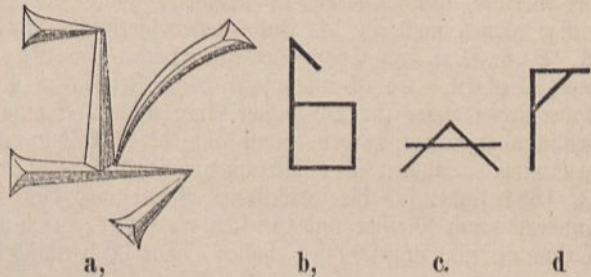


Fig. 446.



Fig. 447, Damüls.



Den Schluß der gothischen Periode macht Nikolaus Düring, Maurer und Steinmetz in Innsbruck, welcher 1553 die Hofkirche zum hl. Kreuz daselbst im spätgothischen Style nach Zeichnungen des oben genannten A. Crivelli und des Alexander Longhi aus Mailand begonnen hatte; nach dessen Tode (1558) setzte Marx della Bolla den Bau fort und vollendete ihn 1562. vgl. Kunstfr. VI, Nr. 5.

Wie sich die Baumeister in Figuren verewigt haben, wurde bereits S. 271 und 273 in Wort und Bild vorgeführt. Sie wählten aber auch gleich ihren Gesellen die von S. 179 bekannten „Steinmetzzeichen“ zu diesem Zwecke, aber in bedeutenderer Größe und reinerer Ausführung, vgl. Fig. 446 a. Dieses schöne Meisterzeichen findet sich am Triumphbogen der St. Walburgakirche zu Gößlan v. J. 1519. Neben der genannten Inschrift an der Ostwand der Kirche von Percha steht auch ein Zeichen. In Obermauern finden wir ein einem Krahn ähnliches Monogramm Fig. 446 d. Häufig treten derlei Zeichen an der Spitze der Portale auf, so z. B. zu Raß: Fig. 446 b, zu St. Margreth in Wöls: Fig. 448 c, zu Nordheim u. s. w. In Fig. 397 sieht man rechts oben das Meisterzeichen etwas nobler auf einem eigenen Wappenschild angebracht, wie es manche Werkmeister anzubringen pflegten. Collmaier, welcher die Kirche von Damüls in Boralberg erbaut, setzte mitten in die Jahreszahl sein Werkzeichen, welches daselbst am Sacramentshäuschen noch deutlicher erscheint, vgl. Fig. 447.

Bzüglich der Formen der Steinmetzzeichen in der goth. Periode überhaupt, kehren die in Fig. 66 u. 72, 1—25 angegebenen oder andere nächst verwandte wieder, bis zum Ende der Periode, wenn anders ein geeignetes und feiner bearbeitetes Materiale zu Gebote stand, einige ahmen noch im 14. Jahrhundert gothische Majuskeln nach, so finden wir z. B. ein A, S. u. s. w. am Chore der Pfarrkirche von Bozen (Fig. 72, 6, 7), an der Kirche von Terlan. Es ist interessant solche Zeichen zu sammeln und zu vergleichen und laden daher jeden Leser zur Vornahme einer solchen Sammlung ein, aber die Form muß ganz genau abgezeichnet werden, sonst sind die Abbildungen werthlos. In den bereits S. 180 genannten „Studien über Steinmetzzeichen“ mit zahlreichen Abb. i. d. Mitth. d. C.-G. v. J. 1881 findet sich die interessante Bemerkung, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch Meister und Gesellen von der Etzsch und von Feldkirch der Straßburger Ordnung sich angeschlossen haben. Die Hüttenangehörigkeit des Landes läßt sich aber daraus doch nicht erkennen.<sup>1)</sup>

## L. Die Plastik der gothischen Periode.



Fig. 448, Terlan. Fig. 449.

der Plastik vielfache Gelegenheit, sich mit ihr zu verbinden, im Außern nicht nur allein das Spitzbogensfeld und die Hohlkehlen an den Portalen, sondern auch an den Strebepfeilern (Fig. 377), auf Consolen und Fialen (Fig. 381), im Innern an den Pfeilern, an Wand-

Bereits bei der Geschichte der Baukunst, vorzugsweise bei der Uebersicht der Baumeister konnte der Leser ersehen, daß die Steinmetzkunst immer mehr in den Vordergrund trat, da die Mauerbauweise förmlich in eine Steinmetzarchitektur umgewandelt worden war. Dieser Umschwung in der Bauweise mußte eine rasche und fruchtbare Entwicklung der Bildhauerkunst zur Folge haben. Und um einen höheren Grad der Vollkommenheit in der Baukunst an den Tag zu legen, nahm die Gothik selbst die figurale Sculptur mit Vorliebe zu Hilfe. Daher schließt sich diese enge an die Architektur an, mußte sich aber deshalb in ihrem Dienste nicht so sehr „ducken u. bücken“, wie Bode „deutsche Plastik Berlin b. Grotte“, und Andere, welche die gothische Kunst bekämpfen und für die Renaissance fast ekelerregend schwärmen, immer wieder betonen, denn das gothische Kirchengebäude bot

<sup>1)</sup> Das Original der Ordnung einer Tiroler Steinmetzbrüderschaft v. J. 1480 findet sich im Schatz-Archiv z. Innsbruck Lade 130, abgedruckt i. d. Berichten d. Wiener Alterthums-Vereines und Separat-Abdruck Wien, Pichler's Witwe u. Sohn 1850.



flächen, Altären, Chorstühlen u. s. w. Zudem kommt es gerade „bei uns in Tirol“ nicht selten vor, daß es nebenher schon frühe ganz selbst und ganz unabhängig von der Architektur nur als Gegenstand öffentlicher Verehrung geschaffen wurden und daher sich auch ganz frei entwickeln konnten.

Auf die Frage, welche Gedanken dargestellt wurden, kann an alle möglichen Aufgaben gedacht werden. Mit Beziehung auf die romanische Periode erscheint „neu“ z. B. Christus am Kreuz oder bereits todt von seinem himmlischen Vater auf dem Schooße gehalten (Fig. 397), dann an den Altären in Lana, Latsch, in Pflach bei Breitenwang u. s. w. Gott Vater trägt meist eine reiche hohe Krone oder die Tiara des Papstes. Maria Krönung erscheint lange durch Christus allein dargestellt (Fig. 451); bei dem Bilde der Geburt des Herrn tritt die hl. Jungfrau fast immer knieend, ihr göttliches auf dem Boden liegendes Kind anbetend an, Josef daneben mit brennender Kerze (Kunstfreund I, Taf. 1). Trägt Maria Jesus auf dem Arm, so erscheint sie als Königin mit der Krone und oft ist auch ihr Kind gekrönt, in der Rechten mit einem Scepter, Fig. 453, oder einer Frucht, wenn nicht Jesus die Weltkugel hält. Sehr beliebt ist Maria mit dem todten Heiland auf ihrem Schooße, hier und da denselben beweined Fig. 458. Auf Grabsteinen tritt das Bild des Verstorbenen häufig auf, stehend, ruhend, auch knieend mit zum Gebete gefalteten Händen. Hinsichtlich des Materiales ist die Verwendung des Bergkristalls neu.

Um aber ein richtiges Urtheil über die gothische Plastik fällen zu können, muß man festhalten, daß sie wie bei den Griechen das Wesen dieses Kunstzweiges in der Darstellung eines geistigen Lebens und dieses in seinen schönsten, edelsten und würdigsten Beziehungen vermittelst der künstlerischen Bildung des menschlichen Leibes aus materiellem Stoffe anstrebte. Sie wollte nicht das Vorübergehende und Veränderliche, sondern das Eigenthümliche und Bleibende des handelnden Geistes zur Anschauung bringen. So hat sie das Göttliche nicht in seinen Handlungen, sondern in seiner ewigen Allmacht, Weisheit, Liebe und Barmherzigkeit gegen die Menschen darzustellen gesucht. Es zeigt sich ein Geist, der in sich einig ist, eine tiefe Seelenruhe; einerseits eine tiefe Demuth, andererseits nebenhin eine weltbefiegende Glaubenskraft, Muth und Stärke. Das hohe Ideal



Fig. 450, Stams.



Fig. 451, Terlan.



war so bestimmt und lebendig, daß es sich gleichsam unmittelbar darstellen wollte und daher oft sogar ihm zu lieb die äußere Form vernachlässiget wurde. (Vgl. Aesthetik von Durich, Tübingen bei Laupp).

Ziehen wir die Theile des menschlichen Leibes in der Plastik der Gothik in Betracht, so bemerken wir in der Blüthezeit mit Rücksicht auf die frühere Periode vor anderem eine feinere und edlere Bildung des Hauptes. Die längliche Form desselben hat sich in eine ovale, natürlichere verwandelt und bildet sich zuweilen besonders bei weiblichen Gestalten beinahe zu einer runden aus. Die Stirne wird hoch und flach, wölbt sich oben sanft einwärts; häufig erscheint sie offen, weder von den Haaren noch von der Kleidung verhüllt. Gegen die Nase hin zieht sie sich dann stark ein und diese ist gewöhnlich etwas dünn, hebt sich aber nach unten aus. Die Augen sind regelmäßig nicht stark geöffnet, die Wangen bei dem weiblichen Geschlecht und bei jungen Leuten regelmäßig und voll; das männliche Geschlecht wird vorzugsweise durch das Hervortreten der Backenknochen bezeichnet. Der Mund ist am öftesten geschlossen; das Kinn erscheint ziemlich rund. An den Haaren begegnen wir oft schöner Lockenbildung. Fig. 452.



Fig. 452, Meran.

ist, so verwendete die Gothik die größte Sorgfalt auf die Bildung des Hauptes und des Gesichtes. Ueberdies ließ es sich die Plastik besonders angelegen sein, den Körper mit weiter und reicher Kleidung zum umhüllen. Darin erlangte der mittelalterliche Bildhauer eine sehr große Gewandtheit. Eine Hauptrolle spielt der Mantel. Er hängt an den Schultern rückwärts frei herab und bildet natürliche Falten, vorne nimmt er aber verschiedene Lagen an; er ist nämlich öfter heraufgezogen (aufgefaßt) und in den rechten Arm gelegt, wodurch mannigfaltige Falten entstehen Fig. 452. Von sitzenden Figuren wird er wie in der früheren Periode aufgenommen und über die Kniee gelegt; bei knieenden breitet er sich weit am Boden aus.

Zudem läßt sich wahrnehmen, daß an allen Gebilden ein tiefes Schamgefühl vorherrscht; nackte Darstellungen sind im 14. Jahrhundert noch selten und wo sie vorkommen, wie Christus am Kreuze, auf dem Schooße Mariä, das Christkind, St. Sebastian und andere Heilige, so handelt es sich in der Regel selbst in späterer Zeit nicht um die Darstellung eines schönen Leibes, sondern vielmehr um ein geschichtliches Moment. Kurz das ganze Aeußere ist mit höherer Weihe und Heiligkeit durchdrungen; ein freundlicher Ernst, eine ruhige Haltung und Bewegung, wie sie denen ziemt, die Christus in sich tragen, die ihr Ziel schon erreicht haben, nach welchen sie also nicht mehr mit Hestigkeit zu bewegen brauchen, sprechen aus ihnen wohlthuend selbst dann, wenn ein sinnlich schöner Ausdruck des Gesichtes nicht gelungen ist und ziehen Jeden an, der mit christlichem Sinne und Gemüth zu ihnen herantritt. Die besseren Werke verrathen auch große Naturwahrheit, vgl. über dies Alles Fig. 356, 359, 381, 397, 398, 418, 448—460.

Bei Holzsculpturen fällt auch die Bemalung (Fassung) mit verschiedenen Farben und mit Gold schwer ins Gewicht, (meist sind die Gewänder ganz vergoldet und nur das Untersfutter, wo es zum Vorschein kommt, ist bunt gefärbt); ohne Farbe erschienen sie dem Mittelalter zu trocken und zu unansehnlich gegenüber der Vorliebe zur Farbenpracht, die sogar an den Bauwerken zu Tage trat. Zudem ist es ja im Allgemeinen nicht leicht möglich zu größeren Darstellungen ein Stück Holz von gleicher Farbe zu bekommen. Durch die Bemalung gewann vor anderem das Auge so recht am Leben. Aber diese polychrome Farbenpracht war so fein behandelt, daß sie die plastische Darstellung nicht verdunkelte, daher hielt man sie auch an Steinsculpturen für zulässig (Kunstfr. III, 78); da man auf die Bemalung



sehr sorgfältig und mit Geschick behandelte, so erzielte man jene Innigkeit, die uns so oft an den alten Sculpturen anzieht, denn das Colorit der Gesichter ist bei guten Werken überaus zart. War der Bildhauer auch Maler, desto besser für seine Arbeiten. Um dem Reißen des Holzes vorzubeugen, ist die Figur oft mit Leinwand belegt und darüber ein Kreidgrund aufgetragen; dann wurde das zu fassende Werk nach Jakob mit einem die Wirkung des Goldes hervorbringenden Firniß und endlich mit Lasurfarben überzogen. Später wählte man Temperafarben (d. h. mit Eigelb, Eßig, Harz und Wachs gebundene).



Fig. 453, Sterzing.

Das vierzehnte Jahrhundert prägte eine noble Haltung des Körpers aus und umhüllte denselben mit weicher reichhaltiger Gewandung, welche in vielen und natürlichen Falten (Draperien) zur Erde fließt und in reich geordneten, langen Zipfeln (geschweift) herabhängt. Aus dieser Zeit erhielten sich bei uns eine hübsche Anzahl von Heiligenstatuen, unter denen die meisten zwar aus Stein gemeißelt, aber von Banwerkern ganz unabhängig, für sich selbständig dastehen und große Verehrung genießen. Vorerst dürfte die thronende Gottesmutter mit dem Kinde in Wilten zu nennen sein. Sie heißt „Maria unter den vier Säulen“ wahrscheinlich von dem über ihr errichteten Ciboriumbau, der auf 4 Säulen ruhte. Die Gruppe ist 80 cm hoch und wurde nach der Diöcesanbeschreibung in der Wiltener Au von einem gewissen Lorenz gefunden, nachdem sie abhanden gekommen war.

Von der ursprünglichen Bemalung entdeckt man noch heute unter dem unschönen sie bekleidenden Reifrock einige Spuren. Maria zeichnet sich durch einen schlanken Wuchs mit schmalen Schultern aus, und ist durch einen Mantel mit weichfließenden Falten, wo wir gleich die geschweiften Zwickel finden, fast ganz eingehüllt und hat denselben über das linke Knie gelegt. Ihr Kopf von einem schweren Tuche eingehüllt ist fast rundlich. Das Kindlein auf ihrem linken Knie stehend, mit einem etwas mager ge-



Fig. 454, Brigen.



falteten Rücken bekleidet trägt ein Halstuch; die zarten Arme sind leicht ausgebreitet; die Linke der Mutter hält es zart umfassen, während ihre Rechte einen Szepter trägt. Die Vorderseite des Thrones weist durch seine Maßwerke entschieden auf die gothische Periode. Da die Gruppe aus Sandstein besteht, so dürfte vielleicht gerade dieses einheimische Material auf einen vaterländischen Künstler, oder daß sie wenigstens im Lande gefertigt sei, schließen lassen, da die eingeführten Sculpturen stets aus härterem Gestein oder aus Marmor sind. Dasselbe gilt von der noblen Figur auf der Südseite der Bozner Pfarrkirche, welche wahrscheinlich die heilige Jungfrau darstellt, durch besonders schwingvolle Falten in der Kleidung sich auszeichnet und die in Fig. 381 abgebildeten Standbilder, als: Mariä Verkündigung, die Himmelskönigin und Christus auf seine Seitenwunde hinweisend, sowie eine zweite Mariä Verkündigung innen an den Chorpfeilern an Schönheit wie an Alter weit übertrifft. Hier einzureihen wären auch ein paar Figuren im Schloß Ambras, ihre Köpfe sind aber zu groß gehalten, was etwas stört. Man will aus der reichen Draperie auf einen Einfluß der „Schule von Siena“ schließen. Nahe verwandt damit ist die in Fig. 448 abgebildete, ebenfalls in Sandstein gearbeitete Statue, einst außen an der Kirche von Terlano eingesezt, jetzt im Widum daselbst, der Kopf fehlt leider; ferner eine Holzsculptur daselbst, abgebildet in Fig. 449; diese Marienstatue charakterisirt sich vor anderem durch ungemein reich geschweiften Faltenwurf an den Endzipfeln des Mantels. Der Kopf der hl. Jungfrau ist fast rund, das Kindlein zeigt im Allgemeinen gute Verhältnisse, ist bereits nackt und spricht daher für die 2. Hälfte, wenn nicht für das Ende des 14. Jahrhunderts.

Nun kommt die Reihe an mehrere „Vesperbilder“; jenes vor allem hervorragende in der Brust der Pfarrkirche von Trient ist im Kunstfreund III. S. 37 abgebildet und beschrieben worden. Daran schließen sich vorerst zwei andere im Pusterthale, nämlich in der Pfarrkirche von Bruneck und in der Kirche des nicht fernem Tesselberg. An ersterem von 87 cm Höhe und 92 cm Breite mit theilweiser Bemalung und Vergoldung mischen sich ideale und realistische Züge auf eine interessante Weise. Das Lententuch schmiegt sich ohne Knoten und sichtbares Ende knapp anliegend um den Leib des Herrn, der noch etwas Starres an sich hat, während die sitzende, den Leichnam haltende Figur der Gottesmutter anmuthvolle Haltung bewahrt. Am Schlusse der weitläufigen Beschreibung genannter Bilder i. d. Myth. d. Cent.-Comm. v. J. 1879 S. CLIV wird bemerkt: Das Antlitz Mariens deutet mehr auf deutschen Typus, die Bearbeitung des groben Sandsteines mit den weichen Draperien auf die geübte Hand eines italienischen Künstlers, der nicht unwahrscheinlich innerhalb der Landesgrenzen das Kunstwerk vollendete. Ein hoher Grad technischer Vollendung präsentirt sich auch in dem formverwandten, kaum 30 cm großen Vesperbild von Tesselberg. Mit dem Bildwerk von Bruneck hat das Vesperbild zu St. Pauls, ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, in der Komposition einige Aehnlichkeit. Noch bedeutender im Umfange und ebenfalls großartig in der Auffassung wie Behandlung sind die Vesperbilder in Burgeis und im nahen St. Stefan bei Marienberg. Ersteres aus dem Clarissimienkloster in Meran (vgl. S. 248), aus Holz geschnitten, trägt im Vergleich zu letzterem, das über einem Holzbloc aus künstlicher Masse gebildet ist, weniger feine Züge an sich und dürfte später erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden sein; beide sind bemalt und vergoldet. Ungemein anziehend durch seine höchst würdige und ruhige Haltung wirkt das Misericordiabild in einer Mauernische rechts gleich hinter dem Eingang des Franziskanerklosters zu Bozen; der leidende Erlöser neigt sein edles Haupt sanft zur Rechten, seine Hände sind leicht auf der Brust über einander gelegt und das bereits geknüpfte lange Schaamtuch zeigt wiederum, und zwar zu beiden Seiten der Oberbeine reich geschweifte Falten. Es ist ein Kniebild, nahezu Rundfigur, 90 cm hoch, auch der Nimbus mit der Kreuzesform fehlt nicht, das Material ist feinkörniger Sandstein. Eine sehr ähnliche aber weniger bedeutungsvolle Darstellung ist an der Einsiedelkapelle bei Weihenstephan. Eine ehrwürdige Gestalt ist St. Johannes d. T. auf dem Altare der Pfarrkirche gleichen Namens in Stams; die 1,60 m hohe Steinfigur ist, wie die Abbildung in Fig. 450 bezeugt, nur mit einem weiten und langen ein Fell nachahmenden Mantel bekleidet, der reiche und weiche, nobel geschweifte Falten wirft und den rechten Arm sowie die eine Hälfte des schön gebauten Oberleibes unbedeckt läßt. Das Haupt des Heiligen ist vorgeneigt zu dem Buche, auf dem ursprünglich das Lamm angebracht war, das jetzt in zierlicher Form zu dessen Füßen steht. Daran schließt sich der fast lebensgroße St. Nikolaus, eine magere, schlankte Gestalt, außen an der Pfarrkirche von Meran in einem zierlich erbauten Heiligenhäuschen, an dem man wie am hl. Patron der Kirche Spuren von Bemalung entdeckt; von dem Bischofsornate erinnert noch mehr als die weite Cajel mit schmalen, nahe aneinander geschobenen Falten, die niedrige



Mitra an unsere Periode; wie gewöhnlich ist die Rechte leicht erhoben und segnet, während die Linke das Pastorale, mit frühgothischem Blatte geziert, erfasset hat. Am edlen Angesichte zeigen sich markirte Züge, die ganze Haltung ist ernst und ruhig. Eine Arbeit von gleichem Interesse und Kunstwerth ist die lebensgroße Statue des hl. Apostels Jakob in Grissian ober Nals, eine reich polychromirte Holzfigur mit theilweise eigenthümlichem Faltenwurf. Ferner trifft man im Collegium der Benediktiner zu Meran eine große Holzstatue der Gottesmutter; sowohl aus ihrem auffallend scharf geschnittenen Antlitze als auch aus dem lieblichen Rundköpfchen des bereits nackten Kindleins spricht große Schönheit, gepaart mit Milde und Innigkeit. Zu den Füßen der Mutter erscheint die Mondichel mit einem kräftigen Gesichte. Ueber dem durch ein Gürtelband zusammengeflochtenen Unterkleide trägt die hl. Jungfrau wie jene in Senale einen Mantel, der nicht nach antil-christlicher Idealtracht, sondern nach der, man möchte sagen, kirchlichen Zeittracht gleich behandelt, nämlich auf der Brust durch einen Bandstreifen zusammengehalten ist, was wie der bereits etwas schwere Faltenwurf auf das Ende des 14. Jahrhunderts schließen läßt.

Hat eine Statue etwas zu tragen, z. B. Maria das Jesuskind, so scheint es einigermaßen gerechtfertigt, daß der Leib seiner Last gegenüber etwas ein- und ausgebogen dargestellt wird. Diese Erscheinung wiederholt sich schwach angedeutet selbst bei einzelnen griechischen Standbildern; im 14. Jahrhundert begegnen wir ihr an einzelnen Figuren, selbst an solchen, die nichts zu tragen haben. So z. B. tritt sie an allen Figuren am Chore der Pfarrkirche von Bozen auf, vgl. S. 279, dann in Fig. 449 aus Terlan und Fig. 453 aus Sterzing u. s. w., am stärksten aber an der Himmelkönigin in Geiselsberg und im Pfarrwidum zu Meran, einem Geschenk an den Herrn Dekan Glas aus Süddeutschland und der

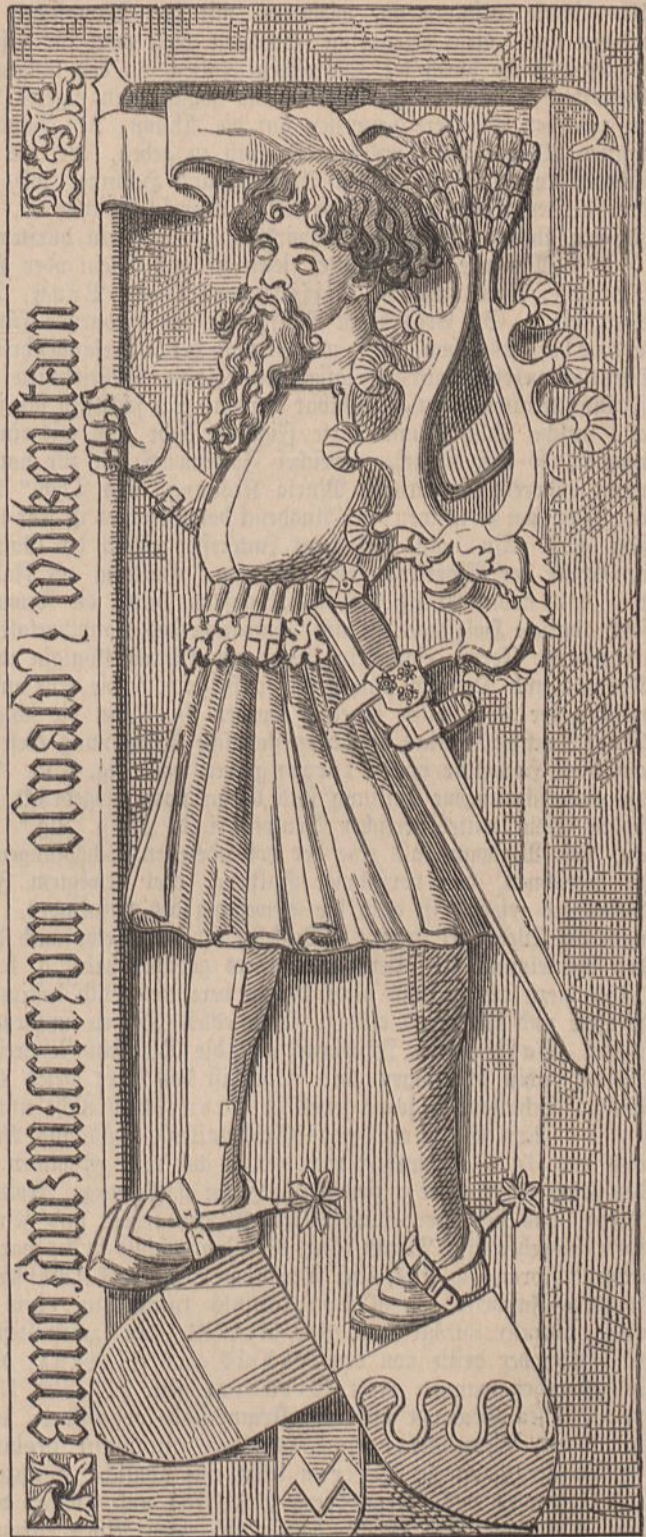


Fig. 455, Brigen.



Ulmerhschule entstammend, wiederum mit der Mondfichel unter ihren Füßen. Die Einen meinen nun, diese eigenartige Stellung hielt man für erforderlich, um die vielen geraden Linien, welche durch die zahlreichen Falten an den langen Gewändern der meist schlanken Gestalten entstanden, zu brechen und zugleich ein regeres Leben und eine noble Bewegung zu erreichen. Andere verweisen auf die Absicht, den Figuren jenen Ausdruck nachgiebigen, sanften Wesens und herzlicher Demuth zu geben, der vor allem als christlich sich erweist. Wieder andere denken an die Stellung und Haltung, wie sie in jener Zeit an den Höfen der Fürsten Sitte gewesen war. Das Wahrscheinlichste ist, daß alle diese Gründe theils zufälliger, theils absichtlicher Einwirkung gewesen sein dürften.

Mehrere Vesperbilder, seien sie aus Stein oder Holz, wie jene zu St. Pauls, Terlan, Untermais, Riffian (aus Thon), Bruz, Tschagguns, Georgenberg, Neustift, St. Erhard zu Brixen, die thronende Himmelskönigin zu Serfaus und Senale (aus Thon) u. s. w., die nach der Diöcesanbeschreibung bereits im 14. Jahrhundert öffentlich verehrt wurden, lassen jene bisher beschriebenen charakteristischen Kennzeichen des Frühmittelalters weniger sichtbar werden. Sie schließen sich jener andern Richtung der Periode an, welche schlankte und zarte Figuren liebt und mit einem ungemein schlichten Gewande umgibt, so daß einfacher, weicher Faltenwurf fast zur nothwendigen Folge wird. Hier ist unter anderem die Gruppe Maria Krönung „aus Thon“ über dem Hauptportal der Kirche von Terlan zu nennen; der Ausdruck des Gesichtes ist sehr lieblich, die Bewegungen natürlich. Fig. 451. Ein nicht geringeres Interesse erweckt die Gottesmutter auf einem Schlußsteine im Chore der Pfarrkirche von Meran; Haltung wie Faltenwurf ist ungemein anziehend und das noble Antlitz der hl. Jungfrau bildet die Krone des Ganzen, Fig. 452. Eine sehr ähnliche Holzstatue ist am Tympanon des Hauptportales der Kirche von Marienberg angebracht. Ferner eine kleine thronende Himmelskönigin im Museum zu Bozen aus St. Kosmas und Damian unterhalb Greifenstein, sowie jene auf dem Hochaltare zu Welturns, welcher der Kopf leider erneuert worden ist. Dann die schlankte Figur von St. Gertraud in Dreikirchen. Eine besonders stattliche Erscheinung dieser Art bietet sich am Gnadenbild auf dem Hochaltar von Sterzing dar, vgl. Fig. 453. Die geschweiften Draperien sowie die ausgeschwungene Haltung sind daran noch ausgedrückt. W. Lübke schreibt über dieses schöne Stück mittelalterlicher Sculptur i. d. „Mg. Ztg.“ 1883 Nr. 209: „Ich stehe nicht an, diese Madonna als eine der vollendetsten Schöpfungen der deutschen Plastik (jener Zeit) zu bezeichnen, von vornehmer Haltung, edel bewegtem Faltenwurf und holdem Antlitze. Besonders reizvoll ist auch die Bewegung des Jesukindes, das in naiver Begierlichkeit leise nach der Weltkugel greift.“ Derselbe ist mit Recht auch der Meinung, daß diese Statue den Mittelpunkt des alten Flügelaltars gebildet habe, d. h. nachträglich bei dessen Bau um 1459 hiezu als damals schon länger verehrtes Bild bestimmt wurde. Heute trägt die hl. Mutter und das Kind eine zu ihren edlen Köpfen unförmliche Krone. Die Marienstatue in hl. Wasser ober Innsbruck gibt die Diöcesan-Beschreibung als uralt, aus dem Kloster Wilten dahin übertragen, an; näher ist das Alter dieses ehrwürdigen, aber mit Stoff umhüllten Schnitzwerks sowie jenes in Trens noch nicht untersucht worden.

Von Grabmälern (Grabplatten), bald aus Marmor bald aus Sandstein, sind aus dem 14. Jahrhundert nur wenige auf uns gekommen. Die drei ältesten im Kreuzgang des Klosters Wilten ziern nach Herrn v. Peteneqg, Epitafil von Tirol, Wien 1874, ein Kreuz, das sich über einem Kleeblattbogen erhebt und seine Balken in Blatt- oder Lilienform ausgehen läßt. Daran hängt der Wappenschild in der charakteristischen „gleichschenkligen dreieckigen“ Form, Fig. 454, 455. Der älteste Stein v. J. 1300 hat ringsum in lateinischen Initialen folgende Inschrift: *Jacet . hoc . tumulo . tumulatus . civis . erat . gratus . Engelschalc . vocitat . mundo . sublatus . a . dei . M . CCC .*; der zweitälteste des Conrad Chamraer v. 1310; der dritte von den Rubeis aus Florenz, die ein eigen Geschlecht neben dem der Botschen waren. Abt Wernherr gest. 17. Mai 1338 ist auf seiner Grabplatte im priesterlichen Gewande mit dem Krummstabe abgebildet; die Inschrift lautet: *Hac . jacet . in . fossa . Wernheri . corpus . et . ossa . quondam . prelati . de . factis . jure . beati .* Auch im Domkreuzgang zu Brixen kehrt eine ähnliche Grabzierde zur Erinnerung an Canonicus Johannes von Freundsberg († 1378) und Conrad v. Pradell († 1388) wieder, wie Fig. 454 zeigt; das Haupt, häufig auf einem Rissen ruhend, finden wir hier unbedeckt, der Kelch hat noch romanische Form. Bereits tritt auch der Wappenschild seines Geschlechtes auf, welcher auf dem Grabmale des Bischofs Rudolf von Ragenstein († 1352) und auf jenem des Heinrich von Wagenberg († 1391) die einzige Zierde bildet. In Neustift findet sich zur Erinnerung an Propst Albert († 1319) die bekannte im Kleeblatt endigende Kreuzes-



form auf einem Kleeblattbogen stehend. Die Stifter des Augustiner- nun Servitenklosters zu Rattenberg erscheinen auf ihrem um 1383 errichteten Grabmal in ganz schlichter Kleidung, der Ritter mit seinem Wams und Käppchen, seine Frau in eng anliegendem Gewande; ersterer hält ein Spruchband und über einem das Ganze abschließenden spitzen Kleeblattbogen erscheinen schon etwas abgerundete Wappenschilder. Auf dem Grabmal des Priesters Heinrich († 1317) im Chore der Kirche von Terlan ist eine der Fig. 454 sehr ähnliche Gestalt mit gefalteten Händen in Flachrelief ausgemeißelt, die Abzeichen des Priesterstandes: Buch und Kelch sind an den oberen Ecken der Platte angebracht. Nach dem Charakter der schwer leserlichen Inschrift auf einem kleinen Denksteine in der Kirche von Wilpian, auf welchem ein Bergknappe in betender Stellung ausgemeißelt ist, entdeckt in einem Hause des Ortes, wird auch diese Sculptur dem 14. Jahrhundert zugeschrieben. Die Inschrift findet sich an der Schmalseite in schönen gothischen Uncialen und wird gelesen: Maria . (benedicta) me . (bitt für mich) arm . Sünder. Ferner ist zu nennen: der Stein des Diepold Hel, † 1361 im Friedhof des Dorfes Tirol und jener des Heinrich v. Annenberg † 1364 in der Kirche von Latsch. Im Dome von Trient finden wir den Stein des Bischofs Albert II. von Ortenburg, † 1390 mit dessen Bildniß, welches von der damals geübten Steinmetzkunst in dieser Stadt ein günstiges Zeugniß ablegt; als schöne Arbeit gilt auch die Grabplatte Ulrichs III. von Matsch, † 1367, in der Kirche von Marienberg, geziert mit seinem Wappen als Bogt des Stiftes.



Fig. 456, Bozen.

Werthvolle Elfenbein-Arbeiten der Frühgothik waren in der Ausstellung mittelalterlicher Werke der Kunst und des Kunsthandwerks zu Innsbruck (1865) zu sehen; vor anderen zeichnet sich durch noble Behandlung des Ganzen (Haltung der Figuren, wie schöner Formen der Köpfe und weicher Draperien) das Mittelstück eines Diptychons aus, welches in der unteren Hälfte die Himmelkönigin thronend mit einer Blume, das bekleidete Kindlein mit einer Frucht darstellte, in der oberen Maria Krönung; jede Scene war von



zwei Leuchter tragenden Engeln begleitet. Ein anderes Stück in diesem feinen Materiale mit drei Leidensscenen des Herrn (Delberg, Judaskuß und Kreuztragung) bot sich an einzelnen Köpfen und Draperien ebenfalls als gediegene Leistung eines alten Meisters dar. Das Ferdinandeum zu Innsbruck und die Sammlungen des gräfl. Guzenberg'schen Schlosses in Traßberg verwahren mehrere Eisenarbeiten aus dieser Zeit, welche verschiedenen Orten Tirols ursprünglich angehörten.

Im fünfzehnten Jahrhundert zeigen die besseren Werke der Plastik ein großes Streben nach Naturwahrheit und richtiger Bildung der einzelnen Theile, so z. B. werden die Schultern breiter, die Haltung freier, der Leib ist nicht mehr eingebogen, die Gewandung weit und reich gefaltet, späterhin, gegen das Ende der Periode aber immer mehr knitterig, jedoch sehr belebt und mannigfaltig.<sup>1)</sup> Im Allgemeinen bewahren die Heiligenbilder ruhige Haltung und edle Bewegung als bereits Eingetretene in die ewige Verklärung; ist hie und da ein sinnlich schöner Ausdruck des Gesichtes auch nicht erreicht, so spricht schon die Behandlung der ganzen Figur dennoch jeden erhebend an, der, wie Jakob mit Recht bemerkt, mit christlichem Sinne und Gemüth zu ihr tritt. Das Nackte an Kopf, Händen und Füßen erscheint in naturgetreuer Wiedergabe, besonders begegnen uns zarte Hände und eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Wiedergabe der Oberfläche der Haut und der fleischigen Wirkung des Körpers, denn die damaligen Künstler schöpften nicht aus anatomischer Kenntniß sondern wesentlich aus der richtigen Anschauung der Erscheinung. Wo sie aber den Körper ganz nackt darstellten, da treten oft unschöne Zufälligkeiten auf z. B. am Jesukinde, wo der Kopf zum Oberkörper und dieser zum Unterkörper wenig stimmt, so daß es scheint, es widerspricht selbst das Werk dieser Aufgabe, von welcher man „heute“ glaubt, daß selbe die Künstler sich hätten vorzugsweise setzen müssen!

Von Arbeiten in Stein sind bei uns in Tirol edlere Leistungen, die Grabmäler abgerechnet, wenige auf uns gekommen. Reiche Kunst mittelalterlichen Schaffens zeigt sich am Giebelfeld des Südporthals der Pfarrkirche von Sterzing, welches durch eine thronende Gottesmutter mit dem Jesukinde ausgefüllt ist, nach Lübke („Allg. Zeitg.“ 1883, Nr. 208) eine ganz vorzügliche Arbeit: darunter sieht man die Wappen Oesterreichs, Tirols, des deutschen Ordens und der Freundsberger als Gerichtsherren. Dieselbe Darstellung in Verbindung mit zwei Engeln in etwas schwächerer Durchführung v. J. 1505 kehrt am Hauptportal der Kirche von Landeck wieder. Die Reste von den vielen Reliefs am Portale zu Seefeld (Fig. 398) zeichnen sich durch kräftigen Ausdruck aus, sind sehr reich und sorgfältig ausgeführt, so daß wir daraus auf tüchtige Meister schließen müssen. Die ehrwürdige Greisengestalt auf dem in Fig. 397 abgebildeten Gottvater, sowie St. Andreas an dem S. 285 und im Kunstfreund V, 28 beschriebenen Nebenportale zu Klausen zeigen weiche und reiche Anordnung des Faltenwurfes.

Unter den vielen noch vorhandenen Grabplatten des 15. und 16. Jahrhunderts hat die Mehrzahl sehr großes kunsthistorisches Interesse (Epitaph Tirols v. Petenegg), nur einzelne höheren eigentlichen Kunstwerth.<sup>2)</sup> Hieher zu rechnen ist unter anderen der Denkstein an den Ritter und Minnesänger Dzwald von Wolkenstein (Fig. 455), welcher aus dem Jahre 1408 stammend durch die magere, schlanke Form noch Erinnerungen an das 14. Jahrhundert wach ruft. Dieser Platte schließen sich ringsum am Dome von Brixen mehrere, wohl fünfzig Grabmäler der dortigen Bischöfe an, worunter 14 von größerem Kunstwerthe sind, die beste Arbeit ist wohl der Denkstein Christofs II. (1539—1542). Einige figurenreiche Grabsteine gibt es auch im Kreuzgang des Augustiner-Stiftes Neustift bei Brixen, als: die Grabplatte eines gewissen Georgius, genannt Sebner († 1454), des Dzwald von Säben († 1454), mit dem Bilde des Verstorbenen in vollständiger Rüstung und kniender, betender Stellung; ferner ein Stein mit den Emblemen des Ordens vom hl. Grabe, Inschrift unleserlich. In Lienz (Pfarrkirche) sind die Platten der Tumben der Herren v. Görz und der Burggrafen erwähnenswerth; von größerem Werth ist der Stein des Leonhard von Görz († 1500) mit dessen lebensgroßem Bildniß im Harnischschmucke umgeben von Engeln, die Spruchbänder oder Rauchgefäße halten; geringer an Bedeutung

<sup>1)</sup> Die knitterige Behandlung rührt von den damaligen, besonders in den Kirchen gebräuchlichen schweren, gesättigten Stoffen her, welche die deutschen Künstler mit realistischer Treue in ihren zufälligen Brüchen und Falten wiederzugeben bemüht waren; welchen Einfluß die Gewandstoffe auf die bildende Kunst ausüben, darüber vgl. Kunstf. II. S. 65.

<sup>2)</sup> Neben dem Schmucke durch ein oder mehrere Wappen kommt häufig die Darstellung des Verstorbenen im Festschmucke vor, die Füße auf Böwen (bei Frauen auf Hunde) gestemmt, als Bild der Treue, den Kopf auf einem Polster etwas gehoben.



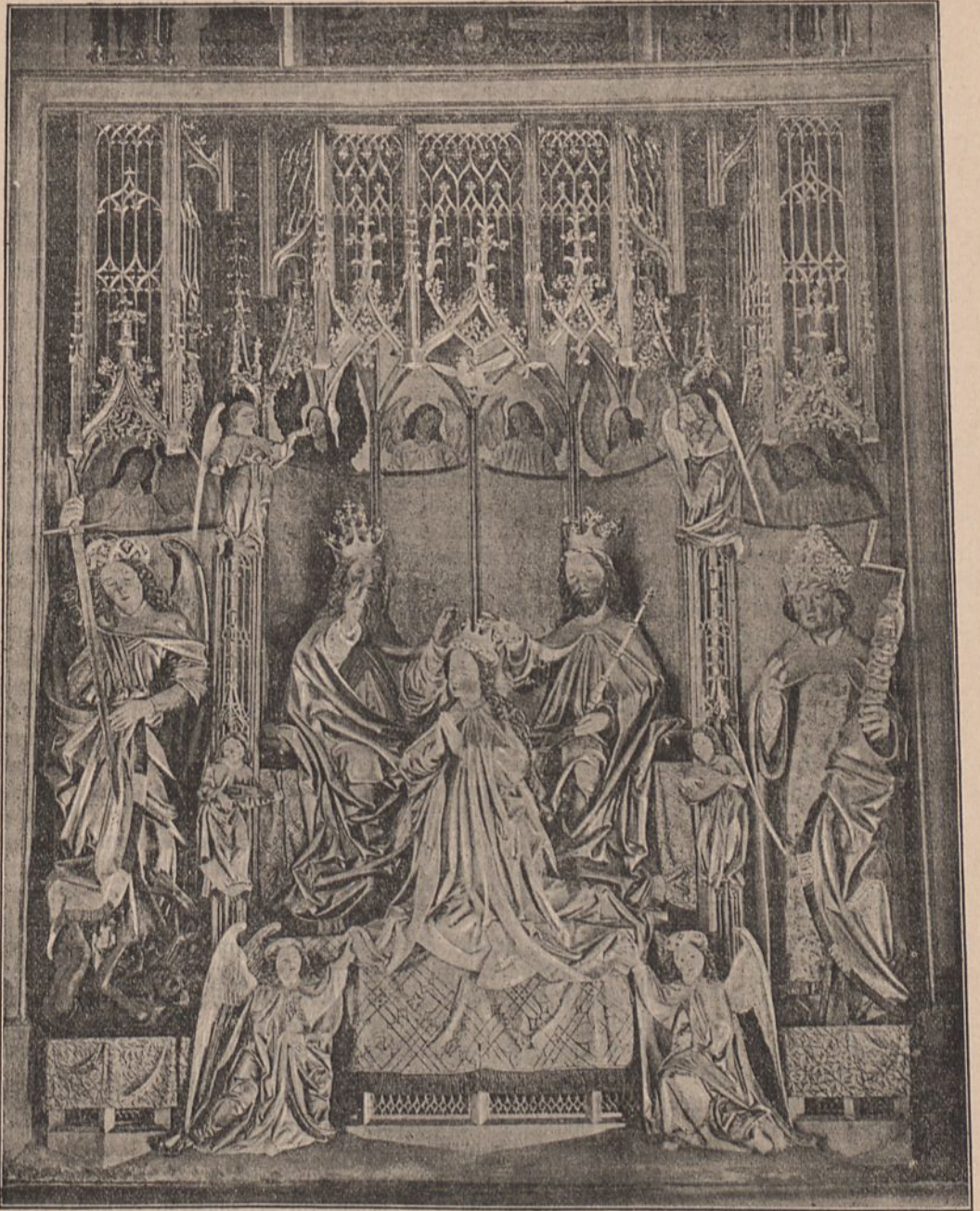


Fig. 457, Gries (von Michael Pacher).

ist jener des Michael Freiherrn v. Wolkenstein; deren reiche Sockel liegen am Eingang zum Friedhof. Erstere Platte verfertigte der tüchtige Steinmetzmeister Christof Geiger (Archiv f. Tirols Geschichte I, Innsbruck bei Wagner). Einen heraldisch und ornamental reich behandelten Stein, wie er in einer fast schablonenförmig befolgten Gestaltung und Darstellungsweise bis zum 16. Jahrhundert beliebt war, bietet uns jener des Jakob Trapp im Chöre der Pfarrkirche von Bozen nach Fig. 456 deutlich dar; ein anderer werthvoller Stein ist der des Grafen W. v. Henneberg außen an der Sakristei daselbst v. J. 1479. Von großem Interesse für den Kunstfreund sind auch mehrere Grabsteine von Bischöfen im Dome zu Trient; eine prachtvolle Arbeit deckte unter anderem einst das Grab des Bischofs Georg († 1505), dann des Rechtsgelehrten Calapino Calapini



(† 1495) (nach dem Werklein: *saggio del duomo von Toneati, Trient 1872*). In künstlerischer Beziehung wird vorzugsweise das Grabmal des in der Schlacht beim nahen Calliano 1487 gefallenen Venezianer Feldherrn Robert da Sanseverino (im Kreuzschiffe daselbst) bezeichnet. Nach Dr. D. v. Schönherr hat selbes Lucas Maurer der Steinmeze auf Befehl Kaisers Max 1493 so trefflich ausgeführt. Es bildete ursprünglich eine Tumba, von der heute nur die Deckplatte noch da ist. Darauf ist das lebensgroße Bildniß Roberts meisterhaft modellirt und ausgeführt mit geistreicher Charakterisirung des gefallenen Helden; dieser steht hier in voller Rüstung, aber als Besiegter. Seine Linke hält zwar noch das Schwert, aber sein Haupt ist unbewaffnet und an der von ihm krampfhaft gehaltenen Fahne mit dem Löwen Venedigs geziert, ist der Schaft gebrochen. Auch Kopf und Hände finden wir mit größtem künstlerischem Verständniß behandelt. Ueber ein paar Grabsteine im alten Rathhause zu Trient vgl. *Kunstf. I, 37*. — Einen oder anderen interessanten Grabstein findet der Leser in vielen Kirchen des Landes, worüber die Beschreibung der betreffenden Diöcese näheren Aufschluß gibt; beispielsweise erinnern wir an die Kirchen von Ruffstein, Wilten, Taisten, Bozen (*Kunstfr. VI, 6*), Terlan, Tramin, St. Pauls, Sarnthein, Marienberg, Riez (eine Tumba), Schruns, Hohenems, Bregenz u. s. w. Das zu Grunde gegangene Grabmal Herzogs Friedrich in Stams verfertigte Hans Ratoold 1475—1482 „Gypsgießer von Augsburg“, mit vielen Tabernakeln aus Gyps (Gyps).

An Holzskulpturen, die Außen verguldet und am Unterfutter der Gewänder in verschiedenen Farben (blau, roth oder grün) bemalt waren, hatte Tirol seit dem 15. Jahrhundert bis zu Anfang des laufenden einen sehr großen Reichthum aufzuweisen, denn trotz vielfacher Zertrümmerung einer Unzahl von Statuen und Reliefs konnten sich noch in neuester Zeit die Museen und Privatsammlungen zu München, Nürnberg, Berlin, London, Wien u. s. w. mit vielen Meisterwerken bereichern. Nur wenige Arbeiten sind in Kirchen und bei Privaten dem Lande bis heute erhalten worden. Die meisten der einzelnen Statuen und Reliefs dürften Altarwerken angehört haben. Merkwürdigerweise kommt aber in den Bauverträgen mit dem Meister eines Altars noch im 15. Jahrhundert der Ausdruck „Tafel oder Altartafel“ vor, so im Gebind mit „Maister Hansen, Maler von Hall und Maler Hans von Zudenburg von der Tafel wegen auf dem Fronaltar vnser lieben frauen im Chore der pfarkirchen ze poezen“ 1421; dann mit „Maister Micheln pacher von Braunegk wegen eines werchs in vnser lieben frauen pfarkirchen ze Gries“ 1471 (vgl. *Witth. f. christliche Kunst 6. Hft. S. 30*, Innsbruck bei Wagner). Aehnlich lautende Stellen in *Kunstfr. II, S. 87* und *IV, S. 58*. Dieser Ausdruck erinnert wohl noch an die Zeit, wo über der Mensa eine niedrige bemalte Wand im Gebrauche stand, wie unter Anderen Münzberger (i. s. Werk: die mittelalt. Altäre Deutschlands, *Frankf. a. M. bei Föfßer*) weitläufig nachweist. Bei uns hat sich davon Weniges erhalten und zwar erst aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, in welcher Zeit bereits der Altarhochbau ausgebildet war. Wie es früher bei uns mit dem Altarbau aussah, darüber vgl. oben S. 214, zu oberst. Einen Tafel-Altar im engeren Sinne besaß einst die Stiftskirche von Stams, gemalt von Heinrich Gruffit aus Ueberlingen in Schwaben, der 1369—1387 Abt dieses Stiftes war. Auf uns ist aber nur der Mittel- und Haupttheil desselben gekommen, die Flügelthüren und der Untersatz fehlen. Ueber die Vortrefflichkeit der darauf dargestellten, figurenreichen Mariä Krönung wird unten bei Besprechung der Malerei Näheres folgen. Hier sei bemerkt, daß daran nur der oben das Gemälde umfassende im flachen Spitzbogen gebaute Rahmen plastisch behandelt und hochgewachsenene Krabben denselben sammt einer Kreuzblume krönen, sehr ähnlich wie den Bogen eines Wandgemäldes in der Kirche von Terlan.

Die Bilderjammlung des Klosters Wilten besitzt ein verwandtes, ebenfalls sehr interessantes Altarwerk aus derselben Zeit, woran aber der Plastik mehr Rechnung getragen wird. In der Mitte der gemalten Tafel ist ein Ciboriumbau für eine Statue angebracht, während der Untertheil der ganzen Länge nach mit einem feinen Gitter versehen ist, wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Reliquarien. Den obern Rand der bemalten Flügelthüren beleben streng stylisirte Wimberge, welche sich auch, wenn sie geschlossen werden, mit dem ganzen Bau harmonisch verbinden. Alle 6 Gemälde beziehen sich auf das Leben Mariens, die ursprüngliche Mittelstatue fehlt. Die Architektur ist am Ganzen sehr interessant und entschieden deutsch, die Bilder erinnern allerdings stark an Giotto's Schule.

Welche Theile an einem in kräftiger Plastik angelegten Flügelaltare schon die Alten unterschieden, darüber belehrt uns die Beschreibung fast eines jeden alten Altars bei Bestellung desselben. So schreiben die Vertreter der Gemeinde Gries dem Michael Pacher vor: „Stem vndten Im Sarch (Unterbau, Piedrella von piede = Fuß) vier geschnitten



prustbild sannd Blasij, Sannd liehart, Sannd Johannes gotstauffer vnd Sannd vigily vnd an die flugl (Flügelthüren) des jarchz Inwendig geschniten bild Sannd Wolfgang vnd Sannd Jorg vnd außn an der flug Sannd Barbara und sannd Katherina. Item oben In der Tael (Schrein, Haupttheil) vnser lieben frawen kronung In aller der maßen als In vnser lieben frawen pharkirchen zu Boezen stet vnd an die seiten Sannd Michl vnd sannd Erasmi, vgl. Fig. 457, wo dieser prachtvolle Schrein abgebildet ist. Inwendig In die flug (die leider heute fehlen) geschniten bild als vnser lieben Frauen geburdt als zu weinachten vnd die Heilig drei Kunigen, In die andere vnser frawen gruß vnd vnser frawen schidung (Tod). Item Aussen an die ain flug den olberg vnd die gaislung vnnserz lieben Heren vnd an die ander seiten das Crucifix vnd die vrsand (Auferstehung) vnnserz Heren gemalt.

Item Inwendig der Tael die Ruckwendt hinten pannyr (Glanz?) golt Item die Ruckwendt in flugem mit plaber farb, Item an orten der Tael (Schmalseite) an ainer sannd Sewastian vnd sannd Florian, Item oben Im Tabernackl (Auffatz) ain Crucifix mit vnnser frawen vnd Sannd Johans vnd ze obrist ain maria bild mit dem kind.“ — Alle 3 Haupttheile findet der Leser in dem schönen aus Tirol stammenden Altar zu Plattling a. d. Donau, abgeb. i. unj. Werk: Christliche Kunst S. 12, ebenso Kunstfr. V. S. 3.

Die Figuren der Piedrella gingen an den meisten Hochaltären verloren, weil der Tabernakel zur Aufbewahrung des Allerheiligsten nach dem Concil von Trient auf den Altar übersezt und gerade davor aufgestellt werden mußte, in Folge dessen dieselben für überflüssig erachtet wurden. Die Einzelfiguren sind hier bisweilen durch eine Gruppe vertreten (Campill b. Bozen, St. Sigmund und Hofern i. Pusterthal, Plattling, zu Dambel sogar drei Gruppen, zu Sattels i. Vorarlberg.)

Die Darstellungen des Schreines zeigen häufig eine Dreitheilung vermittelt Pfeiler, die dann durch Balbachine und Engelsfiguren belebt werden, später treten auch Säulchen auf und in der Regel bilden fast gleich große Statuen die ganze Ausfüllung, vgl. christl. Kunst S. 12, in Fig. 457 kommt mitten eine Gruppe besonders bei kleineren Werken auch nur eine Gruppe vor, Fig. 458; daran schließen sich nach Tafel I Kunstfr. v. J. 1885 eine weitere kleinere, aber figurenreiche im Hintergrunde und andere auf der Innenseite der Flügelthüren harmonisch an. Ueberreich ist hier an diesem Altare und jenem von Lana auch die Umrahmung durch kleine Figürchen in zartem Ornament ausgeführt. Maria mit Jesus im Arm zwischen zwei Heiligen gewöhnlich den Patronen der Kirche (wenigstens auf dem Hauptaltare) kehrt als Hauptfigur so oft wieder, daß sich sehr viele Besteller des Werkes oder die Künstler selbst von freien Stücken die Verherrlichung der Gottesmutter zur Lebensaufgabe gestellt zu haben scheinen.



Fig. 458, Aufkirchen.



An den Schmalseiten des Schreines hat man anstatt zarter Anbauten aus durchbrochenem Maßwerk auch Rundfiguren auf Consolen und unter Baldachinen angebracht, gewöhnlich schmucke Rittergestalten in voller Rüstung als: St. Georg, Florian, so zu Hofern bei Riens, Dambel, zu Nikolaus bei Ebbs i. Unterinntal u. s. w. An letzterem Altar hat der Schrein seine regelmäßige Bierecksform aufgegeben, den oberen Querrahmen weggeworfen und mittelst mehrerer in sich verschlungenen Felsrücken einen reichen Aufbau für fünf kleinere Figuren als dritten Haupttheil des alten Altars zu erreichen gesucht ähnlich wie am Altare des St. Barbarakirchleins in Gossensaß und St. Nikolaus in Dreikirchen (Eisackthal), St. Johann in Bozen (Hauptaltar). Es scheinen auch die Flügelthüren schon ursprünglich hie und da aufgelassen worden zu sein, ähnlich wie an einem kleinen Altar zu Seefeld, an dem das Ganze nur aus drei aneinandergereihten Ciborien mit je einer Statue sich zusammensetzt. Zu Brand in Vorarlberg und an dem einen Altar zu St. Sigmund in Pusterthal besteht auch der Aufsatz aus einem schreinentigen Bau, darum und wegen der etwas massiven Ausführung halten Einige den letzteren für bedeutend älter als andere Altäre, welche Ansicht aber kaum stichhaltig sein dürfte. Nebenher liefen noch immer einzelne Altäre, an welchen Gemälde allein und plastische Figuren nur mit einfachem Aufsatze in Verwendung kamen, als zu Anraß (im Nied), St. Valentin in Eppan, in Saubach (Eisackthal), einer in der Bintlerrischen Sammlung zu Bruneck, im Museum zu Innsbruck und der wegen seiner vielen symbolischen Bilder besonders interessante zweite Tafelaltar zu Stams.

Biemlich viele Flügelaltäre mit Schnitzereien hatten sich bis vor wenigen Jahrzehnten in Tirol und Vorarlberg erhalten, aber seitdem wandert jedes Jahr ein oder anderes Stück außer Land, weil man hier diese Kunstwerke nicht nach Gebühr zu schätzen weiß. Einige Altäre und die Bruchstücke davon bilden verwandte Gruppen und deuten auf eine Art verschiedener fast gleichzeitiger Werkstätten oder Schulen hin. In den Vordergrund setzt man in der Regel die Pacher'sche Schule zu Bruneck, wo Maler Michael Pacher geb. 1430—1440, nach Joh. v. Bintlerr 1469 zuerst als Zeuge auftritt und wie oben bemerkt, 1471 mit der Gemeinde Gries einen Vertrag wegen eines Altars abschließt, wovon der in Fig 4 7 abgebildete Schrein in der Kapelle der alten Pfarrkirche daselbst erhalten ist. Daran spricht sich der ihm nachgerühmte Charakter und seine Eigenart aus: nämlich Streben nach Naturwahrheit in der Komposition und in der Ausführung. Das Ganze macht in Gries einen ebenso anmuthigen als kirchlich feierlichen Eindruck; die Verbindung des Architektonischen und Malerischen ist von der besten Wirkung, wobei die zarte Ornamentik späteren gothischen Styles, jedoch noch mit geraden Fialen, sich auszeichnet. In den einzelnen Gestalten vermißt man freilich eigentlich hohe Formenschönheit und Idealität, hingegen eine gefällige naive Naturwahrheit drückt sich deutlich aus. Maria hat ein holdes, ganz jugendliches Gesicht, die männlichen Köpfe sind frisch aus dem Leben genommen, am besten gelungen sind die Engelköpfe mit ihrer turbanartigen Bedeckung. Dies naturalistische Streben, sowie die hie und da starren und knitterigen Faltenwürfe der Gewänder verrathen deutlich den Einfluß der Schule in Schwaben und Franken. Dennoch macht M. Pacher vom Zeitalter nur einen bescheidenen Gebrauch und behält die herkömmliche kirchliche Gewandung bei.<sup>1)</sup> Das schönste und großartigste Werk M. Pachers ist bekanntlich der Altar zu St. Wolfgang im Salzburger'schen, abgebildet fast in jedem Werk über deutsche Sculptur, so in jenem von Zobst und Leimer, von Münzenberger (deutsche Altäre) u. s. w.

Gleichzeitig nennen Urkunden auch einen Friedrich und Hans Pacher von Bruneck, die Michael überlebten, welcher 1498 zu Salzburg bei Vollendung eines Altars starb (eine Madonna mit dem Kinde bei den Franziskanern daselbst ist noch übrig). Vermittelst einiger Gehilfen wäre es ihm möglich gewesen, alle jene Altäre zu bauen, welche seiner Werkstätte oder Schule zugeschrieben werden. Vor anderem ist jener von Tramin (jetzt im National-Museum zu München) vgl. Kunstfr. I, 77 zu nennen; diesem nahe steht der bei den Franziskanern in Bozen, freilich erst 1500 vollendet, sowie das ebenfalls durch eine lebenswürdige Krippendarstellung ausgezeichnete Altärchen in einer Kapelle des Klosters gleichen Ordens zu Trient und der Hochaltar in der Kirche von Weissenbach (Pusterthal). Dann wird der Künstler-Familie Pacher zugeschrieben der Altar zu Trient bei Kastelruth (Mittelbild eine thronende Gottesmutter mit dem Kinde); ferner der Hochaltar zu Pinzon ober Neumarkt (Maria in majestätischer Haltung von Engeln umgeben, die sie krönen oder einen Teppich halten) zwischen den Kirchenpatronen nebst anderen Figuren

<sup>1)</sup> Kunstfr. III, 14; Mitth. II, 122, VII 238; Repertorium f. Kunstwissenschaft IV, 111.



unter reichen Baldachinen; in der Piedrella war einst die Geburt Christi dargestellt. Andere erwähnenswerthe Altäre in Buxterthal sind: in der v. Bintlirischen Sammlung zu Brunek, zu Hofern mit reicher schwungvoller Architektur, zu St. Sigwund (2 Werke, jener im Seitenschiffe mit weichem und reichem Faltenwurf an den Gewändern der Hauptfiguren, so daß ihn Einige einem Meister vor Pacher zuschreiben), im Schloß Kehlburg, St. Korbinian bei Aßling. Ein von Pacher etwas verschiedenes Werk weist das 1.25 m hohe und 90 cm breite Gnadenbild in Aufkirchen auf oder das Mittelbild eines kleineren Altars, Fig. 458; Komposition und Ausführung sprechen deutlich für große Klarheit und Empfindung des Meisters um 1480, welcher individuelle Züge in jeder Figur zu erreichen wußte. (Mitth. d. C.-C. v. J. 1878, S. XCVII.)

Man unterscheidet mit Recht eine eigene „Brigner Schule“, aus welcher folgende Meister bekannt sind: Meister Lienhart, der die Tavl für Klauen 1469—72 nach Kunstfr. IV, 62 verfertigte. Hans Klocker 1486 der Meister des Altars für St. Leonhard in Passeier, von welchem Werke die in diesem Orte durch D. Haselwanter gekauften stattlichen Ritter St. Sigmund und Oswald am neuen Altare zu Seefeld herrühren dürften. Ruebrecht Petich, 1517 Erbauer des Altars (Tavl) für Ecken (Eggenthal) und Gabriel Kriendl, der 1499 eine Tavl für Girsan nach Kunstfr. II, 87 lieferte. Andre Haller erbaute nach Sinnacher den Altar in Durnholz, vielleicht denselben, welcher jetzt restaurirt in der Kapelle des Herrn Franz v. Ballinger (Stillendorf) zu Bozen zu sehen ist und auch von jeben angeführtem Orte stammt. Genannter besitzt auch noch zwei andere restaurirte kleine Altäre aus Villanders und St. Florian bei Neumarkt, an welchen allen einzelne gute Figuren vorkommen.<sup>1)</sup> Nach Dr. D. v. Schönherr: Kunststrb. unter Herzog Sigmund ließ dieser Landesherr durch Meister Hans, Maler in Wilten einen Altar zu Ehren aller Heiligen herstellen und malen.

Von Altären in der Umgebung von Brigen sind heute noch nennenswerth die Reste zu St. Cyrill und Meransen, die wohlerhaltenen aber restaurirten zu Malaun und Clerant.

Eine vorzügliche Arbeit finden wir in der Kirche von Corvara angeblich um 1512, welche wohl auch eher hieher zu beziehen ist, als einem italienischen Meister zuzuschreiben, denn auch aus der Brigner Schule gingen sehr feine Leistungen, besonders in der Malerei, hervor, wie sich der Leser weiter unten überzeugen wird. Erwähnung verdienen die Altäre zu St. Valentin und St. Jakob in Villnöß (letzterer jenem Prachtwerk zu Pinzon sehr ähnlich), zu Albions und St. Katharina in Lajen (nur mehr der Schrein mit drei Figuren), wenn auch letzterer an Bedeutung der werthvollen Krönung

<sup>1)</sup> Wolfgang Haller auch aus Brigen (?) baute dann den in der Mitth. d. I. I. Cent.-Comm. v. J. 1870 abgebildeten, großartigen Altar von Heiligenblut in Kärnten und setzte darauf folgende interessante Inschrift: „Andre jar andre war. Schpricht Wolfgang Haller der hat das werk volendt anno domini meccccxx jar.“ Um 1520 pochte die der Gothik feindliche Renaissance Italiens bereits energisch an die Pforten der tirolischen Kunst, daher der Klageruf unseres alten Meisters: „andre jar andre war.“ d. h. andere Mode, indef hat er sich selbst von ihrem Einfluß nicht ganz frei zu halten gewußt, wie einige Ornamente am genannten Altare bezeugen.

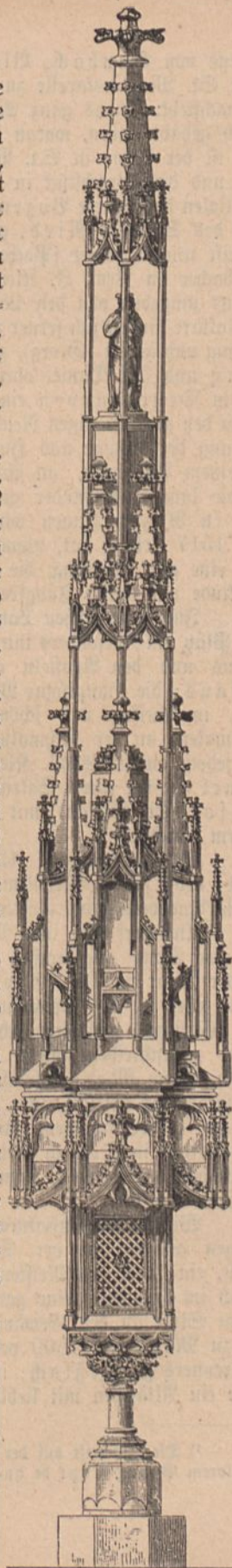


Fig. 459, Sacramentshäuschen, in Vill b. Neumarkt.



Mariens von Saubach, Willanders (jetzt im Altare von Lichtenberg in Binstgau) und in der St. Martinskapelle zu Dreikirchen, sowie dem St. Nikolausaltar daselbst weit nachsteht. Etwas ganz Eigenartiges von einem flachen Baue dürfte der Altar in Böls an sich gehabt haben, woran das sehr interessante Mittelstück zu Uns noch erinnert; einfacher ist der Altar in St. Peter daselbst von 1510 (Petrus als Papst ist die Hauptfigur) und das Bruchstück in der Kirche von Oberböls. Mehrere alte Altäre zieren noch die Pitalen der Pfarre Bozen als: St. Johann, St. Martin (3 Stücke), St. Jakob. Jener des Schlosses Ried, gestiftet von Kaplan Wolf aus Kaltern, soll nach Neeb die Inschrift *micha pacer (Pacher) 1465* (durch den Uebermalen 1676) getragen haben, von Ueberbacher an Prof. J. Klein nach Wien verkauft; er bestand aus einer gemalten Tafel: Christus umgeben von den Leidenswerkzeugen, zweien Heiligen und dem Stifter. Einfachere Flügelaltäre finden sich ferner zu St. Jakob in Gries, in Mölten (Pfarckirche mit Maria Krönung und in St. Georg), zu Unterain (mit reichen Draperien) und St. Valentin in Eppan und St. Daniel ober Auer von 1526. Eine Sonderstellung hat der große Hochaltar in Deutschneven eingenommen, von welchem noch vier figurenreiche, kräftige Reliefs in den gegenwärtigen Neubau eingesetzt sind, darstellend die Geburt Christi, Aufopferung, Anbetung der Könige und Hingebung der hl. Jungfrau, die Köpfe sind etwas groß, aber von feinem Ausdrucke, an Einzeltheilen kommen Verzeichnungen vor, weich und reichhaltig sind die langen Gewänder geordnet. Trotz der sehr fruchtbaren Kunstschule dieser Zeit in Bozen kennen wir bisher nur den einen Meister, Georg Arzt, der einen Altar 1517 erbaut hat, nämlich jenen von St. Juliana bei Vigo in Fassja.<sup>1)</sup> Das Ganze macht eine gute Wirkung, die Einzelheiten sind etwas verflacht; dargestellt sind: Maria mit dem Kinde und lauter Jungfrauen, im Aufsatze Christus mit den Wundmalen und Engel.

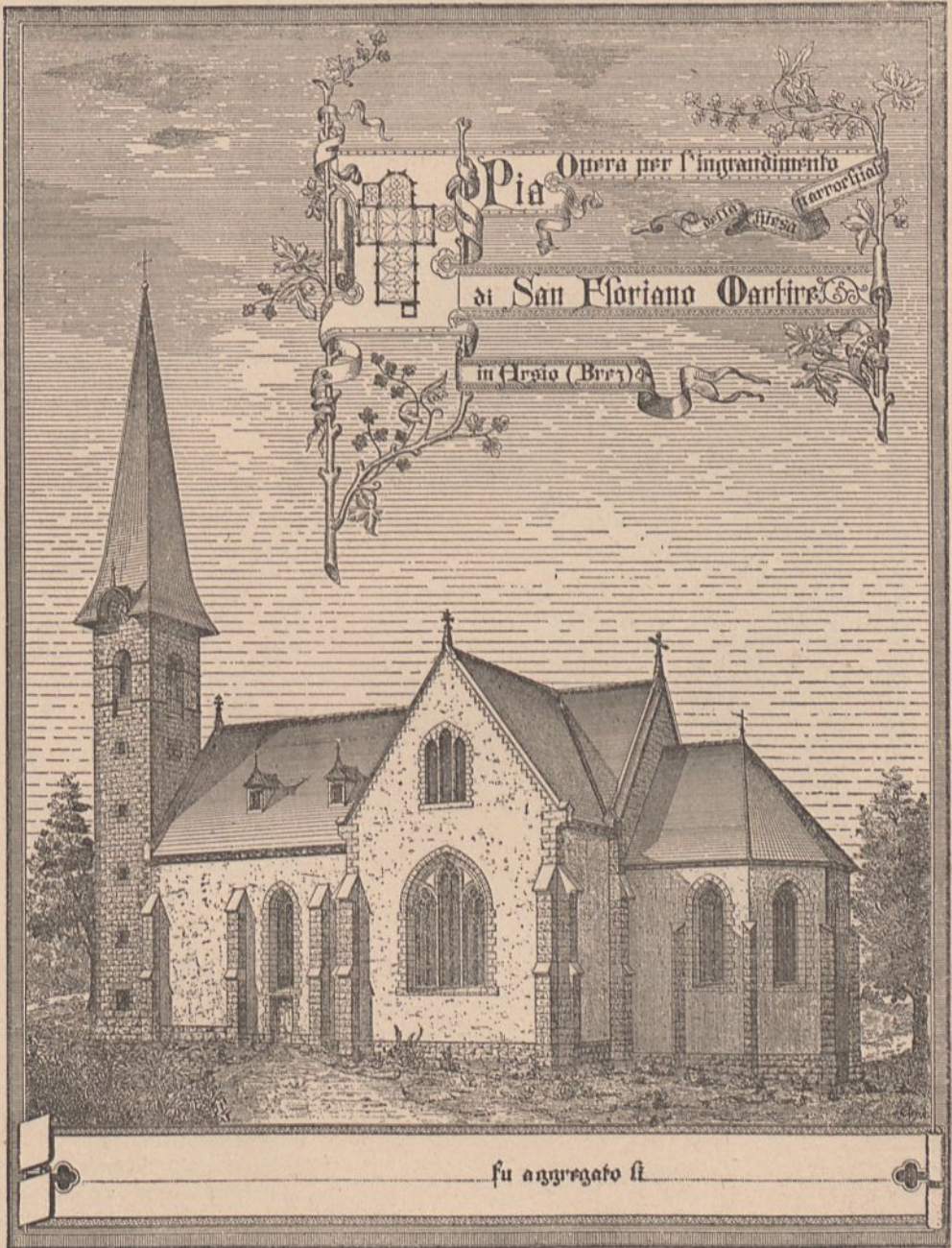
Im italienischen Landestheile nimmt der Altar zu Dambel in Nonsberg den ersten Platz ein; besonders interessant ist; daß die Piedrella sammt Innenseite der Flügel mit Christus und den Aposteln ausgefüllt ist, ähnlich wie am Altar von St. Georg bei Serfaus; die Hauptfigur Maria mit dem Kinde findet sich in einem Bildstock nächst dem Dorfe, im Aufsatze von schöner architektonischer Anordnung wiederum Christus mit den Wundmalen; an der Schmalseite des Schreines zwei stattliche Ritter; alle Figuren etwas kurz, jedoch ausdrucksvoll. Kleinere Werke trifft man in Castelfondo (Schloß), Wälschmichael (in der alten Satrisfei), Mattarello (Schloß) und Bezzano (St. Valentin), Carefol (St. Stefan) mit Maria Krönung v. J. 1552, zu Primiero (St. Martin) auf dem Friedhofe.

Das großartigste, 13 m hohe Altarwerk im Lande bewahrt die Pfarrkirche von Lana; nebst guten Verhältnissen tritt an den Figuren markirte Ausführung der Köpfe auf und die Anordnung des Faltenwurfes folgt einer natürlichen Anordnung, von einem gekniterten Faltenwurf hat der Meister Hans Schnatterped aus Meran (um 1503) kaum eine Spur angebracht; Näheres im Kunstfr. IV, 76. Ob demselben Meister nicht auch der Altar von St. Georg in Schöna mit seinen lobenswerthen Figuren und besonders jener in der Spitalkirche zu Tarsch mit der nämlichen Hauptdarstellung wie in Lana (Christus todt im Schooße seines Vaters) und ungemein feinem architektonischen Aufbau zuzuschreiben sind? Der Erwähnung finden wir dann werth den Altar in der Pfarrkirche von Meran (einst in Tarsch, Kunstfr. IV, 46), die Reliefs am neuen Altare der Spitalkirche daselbst, zwei Altäre in der Schloßkapelle von Dermontani, zwei in Gölau (unter anderem mit einzelnen sehr schönen Figuren), zwei in Laatsch und des Schreines in Tarsch (St. Michael.) Jenes Altärchen der Kapelle in der Burg Tirol, dem Pacher zugeschrieben, stammt aus einem Bauernhause in Montan, wahrscheinlich aus der Kirche daselbst.

Wie die Nebenstatuen im Hochaltar der Pfarrkirche von Sterzing und die dazugehörigen anderen in der St. Margarethkirche, sowie die Flügelthüren im Rathhause daselbst, ein Werk des Meisters Hans Mueltscher aus Innsbruck um 1458 beweisen, hat sich im Innthale eine ganz eigene Schule gebildet, voll Anmuth in den Köpfen, mit edelstem Style an den Gewändern (Kunstfr. VI, S. 27). Andere Altarwerke der Umgegend sind: zu Mareit um 1509 von Math. Stöberl, St. Barbara in Gossensjäß; jenseits des Brenners zu Neßlach, im Museum zu Innsbruck, in der St. Annakapelle der Hofkirche ein Altärchen mit lieblichen Köpfen; in der St. Michaelskirche zu Schwaz macht sich

<sup>1)</sup> Die Inschrift auf der Rückseite lautet: Joh. Geiger veri pastoris hoc opus completum est per pictorem Georg Arzt de busano nono die mensis augusti 1517.





Wie in manchen anderen Orten vorkommt, so erweist sich auch die alte, gothische Pfarrkirche von Arsio, (Brez) auf dem Monsberg für die heutige Bevölkerung zu klein, so daß eine bedeutende Erweiterung dringende Nothwendigkeit geworden ist. Die Anlage des alten Baues und das Terrain bieten bei einer derartigen Aufgabe meistens große Schwierigkeiten, wie auch die vortrefflichen Aufsätze im Archiv f. christl. Kunst v. Dr. Keppler (Jahrg. 1889) zur Genüge darthun. Eine Verlängerung des Schiffes läßt in Arsio weder der Thurm noch die Höhe des Gewölbes zu, einem dreitheiligen Schiffe widerspricht das Terrain. So blieb nichts übrig, als ein Kreuzschiff mit bedeutenden Raumverhältnissen und einen neuen Chor mit Benützung der Steinmearbeiten des alten zu bauen. Wie stattlich der beantragte Neubau von G. Madein, Architekt in Bozen mit seiner gediegenen Construction und seinen schwungvollen Giebeln bei einer Raumgewinnung von 270 □-M. sich präsentiren wird, zeigt nebenanstehender Grundriß und die Außenansicht des Entwurfes. Mit der Zeit wird auch der unschöne Thurmhelm einem besser entsprechenden weichen. Möchten viele Hände sich rühren und dem Kreuzer-Vereine, laut Beilage, beitreten, um dieses im Vergleich mit anderen Neubauten so edle Werk nächstens in Angriff nehmen zu können.



eine dem Bacher verwandte Richtung geltend und der St. Georgsaltar im Schloß Amras nach Dr. Schönherer im Charakter der schwäbisch-bairischen Schule, ist eine schöne Arbeit des Meisters Ulrich Tiefenbrunn, eines Innsbrüders † 1526. Zu Traßberg findet sich ein Altar aus Pustertal mit der Geburt Christi in der Piedrella; dann wäre noch zu gedenken des Altars zu St. Magdalena im Hallthale und besonders des bereits erwähnten zu St. Nikolaus bei Ebbs mit feiner Architektur. In Oberinntal finden sich ein kleines Altärchen zu Seefeld, zu Flauring im Widdum (Hauptdarstellung der Stamm- baum Christi) und der in der Mitth. d. C.-C. v. J. 1890 abgebildete zu Landeck sowie einer zu Fließ.

Verhältnismäßig viele Altäre erhielten sich auch in Vorarlberg, so zu Agatha auf Christ- berg (zwei Stücke, eines mit Figuren edelster Haltung), zu Brand (zwei Schreine überein- ander aus dem 15. Jahrh. künstle- risch von geringerer Bedeutung), zu Breders (rundbogiger Schrein, die Piedrella mit sehr guten Gemälden), zu Daniels (herrliche Reliefs um 1460, schwäb. Schule), Ludesch (drei Schreine, einer von 1480, mit einzelnen sehr interessanten Fi- guren), zu Sattels (in der Piedrella wie bemerkt die 12 Apostel), zu Thüringen (der St. Stefansaltar, aber derzeit in St. Pölten), zu Bregenz im Museum mehrere Reliefs (besonders treffliche aus Feld- kirch. Abb. in Mitth. d. C.-C. v. J. 1883) und Statuen von Altären.

Von den vielen im Lande zer- streuten Gruppen und besonders bemerkenswerthen Einzelstatuen können wir aus Mangel an Raum nur wenige anführen als: Mariä Krönung, Marmorrelief an der Stiege der Orgelempore

der Pfarrkirche von Bozen, die Gruppe, wie Simon von Cyrene Christo das Kreuz tragen hilft, eine vorzügliche Arbeit in der Pfarrkirche zu Sterzing (von Mueltscher?), eine ähn- liche, aber jüngere in der Pfarrkirche von Brigen, dann die Vesperbilder zu Rams (schön geschnitten), u. Lienz, die noch bisher zu wenig beachteten Kreuzwegbilder in Tob- lach, polychromirte Hochreliefs aus Steinguß, figurenreiche Darstellungen mit Wappen und der Zahl 1519, leider sehr beschädigt, weil sie jedes Schutzes durch Gitter entbehren; die St. Leonhardsstatue in der Kirche gleichen Namens bei Kundl, trotz etwas massiven Baues eine schöne Figur mit der Jahreszahl 1481; die Hauptgruppe des Hochaltars von Tschengels (Mariä Krönung durch Gott Vater und Gott Sohn) findet sich im germa- nischen Museum zu Nürnberg. Merkwürdige Kreuzfixe gibt es in der Spitalkirche zu Innsbruck, in den Pfarrkirchen von Lienz, Bruneck (wegen kräftiger Naturwahrheit, sowie des Adels in der Anordnung und der Wahl des Modells der eigenen Hand W.

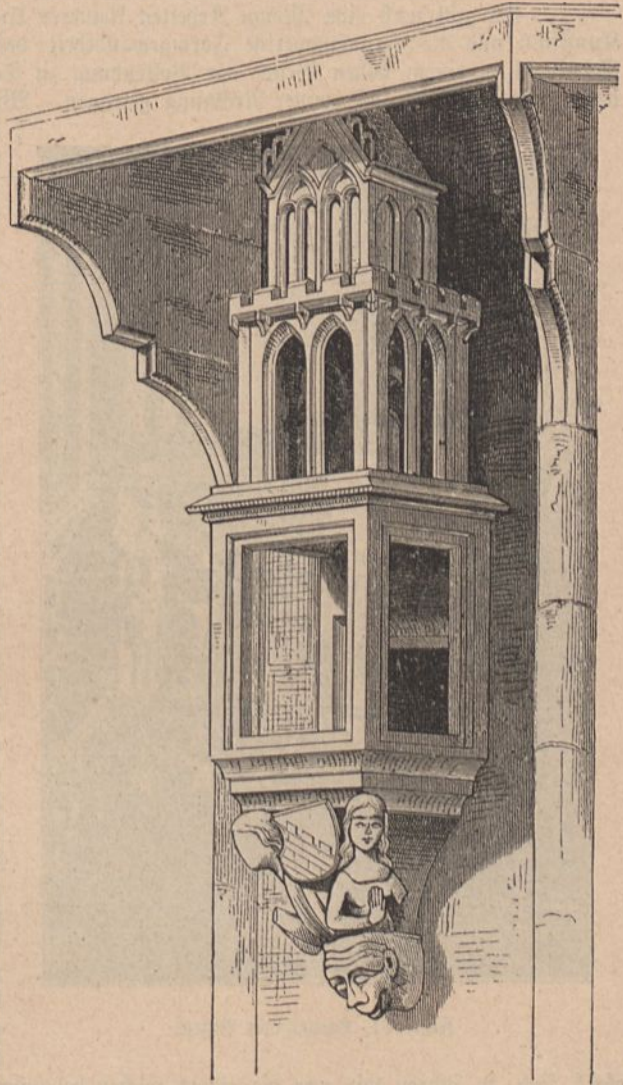


Fig. 460, Bozen.



Pachers zugeschrieben) und Lana, Tifens, bei den Franziskanern in Bozen (außen beim Eingang mit langen Haarlocken und weitaus flatternden Schamloch), im Dom zu Trient (Kapelle) u. s. w. Ueber andere Sculpturen vgl. Kunstfr. III, 55. Im Jahre 1472 verfertigte Bildschnitzer Gall aus Innsbruck 6 Bilder für die ansager in Seefeld (Dr. D. v. Schönherr). Auch die vielen plastischen Figuren an verschiedenen Gewölbeschlusssteinen sind erwähnenswerth, vor anderem jene im Chore der Pfarrkirche von Bozen.

Es gibt noch eine Menge Arbeiten kleineren Umfanges, woran der große praktische Kunstsinne und die staunenswerthe Formgewandtheit des mittelalterlichen Steinmeßers und Schnitzers in einem hohen Grade der Vollendung zu Tage tritt. Der Natur des verwendeten Materials ist fast immer Rechnung getragen. Wir können es daher nicht unterlassen,

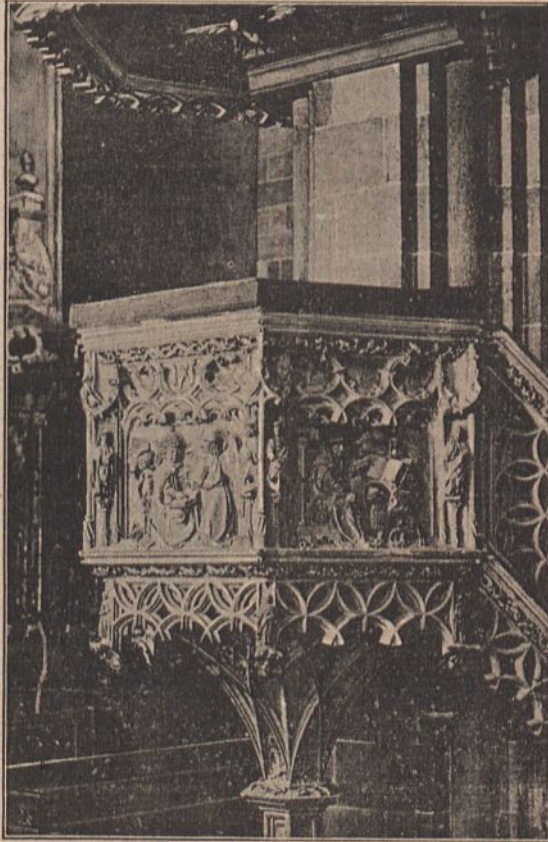


Fig. 461, Kanzel von Bozen.

diesen sogenannten „Kleinkünsten“ wenigstens einige Aufmerksamkeit zu schenken. Mit den Altären in nächster Verbindung stehen:

1. Die Sakramentshäuschen (vgl. Kunstfr. II, 87). Seit dem 15. Jahrhundert bemühte man sich auch in Tirol auf der Evangelienseite des Chores zur Aufbewahrung des Allerheiligsten ein schmuckes, mitunter auch prachtvolles und sinereiches Häuschen zu bauen. Wie die nach der Diöcesanbeschreibung verschiedenen Stellen alter Visitations-Protokolle bezeugen, hat sich der Gebrauch der Sakramentshäuschen bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Für gewöhnlich bildet ein solcher Tabernakel einen viereckigen Wandschrank aus Stein, umgeben von einem profilirten Rahmen, fest verschlossen durch ein mehr oder minder künstlerisch gearbeitetes Thürrchen von Eisen, ähnlich wie Kunstfr. III, 61, Fig. 5. In Kapellen und Filialkirchen kommen auch derartige Wandschränke vor, hier dienen sie aber in der Regel nur zum Verschlusse des Weßtelches u. dgl. So finden wir in den Ruinen der Kapelle von Sigmundskron sogar deren zwei am Triumphbogen angebracht. Weil die einfachen Sakramentshäuschen fast alle einander

gleich sind, so führen wir nur die etwas reicher behandelten namentlich an. Zu Kurtinig und Penon (Decanat Kaltern) sind beide ähnlich der Figur 6 im Kunstfr. III, 61 durch einen Wimberg ausgezeichnet, mit Christus am Kreuz verziert, letzterem diente eine Thierfigur als Console. Ein Wimberg krönt auch jene zu Baselga im Monsberg und St. Magdalena bei Hall. In der Kapelle von Schulthaus in Eppan war unter einem Wimberg und Baldachinen der englische Gruß abgebildet (derzeit im Widum zu St. Pauls aufbewahrt). Interessant sind jene Sakramentshäuschen, welche einen durchbrochenen thurmformigen Aufsatz haben und deren Kästchen auf einer Säule ruht. Das glänzendste Beispiel bietet die Kirche in Will bei Neumarkt aus weichem, feinkörnigen Sandstein in hoher, schwungvoller Anlage, (Fig. 459); ähnlich sind jene zu Taufers (Pusterthal), Weissenbach und Sarms (die zwei letzteren mit hölzernem Helm). Eigenartig ist der in Dreiecksform aufgeführte Bau zu Lech (Vorarlberg) von 1409, dessen verjüngtes Obergeschoß als Dienst eines Gewölbe-Rippenbündels dient; jenes zu Ludesch (aus Cement) schließt mit dem Kreuzfuge ab. Auch aus „Eisen“ baute man verschiedene Sakramentshäuschen, so z. B. jenes zu Seefeld in Form eines viereckigen Schranke, geziert am Thürrchen durch



Christus und die Evangelistenymbole. Eine wahre Prachtarbeit in schlanker, hoher Thurmform ist jener einstige Tabernakel von Feldkirch, mit sinnreichen figürlichen Schmuck, der sich auf's Mannasammeln in der Wüste bezieht (jetzt dient das Ganze als Kanzel, Abb. in Mitth. d. Cent.-Comm. 1862) Wie das Ganze stylgerecht und schwungvoll bis in die Einzelheiten herab ausgeführt ist, zeigen unten die Figuren 477, 478, 479. Auch für die Pfarrkirche von Bozen verfertigte Christian Sachs, Schlossermeister zu Innsbruck 1498 einen ähnlichen Bau aus Eisen für 325 m. pr.; ebenso gab es zu Brixen ein solches Tabernakel, dessen fein durchbrochenen Wände Antiquar Ueberbacher erwarb. Jenes zu Klausen erhob sich über Stufen und war mit einem Gitter umgeben (Kunstfr. II. Taf. zu Nr. 11 und 35). Nach der Ähnlichkeit der Bauform haben

2. die Todtenleuchter auf den Friedhöfen zu folgen. Es sind hohle Säulen in runder Vier- oder Vielecksform, deren oberer durchbrochener und mit einem pyramidalen Dache gekrönter Aufsatz zur Aufnahme eines Armenseelen-Lichtes bestimmt ist. Dieses unterhielt man ganze Nächte zur Erinnerung an die im Orte Entschlafenen. Die Lampe setzte man bequemer auch unten ein und zog sie vermittelst einer Schnur ins offene Häuschen hinauf, so zu Lana. Bei uns ist im Baue keine große Verschiedenheit zu beobachten, fast alle sehen der Fig. 2 auf der Tafel zu Kunstfreund 1886 ziemlich ähnlich. Deren findet man zu: Brixen (Domkreuzgang), Lengmoos (Hoc opus fecit fieri fraternitas s. Mariae 1513), Schwaz, Terlan (der Sockel allein noch da, der Obertheil nur mehr im Bilde), Tisens (der reichste und zierlichste Bau unter allen anderen, in einem größeren Kreuze abschließend), Unterrinn, Wangen (von einem Engel gekrönt). An der Außenseite der Pfarrkirche von Bozen gibt es drei Lichthäuschen, eines mit drei sich verjüngenden Stockwerken von einer Console getragen und zu unterst mit der Halbfigur eines Mannes und einer Frau sowie mit einem Wappenschilde (Herren v. Tschetsch oder Maulkrappen?) geziert, daher vielleicht auch die Stelle eines Grabdenkmals verretend; es steht mit dem Innern einer Schneckenstiege des Thurmes in Verbindung, so daß man von denselben aus das Licht aufstellen konnte, Fig. 460. Hier könnte der verwandten Form wegen auch



Fig. 462, Mittelberg in Vorarlberg.



Fig. 463, Serfaus.

3. auf die Bildstübe (Betsäulen) hingewiesen werden, vgl. Kunstfr. II, 36, 76. Ihr Bildhäuschen gewöhnlich mit vier Nischen erhebt sich über einem viereckigen, seltener polygonem Pfeiler und schließt mit einer gemauerten Pyramide oder mit einem Holzdache ab, das hie und da ein Kreuz aus Eisen krönt, so z. B. bei Lajen (Nied), Gufidaun,



Brixen, Bruneck, Trient und der zierlichste Bau in Moritzing bei Gries, abgebildet im Kunstfreund v. J. 1869 Taf. III 1. Eine etwas eigenartige Form in reicherer Durchführung ganz aus rothem Marmor bietet die hohe, schlanke Bildsäule im Springbrunnenbecken der Saline zu Hall, laut Inschrift errichtet 1486 von der St. Barbara Knappenbruderschaft unter Erzherzog Sigmund, dessen Bild auch angebracht ist, ursprünglich aufgestellt vor dem Abamer Thor; nach Dr. D. v. Schönherr ist diese Säule eine Arbeit des Steinmetzen Christian Nidinger von Mattenberg.

4. Die Kanzeln; es gab deren viele, die meisten waren aus Sandstein gearbeitet. Mehrere haben sich noch erhalten, keine reicht aber über das 15. Jahrhundert zurück; die Mehrzahl (ursprünglich wohl alle) ruht auf einer freistehenden Säule und ist aus dem Sechseck, seltener dem Achteck gebaut. Die Brüstung durch Maßwerk belebt, wurde bald durchbrochen, (St. Pauls, Montan), bald geschlossen (Deutschneuen, Pfarrkirche die sehr zierlich gebaut ist und St. Agatha), Petersberg, Mais, Pinzon (v. 1551), St. Magdalena bei Mareit mit dem Namen Jesus geziert, in Schrambach bei Feldthurns u. s. w. In Meran ist an den beiden durchbrochenen Kanzeln die enge Verbindung mit dem Pfeiler, woran sie stehen, interessant, sie wachsen aus demselben gleichsam heraus; zu Lana muß man den Wandpfeiler zuerst durchschreiten, um auf die Kanzel zu kommen und zu St. Cyprian in Sarnthein ist sie malerisch mit dem freistehenden Thurmpfeiler verbunden. Großartiger dürfte auch die Kanzel in Bill bei Neumarkt gewesen sein, wie der noch erhaltene mit Engköpfen und Knospenblatt besetzte Fuß bezeugt. Von mehreren Steinkanzeln ist nur die schöne Fußplatte übrig wie zu Partschins, Taufers im Pustertal u. a. D. Ein Prachtstück einer gothischen Kanzel in Kelchform aus Sandstein ist jene in der Pfarrkirche zu Bozen ungefähr von 1514, Fig. 461. Das Ganze ist reich angelegt, fein durchgeführt und durch Ornamente sowie Figuren sehr belebt; schon auf der Fußplatte und dem Abschlußgesims der mehrfach profilirten Tragsäule ruhen Eidechsen mit ähnlichen das Licht liebenden Thierchen und Reliefs der Kirchenväter füllen die Hauptflächen aus. Selbst dem zum reichen Ganzen bestens stimmenden herrlichen Stiegenländer entlang sind Engel und Heilige in der Höhe einer Spanne in größerer Anzahl recht gefällig ausgearbeitet. Das Laubwerk in den Hohlkehlen ist theilweise etwas mager behandelt, vgl. oben Fig. 430, übrigens gibt es an dieser Kanzel für den Kunstfreund noch eine Menge höchst interessanter Einzeltheile, die wir hier nicht alle berühren können. Das Abschlußgesims verdeckt leider immer ein geschmackloses Tuch!

Aus Holz hat sich nur eine Kanzel noch erhalten, nämlich zu St. Valentin in Tramin, mit den Brustbildern der Kirchenväter geschmückt, im Oberbau jener in unserem Werke: Die christl. Kunst in Wort u. Bild, Fig. 234 nahegehend. — Von den Schalldeckeln kam nicht mehr als einer auf uns, nämlich jener der Kanzel in Sterzing; er wird jetzt auf dem Rathhause aufbewahrt und ist von interessanter Form.

5. Tauf- und Weihwassersteine unterscheiden sich im Allgemeinen mehr durch den Umfang als die Form von einander. Die Schale der ersteren ist oft in weiter wie zum Untertauchen berechneter runder oder achteckiger Form auf einem niedrigen, entsprechenden Pfeiler, jene der letzteren öfter auf einer schwächeren Säule aufgestellt. In der Regel sind beide glatt, öfter aber auch mit Maßwerk und selbst mit Wappenschildern, seltener mit Bildwerk, geziert. Mehrere gothische Taufsteine dienen nur mehr als Vorrathsgesäß für geweihtes Wasser! erwähnenswerth sind jene zu: Au (Vorarlberg) in schöner Kelchform; Burgeis (in der Grufkirche); Elbigenalp (mit Erinnerungen an den romanischen Styl, Abb. in Mitth. C.-C. v. J. 1879); Fließ (in hl. Kreuz von 1523 mit Wappen der Schrosensteier); Laas mit schöner weiter Schale; Landeck mit Wappen (Abb in Mitth. C.-C. v. J. 1890); Hall von 1506, Matrei von 1509, Mittelberg (Vorarlberg) in schöner Kelchform mit den Evangelistenzeichen und anderen Sculpturen, Fig. 462; Rals mit Inschrift, Mattenberg und Reit, beide sehr ähnlich jener in Jacob d. Kunst i. Dienste d. R. J. XVII; Schönn a (ähnlich Kunstfr. IV, 75); Schwaz mit der Taufe Christi, Maria und Johannes d. T. und der Inschrift: „Ulrich Kadler zalt den stain 1475“; Serfaus, Fig. 463, der Fuß mit Krabben besetzt und der Inschrift: A. d. mcccov von Hans Walzl serfaus; Schländers, Schluderns (von 1520 von einem gewissen Sardiera), und Tirol mit Maßwerkformen überzogen und einander sehr ähnlich; Seefeld in Achteckform, ebenso in Sölden und Sterzing, wozu noch Wappen kommen; Terlan, einfache Kelchform frühgothisch, Abb. in christl. Kunst., Fig. 364; Tramin, umfangreiches niedriges Polygon; Trient (Dom) nur mehr der schöne Sockel von 1515.



Lichtenberg, eine hübsche Rundform mit flachen Maßwerkverzierungen, 16. Jahrh. Von ursprünglichen Weihwassergefäßen sind zu nennen jenes zu Brizen im alten Friedhof auf einer romanischen Säule v. 1458; Glurns in Säulenform v. Schytman 1538; zwei zu Schwaz v. 1499; Meran, Schöenna und St. Pankras in Ulten mit zierlich gewundenem Fuße, wie zu Tartsch; zu Nordheim und Reinswald in Sarntal in Kelchform.

6. Chorstühle; davon ist fast überall, wo sie vorkommen, nicht mehr als die Rückwand mit überragender Baldachinüberkrönung erhalten, die Vorderwand der Kniebank fehlt, so auch an der leider noch immer zu wenig beachteten Prachtarbeit rechts und links vom Haupteingang in der Pfarrkirche von Bozen. Diese Chorstühle sind durch geschnittene Zwischenwände in Partien abgetheilt und die Gewänge auf beiden Enden belebt durch Figuren von Heiligen und reiches Laubwerk, während die Rückwände mit Intarsien besetzt sind, vgl. Abb. im Kunstfr. v. J. 1873 und sehr ähnliche in Mitth. d. C.-C. v. J. 1884 u. 1887. Es hat sie wahrscheinlich Meister Conrat prawetler Tischler zu Bozen nach italienischen Mustern gefertigt, da dieser laut Kirchenrechnung von 1485—86 einen Lohn bekommt für die Arbeit „am neuen gstuhl und an der thür bey deni leben an der kirchen.“ Die übrigen Chorstühle haben keine Abtheilungen und sind an den Wänden durch Wappen und Flachornamente ausgezeichnet, so jener zu St. Valentin in Eppan und Schloß Ebn, beide in Baurerts Zimmergothik I, II abgebildet; ähnliche finden wir in Castelfondo, in Trient bei Grafen Emanuel Thun aus Caldes und im Museum zu Innsbruck aus Schloß Annaberg in Vinschgau. In der Spitalkirche zu Meran ist die niedrige Rückwand durch zierliches Flachornament und in der Taufkapelle zu Snnichen durch Zinnen hervorgehoben. Der älteste Chorstuhl von sehr einfacher Form und nur für eine Person Raum gewährend findet sich in der Kapelle des Schlosses Tirol, 15. Jahrhundert, nicht älter. Nach den Mitth. der k. k. Cent.-Comm. v. J. 1878, S. CVII haben auch die Chorstühle der Pfarrkirche von Schwaz einfaches spätgothisches Schnitzwerk.

7. Kirchenstühle. Wie man jetzt wiederum anfängt die Gewänge oder Döcken der Bestühle durch Flachornamente zu verzieren, so geschah dies auch im 15. u. 16. Jahrhundert. Muster erhielten sich zu Pens i. Sarntale, welche rechtwinklich ausgeschnitten sind, vgl. Abb. i. Kunstfr. v. J. 1885, Taf. 12, wo ein paar mit den interessanteren Ornamenten vorkommen, ähnlich i. Zimmergothik von Paukert, welche auch eine Zeichnung der ausgeschweiften und nicht minder reich verzierten Döcken der Bestühle in der Kapelle des Schlosses Ebn wiedergibt; mit allen andern zu Meran, Flaas u. s. w. ist längst aufgeräumt worden.

8. Kirchenthüren. Die ältesten aus dem 14. Jahrhundert oder aus noch früherer Zeit sieht man an den Kapellen der Burgen Tirol und Taufers i. Pustertal;



Fig. 464, Schloß Besturns.



Fig. 465, Taisfen.



sie sind, wie oben Fig. 152 zeigt, durch mehrere über einander stehende kleine spitzbogige Felder belebt, deren Fußlinie mehrfach abgetreppt ist; dazu kommen noch viele regelmäßig eingeschlagene Nägel mit großen runden Köpfen. An dem späteren Portalverschluß lief in der Regel ringsum ein Rahmen, der unten als Sockel und oben öfter als Abschluß eine bedeutende Breite erhielt vgl. oben Fig. 202; reichverschlungenes Flachornament wurde als

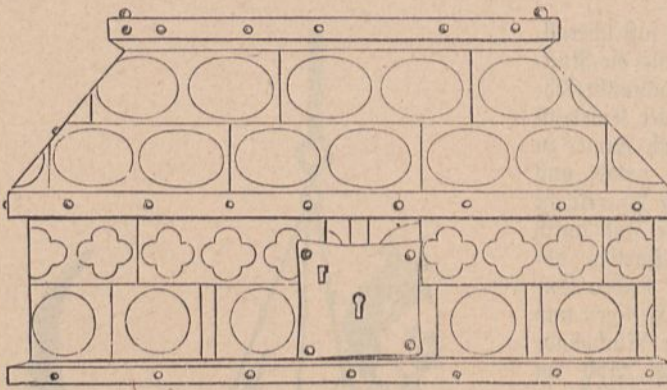


Fig. 466, Brigen.



Fig. 467, Brigen.

Sten burg zu Meran, im Kreuzgang von Neustift (Copie im Museum zu Bozen vgl. Kunstfr. 1888 S. 22), zu Niederdorf (Rusterthal). Den werthvollsten Schmuck haben die Flügel des Hauptportals der Pfarrkirche von Bozen aufzuweisen, durch ihre Flachreliefs von Maria Verkündigung, der Evangelisten und zweier Wappen, für den Tischler Conrat, der sie laut Kirchenrechnung nach Visirung eines Tischlers in Meran 1520 verfertigte, eine tüchtige Arbeit; an der Umrahmung sieht man bereits Renaissance-Ornamente. Vielleicht entstand auch bald die Thüre mit dem englischen Gruß an der Kapelle der alten Pfarrkirche v. Gries; an den Reliefs von beiden herrscht nach Dr. Bischofs Studien schwäbischer Einfluß vor. Den Kirchenthüren sehr nahe verwandte Formen erhielten sich mehrere an einzelnen Burgen wie Campan i. Kaltern, Gnn, Sprechenstein, Traßberg u. s. w. Abb. i. Zimmergothik von Paukert. Dasselbe gilt bezüglich der Sakristeikästen, deren es noch vor drei Jahrzehnten sehr viele besonders in den Sakristeien der alten Filialkirchen gab, wie aus den Hausbüchern der Antiquare hervorgeht; sie wurden nach München, Wien u. a. D. verkauft und ihre Motive müssen wir uns nur noch in ähnlichen Arbeiten der Burgen und in den Abbildungen des letztgenannten Werkes suchen; nur in der Kapelle des Schlosses Gnn ist ein hübscher „Wandschrank“ erhalten.

10. Aehnlich verhält es sich mit den flachen Holzdecken der Kirchen und dem Tafelwerk verschiedener Wohnräume, welche wir auch mit geringen Ausnahmen im Auslande auffuchen müssen. In Kirchen sind sie nicht selten späterer Einwölbung oder moderner Mörteldecken zum Opfer gefallen; interessantere alte Flachdecken gibt es noch zu St. Valentin in Sarnthal, St. Agatha in Montafon, zu Damüls, St. Nikolaus in Burgeis, welche eigenartig bemalt ist, St. Vigil zu Morter, (Copie, vgl. Fig. 75.) — Muster aus Wohnungen in „Zimmergothik von Paukert“; erhaben geschnitzte zu Föchels thurm in Sterzing, über andere siehe Kunstfr. III, 13. Von Tafelwerken sind zu nennen Fürstenburg, Reineck (Sarnthal), Traßberg, Maxen.

Bezüglich einzelner Einrichtungsstücke sei an jenen im Kunstfreund v. J. 1887, S. 29 abgebildeten schönen Tisch erinnert, dann an andere Stücke in der „Zimmergothik“. — Als Lichterträger oder Kronleuchter, verwendete man die Gestalt eines Engels, meistens aber einer jugendlichen Frau (daher „Lichtweibchen“ genannt), in Verbindung

Schmuck gewählt. Auch theilten mehrere Leisten die Flügel der Länge nach in Felder. Von größerem Interesse ist die westliche Thür der St. Barbara-Kapelle in Meran, wo die Flächen hinter den Leisten durch die außen sichtbar angebrachten Bänder verziert sind, so daß diese Behandlung jüngst an den schönen neuen Kirchenthüren der „Pfarrkirche“ daselbst zum besten Muster dienen konnte. In Schwaz (Fig. 120) stehen die Leisten oberhalb durch die Maßwerke untereinander in Verbindung.

Durch Flachornamente verzierte Thüren finden sich zu St. Peter in Auer, Albions bei Lajen, in Deutschnofen, Kaltern (St. Anton), Laatsch (St. Leonhard), Latzsch (Grufkapelle), St. Pauls (St. Justina u. St. Anna), Schöenna v. J. 1516, Tisens v. J. 1532, reich behandelt an allen Flächen (jetzt nur mehr in treuer Copie), Abb. i. Kirchenfreund III, T. 1. Theilweise auch bemalte Muster sind in der Für-



mit Wappenschilden und Steinbockhörnern oder Hirschgeweihen, vgl. Fig. 464 mit dem Madruzzischen Wappen; ein anderes Lichtweibchen im Rathhaus zu Sterzing, Abb. i. M. d. C. = C. v. J. 1878. — Um die Urkunden von größerem Werthe wohl zu verschließen, gab es kleine Truhen, Originale in der Fürstenburg zu Meran, Copien im Museum zu Bozen, eines nach einer Lederplastik vom 14. Jahrh. (Original bei Frau Lindner in Eppan) Abb. i. „Zimmergothik“, ausgestattet durch eingeschnittene Ornamente und symbolische Thierformen.

11. Größere Aufmerksamkeit verdienen die sogenannten Todten- oder Stifterschilder, d. h. Wappentafeln in Rund- oder Polygonform größtentheils mit ausgezeichneten Holzschnitzarbeiten und lebhafter Polychromirung; sie sind Erinnerungen an Verstorbene aus adeligen Geschlechtern, vgl. Fig. 465 aus der Kirche in Taisien mit der Inschrift: „Hic leit der edel vest hanns v. velsperg, gest. d. pfinstag vor vnser lieben frawen verkündigung IV03 (1503)“; andere Schilde zu St. Pauls, Schloß Campan, Sterzing, Traßberg, Museum i. Bregenz, der großartigste Todtenschild in Marienberg, des 1453 verst. Ulrich v. Matsch, Vogtes des Klosters.

12. Die meisten Arbeiten in Holz haben auch schwungvolle trefflich geschnittene Ornamente verschiedener Art in ihrer Begleitung und verleihen dem Ganzen einen außerordentlichen Reiz; darin zeichnen sich die Umrahmungen, Baldachine und der Abschluß der Flügelaltäre vor anderem aus und eröffneten dem Schnitzer ein weites Feld zur freieren Entwicklung seiner Phantasie, vgl. Kunstfr. 1885, T. I, und 1888, S. 29, Kunstg. Fig. 457, andere Vorlagen in „Zimmergothik“. Prachtvoll sind die sog. „Prozessionslichterstangen“ in der Fürstenburg zu Meran.

13. Die Goldschmiedekunst entwickelte seit Beginn des 14. Jahrhunderts einen feinen plastischen Schmuck an vielen einzelnen Gefäßen und geht gegen Ende der Periode in glänzend, oft überreiche Ausstattung über.

a Reliquarien. Zur Aufbewahrung der Gebeine der Heiligen verfertigte man unter anderem „Kästchen oder Särgchen“ von länglicher Vierecksform mit meist hohem nach allen Seiten walmartig gebauten Deckel; sie sind oft aus Holz, bemalt oder mit Edelsteinen besetzt und mit Elfenbein- oder Metallplatten ganz überzogen. Im Domschatz zu Brizeu erhielten sich deren drei aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts. Ringsum zieren sie Figuren in Reliefs von Bein, später wurde der Deckel mit verschiedenfarbigem Elfenbein eingelegt. Das in Fig. 466 u. 467 abgebildete 40 Cm. lange Kästchen zeigt Gypsgrund, auf welchem in Kreisen und Vierpässen getriebene Thiergestalten, Unholde u. Fratzen nebst den Evangelistenymbolen aus dünnen vergoldeten Zinnplatten mit Ornament in den Zwischenräumen angebracht sind, so daß das Ganze in seinem ursprünglichen Glanze einen brillanten Anblick gewährt haben muß. Ein umfangreicher Schrein (70 Cm. lang) im Dom von Trient ist mit großen, verschiedenfarbigen Halbedelsteinen streifenweise vollständig bedeckt und macht eine großartige noble Wirkung; er ruht auf Füßen, welche kurzen Strebpfeilern gleich sehen. Ein mehr wegen seines architektonischen Aufbaues interessanter Holzschrein steht in der Kirche von Tassul noch im Gebrauche. Nach d. Mitth. d. C. = C. v. J. 1888, S. 180 zeichnet sich der hölzerne Reliquienscrein zu St. Georg bei Serfaus durch figuraltische Bemalung aus. Das zu St. Sigmund im Selrainthal befindliche sehr reich

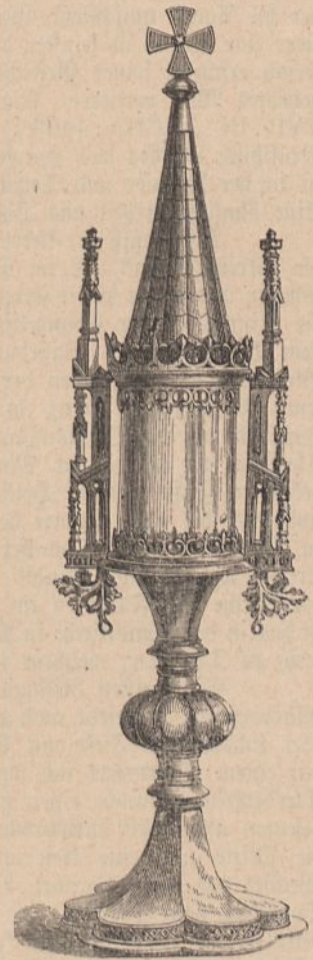


Fig. 468, Trient.



Fig. 469, Hall.



verzierte Reliquienkästchen (18 cm lang) ruht auf Löwen von Bronze und hat laut Diöces. Besch. wegen der fein gearbeiteten Ornamente aus Silber und freien Bronzefigurchen an den Ecken und auf dem geschweiften Deckel großen Kunstwerth; neben dem Bildniß des Donators, des Kanzlers des Erzherzogs Sigmund, steht die Jahreszahl 1487.

Von großem Künstlerinteresse sind zwei Reliquarien im Brixner Domschatz in Form von „Brustbildern“; aus dem Antlitz des einen, welches eine ansehnliche Reliquie der hl. Agnes umschließt, spricht in der That die reine und edle Seele der Heiligen; sie ziert eine Krone in feinsten durchbrochener Arbeit und Laubwerk gothischen Styls. Am Unterfuß erscheint feines Gesecht von Blättern und Ranken, zwischen welchen sich Jäger und geheitztes Wild verlieren. Eine Inschrift lautet: »(Virg. Agnetis) TESTA. HAC. SERVATVR. IN. ARCHA. 1496.« Von demselben Meister stammt wohl auch das andere schöne Brustbild, welches das Haupt des Bisthumspatrons Ingenuin enthält; besonders der Kopf ist in der Manier und Technik des früheren gebildet (Mitth. C.-C. v. J. 1861 S. 133). Eine ähnliche Arbeit aus Holz ist zu St. Sigmund im Sellrainthal.

Als Gefäß für kleine Stückchen des Kreuzes Christi wählte man am entsprechendsten die „Kreuzform“, wo im Mittelpunkte die hl. Reliquie durch eine Metallplatte zuerst unsichtbar und später hinter Krystall sichtbar verschlossen wurde. Die Enden des Kreuzes schmücken die Sinnbilder der Evangelisten und Blattwerk, das Kreuz steht auf einem Kelchfuß. Aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts stammt, nach der im Kunstfreund IV., 52 abgebildeten Blattform an den Enden der Kreuzesarme und der Behandlung der Figuren zu schließen, jenes 65 cm hohe Kreuz theils aus Metall, theils aus Bergkrystall in der Stiftskirche von Innichen. Die Verschlusskapsel des Kreuzpartikels ist viereckig und zeigt auf der Rehrseite Christum am Kreuz mit Maria und Johannes, sowie am schief ansteigenden mit Zinnen bekronten Fuße mehrere Heilige im Style genannter Entstehungszeit. Von bedeutender Höhe sind auch die alten Kreuze der Spätgothik in der Spitalkirche von Bozen und der Kirche zu Karthaus im Schnalserthale. Als eine kostbare Arbeit gilt das silberne, perlenbesetzte Kreuz, welches nach Bonelli Notizie II. 37, Bischof Georg I. von Trient (1391)–1419) der Kirche von Flavon im Nonsthal schenkte; es wiegt 14 Kilo. Einfacher aber gefällig ist das in der Spitalkirche in Meran u. das im Kirchfr. v. J. 1868, Nr. 5 abgeb. Reliquienkreuz zu Terlan, welchem jenes zu Sigmund im Sellrainthale sehr ähnlich ist<sup>1)</sup>

Die meisten Reliquiengefäße sind „monstranzenartig“ gebaut, wo die Reliquie hinter Glasverschluß eingesezt auch gesehen werden kann. Sie bauen sich auf einem runden, auch vier- oder sechspassigen Fuße mit Ständer und Knauf schlang empör, welcher letzterer hier und da mit einem Fialenwerk sich umgibt. Darüber steht ein Glaszylinder, flankirt von einer Art Strebepfeilern, welche einen über die Krone des Cylinders emporstrebenden, oft mit Krabben besetzten und selbst durchbrochenen Helm tragen helfen, Fig. 468 und 471. Nebenher nimmt die Mitte auch eine kreisrunde Scheibe mit doppeltem Glasverschluß ein. Einen großen Wechsel von derlei Formen bietet außer dem Dome auch Maria maggiore in Trient, der Domschatz von Brixen, die Kirche von Bill, der Reliquienschatz der Waldauffischen Kapelle in der Pfarrkirche zu Hall u. s. w.; im Jahre 1509 wurde ein darnach illustriertes „Heiligthumsbüchl“ zum Drucke fertig gestellt, wo sich nach Mitth. d. C.-C. v. J. 1833 interessante Formen vorfinden, vgl. Fig. 470, 471.

b. Monstranzen (Ostenforien); sie erscheinen als eine neue Arbeit der Gothik in schärfster Charakteristik dieses Styles. Wie das in Fig. 468 abgebildete Reliquiar bauen sie sich aus einem sechspassigen oder ähnlich gestalteten Fuße (Kunstfr. IV. 36, 55) mit Ständer und Knauf zu einem höchst zierlichen Kirchengewächse auf. Den Knauf umgibt öfter reicher Fialenbau. Darüber breitet sich ein dreifacher thurmartiger Bau gleich einer dreischiffigen gothischen Kirche aus. Der Mittelthurm überragt die beiden anderen bedeutend und enthält in einem Glaszylinder, seltener in einer runden Scheibe zwischen zwei Glasplatten die hl. Hostie, während die Nebenthürme mit Engeln, Petrus und Paulus oder anderen Heiligen (Kirchenpatronen) besetzt sind; Christus die Wundmale zeigend oder die Himmelskönigin fehlen selten im Aufsatze des Ganzen. Wie Fig. 1 im Kunstfr. IV. 59 sind auch die Monstranzen von Stils (einfacherer Art) und zu Hall (eine Prachtarbeit über 1 m hoch, der alte Fuß ist leider abhanden gekommen) von großem Interesse; daran

<sup>1)</sup> Hier müssen wir auch der formverwandten „Vortragkreuze“ gedenken, deren es bis in die neueste Zeit bei uns sehr viele gab, seitdem aber alle bis auf wenige außer Land kamen! Sie bestanden theils aus dünnern, getriebenen und vergoldeten Kupferplatten, die über eine Holzform gezogen waren oder aus festen Kupferplatten, die man silbottortig ausgeschnitten hatte. Interessante Stücke sieht man im Museum zu Bozen und Innsbruck; über eines in Klausen vgl. Kunstfreund IV., 15.



reicht sich von derselben Größe und großartigen Ausführung die Monstranze der Pfarrkirche von Bozen, wahrscheinlich aus Augsburg stammend, von wo wie von Nürnberg die Bozner viele Goldschmiedearbeiten am Beginn des 16. Jahrhunderts bezogen (Kunstfreund IV., 62); Abbildungen im Tiroler Kunstalbum, Bozen bei Wohlgemuth; eine einfache in der alten St. Nikolauspfarrrkirche daselbst; von feiner Anlage, aber mit schwach stylisirtem, vielleicht erneuertem Knaufe ist die Monstranze von Neumarkt, derselben ähnlich, aber kräftiger gebaut jene im nahen Montan, die vielen übrigen Monstranzen des Landes sind einander ähnlich, aber alle von großem Interesse, als: zu Primiero, Campitel und Vigo in Fassa, Salurn, Auer, Kurtatsch, Marling, St. Martin in Passieger, Unterinn, Sarnthein, Völs, Mühlbach, Wiesen (Kunstfr. IV., 63), Lorenzen, St. Weith in Deferegggen (verkauft), S. J. gl. Alle hatten ursprünglich einen Glaszylinder, ausgenommen jene zu Tramin, die gestohlene von Hippach, Lüssen, diese drei haben einen Kreis als Mittelpunkt, letztere die Inschrift: hoc opus fecit Cristoforus 1490. Hier sei auch der sehr interessanten Patztafel im Dome zu Brixen, in Form eines Kreises auf einem Kelchfuß, gedacht. Eine höchst merkwürdige Form bietet die Monstranze von Rattenberg; an dieser flankiren nämlich den Cylinder nicht thurmartige Fialenbauten, sondern zwei aufwärts schauende „Flügel“, welche wohl an die Figur der ältesten Pyxis in Taubengestalt oder an anbetende Engel erinnern dürften, man hält das Ganze für eine phantastische venetianische Arbeit des 15. Jahrhunderts. Zu Margreid finden wir zwar einen gothischen, durch viele Edelsteine sehr bereicherten Bau, aber bereits mit Renaissanceformen aufgeführt; zu Klausen gab es nach Kunstfr. V., 64 eine „zum thail hyrnen“ Monstranze.

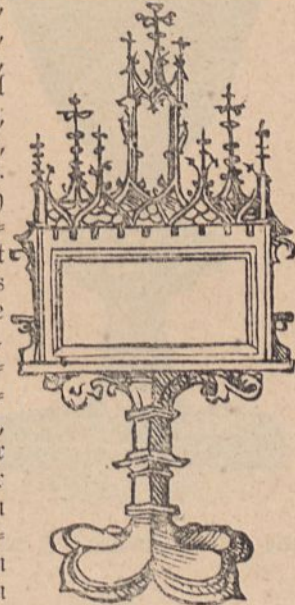


Fig. 470, Hall.

c. Kelche haben sich aus dem 14. Jahrhundert gar keine und aus dem 15. und 16. sehr wenige erhalten und fast alle gleichen jenem in Fig. 472, nur einer im Dome zu Trient ist etwas reicher behandelt. Andere gibt es zu Bozen im Museum, zu Matsch, Flaurling, St. Magdalena bei Absam, Schloß Traßberg, zu Laterns. — Verwandt mit den Messkelchen sind die Speisekelche (Ciborien), welche die Alten mit einem helmartigen Deckel versehen haben, vgl. Fig. 473, ähnlich jene zu Kaltern, Vulpnes, Schloß Ambras, reicher ein Stück im Kloster Stams.

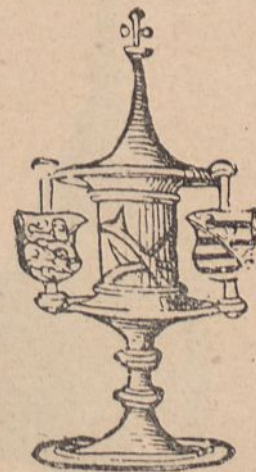


Fig. 471, Hall.

d. Rauchgefäße in schwerem Bronze- oder Silberguss mit zierlich durchbrochenem Deckel in Form eines Thürmchens gab es häufig (Kunstfr. III., 35), ein Muster im Museum zu Bozen, eine reichere Arbeit aus Brunek wurde vor 2 Jahren in Meran verkauft; einen eigenen Bau mit älteren (romantischen) Motiven zeigt Fig. 474 aus Schnals (in genauer Copie auch zu Terlan); eine Prachtarbeit in Silber hat allein die Kirche von Montan aufzuweisen, Abb. i. Kunstalbum von Tirol, Bozen bei Wohlgemuth

e. Leuchter sind größeren und kleineren Baues meist nur in kreisrunder Form zu sehen, am Fuße wie an der Schale beinahe von gleicher Stärke, dazwischen der Schaft mit einfachen Ringen besetzt (Kirchenfreund v. S. 1869, Taf. IV); n mehr als 1 m hoher Größe und auf Löwen ruhend finden wir die sogenannten „Sanktusleuchter“ im Dom zu Brixen, einen reinen Guss von feinem Erze. Kleinere Altarleuchter in „Kelchform“ gab es seltener, den letzten verkaufte jüngst Antiquar Ueberbacher in Bozen.

f. Pastorale; jenes im Domschatze zu Trient ist über den Knauf mit schönen, kräftigen Krabben besetzt, ähnlich der Fig. 4 im Kunstfr. V., 37; die Krümmung füllten St. Vigilius und ein vor ihm knieender Bischof, wohl der Stifter Georg II. (1446—65) nach dem dünnen Baumast im Wappenschild zu urtheilen (Kunstfr. I., 37).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dem Namen nach sind viele Goldschmiede bekannt (Kunstfr. III., 12; IV., 30; V., 14; VI., 20,) daran schließt sich 1325 Cuno von Meran; eine bestimmte Arbeit außer vom Obgenannten (Christof), kennen wir nur von Chlieber aus Sterzing, Hofemaisleur Reichart in Innsbruck um 1484.



14. Der Erzguß ward nach Dr. v. Schönherr bereits von Erzherzog Sigmund ins Auge gefaßt. Im Jahre 1460 berief er einen Gießer aus Lindau, Hanns Prein, der auf Kosten des Landesherrn zu Bregenz sich festsetzte, um für „je gnaden allerlei zu gießen.“ In Innsbruck selbst finden wir 1480–1494 den Gießer Jörg Endorfer und



Fig. 472, St. Nikolaus i. W. Matrei.

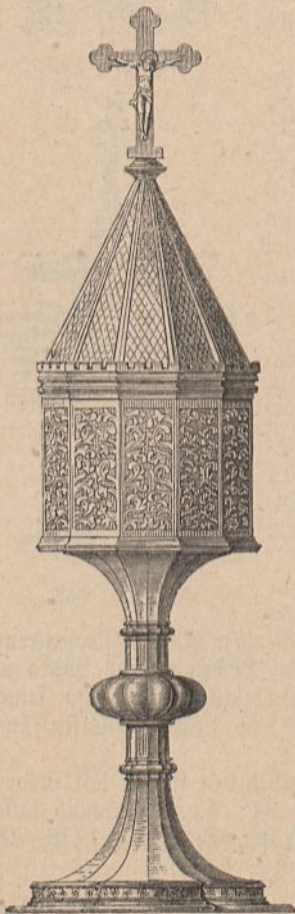


Fig. 473, Hall.

den zu gleicher Zeit aus München berufenen Jörg Schlessinger bis 1498; der Rothschmied Meister Gilg Schlessinger hatte 1491 seine Werkstätte in Hötting. Er lieferte für den Hof unter anderem auch die „messinen Becken“, ein Hausgeräth, das aus dieser Zeit noch häufig zu finden ist und irrthümlich mit „Taufschüssel“ bezeichnet wird (jene Schüsseln mit dem Lamme Gottes, Adam und Eva und dgl. dürften aber doch zu kirchlichen Zwecken gedient haben, wie wir sie in den Landesmuseen Bozen, Innsbruck, Bregenz und in Privatsammlungen vorfinden). Von anderen Arbeiten in Erz sind zu verzeichnen, eine Grabtafel zu Schwarz von 1475 und eine andere am Kirchturme dajelbst mit hübschen Figürchen St. Anna und Christof von 1506, von einem Schüler des Peter Vischer (Mitth. d. C. G. v. J. 1878, CXVII). Ferner verdienen Erwähnung die prachtvollen Löwenköpfe aus dem 14. Jahrhundert, umgeben von einem zierlichen Nebengewinde im Museum zu Bozen und an einer Thüre der Pfarrkirche von Meran (sehr ähnlich Fig. 98 in christl. Kunst von Abt, auch Abb. in „Zimmergothik“ von Paukert). Einen großen Aufschwung nahm dann der Erzguß unter Kaiser Max, wie wir später sehen werden, besonders:

15. auch an den Glocken. Die frühere langgestreckte Form (Kunstfr. VI, 2) gieng in der gothischen Periode in eine gefällige, geschweifte über wie sich an allen aus dieser Zeit noch übrigen Glocken beobachten läßt, z. B. in Terlan und a. D. Fast alle alten Glocken haben auch eine Aufschrift und zwar in einer Zeile rings um den Kranz oder die Haube, von 2 Schnüren eingefast; eine weitere Verzierung durch einen Blätterfries tritt erst am Ende des 15. Jahrhunderts auf und setzt sich bis über den

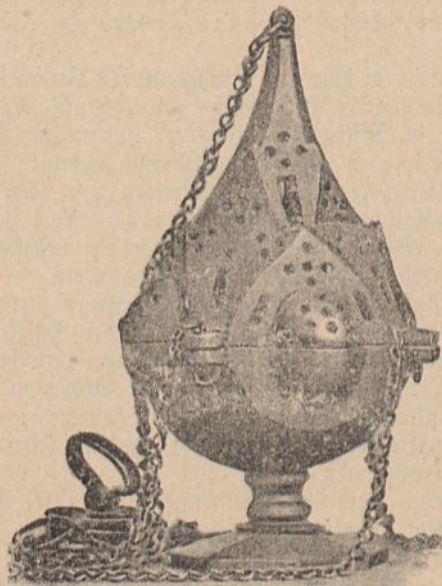


Fig. 474, Schnals.

Schluß der Periode fort. Die Gebetsformel: „O rex glorie Christe, veni cum pace“, in Terlan auch mit dem Zusatz: „ave Maria, gratia plena 1485“ kehrt am öftesten wieder; ebenso die Namen der Evangelisten, Aufschriften in deutscher Sprache sind nicht häufig, vgl. Kirchenfreund v. J. 1868 S. 8. Die Meister nennen sich seltener, am öftesten die berühmten Pöffler im 16. Jahrhundert, worunter Peter als Stammvater er-



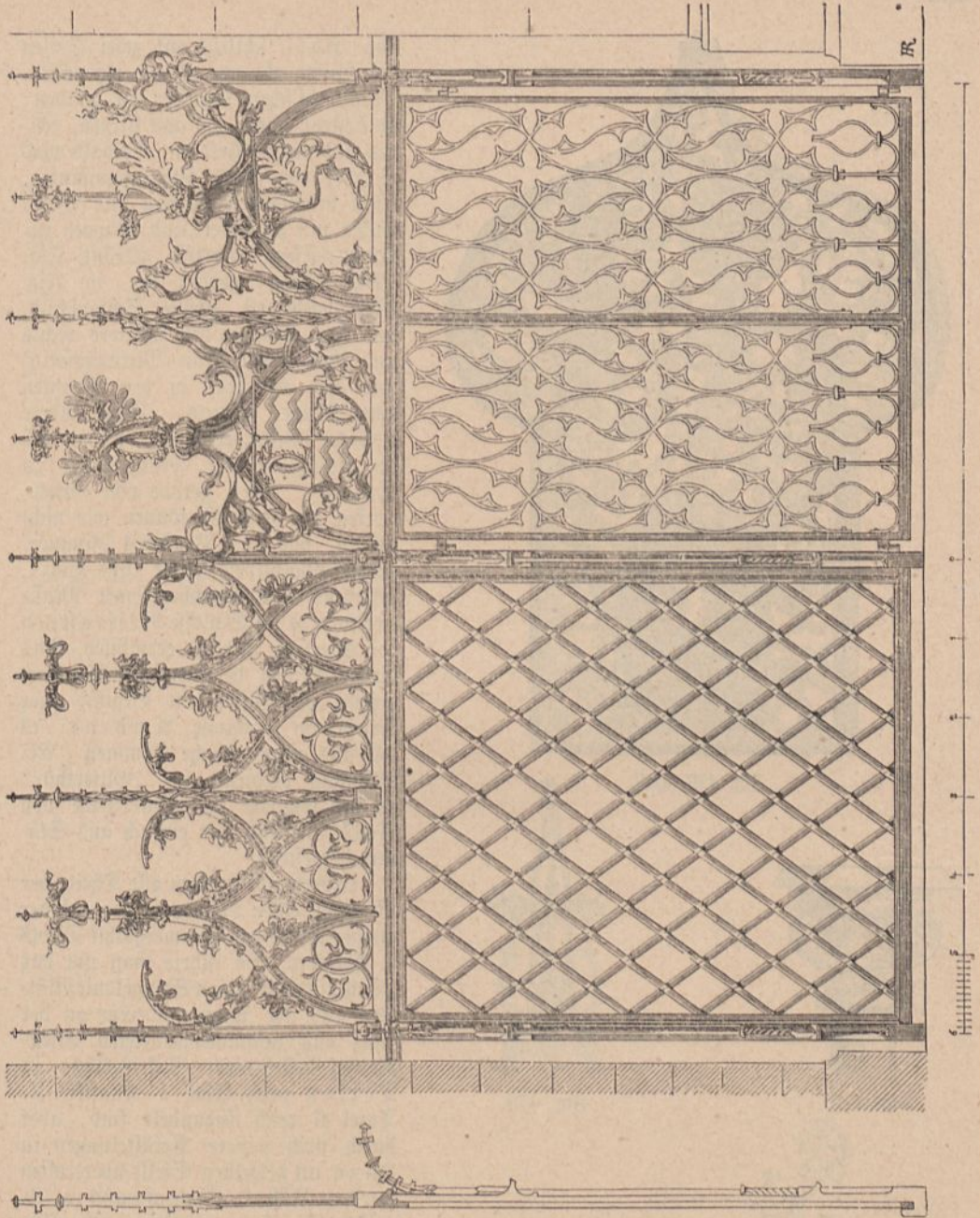


Fig. 476, Gall.

scheint; die meisten Namen kennen wir aus Notizen in verschiedenen Urkunden (Kirchenfr. 1868, 15; Kunstfr. I, 16, 39; III, 5, 87; V, 56; VI, 33 sowie die Diözesanbeschrbg.)

16. Eisenarbeiten sind größtentheils gleich ausgezeichnet durch geschmackvolle, stylgemäße Muster, wie durch Künstlichkeit der Arbeit, die hie und da bemalt und sehr oft vergolbet wurde. Was die Schlosser und selbst Schmiede während der Gothik in der Behandlung des Eisens geleistet haben, ist höchst bewundernswerth (Kunstfreund I, 51; II, 3; Zimmergothik v. Paukert; Mitth. d. G.-C. in jedem Bande). — Außer den Trägern, Armleuchtern und Lichtrechen kommt namentlich das „Gitterwerk“ zur Abtheilung der Kirchenräume in Betracht. Wie zierlich selbst die Träger der Weihwasserschalen auf den Friedhöfen waren, davon geben einige Reste am Hauptportale der Kirche von Klausen, zu Riez u. a. D. einen genügenden Beweis. Ein Stück des nördl. Nebenschiffes der Pfarrkirche



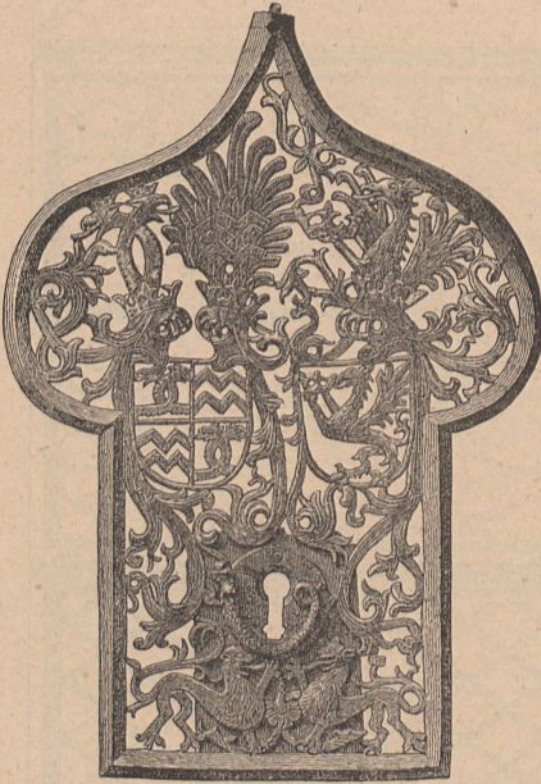


Fig. 476, Hall.



Fig. 477.

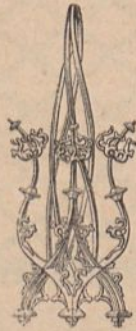


Fig. 478.

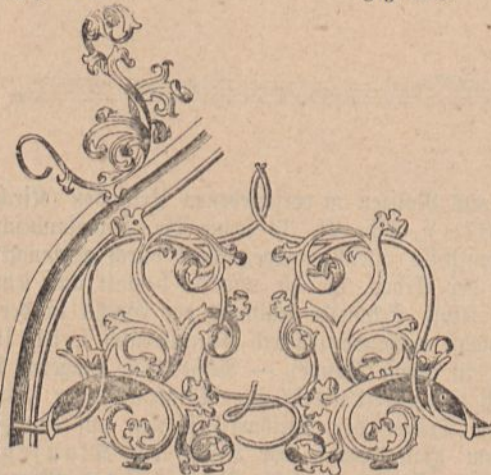


Fig. 479, Feldkirch.

von Hall schließt auf zwei Seiten ein Gitter ab, um es zur sogenannten „Waldauf'schen Kapelle“ zu machen; es besteht unten hin aus kleinen, eckigen und ovalen Feldern, oberhalb wird es aber von einem sehr interessanten, leicht behandelten Aufsatz aus Felsrücken mit Laubwerk und Wappen zusammengesetzt, herrlich gekrönt, Fig. 475. Dazu gehört der in Fig. 476 abgebildete schöne Schloßschild, mit dem Wappen des Stifters rechts und links seiner Frau (Mitterhoferin) mit dem Greifen, in den Pranken eine Krone haltend. Eine andere zierliche Gitterbekrönung findet sich im Kreuzgang der Franziskaner zu Schwaz. Weil gerade von Gitterwerken die Rede ist, können wir nicht umhin, das in „Bauert's Zimmergothik“ abgebildete Gitter „aus Holz“, bestehend aus durchbrochenen Maßwerkformen im Schloße Reifenein bei Sterzing hier zu erwähnen. Aus vielen kleinen herzförmigen Mustern besteht ein Gitter am Beginn einer Stiege im Schloße Ambras; es soll aus einer Kirche stammen. Erwähnung verdient eine „Gitterthür“ an der Empore der Pfarrkirche von Hall, obgleich nur einfach aus Stäben hergestellt.

Ueberhaupt wurden alle Theile der Beschläge einer Thür mehr oder minder ausgezeichnet, vgl. Zimmergothik Tirols v. Bauert. So führte man um das „Schlüsselloch“ einen Stengel mit Blättern aus, die unter anderem an der ganz aus zusammengenieteten Eisenplatten bestehenden Sakristeithür in Terlan nach Abb. i. Kunstfr. V, Tafel 6 reich behandelt sind, aber durch noch feinere Verastelungen in Lana an derselben Stelle übertroffen werden (Abb. i. Kirchenfreund v. J. 1868, T. II u. ähnliche i. Kunstfr. IV. 20). Dasselbst erscheint auch der damit verbundene „Zugring“, interessant gearbeitet, wie einst in mehreren Orten, aber heute leider verkauft und nur mehr in Sammlungen zu sehen. Die Thürbänder entwickeln sich nicht selten gleich einem reich verzweigten Baumaste z. B. zu Tisens (Abb. i. Kirchenfr. III, Nr. 7); an der durch einfache Leisten in Felder getheilten westlichen Thür von St. Barbara i. Meran bilden die Bänder mit ihren blattreichen Nesten eine sehr



interessante Außenzier des Ganzen nach mehreren Motiven, so daß sie mit Recht an den neuen Thüren der Pfarrkirche zum Muster genommen wurden. Der „Riegel des Schlosses“ läuft in einem viereckigen Kästchen mit schiefstehenden Wänden und ist auf den Ecken auch mit auslaufendem Blattwerk verziert wie es jüngst an den alten Thüren der Pfarrkirche von Meran zu sehen war, aber bei den neuen Thüren leider nicht mehr verwendet wurde! Außen entspricht oft eine große, verzierte Eisenplatte, wovon schöne Muster in Bauerns Zimmergothik auch in Form eines Wappenschildes zu sehen sind. Selten erhalten ist ein Drücker (Schnalle), so im Schloß Enn, (Abb. i. christl. Kunst i. Wort u. Bild Fig. 381), im Fürstenhaus zu Meran.

Das Hauptwerk der noch erhaltenen schmiedeeisernen Arbeit ist das Sakramentshäuschen zu Feldkirch v. J. 1520, Abb. i. d. Mitth. d. C.-C. v. J. 1858. Den großen Werth bezeugen besonders die schwungvollen Einzeltheile, die hier folgen. Fig. 477 zeigt das Kapital der an den Ecken des sechsseitigen in Blau und Gold bemalten Verschlusskastens vorspringenden Säulchen, worüber gefällige Baldachine nach Fig. 478 angebracht sind, die Holzfiguren dazwischen aber fehlen; in Fig.

Fig. 479 ist die Hälfte einer reichen Giebelfüllung der oberen Stockwerke wiedergegeben und in Fig. 480 die Spitze des Ganzen mit einer herrlichen Kreuzblume.

Auf dem Friedhofe von Terlan und vielen anderen Orten begegnet man noch einem und andern Grabkreuze, daran das Eisenlaub eine derartige schwungvolle Behandlung zeigt, daß man unwillkürlich an die Tüchtigkeit der Schmiedekunst der Gothik erinnert wird. Die Frucht der in deutschen Landen so beliebten Eiche wiederholt sich oft als Ornament der durchbrochenen Platten hinter den Zugringen und Klinken auf Thüren und Schreinen.

Von alten Meistern künstlicher Schlosserarbeiten an der Kirche von Seefeld führt Dr. Schönherr den Meister Rab und Meister Lorenz aus Innsbruck an; 1489 lieferte Meister Niklas, Schlosser in Meran eine Uhr für die Pfarrkirche v. „Bozen.“

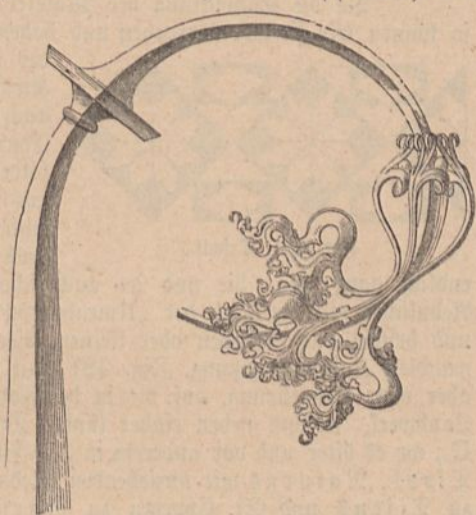


Fig. 480, Feldkirch.

## M. Die Malerei der gothischen Periode.

In vielen Schriften über Kunstgeschichte war bisher die Rede, daß zur Zeit der gothischen Periode zwar nicht die Liebe zum Bildschmuck der Wände in Kirchen und Häusern oder zur monumentalen Wandmalerei, wohl aber der dazu geeignete Flächenraum verschwunden sei. Jedes Jahr wird aber diese Ansicht Lügen gestraft, indem immer mehr Spuren selbst von ausgedehnter Bemalung in dieser Zeit entdeckt werden, welche beweisen, daß dieser Kunstzweig im Gegentheil einen großen Aufschwung genommen hat und die damaligen Meister es gut verstanden jeden gebotenen Raum bestens auszunützen und für ihre Zwecke praktisch zu verwerthen. Schon vor dem 15. Jahrhundert und bis zu den zwanziger Jahren des 16. treten so viele und herrliche Werke der Malerei an den Wänden wie auf den Flügelthüren der Altäre auf, daß man sich unwillkürlich fragen muß, wie läßt sich die große Vorliebe zu diesem so erhabenen Kunstzweig erklären? Die richtige Antwort darauf ist nach Dr. Dürsch Aesthetik nicht schwer zu geben, nämlich: „Der Geist des Christenthums hatte alle äußeren Verhältnisse des Lebens durchdrungen, damit ist der wahre Schönheits-sinn so allgemein gewekt worden und ein streng kirchlich religiöser Charakter zum Durchbruch gekommen. Dadurch war eine allgemeine Begeisterung für die edle Malerkunst gesichert.

Der Kreis der bisherigen Darstellungen erweitert sich unter anderem dadurch, daß der Legende der Heiligen Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn nebenan oder gegenüber gestellt wurden (St. Peter in Cembra, St. Cyprian in Sarnthein, St. Christina bei Lichtenberg, St. Georg bei Serfaus u. s. w.); neu sind die 14 Nothhelfer (zu



Terlan schon im 14. Jahrhundert, siehe Kunstfr. VI. 83), das Kummernußbild (Kunstfr. II, 68, 95, III, 14 u. s. w.), das Schweißtuch Christi (Kunstfr. I, 87, IV, 23), der Triumphzug des Todes oder der sogenannte Todtentanz (Pinzolo, Carejolo, Bozen in St. Johann). Hinsichtlich der Symbolik siehe Kunstfr. II, 19.

Da die Entwicklung der Malerei mit jener der Plastik fast gleichen Schritt hielt, so können wir sie hier übergehen und haben nur zu bemerken, daß die „ausgebogene Stellung des Körpers“ seltener vorkommt (St. Petrus in der Kirche von Terlan) und der knitterige Faltenwurf auch nicht so sehr auf die Spitze getrieben wird. Ein Charakteristikum zur Bestimmung des 14. Jahrhunderts bildet der eingravierte, strahlige „Heiligenschein (Nimbus)“ außen herum mit einem „Perlenkranz“, welcher letzterer im 15. Jahrhundert fehlt; im 16. werden auch die eingravierten Strahlen schwächer und fallen

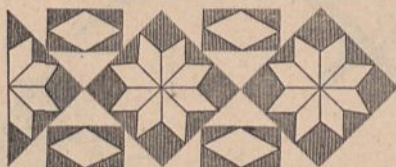


Fig. 481, Trient.

endlich ganz weg, hie und da auch schon früher (Meran außen an der Pfarrkirche). Ähnliches gilt bezüglich der „Umrahmung“ (Bordüre) der Bilder. Lange ist dieselbe zart und besteht aus Strichen oder kleinen, vierblättrigen Blumen und Sternen und einer verwandten Zusammensetzung, Fig. 481; mit 1407 treten in Terlan bereits Maßwerkformen, aber ohne Schattirung, auf, die in der Folge die Oberhand gewinnen, gegenüber dem schönen Laubwerk, welches neben einher läuft, Burg Tirol, St. Vigil in Uttenburg und a. D., wo es öfter und vor anderem in den Filialen der Pfarre Bozen, St. Rupert im Dorfe Tirol, Naturuz mit anziehenden Medaillons in Verbindung vorkommt. In St. Michael zu Eisens und St. Cyprian zu Sarnthein finden wir noch Wolken als Saum der Gemälde. Der Brixner Domkreuzgang bietet eine reichhaltige Musterkarte von Bordüren.

Charakterisieren sich die meisten der ältesten Malereien unserer Periode noch durch starke Conturen, nur flach, fast ohne Schattirung, mit wenigen wechselnden Farben ausgefüllt, so finden wir gegen Ende des 14. Jahrhunderts (zu St. Apollinar in Trient noch früher) bereits starkes Licht selbst auf ziemlich kräftigem Carnat, um eine plastische Wirkung hervorzubringen (zu Terlan im Chore der Kirche); hiezu kommen tiefere Schatten in den schwungvollen Falten der langen Gewänder, während im 15. und 16. Jahrhundert eine feine, sorgfältigere Ausführung wenigstens angestrebt und nicht selten in Begleitung großer Annuth erreicht wird (St. Katharina in Völser-Nicha, St. Jakob in Gröden, Brixner Domkreuzgang und a. D.)

Was die Technik anbetrifft, gilt im Allgemeinen dasselbe, was S. 213 bemerkt ward. „Spruchbänder“ mit erklärender Inschrift wiederholen sich häufig und nicht selten so häufig, daß sie wie ein Schmuck des Bildes gelten können (Pinzon, Mais, Brixen [Kreuzgang] und dgl.) Sie sprechen in dieser Anhäufung wie die Wappenschilder für das 15. Jahrhundert. Die „Landschaft“ ist in Seis bei Kastelruth noch durch ein paar symmetrische Felszinken und plumpe Pilzbäume dargestellt, zu Terlan (im Chore) aber bei der Geburt Christi zu natürlich gezeichneten Felspartien mit Gefträuchen und Blumen erweitert; in einem Vesperbilde zu Tartsch vom Jahre 1429, sowie am Bildstock im Cajener Ried von 1479 findet sich eine der Nähe entlehnte Darstellung einer Burg (Trostburg) woran sich im Brixner Kreuzgang und a. D. ganz liebliche Landschaften mit Hügeln und Felswänden anschließen, eine Aufnahme tirolischer Bergformen kommt erst spät vor, zuerst bei St. Stefan zu Obermontani v. J. 1487. Sonst ist der Hintergrund blau auf rothbrauner Untermauerung, die oft störend durchschlägt; im Schiffe der Kirche von Terlan, St. Georg in Wangg bei Bozen kommt auch letztere allein vor.<sup>1)</sup>

Wie in der früheren Periode, so zeigt sich auch in der gothischen eine Beeinflussung der tirolischen Maler durch Italien, vor anderem in der Färbung durch die venetianische Schule, aber die ganze Richtung ist mit dem deutschen Geiste glücklich verschmolzen, so daß sich dennoch eine eigene reichhaltige „Tiroler Malerschule“ ausgebildet hat, die ungemein viel Selbständigkeit zeigt.<sup>2)</sup> Fast in jeder Stadt des Landes finden wir dann eigene, einiger-

<sup>1)</sup> Ueber die Lage der Gemälde siehe oben S. 213 und Kunstfr. I, 88, nur wäre zu ergänzen, daß nun ganze Facaden einzelner Kirchen und Häuser bemalt wurden, als: Pinzon, St. Valentin in Traamin, St. Vigil bei Bozen, Maximilians-Amtshaus zu Bozen, Häuser in Trient, Unterlabis u. s. w. Bereits im 14. Jahrhundert kam ein eigenes „Künstlerwappen“, gewöhnlich Malerwappen genannt, zu Stande, vgl. Kunstfr. I, 24, III, 20 und Kunstfr. unter Herzog Sigmund von Dr. Schönherr.

<sup>2)</sup> Bezüglich Deutschland läßt sich eine Einwirkung der salzburgischen, bairischen und schwäbischen Schule (15. und 16. Jahrh.) nicht verkennen.



maßen sich weiter charakterisirende Schulen („Werkstätten“), wie zu Trient, Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Lienz, Innsbruck, Wilten, Schwaz, selbst in Stams, Vorarlberg ist noch zu wenig untersucht, um ein Urtheil zu fällen. Paul Clemen veröffentlichte in den *Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1889* alle Quellen über Tirols Malereien bei Gelegenheit eines Aufsatzes über das Vorkommen vieler Bilder, worauf wir aus Mangel an Raum vorderhand den Leser oft verweisen müssen, wenn wir im Folgenden eine ähnliche Aufgabe versuchen.

Für den gewaltigen Einfluß von Giotto's Schule im nahen Oberitalien sprechen die meisten älteren Kunstschöpfungen Südtirols bis Brixen herauf.<sup>1)</sup> Aehnliche Einwirkungen lassen sich in Nordtirol durch die Schulen in Augsburg, Ulm und Regensburg verfolgen. Im Lande begegnen wir wie bei den Steinmetzen, wandernden Malern oder einer Berufung derselben bald da, bald dorthin, jedoch mehr von Norden nach Süden als umgekehrt. Aber auch in den Meistern Südtirols läuft nebenher eine freiere, nordisch-gothische Richtung hindurch, wie uns der Meister der Krönung Mariens im Chore der Kirche von Terlan und ein Vesperbild in der 12. Arkade des Brixner Kreuzganges durch ihren Idealstyl belehren. Weniger oder gar kein italienischer Einfluß herrscht nach Dr. Schmörlzer merkwürdiger Weise in den meisten Profanmalereien, wie z. B. in Kunkelstein, Anst. Schrofenstein zu Bozen, im Amtshause zu Coredo und im Schloß Stenico, was sich durch die deutschen Lehnsherren selbst im italienischen Landestheile erklären läßt. Erst im 16. Jahrhundert tritt der umgekehrte Fall ein, wie das Castell in Trient, Prößels, Velturns, Suval, Fürstenburg den Beweis liefern.

Mit Ende des 14. Jahrhunderts und vorzugsweise mit Beginn des 15.—16. hat die zweite Bozner Malerschule, darin vor anderem Hans Stockinger von Bozen, dem monumentalen Styl in Tirol Bahn gebrochen, zugleich aber auch am schärfsten die Kreuzung deutscher und ital. Schule ausgesprochen (in seinem größeren Erstlingswerke 1407 zu Terlan, dann in St. Helena zu Deutschnoven, St. Jakob in der Au bei Bozen, St. Cyprian in Sarnthein). Gleichzeitig schließen sich mit etwas freierer Richtung der deutschen Schule Jakob und Bernard von Bozen an, wie ihre Bemalung der Abside von „St. Georg in Wangg“ laut Inschrift v. J. 1413 beweist. Im nahen St. Pauls tritt Thomas Egnolt auf, aber von seiner 1440 bezeichneten Bemalung von „St. Peter bei Altenburg“ ist nichts mehr da, nach unseren Jugenderinnerungen hatte er über den Heiligen im Chore ähnliche Baldachine angebracht, wie wir sie in Terlan finden, das Colorit war im Ganzen ein bedeutend helleres, wie es mitunter an den Facaden von St. Valentin in Tramin und St. Vigil bei Bozen auftritt. Wahrscheinlich sind ihm auch der verblasste Christoph am „Thurm der St. Vigiliuskirche in Altenburg“ mit dem rein stylisirten Ornament der Passionsblume in der Bordüre und die Kummernuß mit anderen Heiligen daselbst zuzuschreiben. Wie in und um Brixen Jakob Sunter und nach Dr. Semper der Meister mit dem Scorpion die kirchliche Malerei lange beherrschten, so stand gegen Ende des 15. Jahrh. Michael Bacher von Bruneck und seine Werkstätte längere Zeit auch über Pustertal hinaus an der Spitze derselben (Repertorium f. Kunstwissenschaft VIII, 24, 271, Stuttgart). In Nordtirol machte sich an der Werkstätte zu Stams, der süddeutsche Einfluß überwiegend geltend; so sehen wir Schongauer, Dürer und Zeitblom bei der Entstehung der Bilder des Kreuzganges im Franziskanerkloster zu Schwaz einwirken, während Burkmaier die Innsbrucker Künstler beeinflusste zugleich mit Alb. Altdorfer und Ostendorfer. Wie weit ihr Einfluß in Südtirol vordrang geht aus einem Gemälde an einem Hause zu Bruneck hervor, welches unverkennbar auf Altdorfers Schule hinweist. Aehnliches gilt vom jüngsten Gericht am Thurme in Glurns, vom Delberge zu Schluderns, den Bildern von St. Christina bei Lichtenberg und vielen Tafelgemälden, vgl. *Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1889*, S. 14.

Eine eigene erwähnenswerthe Abtheilung der monumentalen Wandmalerei bildet der decorative Schmuck, welchen die Gothik an den Rippengewölben anwendete. Die Rippen an den Durchkreuzungsstellen sind polichrom im Schwazer Kreuzgang. Am öfsten ist den Schlußsteinen eine figürliche Zierde zugebracht und diese Bildchen sind öfter mit miniaturartigem Fleiße ausgeführt, wie sich der Leser leicht überzeugen kann. Dann

<sup>1)</sup> Im italienischen Landestheile sind wohl direkte Arbeiten fremder Hände, wie z. B. im südlichen Kreuzesarme des Domes von Trient zu verzeichnen und später nennen sich mehrere Künstler im Nendenathale als geborne Italiener wie wir hören werden. P. Selvatico berichtet in seinen *scritti d'arte*, daß sich unter den Schülern Squarzonis zu Padua (1394—1474) auch Deutsche befunden hätten, worunter man aus mehr als einem Grunde „Tiroler“ vermuthet.



breitet sich von demselben kräftiges Rankwerk aus, so besonders hübsch zu Teschenberg und Obermauern, oder es sind damit auch die Winkel zwischen den Rippen besetzt (St. Georg in Taisten, Kapelle des Schlosses Bruck bei Trient in Roth, Blau und Dergelb). Ein anderes Mal läuft längs den Rippen ein Stengel hin, von welchem Blumen- und Laubwerk herausproßt (St. Valentin in Monstrol bei Brizen, Friedhofshalle v. Stams in Roth und Grün und noch kräftiger in vorherrschendem Roth zu St. Magdalena in Dreikirchen). Eine Menge Muster finden sich im Kreuzgang des Brizner Domes, wo auch die Rippen selbst öfter reich decoriert sind. An mehreren Orten entwickelt sich diese Verzierungsweise zu breiten Streifen, so zu St. Jakob in Tramin, St. Vigil in Cles, zu Terlan<sup>1)</sup> Die Oeffnung des Gewölbes (sog. Himmelloch) ist mit krausenartigen weißen Wolken umgeben, auf welchen auch vier Engelsköpfe ruhen. Wo weiße Bilder in Verwendung kamen, liebte man auch einen Gewölbeton „aus gebrochenem Weiß“, welcher selbst im romanischen Dome von Trient vorgefunden und nebst dem Ornament wiederhergestellt wurde. Zu St. Peter in Cembra überzog man 1549 die einzelnen Klappen mit reich verästeltm Rankenwerk in den prächtigsten Farben (Farbendruck i. Mitth. der Cent.-Comm. v. J. 1889); die einzelnen Ornamente schließen in Thieren, Engelköpfen u. dgl. ab, während zu Castelfondo und in der Kapelle von Fürstenburg (1515) liebliche Engel mit den Leidenswerkzeugen oder Musikinstrumenten auf den Blumen sitzen. Einfacher aber immerhin bedeutungsvoll ist die ornamentale Bemalung der Kirche von Obermauern (Abb. i. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1889), von Goldrain (restauriert), sowie der Spitalkirche von Latzch (noch theilweise unter der Tünche). Nicht selten sind die ganzen Gewölbekappen bis auf den kleinsten Winkel mit figurenreichen Bildern besetzt (Domkreuzgang von Brizen). Eine eigene nachahmenswerthe Eintheilung kehrt an den spitzbogigen „Tonnengewölben“ der Filialen der Pfarre von Bozen wieder, als: St. Johann (Abb. i. christl. Kunst i. Wort u. Bild v. Abt Fig. 69), St. Martin in Rampill (Abb. i. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1873), Justina, St. Katharina in Runkelstein (nun abgefallen); in der Mitte erscheint Christus umgeben von den Evangelisten, Engeln, Kirchenlehrern und das Ganze von breiten Bordüren umrahmt; ähnlich auch zu St. Helena in Deutschnoven Mustergiltige verzierte Fensterlaibungen finden sich in der Kapelle des Schlosses Tirol und der Kirche von Terlan, beide mit Medaillons. Trotz der bisherigen, verhältnißmäßig noch unzureichenden Forschungen der tirolischen Wand- und Tafelgemälde wollen wir es doch versuchen, eine Uebersicht derselben dem Leser nach beiläufigen Gruppen der Derlichkeiten vorzuführen, ersuchen aber um Nachsicht, wenn wir uns des Raumes wegen mit kurzen Berichten begnügen müssen. Wir beginnen im tiefsten Süden des Landes.

Im Bergfried der „Castelbarckerburg“ über Avio bestand wahrscheinlich eine Kapelle, woran stattliche Gemäldereste erinnern: die Geißlung Christi und Einzelfiguren (vor Maria mit dem Kinde ein zarter kniender Jüngling, der Donator?) von einem tüchtigen Meister, vielleicht von demselben, der auf einem Hause zu Besagno über Mori die Kreuzigungsgruppe, wo Engel das Blut auffangen, um 1416 mit dem Wappen des genannten Geschlechtes in ganz giottesker Weise ausgeführt hat und Christus mit den Evangelisten in s. Maria bei Tierno, vgl. Kunstfr. 1887, S. 50. Zu Riva ist an einem Hause der Via s. croce eine Verkündigung in Form eines Flügelaltars mit Johann d. T. und Anton v. P., wo der Engel mit seinem Krauskopf und eng anliegendem Kleide noch ans 15. Jahrhundert erinnert, trotz der Inschrift: A. di V. ZVCNO, MDXXXVII (Mitth. der Cent.-Comm. 1885).

Einen wenigstens dem Namen nach deutschen Künstler finden wir im Schloß Stenico in Vorderjudicarien, wo einen Saal mit romanisirenden Säulchen in den Fen-

<sup>1)</sup> Im Schiffe zu Terlan rothes Ornament auf grünen Streifen. Im Chore daselbst wechselten die Rippen und ihre Dienste in Blau und Roth oft an einem und demselben Stücke, die Stirnseite war vergolbet, die Kapitäl weiß, die Consolen polychrom mit Gold. An der breiten Seite der Rippen erschienen blaue und rothe Vierblättchen auf weißem Grunde. Die Kappen des Gewölbes bedeckte dunkles Blau mit vielen und großen eingravirten, vergoldeten Sternen. Fünf Gewölbekappen sind mit Figuren besetzt, mit Christus als Welterlöser und den Evangelistenzeichen. Das Ganze ist der sainte chapelle in Paris ähnlich, vgl. den Farbendruck i. Springers Handbuch d. Kunstg. Stuttgart 1855. Im Schiffe fand man die Rippen und ihre Dienste durchaus in einem helleren Roth, wo neben ersteren, wie oben bemerkt, kräftiges Ornament mit weißen Lichtern und braunen Conturen auf breiten grünen Streifen hinlief, während die Gewölbekappen dunkelblau mit Goldsternen und in der Mitte mit Medaillons besetzt waren, deren kreisförmige Umrahmung „schuppenartig in einer Art Regenbogenfarben“ nach verschiedenen Tönen recht luftig und leicht durchgeführt ist, eine Erscheinung, welche im italienischen Landestheile wiederkehrt und den Ursprung im Markusdom von Venedig entdecken läßt.



stern zwei herrliche Bischofsfiguren zieren, St. Vigilius und der Stifter (ohne Nimbus) mit der Inschrift: „C. M. in dono dedit (hanc arcem) ætæ Vigilius accepit, alber . . . (tus) construxit“, (welche Worte auf die Schenkung des Schlosses und Judicariens durch Karl d. Gr. sich beziehen); „Joh. trid. antistes fieri fecit 1477, Jacob Gaudenfurz repingit.“

Das Fischblasenornament auf der Form eines Stabes „in Regenbogenfarben“ als Umrahmung erinnert an italienischen Einfluß. Die größtentheils decorativen aber schätzenswerthen Malereien in einem anderen Saale gehören der Frührenaissance an, wie die Bemalung des Kreuzgewölbes mit kräftigen runden Rippen von St. Gustinio bei Preor (Christus segnend mit musizierenden, bereits nackten Engeln, etwas verflacht ausgeführt, die Ornamente im Renaissancestyl).

Im schönen Rendena thal nennen die Künstler ganz deutlich ihre fremde Heimat, so: Ego Dionisius di Averaria (Ferrara) pingi 1443. Er hat die West- und Südseite, sowie theilweise das Innere (?) der Kirche zum heil. Anton Abt bei Pelug mit 10 Scenen der Legende des Patrons, einer der hl. Ursula, mit der Dreienigkeit und biblischen Scenen in guter Zeichnung und warmer Färbung bemalt. Weiter im Oberthale finden wir ähnlich bemalt: St. Vigilius auf dem Friedhofe von Pinzolo, einem ebenfalls gothischen Bau, ohne Strebepfeiler, mit polygon abschließendem Chor und ganz schmalen Fenstern, so daß kein Maßwert Platz hätte. Die Südseite, wo der Haupteingang sich findet, ist mit Bildern aus verschiedener Zeit ganz bedeckt. Die acht Stücke der untersten Reihe sind unregelmäßig angebracht, wohl weil verschiedenen Alters; so er-

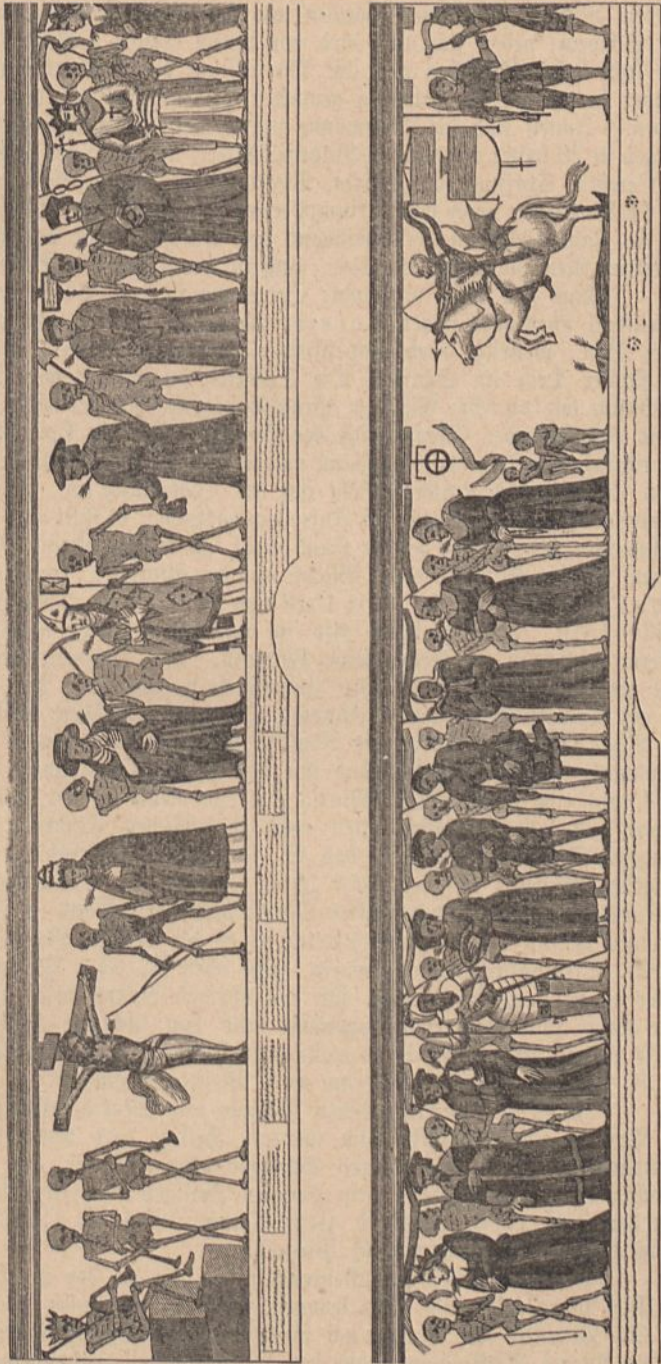


Fig. 482, Pinzolo.

scheinen Christus und Vigilius noch typisch (romanisirend), ein Erbärmebild (Jesu Arme halten Engel), andere wie Christus bei Nikodemus als Gast, St. Michael u. s. w. sind jünger; bei Christus am Kreuz liest man: Pro mundi vita, sum crucifixus ita, bei der Auferstehung die Zahl 1527. Einzelne schöne Figuren z. B. Maria ihr Kind auf dem Schooße anbetend, ganz gleich wie an der Façade von St. Anton zu Pelug erinnern an Meister Dionisius; anders verhält es sich mit dem breiten Doppelfries, welcher die obere Hälfte



dieser Wand ausfüllt; allerdings ist hier eine mehr decorative Behandlung in Anschlag zu bringen und daraus die etwas schwache Ausführung erklärlich, erregt aber Jedermanns Interesse durch seinen Inhalt. Da sieht man im ersten Frieze einen Mann, mit einem Goldsack beladen, einen Jüngling und ein Mädchen mit stark emblöstem Halse, zwei Burthen mit auf dem Rücken gebundenen Händen und dgl. Jede Figur hat ein Thier (Löwe, Esel, Bock oder Schwein) neben sich und wird von einem Teufel begleitet; es ist des Satans Triumph über lasterhafte Menschen oder die Darstellung der 7 Hauptsünden, während die Guten des darüber in gleicher Ausdehnung gemalten Todtentanzes mit der Zahl 1536 Christo zugeführt werden.<sup>1)</sup> Innen sind die Chorwände mit der fast unkenntlich gewordenen Legende des Schutzheiligen in 26 später übermalten Bildern geziert, umrahmt von schönem Renaissance-Ornament, am Gewölbe Christus mit Maria, Vigilius, den Evangelisten und den Kirchenvätern nebst den 12 Propheten unter dem Triumphbogen, ein großartiges Ganzes von ergrifsender Wirkung. Ob die Zahl 1515 an der Westwand des Schiffes, das um diese Zeit ein Gewölbe auf 2 Reihen Renaissancesäulen erhielt, auch zu den Fresken in Beziehung steht, sei dahin gestellt.

Eine sehr nahe verwandte Bemalung ist dem St. Stefanskirchlein auf einem Felsentege über dem nahen Carejöl zugebracht worden, vgl. oben S. 41. Es ist ein einfacher Bau, vielleicht noch altchristlicher Bau mit seitwärts stehendem quadratischem Chore und flacher Decke im Schiffe. Die Südseite, an welcher man später eine Stiege auführte, ist ähnlich wie an St. Vigil zu Pinzolo bemalt. An der Ecke steht ein die ganze Höhe der Wand einnehmender Christof mit der Inschrift auf dem Spruchbände des Kindes: Ego sum lux mundi, veritas et vita; dann folgen St. Michael, Jakob, Stefan und 11 Scenen aus dessen Leben und darunter schließt sich der Todtentanz an, hier erscheint aber Christus als Ueberwinder des Todes mit der Auferstehungsfahne; es fällt auch auf, daß jenes Todten skelett, welches eine junge Frau bei der Hand führt, zu weinen scheint. An den zwei Fenstergewänden nennen sich die Künstler dieser Bilder mit den Worten: Simon de Baschensis pinxerat die 12 mensis Julii 1519 und Simon de Averaria pinxerat mensis Julii 1519. Ersterer hatte also im baselischen Lande in der Umgebung von Bergamo, letzterer wiederum in Ferrara seine Heimath. Die Himmelskönigin am Beginn der Stiege zeigt die Jahreszahl 1534. Im Innern ist vorzugsweise der Chor reich bemalt, so sehen wir am Triumphbogen die Verkündigung, unter demselben wiederum die Propheten wie in St. Vigil, an den Wänden die Apostel, Stefanus Steinigung, hinter dem Flügelaltar das Abendmal, am Gewölbe Christus mit den Evangelisten; unter den vielen Figuren der Südwand ragt eine wunderschöne Maria mit dem Kinde hervor, durch ihre schönen, weit offenen Augen und vollen Backen einen recht jugendlichen Eindruck bewirkend, vor ihr kniet der Donator. Die Westwand zeigt das S. 41 und 42 angeführte, auf die Gründung der Kirche bezügliche Gemälde mit der Zahl 1519; es stellt die Taufe vieler Heiden vor, wo im Vordergrund ein junger blondgelockter Mann durch den Papst im Beisein des Kaisers und seines Gefolges getauft wird. Wahrscheinlich ist es der besiegte Besitzer der Burg, an deren Stelle die St. Stefanskirche erbaut wurde, siehe oben S. 41. Ist das Colorit des Todtentanzes düster zu nennen, so zeichnen sich die übrigen Bilder durch auffallende Farbenfrische aus, viele Köpfe sind meisterhaft gezeichnet und von tüchtiger Hand ausgeführt, besonders im Chore und an der Südwand, sie mahnen an Luini. Am letzten Abendmale steht die Zahl 1461, den 8. August, vielleicht wiederum vom Meister Dionisius.

Zu St. Anton zwischen Pinzolo und Maria Campiglio sieht man im Tympanon des Portals ein Besperbild und mehrere Heilige aus dem 16. Jahrhundert und mehrere lebensgroße Figuren in mehreren Schichten über einander, an der Façade noch unter der Tünche; an einem Hause Maria zwischen Heiligen im italienischen Styltypus des 14. Jahrh. trotz der Zahl 1503, Mitth. d. Cent.-Comm. 1886, S. CXXXI. Ein ähnliches Bild an einem Hause zu Giustino bei Pinzolo.

Von Juditarien zurückkehrend finden wir an der unteren Sarca St. Abondio bei Dró innen wiederum ganz bemalt, worüber uns aber noch nähere Nachrichten fehlen. In St. Valentin bei Bezzano einen kleinen Flügelaltar mit einer trefflich und fein gemalten Maria Verkündigung auf den Flügelthüren, wahrscheinlich aus der Brizner Schule

<sup>1)</sup> Bei diesem Triumphzug des Senfmannes sehen wir denselben auf einem Throne von Würfeln erbaut den Dudelsack blasen; wie Christum am Kreuze als erstes Opfer hat jeden Vertreter der Stände ein tödtlicher Pfeil getroffen, ein Todtengerippe als Begleiter eines jeden schwingt triumphirend den Grabspaten oder eine Fahne und den langen Zug schließt der Tod mit Bogen und Pfeil und reitend auf einem geflügelten Schimmel nach der Apocalypse VI, 8 vgl. Fig 482. Lange Verse dienen zur Erklärung, abgedruckt in: Annario delle società Alpina, Arco 1875.



und nicht von Holbein. Im Orte selbst am Hause Nr. 83 ein ebenso feines Madonnabild auf einem Throne mit noch doggenartigen Auffäßen wie oben, in Fig. 264, auf dem Gewände ein schönes Granatapfelmuster, die Finger sind lang, die Augen mandelartig, die Fleischschatten grün, trotz der Zahl 1483 spricht so manches für eine frühere Zeit, wie oben in St. Anton nach den Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1885, S. XCIII.

Eine eigene Schule mit localen Eigenthümlichkeiten erhielt sich zu Trient durch die ganze Periode. Die ältesten Reste bietet die Westwand des „südlichen“ Kreuzesarmes des Domes in einer halb zerstörten Madonna mit dem ganz bekleideten Kinde und zweien Heiligen, von denen einer den Donator empfiehlt. Die Gesichter sind nach Dr. Schmölzer typisch feierlich, in dem des Donators zeigt die eingedrückte Nase ein Streben nach Individualisierung, das Colorit ist heiter, die Umrisse in braunen Linien gezogen. Gegenüber an der Ostwand Christus am Kreuz mit Maria und Johannes und Heiligen, darunter eine größere thronende Maria wiederum mit Heiligen; alle unter direktem italienischen Einfluß entstanden, nicht aber giotteskem, nach der ruhigen, nicht ausgebogenen Haltung und bei der Abwesenheit des dramatischen Geschehens und den ovalen Köpfen, denen jedoch die hohe Stirne der deutschen Schule fehlt. Idealer Schwung und schöne Massenvertheilung erscheint in den Gewändern. Die Gemälde im nördlichen Flügel weichen im Style von genannten sehr ab, sind auch jünger, etwa vor 1380, sie zeigen neben den italienischen auch vorherrschend deutsche Einflüsse. In den Formen sind sie von jenen zu St. Johann in Bozen und der unteren Reihe von St. Cyprian in Sarnthal nicht weit entfernt, gehören aber einem anderen Meister, einem aus der Trientner Schule an; Empfindung, Raumgefühl, Durchbildung der Formen sind noch gering. Dargestellt ist die Legende eines jugendlichen Heiligen vornehmen Geschlechtes in 6 Bildern, die Enthauptung Johannes des Täufers, Christi Geburt und Auferstehung, Dreieinigkeits, vgl. Kirchenfr. v. J. 1869 und Kunstfr. 1889, S. 49, 50. Interessant ist auch das Bild im Tympanum des Hauptportales, 15. Jahrh., Maria mit Heiligen und dem Donator, vielleicht von Hieronimus von Trient, von dem im städtischen Museum freilich erst aus dem Jahre 1502 eine Verspottung Christi und von 1504 bis 1514 laut Kunstfr. 1890, S. 12 ein Wandgemälde auf Porta d'aquila zu sehen ist; ihm möchten wir auch eine Disputation der hl. Katharina neben der Kanzel in St. Markus zuschreiben. Rechts und links vom Portal der Kirche St. Appollinar sieht man außen zwei halbverlosthene Fresken, wo St. Christof in seiner noch typisch gehaltenen Vorderansicht mit dem Kindlein in fast faltenloser Kleidung leicht erkenntlich ist; die schon stark auftretende Schattirung in den Gesichtern von kräftiger Wirkung spricht für eine etwas jüngere Entstehungszeit als die älteren Bilder im Dome sind, etwa für 1340 und für eine einheimische Hand, die nach der kosmatischen Umräumung in Fig. 481 in Italien gelernt hat, namentlich zu Siena, in dessen Dome Simeon Martini um 1315 sehr ähnliche Engel mit freier nur zuschauender Haltung geschaffen hat, die hier nach Fig. 483 wiederkehren.



Fig. 483, Trient.

Innen am Gewölbe des Chores kleine Medaillons und an der Rückseite des Altars ein Tafelgemälde, vgl. Kunstfr. 1887, S. 78. Auch St. Stefan in Fornas bei Civezzano ist bemalt, 15. Jahrh. — Bozner Schule nach Dr. Schmölzer.

Im Chore der spätgotischen Kirche St. Peter zu Cembra ist buchstäblich jeder Fleck mit einer Einzelfigur von Propheten und anderen Heiligen besetzt, selbst die Fenstergewände; mitten im Gewölbe Gott Vater von Engelnköpfen umgeben, auf der Evangelienseite das Manna sammeln in der Wüste, an der Südwand des Schiffes 20 Szenen aus dem Leben Marias und Jesus (Verkündigung bis Auferstehung), gegenüber Maria Himmelfahrt aus neuerer Zeit, am Gewölbe die dem Leser von oben bekannte dekorative Bemalung mit der Zahl 1549, welcher Zeit die anderen Gemälde vorausgegangen sein dürften, obgleich einzelne Köpfe und Draperien bereits etwas ausgeführt erscheinen. Näheres in Kunstfreund v. J. 1874, S. 11 und Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1887, S. CLXXIII.

Die Kapelle der nur 2 Stunden entfernten Burg Königsberg über St. Michael a. d. Etzsch hat einigermaßen verwandte Bemalung, zwar nicht dem Inhalte wohl aber der Ausführung nach, die aber hier breite Formen zeigt; an der außen polygonen, innen jedoch halbrunden Altarnische sieht man Gott Vater den gekreuzigten Sohn in seinen Armen



haltend nebst Johann dem Täufer und Sebastian, sowie außerhalb der Nische Maria, ihr Kind an der Brust, und ihr gegenüber St. Christof; die Wände beleben die Apostel mit den Glaubensartikeln, daneben die Zahl 1560 und der Name des Künstlers in Form des nebenstehenden Monogrammes: **Bhhdg**

Im Nonsberg. Farbenprächtige zu Lover, 15. Jahrh. Die St. Georgskapelle

Gemäldereste in der Friedhofskirche der Burg Lun; urkundlich bekannt



Fig. 484, St. Vigilius b. Bozen.

seit dem 13. Jahrh., ein Rechteck mit Tonnengewölbe war einst ganz bemalt, die Bilder der Wände sind aber überflücht, jene des Gewölbes zerfallen in 3 gleiche Felder; im mittleren zehn Rundmedaillons: Christus segnend, mit den Evangelistenzeichen und Johannes d. T. mit den Kirchenvätern, darunter auch Leo der Große. — Dann rechts 5 Szenen aus der Legende St. Georg's und links Delberg, Kreuzigung, Himmelskönigin und jüngstes Gericht. Letztere 2 Bilder von einem italienischen Meister übermalt, wahrscheinlich nach dem Schloßbrande um 1528, die übrigen aus dem 15. Jahrh., eine gute Arbeit eines deutschen Meisters (?).

Von größerem Interesse ist die St. Marzelluskirche im nahen Davdine; außen St. Vigilius mit der Zahl 1400, im Tympanon des rundbogigen Portals eine Madonna an den Idealstyl des 14. Jahrhunderts erinnernd, unter dem Dache Mariaverkündigung mit 2 Heiligen, an dem kurz vor 1500 eingesetzten Kreuzgewölbe, wo die Kirche geweiht wurde, Christus als Weltheiland mit mus-

circirenden Engeln, Evangelistenzeichen, Propheten und Kirchenlehrer (bei Hieronimus die Zahl 1527, 22. März), alles in etwas verflachten Formen, jedoch mit alten Reminiscenzen z. B. der regenbogigen Umrahmung. Im quadratischen Chore nennt sich der Meister (?) in schöner gothischer Schrift: Hoc opus fecit fieri Hieronimus. . . . 1492. Dargestellt hat er Leidensszenen des Herrn (auch die Beweinung Christi und die Frauen am Grabe) in feinen uns bereits bekannten hübschen Formen.

Der Meister des Schiffes dieser Kirche dürfte nach äußeren und inneren Gründen an ähnlichen Medaillons zu St. Martin in Berod und jener des Chores in den farbenprächtigen Bildern der Kirche von Tres zu finden sein, welsch letztere ganz bemalt ist.



Die Gemälde an den Wänden eines Saales im Hause „Widmann“, dem alten fürstbischöflichen Gerichtshaus zu Caredo scheinen sich auf ein altes Heldengedicht zu beziehen (eine Jagd, Feuerprobe, Brautraub, Turnier, Räderung u. dgl.), in der Ausführung ähnlich den Bildern im Ansis Schrosenstein zu Bozen, vielleicht von der Zeit um 1478, wo nach Maffei (Notizen von Trient III, 35) Bischof Johann Hinderbach dieses Gebäude ausbessern ließ; die Decoration der „St. Barbarakapelle“ im unteren Stockwerke gehört erst dem 16. Jahrhundert an. Ein paar interessante Bilder sind an Häusern zu finden.

Nach genauer Untersuchung des Prof. Dr. Schmölzer ist es nun entschieden, daß die Leidensszenen der Kapelle zum leidenden Heiland im Schloß Brughier 1461 vom Meister Jakob Sunter vollendet wurden, welchen wir im Brigner Kreuzgang kennen lernen werden. Dafür spricht sein Compositionstalent und die Meisterschaft, mit der er ruhige Handlungen, mehr beschauliche Szenen, tiefe Innigkeit und reizvolle Anmuth darzustellen weiß, während er dem Ausdruck der Leidenschaft oder des gewaltigen Schmerzes nicht in gleicher Weise entspricht, vgl. die weitläufige Abhandlung in Mittheilung. d. Cent.-Com. v. J. 1887 S. 147.

Die werthvollsten Wandmalereien des Ronsbergs hat das romanische St. Vigiliuskirchlein zu Cles. Am Gewölbe der Absis sieht man eine etwas breite, aber noble Heilands-Gestalt, auf dem Regenbogen sitzend, mit offenem Buche; das ausdrucksvolle Gesicht zeigt einen feinen Mund, eine schön geformte lange Nase, etwas große, offene Augen und die Stirne ziemlich hoch gebaut, die regelrecht geordneten Falten des Mantels noch weich gebrochen. Die Umgebung bilden wie gewöhnlich die Evangelisten-Symbole und unten an der Wand Maria mit anderen Heiligen, alles große Gestalten und trefflich ausgeführt. Die breite Einfassungsbordure füllt langgestrecktes und fein geschnittenes Laubwerk abwechselnd mit zierlichen Medaillons aus, sie ist verwandt mit jener in St. Jakob zu Tramin, jedoch der Meister dürfte nicht derselbe und die Malerei älter, etwa von 1410—20 sein.

Jünger, erst von 1515, sind die ebenfalls schönen Gemälde in der Vorhalle der Kirche von Pellizano im Sulzberg. Von Bedeutung ist auch das Vesperbild zu Barollo und ein paar Figuren zu St. Anton in der Gemeinde Livo, während die Bemalung des Innern der letzteren Kirche und die Decoration einer Halle bei ersterer schwächer erscheinen; hingegen ist Maria, Petrus und eine andere Figur auf einem Hause zu Lanza sehr anziehend gemalt.

Den Weltheiland mit dem offenen Buche auf der Ostwand der Kirche von Arzio (Brez) ließ Dominikus Bijner 1512 malen. Ueber die sehr interessante Gewölbebemalung des Chores der Pfarrkirche von Castelfondo war bereits Seite 350 die Rede.

Eine figurenreiche Malerei hat die Außenseite von St. Rochus zu Tesero im Fleimsthal aufzuweisen; die Hauptdarstellung bildet Christus die Wundmale zeigend und umgeben von einer Menge Ackergeräthschaften der Landleute, Pflug, Wagen, Sense u. s. w., daneben Maria Verkündigung und St. Simon von Trient und der Donator mit der Zahl 1541. Auf einer Wand der Vorhalle der Delberg und die Auferstehung mit einer prächtigen Bordüre im Renaissancestyl. Alle Figuren sind wie jene im Innern etwas flüchtig behandelt, besser ein Christof auf der Südwand der nahen Pfarrkirche, ähnlich jenem zu Gries im Oberthale (Fassathal).

Am Gewölbe des Chores von St. Juliana ob Vigo ist die Dreieinigkeits in einer Figur mit drei Gesichtern, umgeben von musizirenden Engeln in langem weißen Gewande, den Evangelisten und Kirchenlehrern dargestellt; die Rippen sind von maßwerkartigem rothem Ornament auf schwarzem Grunde wie im Brigner Kreuzgang begleitet. Wahrscheinlich rührt dies alles von demselben Meister her, der den Altar gefertigt, vgl. oben S. 334 und die Leidensszenen Christi auf dessen Flügeln gemalt hat. Die Legende der Schutzheiligen im Schiffe dürfte eine andere Künstlerhand geschaffen haben, denn es treten zwischen beiden zu große Unterschiede in der Composition und in dem Colorit auf; an der Friedhofsmauer Christus am Kreuz und mehrere Heilige mit guten Formen. Die reiche decorative Gewölbebemalerei des St. Nikolauskirchlein auf dem Friedhof von Predazzo ähnlich jener in Cembra, die S. 350 erwähnt ist. Ueber ein Bild an einem Pfeiler der Kirche zu Primiero vgl. Kunstfreund v. J. 1888 S. 85.

Wir kommen nun auf unserer Wanderung in das bilderreiche Etzhthal, wo vorzugsweise die zweite und dritte Bozner Schule sich sehr thätig und fruchtbar erwiesen hat, sei es auch, daß Manches des Schönen mit direkter Hilfe von Italien oder Deutschland geschaffen worden ist. Die lebhafteste Handelsbeziehung zu diesen beiden Ländern war den



bildenden Künsten sehr günstig.<sup>1)</sup> Beginnen wir mit Bozen, wo wir die älteste Malerei, Christum am Kreuz mit Maria und Johannes nebst 4 Stiftern in stehender Stellung im Tympanon des romanischen Portals auf der Südseite der Pfarrkirche antreffen, ein Bild, das nach seiner schlichten Zeichnung und Ausführung vielleicht noch über das 14. Jahrh. hinaufreicht. Von allgemeiner Bedeutung ist nach N. Vischer die schöne sitzende Madonna neben dem Haupteingang in ganz gleicher Stellung wie in einem Gemälde von Mantegna, wo aber die deutsche Schule gleich starken Einfluß ausübte, wie die italienische; Kopf und Haltung erscheint naiv monumental, geragen elegisch, das Antlitz individuell, an der Thronlehne ein Streben nach perspektivischer Wirkung, die Landschaft bereits italienisch klassizistisch, so daß es eine Arbeit von 1500 und etwa von Jörg Arzt, einem Bozner oder B. Haber aus Sterzing sein möchte. Von der Innenmalung der Pfarrkirche sieht man noch einen Bildrest hinter dem Bilde des St. Dominikusaltars vom 15. Jahrhundert; an einem Strebe- pfeiler auf der Nordseite des Chores eine hübsche Figur eines Papstes aus der dritten Malerschule von Bozen. Im Museum einige Tafelgemälde aus Pustertal, darunter die Flügelthür eines Altars, der von Prof. Semper der Schule Pachers zugeschrieben wird. In der v. Kosler'schen Sammlung mehrere Tafelgemälde aus der Umgebung, interessant eine figurenreiche Kreuzziehung von eigenthümlich hellem Colorit aus dem 15. Jahrhundert. In dem durch die Bintlner erbauten Anst. Schrofenstein am Ende der Hintergasse Fresken aus der Heldensage, übereinstimmend mit jenen in Kunkelstein, vgl. Kunstfr. v. J. 1885 S. 71. Die Gemälde auf den Flügelthüren des alten Altars bei den Franziskanern sind interessant wegen der naiven Darstellung der Apostelscheidung trotz der vielen Härten in den Figuren, schön ist die beigegegebene Landschaft. Kunstfr. 1885, S. 5.

St. Johann im Dorfe (vgl. oben S. 84, 85, 101, 102). Dargestellt ist am spitzbogigen Tonnengewölbe der Weltenrichter auf dem Regenbogen in einer Mandorla, die von Engeln gehalten wird, unten an den beiden Wänden die Legende der beiden Johannes, des Täufers und des Evangelisten, in je 4 Bildern. Leider sind diese Bilder theilweise übermalt, die in der Absz. übertüncht worden. Abb. i. Mitth. d. Cent.-Com. v. 1874. Am Figürlichen wie an der Architektur zeigen sich romanische Reminiscenzen mit vielen Härten, sowie ein entschiedener italienischer (giottesker) Einfluß, nur an einzelnen Details deutsch-gothischer Charakter, wozu noch gemeinsame Styleigenthümlichkeiten der localen Schule zu rechnen sind. Dr. Schmölzer erkennt in seiner citirten Broschüre, die wir dem Leser empfehlen, von solchen folgende, nämlich derbes Knochengeriße der Köpfe, die zugleich ein eigenthümlich flaches, steil abfallendes Hinterhaupt zeigen, große und scharf gebogene Nasen, conventionelle Behandlung der Haupt- und Barthaare. Giottesk ist dann außer der massiven Architektur die oft fast sackartige Gewandbehandlung mit einem steilen Fall und geraden Abschluß, ein Streben nach größeren, das Ganze beherrschenden Massen. In der ganzen Auffassung herrscht großer Ernst mit einzelnen bewegteren Compositionen; interessant ist der feierlich ruhige, würdevolle Greis Zacharias und in echt künstlerischem Contrast dazu der lebhaft bewegte, von Staunen ergriffene Jüngling, in dessen Antlitz und in dessen ganzer Gestalt, wie sie aus dem edlen und doch so lebensvollen Wurf des Gewandes hervortritt, die innere Erregung ganz vortrefflich zum Ausdruck gelangt. Genannter Autor glaubt, daß nur wenige Bilder, vor anderem die Namensgebung Johannes d. T., von einem Meister sei und zwar von Hans Stocinger, wofür eine jüngere sehr ähnlich behandelte Beschneidung Christi in Terlan spricht; die anderen Bilder aber seien im Wesentlichen von seinen Schülern ausgeführt, denn es kommt große Verschiedenheit unter diesen Gemälden vor und „die Eigenthümlichkeit des mittelalterlichen Kunstbetrieb's, die echt handwerksmäßige Theilung der Arbeit zwischen Gesellen und Meister, erscheint eben hier ganz besonders ersichtlich.“ Endlich sehen wir, daß die Palette eine beschränkte ist; Gelb, ein liches Roth, Grün, Violett und ein helles Blau, welches letztere am meisten verblaszt war und daher beim Uebermalen vorzüglich neu aufgesetzt wurde, sind die vorherrschenden Farben. In den Grund eingerissene Umrisse oder gar mit einem Stempel eingepreßte Formen, wie an manchem älteren Wandgemälde im Kreuzgang zu Brigen, finden sich nicht; die Umrisse sind fest und breit in brauner Farbe mit dem Pinsel gezogen. Die Colorierung ist eine illuminierende, innerhalb welcher die Schatten durch einfache Pinselstriche angegeben werden, eine von den Bilderhandschriften auf die Mauer übertragene Malweise. In den Fleischpartien ist eine Modellierung durch

<sup>1)</sup> Finden wir ja nach N. Vischers Studien (Stuttgart 1886) selbst zwei Zöllner am Eisack, die „Maler“ waren, nämlich Hans Ried um 1500, der Schreibkünstler des Heidenbuchs in der Armbraster Sammlung und Meister Peter, der 1528 Zöllner war, in welchem Jahre er Lohn für Mitarbeit in der Schule erhält.



graugrüne Unterma­lung ver­sucht. Der Hinter­grund ist wie gewöhnlich ein gleich­mäßiges dunkles Blau. Die Technik selbst er­scheint nicht als ein Fresko in unserm heu­ti­gen Sinne; man trifft Stellen, wo die Farbe aller­dings mit dem Mal­grund fest ver­bunden und in denselben einge­drungen ist, dann aber wieder solche, wo dieser Fall nicht vor­kommt und Tempe­ra­farben ver­wendet zu sein scheinen, die auf den Grund ein­fach auf­getragen wurden; wir haben es also mit einer ge­misch­ten Technik zu thun. Das Alter dieser Ma­lereien geht nicht über das Ende des 14. Jahr­hun­derts zu­rück; sie sind zweifel­sohne von den edel­ge­finnten Herren Bot­schen ge­stiftet, die in der far­ben­prächtigen Bordenüre wieder­holt ihr Wap­pen ange­bracht haben (siehe oben S. 245, 326). Au­ßen am Thurme sieht man eine ver­bläbte Kreuzigung und einen Christof, dessen Zeichnung von Seelos im Mu­seum von

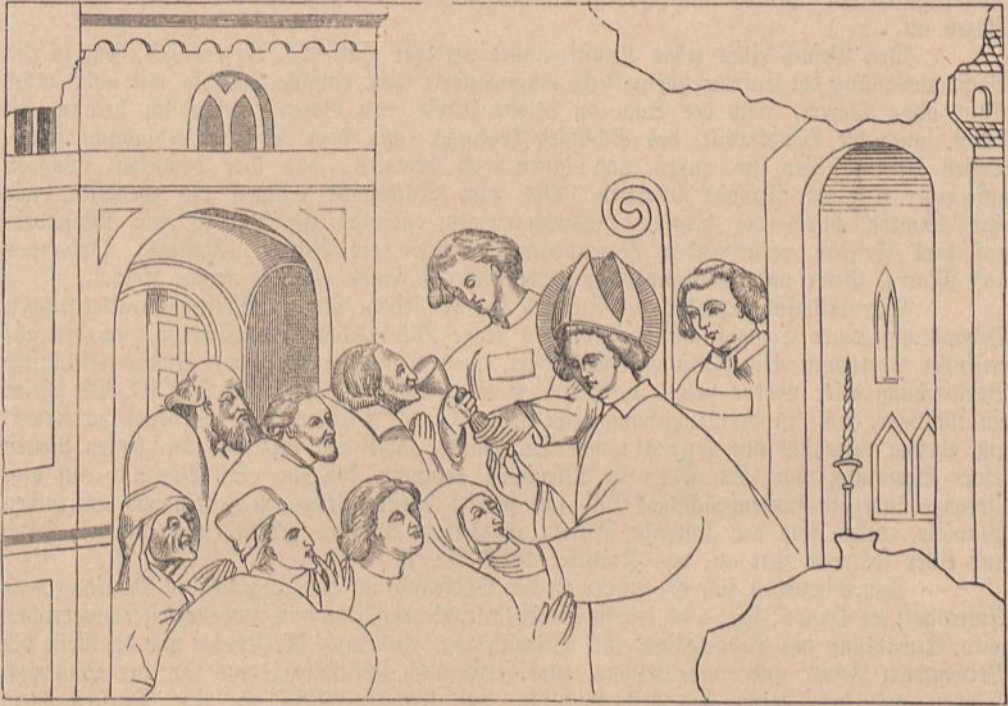


Fig. 485 Bozen, St. Vigilius theilt die heil. Communion aus.

Bozen zu sehen ist und vielleicht noch älter als die Innenmalerei sein dürfte. Eine Altar­tafel mit schlanken Einzelfiguren, blaß im Carnat und überhaupt schwach in der Färbung, darunter die Stifterfamilie Kuhn-Belasi, 16. Jahrhundert. Ueber dem „Thorborgen zu einem Weinberg“ vor dem Schloß „Hörtenberg“ schwache Reste von drei Bildern, die sich auf den „Todtentanz“ beziehen, 16. Jahrhundert.

Wenige Jahre später wurde das uns von Seite 84 und 102 bekannte St. Martin's­kirchlein zu Campill ( $\frac{1}{2}$  St. v. Bozen) von demselben Meister oder einem seiner tüchtig­sten Schüler in einer mehr fortgeschrittenen Art und Weise ähnlich dem genannten St. Johann bemalt (Christus hier auf gemustertem Goldgrund). Diese Bilder zeichnen sich durch Steigerung des dramatischen Lebens und größeren Reichthum der Erfindung, sowie gleichmäßigere Ausführung aus, bemerkt Dr. Schmölzer in der schon genannten Broschüre. Im Jahre 1303 in vigilia Assumptionis Mariae fand eine neue Einweihung statt, vielleicht aus dem Grunde, daß kurz vorher erst das spitzbogige Tonnengewölbe eingesetzt worden war. Die Darstellungen an der Wand sind übertüncht, am Beginne des Gewölbes erscheinen ringsum Leidens­scenen des Herrn, als: „der Einzug in Jerusalem, das Abendmahl, der Delberg, die Gefangennahme, Dornkrönung und Verpottung, Kreuztragung und Christus auf dem Schooß Mariens (Vesperbild). Das Gewölbe wird durch eine reich verzierte Bordenüre mit eingestrenten Brustbildern von Propheten in mehrere Felder getheilt, jedoch so, daß in der Mitte eine Mandorla für Christus auf dem Regenbogen mit der Weltkugel in der Hand freibleibt, während die übrigen Flächen mit den Kirchlehren und vier Engeln besetzt sind, vgl. Abbildung in unserem Werk: „Die christl. Kunst“ S. 51. Von einer anderen Hand



dürften die 5 Bilder am Triumphbogen herrühren, nämlich Mariä Verkündigung, St. Georg den Drachen erlegend und eine Jungfrau rettend (Symbild der Erlösung des Menschengeschlechtes, vgl. Abb. i. Otte's Kunstarchäologie S. 697), das heil. Mesopfer vom heil. Patron Bischof Martin von Tours, wo die erneuerte Menschwerdung in der Gestalt des Jesuskinds über der Hostie bei der Wandlung ausgedrückt erscheint, endlich tiefer unten St. Ulrich und Leonhard in aufrechter Stellung. Die Bemalung der Absis ist noch überflüssig bis auf eine thronende Himmelkönigin mit dem stark bewegten Kind in der Fensterlaibung, ein treffliches Bild, wo auch das Nackte viel besser als sonst am Ende des 14. Jahrh. vorkommt. Den fast zerstörten „Tod Mariä“ an der Außenseite hält Dr. Schmölzer für eine Arbeit der Schule des Meisters Sunter in Brigen. St. Christof im fliegenden Gewande sowie die Reiterfiguren St. Martin und Georg mit der Zahl 1535 gehören der dritten Schule in Bozen an.

Den Besuch eines jeden Kunstfreundes verdient auch St. Vigilius, jetzt in die Mesnerwohnung der Calvarienbergskirche umgewandelt, eine einfache Basilika mit halbrunder Absis ohne Thurm, nach der Sage die älteste Kirche von Bozen, urkundlich bekannt seit 1209, auch die Hauskapelle des Schlosses Weinegg, mit dem sie in Verbindung stand. Dessen Herren ließen sie außen und innen reich bemalen, was ihre doppelten Wappen auf einer Ecke der Fassade beweisen. Bis zum Dachrande reichten die Gemälde, wie ihre Spuren durch die Lünche hindurch zeigen, nämlich Christus in der Mandorla auf dem Frieden verheißenden Regenbogen, darunter ein Bischof (Vigilius), Johannes und Maria, Peter und Paul und von einer anderen Figur ein sehr feiner Kopf.

Eigenthümlich bezüglich des Inhalts wie der feinen für den Meister charakteristischen Behandlung seiner Composition erscheint das große Bild rechts vom Eingang, wo ein abreisender Edelmann seine Frau oder Schwester einem Einsiedler übergibt. Unsere weitläufige Beschreibung aller Bilder s. i. d. Mitth. d. Cent.-Com. v. J. 1884 S. C1C. Es scheint ein tüchtiger, sonst in der Umgebung nicht auftauchender Meister hier gearbeitet zu haben, am ehesten verwandt mit Egnolt von St. Pauls, soviel wir uns aus den letzten Resten seiner Bemalung von St. Peter in Altenburg erinnern können. St. Vigilius auf dem Nebengebäude ein farbenprächtiges Bild mit bereits etwas knitterigem Faltenwurf am rothen Pluviale, neben ihm der knieende Stifter in weißem Mantel gehört einer anderen Hand und einer späteren Zeit an, vgl. Kunstfr. 1887 Nr. 9.

Innen beziehen sich die Bilder an der Südwand auf das Jugendleben Marias (ihren Aufenthalt im Tempel, Fig. 484, wie sie am Webstuhl beschäftigt vom Hohenpriester unterrichtet wird, Erwählung des Bräutigams, ihre Vermählung, Anbetung der Könige und die Reise der Verwandten Jesus und ihrer Kinder zum Feste nach Jerusalem) und an der Südwand Scenen aus dem Leben des heil. Vigilius, vgl. Kunstfr. 1887 S. 65, Darstellungen, welchen lebendige Compositionen mit viel Individualisirung zu Grunde liegen, Fig. 485. Die Unterseite des Triumphbogens zieren zarte Brustbilder der klugen und thörichten Jungfrauen, die Wände der Abside die Apostel und Evangelisten, von welch' letzteren nur mehr einzelne Köpfe übrig sind; sie standen einzeln unter reichen Baldachinen von noch mehr giottesker Bauart und darüber waren Leidensscenen Christi angebracht, wovon nur die Kreuzigung übrig ist.

Ein formverwandter Gemäldereft am Thurm der alten Kirche im nahen Dorfe Pfatten, vgl. Kunstfr. v. J. 1886 S. 7.

Von den Gemälden der 1 Stunde südlich von Bozen liegenden Ziliakirche St. Jakob in der Au hat uns das nachträglich eingesezte Rippengewölbe nur large Obertheile der tafelförmig neben einander gereihten Bilder unter dem Dache sichtbar übrig gelassen. Vom Engelsturz ist noch am meisten erhalten und es zeigt sich daran eine lebendige Composition in den mit allerlei Waffen kämpfenden guten Engeln gegen die phantasiereich gezeichneten gestürzten Geister nach Gebilden von wilden Nachtvögeln und anderen grinsenden Fragen. Am Frieze bemerkt man plastisch gemalte Consolen haarklein nachgeahmt jenen zu St. Cyprian in Sarnthal, nach unserer Ansicht, der auch Prof. Dr. Schmölzer beistimmt, von Stöcinger oder einem seiner Schüler herkommend. Zugleich mit dem Gewölbeeinsatz wurde die Kirche verlängert, 1483 neu eingeweiht und zwei Jahre darauf ließ Sigmund Temperer laut Inschrift den noch sichtbaren Christof malen.

Im Norden der Stadt begegnen wir der St. Katharinakapelle im Schlosse Runkelstein, wo an der Westwand Reste von Marterscenen der Heiligen zu sehen sind (Räderung, Enthauptung, Grablegung durch Engel und vor dem Sarg einige Krüppel, welche das ausfließende heilsame Del auffangen), daneben eine Verjuchung von St. Anton



Abt, am Tonnengewölbe unkenntbare Spuren der einstigen Bilder, in der Abside eine Kreuzigung Christi, jede Partie aus einer anderen Hand, 15. Jahrhundert, etwas später (?) als die vielen anderen Gemälde dieser Burg, bestehend aus portraitartig behandelten Figuren von Helden der Geschichte und Sage mit allerlei Kurzweile (Jagd, Tanz, Ballspiel) von der Zeit 1392–1414, wo der kunstsinige Nikolaus Wintler im Besitze des Schlosses war, unter Max I. durch die Maler Jörg Kölderer und Lebenfecher aus Brixen 1504–1508 und dann vom Hofmaler Marx Reichlich „verneut“ (restauriert) Jahrb. d. Kunstf. d. österr. Kaiserh. B. III. 32. Sie bestehen in leicht colorirten Umriffen mit flüssig geführter Linienführung, worin sich die Figuren und Thiere der Badstube nach Semper (Gemälde des Brixner Kreuzgangs, Innsbruck bei Wagner) besonders auszeichnen. Treffliche Aufsätze in Mitth. der Cent.-Com. v. J. 1857, 1860, 1878, 1887, 1890, Abb. von Seelos, Ferdinandeum in Innsbruck, Ergänzungen bei Maler Franz Meyer in Gries.

St. Justina, eine uralte Filiale in „Leitach“, bewahrt noch ein interessantes Stück der überflüchten Bemalung im Style von St. Johann, (St. Ursula auf dem Schiffe ihren Gefährtinnen predigend, liebliche Köpfchen mit langen, eingebogenen Nasen und scharf geschnittenem Profile). Ueber St. Georg im nahen „Wanga“ vgl. Kunstfr. 1890, Nr. 12, S. 52. Auch im Schloß Karneid entdeckte man Spuren von Malerei.

Aus der nächsten Umgebung von Bozen finden wir ferner in Gries auf dem Thorthurm des Klosters ein bedeutungsvolles, leider halbzerstörtes Gemälde: die Gottesmutter mit dem Kinde und Katharina, gegenüber Christus und darüber Gott Vater nach R. Vischer im sienesischen Charakter des 14. Jahrhunderts, kann aber trotz des idealen Styls erst gleich nach 1407, wo die Augustiner des Klosters in der Au dieses Schloß des Landesherrn übernahmen, geschaffen sein, wofür auch das beigefügte Wappen des damaligen Propstes spricht. Auf der Rückseite des Pacher'schen Altars: Vermählung Mariens, Christus im Tempel lehrend, Vertreibung der Wechslar und einzelne Passionscenen. Zwei schöne Bischofsfiguren an den Flügeln des Altars von St. Jakob „in Sand“; an einem Hause der fürstb. Mensa von Brixen zu Moritzing eine figurenreiche Kreuzziehung, ähnlich, besonders der Christuskopf, einer gleichen Scene außen an der Pfarrkirche von Meran, wo auch die Schächer mit verbundenen Augen den Zug eröffnen wie hier.

Ueber die Bemalung der Kirche von Terlano s. oben S. 246, 247, 348, 350; Kunstfr. 1887, 57 und 1890, Nr. 9 ff. Gegenüber in Andrian auf der Rückseite eines Hauses neben der Kirche (Sternbauer, einst

„Goldfuchs“) einige Heilige in schlichter Ausführung v. J. 1519 gemalt von . . . er (Pacher?) von Brauneck; im nahen Nals ein kleiner Rest eines Christof's und einer sitzenden Madonna ähnlich den Figuren am Kloster Gries außen an den Ruinen der „St. Valentinskirche beim Fliecherhof“. Fast gleichzeitig sind der thronende Christus mit den Evangelisten-Symbolen und eine sitzende Madonna in einer Mauernische des einen Bergfrieds der nahen Werburg, wo einst die Burgkapelle bestand.



Fig. 486, Grijjian bei Lijens.



Ferner möchten wir der Bozner Schule zuschreiben die Bilder außen am nahen St. Jakobskirchlein zu Grissian, vgl. oben Fig. 167; dargestellt ist Christus mit offenem Buche auf einem Throne sitzend mitten zwischen seinen Aposteln, vgl. Fig. 486. Die Figuren sind etwas kurz gerathen, zeigen aber ausdrucksvolle, individualisirte Köpfe, die Falten der Gewänder sind weich, aber ein wenig breit — von demselben Charakter ist daneben Christus seine Wundenmale dem Thomas oder dem Donator zeigend, daneben das Wappen der Familie v. Brandis, dem Patron von Grissian —, so daß das Ganze, das noch ganz frisch in den Farben (Gelb herrscht vor) wie von heute ist, trotz der Perleschnur um die Niben erst am Beginn des 15. Jahrh., die Bilder dagegen in und an einer ganz nahen Wegkapelle nach ihren Formen und der einigermaßen handwertmäßigen Behandlung am Beginn des 16. Jahrhunderts geschaffen sein dürften. (Mitth. d. Cent.-Com. 1889, 28).

In der Abside von „St. Jakob“ in Oberbozen ein Christus in der Mandorla ähnlich jenem zu St. Johann in Bozen und aus derselben Zeit, die Evangelisten und andere Bilder im Schiffe übertüncht; dasselbe gilt von „St. Nikolaus“ in Mittelberg, Pfarre Lengmoos, wo viele Niben durch die Tünche sichtbar sind.

Ein glücklicheres Loos hatten die äußeren und inneren Gemälde von St. Helena in Deutschneven; sie rühren von demselben Stifter und dem nämlichen Meister her, wie jene im Schiffe der Kirche von Terlan, nämlich dem Sigmund Niedertor und dem Hans Stocinger; außen an der Fassade die Patronin, Christus am Kreuz und St. Christof, an der Absis Maria mit anderen Heiligen, innen aber an deren Gewölbe die 12 Apostel übertüncht, an der Laibung des Triumphbogens die 7 Schöpfungstage, sowie auf der Vorderseite Gott Vater, dem Abel und Cain ihr Opfer darbringen. An den übertünchten senkrechten Wänden des Schiffes sind die interessanten Scenen aus dem Leben Jesu theilweise bloßgelegt, Christus in der Mandorla mit den Evangelisten vor ihren Schreibpaltten und mit der Angabe des Inhaltes ihres Evangeliums wie in Terlan sind am Gewölbe gut erhalten; ihre Sinnbilder sind hier auf Wolken und groß über ihnen angebracht gleichwie in Schwarzhendorf. Stocinger hat hier gleich nach der Vollendung seiner Aufgabe in Terlan, etwa im Jahre 1409 begonnen, da die Kirche 1410 geweiht wurde. (Mitth. d. Cent.-Com. v. J. 1885, LXIII und 1887, CCXXXVII).

St. Cyprian in Sarnthal. An den Scenen des Leidens Christi und des Martyriums der hl. Patrone (Cyprian und Justina) sprechen innere und äußere Gründe für Hans Stocinger oder einen seiner besseren Schüler um 1420; leider nachträglich mit dem Spitzhammer bis fast zur Unkenntlichkeit beschädigt, mußten diese Bilder in Folge der vielen auszukittenden Stellen von Maler Hintner übermalt werden. Dasselbe galt bezüglich des jüngsten Gerichtes, Mariä Tod, Himmelfahrt und Krönung; besser erhalten waren die Lebensscenen des hl. Sebastian am Gewölbe von 1492, sie gehören aber wie die letzteren einem anderen Meister von freierer, deutscher Richtung an (Mitth. d. C.-C. v. J. 1889, 45.) Erstgenanntem Meister sind wahrscheinlich die Reste der schönen Bilder an der Außenseite der Kirche von Durholz zuzuschreiben. Einen gut gezeichneten, stark bewegten Christoph von 1511 sieht man an der Kirche von Pens.

Zu Eppan in einem Hause nahe der St. Michaelskirche sind Reste einer bemalten Zechstube vom Jahre 1545 zu sehen. In St. Valentin ein hübscher Tafelaltar. Im Bethor der Franziskaner zu Kaltern finden sich zwei Tafelgemälde vom Jahre 1529 (Flucht nach Egypten und Kreuzziehung) nach Kirchenfreund vom Jahre 1866, S. 191, dem P. Wilhelm Suevus zugeschrieben. In der „Katharinakirche in Mitterdorf“ der Tod Mariens sehr ähnlich jenem in Terlan und von demselben Meister, aber etwas älter, schön gruppiert; Christus tritt durch seine von den übrigen Figuren bedeutendere Größe sehr hervor (s. Kunstfr. v. J. 1887, S. 62); von der Bemalung des um 1517—30 angebauten Schiffes noch Reste hinter den Seitenaltären (Legende von St Ursula und Agnes), die übrigen daneben übertüncht, wie im Chore von St. Anton, an dessen Außenseite ein gut erhaltener Christof v. J. 1470. Im Chore von St Nikolaus einige trefflich den Gewölbefeldern eingefügte Bilder: Gott Vater, Maria, Evangelistensinnbilder und Kirchenväter (übermalt) von 1532; die reiche Decoration des Schiffes bereits im Tiroler Provincialstyl der Renaissance (Mittheil. d. Cent.-Com. v. J. 1880, 36 und 1889, 24), wo einige Versehen zu berichtigen sind.) Ueber die noch kargen Reste der Wandmalereien in Altenburg siehe oben S. 349 und Kunstfr. 1887, S. 51.

Tramin. Außen am Chore der Pfarrkirche eine seltene Darstellung (Christus, Maria und Johannes, Mariä Abschied?) umgeben von musizierenden Engeln, alles im idealen Style des 14. Jahrh.; in anderen Feldern Reste eines Delberges und einer Kreuzigung,



einigermaßen übereinstimmend mit dem Bilde am Chorbogen zu Terlan, aber etwas jünger, wie jene stark nachgedunkelten hinter den Seitenaltären noch sichtbaren Bilder. Einen anderen tüchtigen Meister (etwa Egnolt von St. Pauls) lassen die verblichenen Figuren mit großartigen Gewandmotiven am Giebel der bemalten Fassade von St. Valentin vermuthen; innen alle übertüncht, vor wenigen Jahren erst bloßgelegt. Das Gewölbe am gothischen Anbau von St. Jakob hat laut Inschrift 1441 ein gewisser Ambros, Gejelle (Familiaris wie er sich nennt), des Meisters Johann Ghnig von Bruneck, bemalt: dargestellt finden wir um jeden Gewölbeklußstein vier Engel in flatterndem Gewand und anmuthiger Bewegung mit reichem Lockenschmuck ein Schriftband haltend, daneben Propheten und Kirchenlehrer in Rundmedaillons mit inneren Dreipaßrahmen und in Begleitung von reicher Rippendecoration, alles mit gewisser Eleganz der Linienführung im deutschgothischen Idealismus, übe einstimmend mit der Gewölbebemalung im 4. Gewölbejoche des Brigner Kreuzgangs (vgl. Broschüre von Semper 23, 24.)

In der nahen Filiale Söll außen an der Kirche Christus am Kreuz, noch etwas steif behandelt mit Maria und Johannes und einem Bischof;<sup>1)</sup> innen über der Sakristei noch Reste von Figuren schlankere Verhältnisse; bedeutungsvoll sind die zwei fein gemalten Heiligen auf den Flügelthüren des bereits im Renaissancestyl gebauten Altars, im venetianischem Style des 16. Jahrh. mit nebenanstehendem Monogramm des Meisters: Ueber die Gemälde in Altenburg s. oben S. 349. Maria mit dem Kinde am Gewölbe der Kirche nach 1497, wo dieses eingesetzt wurde. Im sog. „Heidentempel“ zu Margreid interessante spätgothische Ornamente. Die Fassade der Kirche von Gfrill ist wiederum reich bemalt, Kunstfreund 1887, 51.



Die Fassade der Stephanskirche in Pinzon ob Neumarkt hat ein in der Form und Technik sehr gewandter Meister mit verschiedenen Bildern in leuchtenden Farben bemalt; dargestellt sind die 14 Nothhelfer, Christus mit den Leidenswerkzeugen, eine Heilige mit einem Blümchen in der Hand, Stefanus und St. Christof mit belebtem Hintergrund wie: der Einsiedler mit einem Rosenkranz, ein Weinberg mit einem Arbeiter in demselben. Die Legende des Patrons auf den Flügelthüren des Altars etwas schwächer behandelt. Das Nämliche gilt vom Altar auf dem Kuchelberg von 1525, wo auch eine derbe Wandmalerei vorkommt: Daniel und dessen Feinde die von den Löwen zerrissen werden.

Audere Malernamen der Bozner Schule und zwar aus Bozen selbst sind noch bekannt: Meister Perchtold um 1325, Conrad 1406 (Kunstfreund 1889, S 21); Marzif 1483; Sylvester Miller 1513; Marx Rauber 1515, von ihm nach H. Bischof die Tiroler Tafelbilder in Schleißheim bei München, welche mit MR bezeichnet sind.

Auch Meran, wie es noch Landeshauptstadt war, lassen Einige den Sitz einer eigenen Malerschule von ziemlich rein deutscher Richtung sein. An Künstlernamen fehlt es nach Dr. D. von Schönherr und anderen Archivforschern wahrlich nicht. Wir kennen Maler Christof (1342—62), Malers Heinrich um 1369, wahrscheinlich ein Sohn des von 1291—1313 unkundlichen Malers gl. N. Maler Fridlin um 1371. Maler Conrad und seinen Sohn Sigmund um 1382; Chunz den Maler um 1398. Meister Bernhart aus Bozen erhielt 1520 das Bürgerrecht. Ihre Unterschrift unter einem Bilde hinterließen uns aber nur ein paar Künstler; unter der Kreuzigungsgruppe mit mehrerer Heiligen am Seitenaltare der Pfarrkirche von Mais steht nämlich zu lesen: „Jud. Maura. (her) fecit. Johannes Keller oder Kosler. de . . . (— lineavit) a. dni. meccc . . .“ Das Gemälde macht einen ruhigen, ehrwürdigen Eindruck, Engeln, deren Füße noch in ein langes Kleid eingewickelt sind, fangen das Blut auf, Magdalena umfängt den Kreuzesstamm, in den Ecken Stifter und Stifterin, nebst ihrem Wappen (eine Art Hufeisen mit einer Krone darüber), an Christus ein Bestreben die früheren Härten zu heben. Andere Bilder im Chore tragen die Jahreszahl 1444, und besonders die Begegnung Joachims mit Anna an der goldenen Pforte, sowie die Traumdarstellung des Ersteren ähnlich wie in Terlan nebst St. Wolfgang und Oswald sprechen durch ihren kräftigen Gesichtsausdruck und nobel geordnete Draperien für ihr höheres Alter. An zwei Heiligen daneben äußert sich an den aufgezogenen Mänteln noch eine Erinnerung an das 14. Jahrhundert und an die Chorbilder in Terlan, was einigermaßen auch an den darunter befindlichen figurlichen Darstellung des Glaubensbekenntnisses in 12 kleinen Bildchen sich fortsetzt. Leider kamen alle diese Bilder sehr be-

<sup>1)</sup> Genau übereinstimmend mit jenen voriges Jahr barbarisch herabgeschlagenen Fresken außen an der Kirche des nicht fernem Penon, wo sich auch Spuren von Bildern unter der Tünche im Innern finden lassen.



schädigt unter der Tünche hervor und mußten stark übermalt werden, um noch brauchbar als Zierde einer Kirche zu sein. Gut erhalten war außen an der Fassade Christus die Wundenmale zeigend, in etwas steifer Haltung aus der Zeit des ersten Gemäldes wie jenes an der sog. „Stamjer Mühle“, ein gefälligs Bild rein deutscher Schule, gut restaurirt vom Bildhauer Pendl.

Das wegen seiner Landschaft mit reichem einer südlichen Flora angehörigen, bestimmt wiedergegebenen Laubwerk berühmte Gemälde auf der Südseite der Halle des Meraner Pfarrthurms zeigt zwei ernste Männer ohne Nimbus, der eine in fast orientalischer Tracht hinweisend auf ein leeres Kreuz, der andere davor betend; an der unteren Bordüre, welche aus schattierten Maßwerkformen besteht und somit an die Mitte des 15. Jahrhunderts erinnert, liest man in spätgothischer Schrift: fecit . . . thomas wolfer Aus gleicher Zeit sind die gegenüber stehenden Einzelfiguren unter reichen Baldachinen italienischer Gothik: St. Barbara, Leonhard, Florian, Christof (mit dem Kinde auf der rechten Schulter) und Katharina; alles ist Grau in Grau gemalt, selbst das Carnat, die Nimben mit eingravirter Contur ohne Strahlen, unten Medaillons mit negartigem Goldgrund und ein Wappen mit drei Eisenhütchen (Herren v. Schneeberg). Außer der Halle ein lobenswerthes Vesperbild späteren Styles mit der Zahl mcmliiii, wohl 1514 vermög der Formen zu lesen.

Von großem Interesse ist ein Fresko neben dem Hauptportale der Pfarrkirche. Es stellt des Erlöfers Ausführung und Fall unter der Kreuzeslast vor.<sup>1)</sup> (Ob nicht von derselben Künstlerhand das allerdings ganz fein ausgeführte Stück eines Altarsflügelgemäldes in St. Helena auf der Töll stammt? Die realistischen Köpfe der Männer auf dieser Beweinung Christi und selbst die Frauen sprechen dafür, der Kopf des Herrn ist viel edler gezeichnet, als in Meran. Dem Allen schließt sich die schöne deutsche Landschaft würdig an.) Am Kaffesimse auf der linken Seite der Fassade ein schöner Fries in Renaissancestyle, darunter Reste von gothischen Einzelfiguren. Auf der Barbarakapelle ein Christof; ebenso Spuren eines solchen auf der Südseite der Pfarrkirche. Im Innern vier Engel um das sog. „Himmelloch“, wahrscheinlich vom genannten Meister, der auch die Dreifaltigkeit nebst den Evangelistenzeichen in der Spitalkirche gemacht haben möchte, wo nebst Gott Vater auch der hl. Geist als fast gleich ehrwürdiger Greis erscheint und beide Christi Leichnam in den Händen halten. In der Kapelle der landesfürstlichen Burg (s. oben S. 311) an der Seitenwand die Patrone St. Oswald und Coniferidus in schlichter Ausführung des 15. Jahrhunderts, wobei Dr. v. Schönherz das Monogramm AR. gefunden hat; in zwei Ertern etwas ältere Malereien, wodurch Helden der Geschichte und Sage mit Jagdszenen abwechseln ähnlich wie in Kunkelstein, aber hier zeigen die drei verschiedenen Meister in Zeichnung und Form sowohl bezüglich der Figuren als auch des Ornamentes eine Tüchtigkeit, daß ihre Leistung zu den besten dieser Art aus der Mitte des 15. Jahrhunderts zu zählen sind. Als Hauptfarbe geht durch diese Fresken und Temperabilder heiteres Grün mit schwarzen Conturen und weißen Lichtern hindurch. Auf einem reich verschlungenen Bande mit der Inschrift: An End (ohne End) wurde das Monogramm des Meisters entdeckt, ein großes lateinisches S, aus dem 3 Bergkmeinnicht, wie von einer Blumenvase umschlossen, emporragen. Da könnte sich der oben erwähnte Meister Sigmund verewigt haben, falls er ein hohes Alter erreicht hat (vgl. „Die alte landesfürstl. Burg von Meran“ bei Stockhausen daselbst 1876).

Auf dem Hauptportale der Kirche des Klosters „Maria Steinach“ in Algund stehen die abgekürzten Worte: „M. d. mcccxxvi h. v. c. e. per me pic. Blabmire in meran die dominici conf.“ d. h. „1436 hoc opus confectum est per me pictorem“ u. s. w. Ringsum sieht man keine Spuren dieser Arbeit, wohl aber über dem später eingesetzten

<sup>1)</sup> Die der Scene anwohnenden Personen sind in dichten Gruppen gedrängt, die Gesichter höchst realistisch, von drastischer Lebendigkeit, dabei voll künstlerischen Empfindens in der Darstellung. Ganz vorn die ohnmächtige Madonna, welche Johannes unterstützt, Veronica und Christus, welche stark beschädigt sind. Die Schächer werden mit verbundenen Augen geführt, die rohe Schaar der Schergen folgt schlagend, pfeifend, spottend hindredin. Weiter rückwärts sieht man Reiter, Krieger und müßige Zuschauer. Die Soldaten sind in gothische Rüstungen gekleidet, der oberste sitzt zu Pferde. Die Gewänder haben damascirte Muster, manche tragen Handschuhe, Zipfelgugeln oder Guderhüte; außerdem kommen kleine Sekartischen, pufsenartige Stäbe vor. Den Hintergrund in hoher Perspektive bildet Jerusalem mit gothischen Kirchen und Häusern, dann Golgatha und eine Landschaft, in deren Grün Baumgruppen und Hirsche verstreut sind; rechts ist das Stadthor sichtbar. Am obersten Rand des Bildes ist ein gothisches, gemaltes Gewölbe mit hängenden Schlusssteinen und Felsrücken zu sehen und darüber hinaus die Gestalten von Propheten in Halbfiguren mit Spruchbändern, worauf Sprüche aus Jsaia u. a. stehen. Auf der Krümpe einer Mütze sieht man die unverständlichen Zeichen: S, E, A, N und auf einer Tartsche das Monogramm: M. A. Ein Meister in Schongauer's Manier. Das großartige Bild, wo an den Nimben keine eingravirten Strahlen mehr erscheinen, dürfte in den ersten Jahren des 16. Jahrh. entstanden sein. (Mitth. d. Cent-Comm. 1884, S. CXCIII).



Gewölbe mehrere Leidensscenen des Herrn von guter Zeichnung in etwas schwerem Colorit, welche Bilder zweifelsohne auch von derselben Hand herrühren. Wenn wir nicht irren, haben sie einige Beziehung mit jenen in der St. Georgenkirche zu Schönna, wo hinter einem Altare ein noch unverlezt s Bild sich vorfindet, während die übrigen überflücht sind.

Ueber dem Portale der Kirche in Mars stehen kleine Bildchen verschiedener Heiligen (14 Nothhelfer?) in zwei Reihen über einander, welche durch ihre Formen und das sehr lebhafte Colorit an die besseren Werke der Bozner Schule erinnern.

Die Fassade der St. Ruprechtskirche im Dorfe Tirol war einst, wie man durch die leichte und theilweise abgebröckelte Tünche bemerkt, mit schönen lebensgroßen Figuren in starken dunklen Umrissen und matten Farben bemalt und mit einer breiten Umrahmung versehen, darin Medaillons mit einzelnen Brustbildern vorkommen, in „gebrochenen“ Vierpassen, ähnlich der Fig. 483, ebenfalls übereck gestellt; all dieses dürfte noch dem 14. Jahrh. angehören und wenig jünger sein, als die streng gothische Bemalung der Fenstergewände im Schiffe der Kapelle in der Burg Tirol, welche mit vielen Engelsköpfen besetzt sind und einer Veröffentlichung als sehr praktische Mustervorlagen höchst werth wären. In St. Peter ein schönes Altarbild, 15. Jahrhundert.

Zarten Figuren in hellen Farben begegnen wir aus derselben Zeit an der St. Georgskirche oberhalb Lana und die Spuren desselben Meisters lassen sich an den jüngeren Gemälden in der Kapelle des Schlosses Maienburg besonders an den Resten der Verkündigung, sowie an den noch jüngeren Bildern (gegen die Mitte des 15. Jahrh.) im nahen Grill verfolgen. Es gibt hier zarte schlanke Gestalten voll Lieblichkeit und Adel in der Haltung, besonders Maria bei der Verkündigung zeichnet sich vor anderen aus, wie der Leser einigermaßen aus Fig. 487 u. 488 ersehen kann; allerdings war es nicht möglich eine treue Copie wiederzugeben, so ist z. B. auch der rechte Arm von Christus am Kreuz im Originale nicht so hölzern wie er hier erscheint, sowie es nicht weniger an der Wiedergabe der schön geordneten Faltenwürfe fehlt. Zur Darstellung Mariä mit dem Schutzmantel scheint der Künstler im nahen Terlan seine Motive genommen zu haben; ausdrucksvolle Köpfe finden wir in St. Benedikt mit seinen Kleinen und an dem andern Mönche (St. Anton Abt?) vgl. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1888, S. 113.

Tizens. Die Gemälde in St. Michael auf dem Friedhof unterscheiden sich auffällig von den übrigen der Umgegend durch ihr stark mit Grün untermaltes Carnat und die langen gebogenen Nasen an den sonst schwungvoll gezeichneten Propheten, Ewan-



Fig. 487, Grill b. Tizens.



gelisten (St. Lukas ein Marienbild neben sich) und Kirchenlehrern nebst einem schönen St. Michael mit der Waage, welche die Rippen des Rippengewölbes in dem zierlich gebauten Kirchlein schmücken; die Westwand füllt ein figurenreiches jüngstes Gericht aus. Entstehungszeit ist der Beginn des 16. Jahrhunderts.

Im Ulmenthal erinnern die Leidensszenen des Herrn, sichtbar über dem Gewölbe der Kirche zu St. Moriz an die Bilder in Maria Steinach zu Algund; das Einfassungs-Ornament mit kräftigen Lilienblättern ist weiß mit grünen Schatten auf rothem Grunde, spricht ebenfalls für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Lana. Die Leidensszenen auf Flügelthüren des dem Leser vom Kunstfr. 1888, S. 76 bekannten Altars der Pfarrkirche haben am ehesten eine Verwandtschaft mit Schongauer's Richtung; der Meister Schnatterpeck dürfte ebenfalls ein ins Tirol eingewandeter Schwabe gewesen sein, da es heute noch dort Familien dieses Namens geben soll. — Ueber dem Gewölbe von St. Margareth (s. oben S. 61) sind noch einzelne Figuren der alten Bemalung sichtbar.

Reich an Wandgemälden ist Winstgau trotzdem, daß erst in neuester Zeit mehrere zu Grunde gingen und viele unter der Tünche verborgen liegen, wenn man das Visitations-Protokoll des Bischofs von Chur vom Jahre 1638 vergleicht. Die Außenseite von St. Proculus bei Naturns ist mit trefflichen Bildern der Schöpfungsgeschichte geschmückt; daran reihen sich die Darstellungen wie Adam und Eva mit Arbeit beschäftigt sind, adern und säen und von einem Engel (Schutzengel) begleitet sind. Zum Schlusse erscheint St. Proculus im bischöflichen Ornate segnend. Das Ganze ist eine elegante Leistung in prächtiger Färbung, trotzdem die Figuren nicht besonders schlank, die Figur von Gott Vater etwas kurz erscheint. Der allgemeine Charakter spricht sammt den Perlen in den Nischen für das 14. Jahrhundert, die Umrahmung, unterbrochen durch Vierpässe nach Fig. 483 mit Medaillons, besteht bereits aus Maßwerkformen. Ein schöner Christof auf dem Thurm mit gleicher Umrahmung gehört wohl derselben Zeit, aber kaum dem nämlichen Meister an.

Tabland. Die St. Nikolauskirche zieren an der Façade sieben gut componirte Christi Leidensszenen deutscher Schule und ein Christof, dessen Umrahmungsformen auf das 16. Jahrhundert hinweisen.

Die Westwand der Spitalkirche zu Latsch füllt eine ähnlich figurenreiche Composition des jüngsten Gerichtes wie in Tisens; sie charakterisirt sich durch die größeren nackten Figuren in bedeutender Anzahl als ein Werk des 16. Jahrhunderts, womit die Wolkenformen und Ornamente übereinstimmen. Mehnlich behandelt aber etwas einfacher kommt derselbe Gegenstand im nahen Tis vor, das Bild dürfte aber etwas älter sein und zu den Bildern an der Außenseite gehören: Kreuzigung, ein Vesperbild, Sebastian, Christof, an dessen Stab ein Hündchen muthig in die Höhe springt; sie tragen die Zahl 1461.

Die Kreuzigungsgruppe zu St. Medardus in Tarisch schreibt Paul Clemen i. d. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1889, S. 189 noch dem 13. Jahrh. zu. Sie erscheint auf grünlichem Grunde als flotte mit breitem Pinsel gezogene Röthelzeichnung; Christus starr am Kreuze ausgestreckt, das Haupt geradeaus gerichtet, die Füße nebeneinander auf das Trittbrett gestellt, um die Hüften ein steif herabhängendes, leicht in der Mitte geknotetes Tuch geschlungen. Maria streckt die Rechte klagend gegen den Kreuzigten aus, Johannes drückt mit der Rechten den Mantel an die Augen, vgl. hiezu oben Fig. 258. — Ebendasselbst beschrieb genannter Autor auch die interessanten Fresken in der St. Stefanskapelle bei der Burg Obermontani (vgl. oben S. 120). Auf der Süd- und theilweise der Westwand sind 9 Szenen des Leidens Christi und auf der Westwand noch das jüngste Gericht, an der Nordwand 11 Szenen aus der Legende des hl. Stefanus dargestellt. Dazu kommen St. Anton Abt, die hl. Ursula im Schiffe mit den Jungfrauen von Kriegerern beschossen wie zu St. Anton bei Pelug; dann St. Stefan, Christof und Georg hinter den Seitenaltären; in der Wölbung des Triumphbogens die Verkündigung und einzelne Heilige, denen wieder andere im Chore folgen, wo die eine Wand die Anbetung der Könige nebst ihrem Heranziehen mit Ausblick in eine weite Landschaft, die andern Wände die Apostel mit den Glaubensartikeln ausfüllen, während in den 4 Rippen des Kreuzgewölbes Maria im goldberändertem weißen Mantel mit perlenbesetzter Krone erscheint, auf ihrem Schooße stehend das bekleidete Kind, sowie Christus die Rechte erhebend und umgeben von musizirenden Engeln und den Evangelisten (nebst ihren Symbolen), die noch Bücher halten. Drei scharf von einander zu scheidende Künstler waren hier thätig. An erster Stelle ist der Meister des jüngsten Gerichtes zu nennen, der auch das Kreuzgewölbe des Chores gemalt hat. Eine reich gegliederte Composition, wohl in sich abgerundet, dem



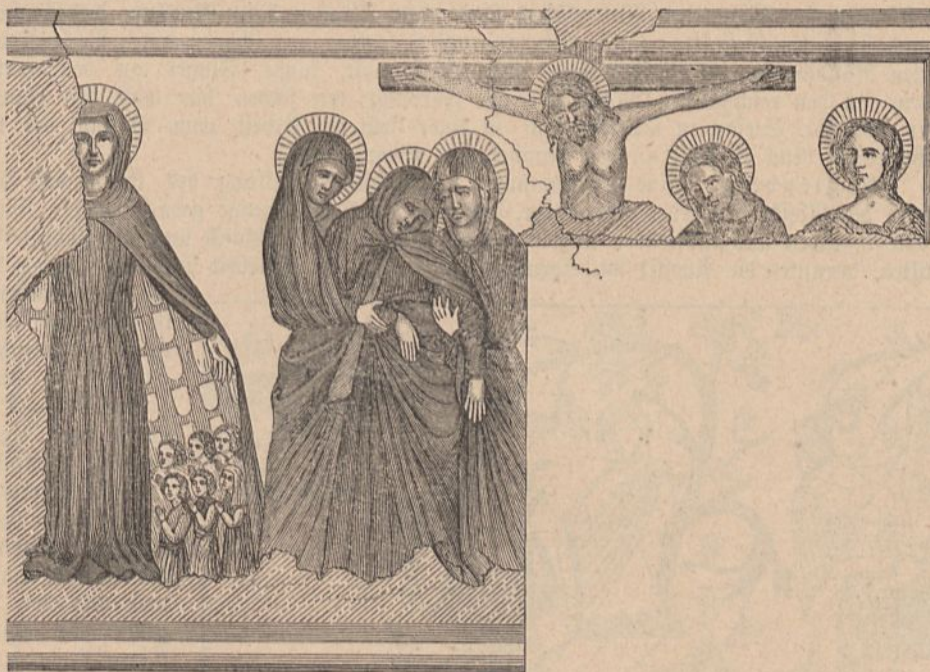


Fig. 488, Gfrill b. Eisens.

Raume, welcher Art er sein möge, gut angepaßt, charakterisirt ihn; wie reiche Gruppen liebt er auch goldgestickte Gewänder, sein Colorit ist leuchtend und dunkel. In großen Falten liegen die Gewänder, am Boden eckig gebrochen und sich aufbauend, die Schatten mit schwarzen Linien angegeben und nach innen vertrieben. Die Köpfe sind charaktervoll, realistisch gezeichnet, hohe breite Schädel, starke gerade Nasen, ein voller Mund, die Haare in leichten Locken über die Ohren gelegt. Lieblich sind auch seine Engelsgestalten mit den kindlich vollwangigen Gesichtern und den sorgfältig gezeichneten Locken. Der Meister der Leidensscenen hat öfter mit einer gewissen Ungelenkigkeit und Ungeschicklichkeit zu kämpfen, man vergleiche nur das Abendmahl mit der Anbetung der Könige. Von einer dritten Hand ist die Stefanzlegende und der Schmuck des Triumphbogens, wenige, für den Raum, in den sie gepreßt sind, zu große, oft schwerfällige Figuren, deren Köpfe aber mit realistischer Strenge gezeichnet sind. Das jüngste Gericht trägt die Zahl 1487 und mit Beginn des 16. Jahrhunderts dürfte die ganze Bemalung vollendet gewesen sein.<sup>1)</sup>

In Gölfan bei Schlanders stoßen wir neuerdings auf eine Art jüngsten Gerichtes; am Chorbogen des reizenden St. Walburgskirchlein (s. oben S. 295—302) sehen wir zu oberst Christum mit posaunenden Engeln, Petrus und Paulus, die übrigen Apostel müssen mit den nächsten Gewölbeabschlusssteinen vorlieb nehmen; rechts vom Richter zu unterst die Himmelspforte von einem Engel bewacht wie einst zu St. Peter in Altenburg, während bereits Eingelassene von anderen Engeln über schöne Gebäude immer höher und höher ins himmlische Jerusalem getragen, hingegen auf der linken Seite die Verurtheilten in einen zähnerreichen Rachen eines großköpfigen Ungeheuers gestürzt werden. Nahe vor dem Apostelsfürsten kniet eine zarte Jungfrau mit gefalteten Händen und gegenüber vor dem Völkerapostel eine nackte männliche Gestalt mit Blut ganz bespritzt. Man sieht erstere mit ihrer Schamhaftigkeit als Siegerin über die Augenlust an, letztere als Ueberwinderin des Stolzes und der Hoffart des Lebens, eine in Italien öfters wiederkehrende Darstellung. In Tirol steht das Bild vereinzelt da und gehört mit seinen schlichten Formen der Zeit von 1515 an, welche Zahl neben dem an der Ostwand in Form eines plastischen Altars gemalten Gemälde mit 3 Figuren steht. Derselben Zeit entsprechen auch die ausgearteten Ranken-Formen der Gewölbemalung.

Von den übertünchten Gemälden der Abside der seit 1281 urkundlich bekannten Kirche zum hl. Johann d. T. in Prad sieht man noch ein Stück Mandorla und die Füße

<sup>1)</sup> Ueber das Bild zu St. Bigil in Morter vgl. Kunstfreund 1890, S. 24.



einer lebensgroßen Figur des Welterlösers hinter dem Altar und im Gewände des Fensters die wunderlieblichen Gestalten von St. Barbara und Trothea mit schönen durch Perlenkronen gezierten Rundköpfen, die Nasen lang und abgestumpft, lange Finger an den zarten Händen, an den reichfaltigen Mänteln leichte Färbung; wir finden hier wohl den Hauptmeister von St. Stefan in Obermontani in einer späteren Arbeit vom Beginn des 16. Jahrhunderts, denn es fehlt an den Rimben jede Gravirung.

Lichtenberg. Eine der genannten verwandte Darstellung des thronenden Heilands in der Abside der alten Pfarrkirche, worüber 1515 die heutige gebaut wurde, finden wir von singenden und anbetenden Engeln umgeben; es sind übersehlanke und schmalshulterige Gestalten, darunter die Apostel mit Spruchbändern. Diese Prachtarbeit aus dem Beginn des



Fig. 489, Burgruine Lichtenberg.

14. Jahrhunderts, ist heute nur mehr unter ganz leichter Tünche zu beobachten! — Die durch einen eigenartigen chemischen Verfestigungsprozeß unansehnlich gewordenen Szenen des Leidens Christi und aus der Leidende St. Christina's in dem ihr geweihten Kirchlein über Lichtenberg gehören laut Inschrift über dem Altar erst der Zeit v. J. 1575 an, gemalt auf Kosten der Freiherren Gebrüder Hanns, Jacob und Dietrich Rhuen, welche in demselben Jahre auch den Bau selbst in spätgotischem Style aufgeführt — wegen der alles beherrschenden Lage vielleicht auf der Stelle einer alten Kapelle oder eines Aussichtsthurms — und am Gewölben den Stammbaum ihres Geschlechtes angebracht haben. Erstere zeigen nach Paul Clemen in Mitth. d. Cent.-Comm. v. 1889, S. 188 bedeutenderen Aufwand künstlerischer Kräfte. Einheit in der Komposition, weniger in der Vorführung, formvollendete, charaktervolle Gestalten, individualisirende Wiedergabe von Einzelfiguren, während letztere bedeutend schwächer erscheinen. Auf der Westwand erscheint wiederum das jüngste Gericht: Christus auf dem Regenbogen umgeben von Erzvätern und Heiligen, unten die Begnadigten jubelnd der Himmelspforte zufliehend von Engeln geleitet, die Verdammten von Teufeln in den Höllenschrecken gestoßen. In der Burg Lichtenberg erhielten sich noch interessante Freskenreste, z. B. fünf auf Adam und Eva bezügliche Bilder, darunter Eva mit dem Spinnrocken? vor einem Hause sitzend und einen Knaben unterweisend, daneben Adam pflügend; dann eine Scene aus dem Rosengarten und gegenüber ein Turnier, eine Jagd, eine Reihe von Kämpferpaaren, Szenen aus Laurins Rosengarten vgl. Fig. 489, musizirende Frauen und endlich eine Darstellung des Glücksrades, das zwei schlanke Männer mit aufgeklopften Aermeln drehen, während 4 zwerghafte Gestalten daran sich anklammern, jede ein Band mit dem Spruch „renovavi“ schwingend; ferner die Fabel von Fuchs und Storch, die sich gegenseitig bewirtheten. Dieser Bilderschnuck zweier Säle entstammt der ersten Hälfte des 15. Jahrh. nach Paul Clemen in oben citirten Mittheilungen, obgleich die Zeichnung der noch völlig ornamental erfassten Bäume noch auf das 14. Jahrhundert zurückweist.

Am Pfarrkirchthurme von Glurns begegnet uns die Darstellung des jüngsten Gerichtes von hohem künstlerischen Werth aus dem Schlusse des 15. Jahrhunderts laut der Zahl 1490, welche der Stifter in der Person eines Priesters mit Chorrock und rother Stola auf seinem Schriftblatt deutlich zeigt. Die Komposition von auffallend süddeutschem Einflusse ist von gewaltiger Kraft und erhabenem Pathos, die lebensgroßen Figuren trefflich aufgefaßt. Es sind deren nicht viele, aber jede von Bedeutung. Christus nackt, theilweise

14. Jahrhunderts, ist heute nur mehr unter ganz leichter Tünche zu beobachten! — Die durch einen eigenartigen chemischen Verfestigungsprozeß unansehnlich gewordenen Szenen des Leidens Christi und aus der Leidende St. Christina's in dem ihr geweihten Kirchlein über Lichtenberg gehören laut Inschrift über dem Altar erst der Zeit v. J. 1575 an, gemalt auf Kosten der Frei-



mit einem rothen Mantel umhüllt, auf der Weltkugel sitzend, die Rechte erhebend, die Linke wie gewährend zu den Aposteln und fürbittenden Heiligen ausstreckend (erstere schweben wie Engel in der Luft, rechts von ihm das bis in die Mitte des großen Bildes herabreichende Kreuz, daneben Maria und gegenüber Johannes d. T., beide auf Wolken knieend, darunter die Aufnahme der Seligen und der Sturz der Verdammten. Auch eine Darstellung des Delberges mit einem lebendigen Hintergrund, wo die Kriegsknechte wie Modeherren des 15. Jahrhunderts mit Schnabelschuhen eifrig über den Gartenzaun von Gethsemani klettern.

Am überwölbten Eingang zur Gruft der St Leonhartskirche in Laatsch ist eine Reihe herrlicher Einzelfiguren, welche nach ihrem Charakter und dem reichen Perlbesatz an Kronen und Gewandrändern sowie ihrer Farbengluth dem 14. Jahrhundert anzugehören scheinen; sie erinnern an den Meister in Brad und Obermontani und Söll; drei Leidensszenen Christi in der Casariuskirche v. J. 1565 von einem schwachen Künstler, genaue Beschreibung in Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1889, S. 88.

Von geringerer Bedeutung sind die Reste der Bemalung in der Kapelle der Burg-ruine Rotund (eine Geißlung u. s. w.), sowie mehrere Einzelfiguren und Mariä Krönung in der St. Michaels-Doppelpapelle zu Taufers, eine Arbeit des 16. Jahrh., während uns eine Verkündigung an einem ähnlichen Bau auf dem Friedhof zu Mals aus dem Ende des 15. Jahrhundert sehr befriedigt, besonders durch die gelungene Modellirung des Nackten. Mitten im Bilde blickt Gott Vater aus einem Fenster, durch das ein goldener Streifen auf das lieblich gefenkte Köpfehen Marias fällt, die Rechte segnend erhoben, in der Linken eine Krone haltend.

Einen Giebel des Pfarrkirchenturms von Burgeis schmückt eine auf der Mond-sichel stehende Madonna mit dem Kinde, in kräftiger Strahlenglorie von trefflicher Zeichnung in den Gewandpartien, wohl aus derselben Zeit, nämlich 1494, welche das Vesperbild über dem einen Seitenaltar der Kirche angeschrieben zeigt. Dieses Bild steht wie gegenüber drei Figuren als Hauptdarstellung eines plastisch gemalten Altars mit Piedrella und Aufsatz, welche beide mit Figuren besetzt sind, selbst die Schlagschatten fehlen nicht. Die Zeichnung ist wie die Ausführung einfach, der Ausdruck voll Gemüth nach süddeutscher Schule. Als Stifter oder Künstler unterzeichnet sich im Benediktinerkleide knieend „frater henricus brentlin“; gut restaurirt von F. Schatz aus Innsbruck. Der sehr interessanten Gewölbemalerei in der Kapelle der Fürstenburg wurde Eingangs gedacht.

Auf das Esackthal überspringend entdecken wir gleich in der „St. Katarinikirche im Nied“ bei Wölseraicha, 1 Stunde von der Bahnstation Blumau einen Bildercyclus von höchst künstlerischem Werthe, eine Perle der zweiten Boznerschule, so daß nicht nur eine genaue Inhaltsangabe wie in Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1876, S. XLV, sondern auch eine getreue Wiedergabe aller Bilder einer weiten Verbreitung sehr werth wäre. Es ist die farbenprächtige Bemalung der äußeren Südseite genannten Kirchleins durch 15 Bilder, wovon 11 der Legende der Patronin gewidmet sind, die übrigen an die Kreuzigung, St. Michael (auf einem Teufel stehend, während drei andere auf die eine Wagschale hinunterzubrüchen suchen) und St. Christof. In der Scene, welche die Geißlung der heil. Jungfrau darstellt, charakterisirt der Künstler die wilden Peiniger ausgezeichnet in ihren schelmischen Gesichtern mit hackigen Nasen, zerzausten Haaren, vernachlässigten Spitzbärten und in wüthenden Geberden, um den schön gezeichneten Leib der hl. Jungfrau zu zerfleischen. So hat jedes Bild seine Vorzüglichkeit; beigelegt ist die Jahreszahl 1484.

Einen bedeutenderen Bilderschatz bewahrt auch die Absis der St. Nikolauskirche in dem 1 Stunde entfernten Pröfels in einer Mariä Krönung, überschwebt von Gott Vater und dem hl. Geist und umgeben von den Kirchenvätern, zu deren Füßen seltsamer Weise die Evangelistensymbole auftreten; in der breiten Bordüre mit Fischblasenmuster treffliche Brustbilder heiliger Jungfrauen. Die mit feinem Geschmacke gemachte Composition in ihren noblen Formen gehört in dieselbe Zeit wie obige und ebenso die gut gezeichneten Turnierreiter im Hofe des Schlosses Pröfels. Mitth. d. Cent.-Comm. 1889, 241.

Seis, 2 Stunden entfernt, bewahrt außen an der „St. Valentinskirche“ eine nicht minder interessante Bemalung. Man sieht St. Christof, die Anbetung der Könige, die Himmelskönigin mit dem Kinde auf einem Throne, den Bischof Valentin und ein Schweißtuch, ähnlich wie zu St. Georg in Wangg bei Bozen, wo der Uebergang zum Bart und Haar trefflich erreicht ist; des Künstlers Stärke liegt überhaupt in der meisterhaften Zeichnung und Modellirung des Nackten. Die Marienköpfe haben mitunter eine runde Form, die männlichen sind sorgsam charakterisirt und ein fein abgestimmtes Roth bildet das Incarnat. Die Muschel am Throne Marias weist auf italienischen Einfluß, die



Vordüre gleicht jener in Campill und an einem Fenster im Schiffe zu Terlan, am Nimbus erscheinen keine Perlen mehr, was auf den Beginn des 15. Jahrhunderts als Entstehungszeit hinweist. Die Bilder an der Fassade sind überfüllt.

An der Kirche von Albiuns bei Lajen ein Christof von tüchtiger Fresko-Technik v. J. 1496; am Rahmen, der eine Hohlkehle bildet, Einzelheilige unter Baldachinen. Ein gotisches Bildstöckl im Lajener Ried  $\frac{1}{2}$  Stunde von Waidbruck bietet ebenfalls noch hübsche Fresken laut Inschrift v. J. 1479. Man sieht daran mehrere Einzelheilige, die Scene, wie St. Katarina den Verlobungsring vom Jesuskind erhält, die Anbetung der Könige mit reichem Gefolge und der Ansicht einer Burg als Landschaft und endlich die Kreuzigung mit dem Lanzenstich in Christi Herz und den beiden Schächern. Das Ganze zeichnet sich mehr durch die flotte und sichere Färbung als durch einzelne Details aus; so haben die runden Köpfe große mandelförmige Augen, denen oft die Lider fehlen, der Mund ist voll und aufgeworfen, die Finger sind abgestumpft.

Der Ähnlichkeit halber machen wir gleich auf einen anderen Bildstock bei Gusidaun aufmerksam, der auch an der Säule mit einzelnen Heiligen bemalt ist; oberhalb ist angebracht die Anbetung der Könige, Maria zwischen zwei Heiligen, die Kreuztragung und Kreuzigung. Hier sind die ebenfalls schönen Farben nur dünn und flüchtig auf den feingeläuteten Grund aufgetragen, die ganze Behandlung überhaupt nicht fleißig geübt. Als Entstehungszeit steht die Zahl 1501 angeschrieben.

Dreikirchen über Barbian, gegenüber von Waidbruck. Die Ostwand der St. Magdalenenkirche beleben unten 6 Apostel mit ihren Marterwerkzeugen, darüber Christus am Kreuz steif, auf die rechte Seite ausgebogen; links von ihm hinter Johannes auch Longinus mit den Worten auf dem Spruchbande: „Vere filius dei“ und ein Soldat, rechts Maria mit mehreren Frauen, hinter welchen ein Soldat des Herrn Brust durchsticht. Die Komposition ist gut, schade, daß die Figuren zu kurz, die Hände und Füße mißlungen und nur die Köpfe allein schön erscheinen, die Draperien einfach, aber fließend; Entstehungszeit etwa erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Seitenaltar in Saubach hat nur gemalte Bilder, wo auf der Verkündigung auch das „Kruzifix“ auftritt; sehr hübsche Köpfe haben die Figuren der Grablegung in der Piedrella, wodurch der Maler seine deutsche Richtung deutlich darlegt, zu vgl. Fig. 25 in unserem Werk. Die christl. Kunst, das Ganze aus dem Beginn des 16. Jahrh. Geringere Bedeutung haben die Flügelthürengemälde der zwei anderen Altäre.

An der alten Kapelle des Schlosses Gravetich zu Villanders außen der Name Jesus in einer Flammenglorie von 1510, innen ein interessantes Glücksrad, mehrere Heilige und prachtvolle ornamentale Gewölbebemalung (Abb. i Mitth. d. Cent.-Comm. 1888. S. 117).

Einen für das untere Eisackthal ganz allein dastehenden Meister präsentirt die Chorbemalung der Kirche von St. Jakob in Gröden. Alle die verschiedenen Heiligen an der Leibung des Triumphbogens, sowie die Apostel und Legendenscenen des Patrons im Chore selbst sind von großem Kunstinteresse. Die noble, ernste Haltung in den langen, oft verbräunten Gewändern mit weichem Faltenwurf, die anmuthvollen Gesichter mit hoher Stirn, klaren offenen Augen, fein gerundetem Kinn u. dgl. drücken allen das Gepräge einer wahrhaft idealen Richtung auf. Eigenthümlich die hie und da neben den feinst durchbrochenen Kronen vorkommende turbanartige Kopfbedeckung, wie sie der Leser aus Figur 457 kennt und so auf Pachers Schule, d. h. Vorschule weist, denn diese Bilder sind bedeutend älter als der Altar in Gries, etwa aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die Perlenchnur um die Nimben spricht gar für das 14. Jahrhundert. Außen sieht man ein bedeutungsvolles St. Christofsbild mit reich belebten Hintergrund (unter anderem ein Knabe fischt am Ufer), vielleicht etwas jünger als die Malerei im Innern.

Brizen. Den Hauptsitz seiner Schule im 14. und 15. Jahrh. versehen Manche in das nahe Kloster Neustift, das sich, wie wir sehen werden, noch heute durch herrliche Tafelbilder auszeichnet. In Brizen selbst ist es der Kreuzgang am Dome, der zur Geschichte der Wandmalerei Tirols, besonders im 15. Jahrhundert, einigermaßen auch im 14. Jahrhundert, einen wesentlichen Beitrag leistet, trotzdem, daß Wiederholungen der Bilder vorkommen; es wurden nämlich die 20 Traveen oder Gewölbejoche, welche er zählt (vgl. oben Fig. 28, 30 und 185) — als Begräbnisstätten von Priestern ohne einen leitenden Gedanken zu ungleicher Zeit bemalt, in Folge dessen aber konnte eine desto größere Mehrzahl von Künstlern ihre Leistungsfähigkeit erproben<sup>1)</sup> In den einzelnen Darstellungen finden wir auch

<sup>1)</sup> Sind auch bisher durch Tinkhauser in Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1856, Semper's Broschüre bei Wagner in Innsbruck, D. Keplers Archiv in Stuttgart v. J. 1889 und durch unsere Beiträge



hier wiederum tiefe künstlerische Gedanken, erhebenden, Andacht erweckenden Ausdruck in einer ähnlichen Weise, wie wir sie bisher anderwärts kennen gelernt haben. Vertreten sind fast alle bekannten Szenen aus dem Leben Jesu und Mariä, Einiges aus der Legende, vgl. Kunstfreund von 1888, S. 83, woran noch die Bilder vieler Einzelfiguren sich reihen. Mit Beziehung auf ihre Richtung erscheinen sie wiederum als Mittel- und Verbindungsglieder zwischen italienischer und deutscher Kunst. Den jüngsten Darstellungen v. J. 1490 begegnen wir gleich am ersten Gewölbejoch, wenn wir den Kreuzgang bei dem Chore der Johanneskirche betreten; dargestellt sind: Johannes auf Pathmos, vor ihm Maria auf der Mondsfichel und 4 Szenen aus dem Leben des hl. Paulus. Sie kennzeichnen sich unter anderem durch knitterigen Faltenwurf. Das älteste Bild aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts, zu vergleichen mit jenem an der nördlichen Chorseite der Johannis-Tauffkapelle, ist eine Kreuzabnahme auf älterer Kalkschichte neben der Abside der Frauentirche. Daran schließen sich die Bilder der 10., 11. und 12. Travee mit idealisirten Köpfen und geschweiftem Faltenwurf. Als der älteste bekannte Maler erscheint 1429 Andreas Bembis de Frenck nach Semper ein Niederdeutscher dem Namen wie seiner Schule nach; er hat die Grabstätte des in Brigen verstorbenen Kölner Pfarrers Gewit bemalt (Ostwand der 15. Travee) mit einer thronenden Madonna, Katarina, Ottilia und zweien Bischöfen. Die Komposition ist schön und feierlich, die Figuren in schlanken, feinen Idealförmern der Kölner Richtung. Dann folgt der Meister mit dem Skorpion, so genannt von seinem Abzeichen: einem schwarzen Skorpion, der auf seinen Gemälden wiederkehrt (auf einer weißen Fahne) 1430—65. Von ihm sind in der 3 oder südwestlichen Eck-Travee Eccehomo- und das Kreuzigungsbild, sowie der zwölfjährige Jesus im Tempel in der 13. Travee v. J. 1471. In den zwei ersten Bildern folgt er noch idealer Richtung, die religiösen Thematik sind tief erfaßt, die Gesichter scharf ausgeprägt, in den spätern (wie jenen im nahen Klerant) einer mehr realistischen mit brüchigen Faltenwürfen; das Carnat ist bräunlich. Seinen Einfluß auf die Brigner Malerschule läßt Semper einen bedeutenden sein. Eine Mischung dieser seiner Richtung mit oberdeutschen Einwirkungen präsentirt der andere bedeutende Meister unserer großartigen Bildergalerie mit Namen Jacob Sunter 1446—74 nach Semper ein Schüler des früheren. Er malte das Vesperbild um 1446 in der 7. Travee, die Passion Christi mit alttestamentlichen Vorbildern in der 2. Travee um 1462 und das Jahr hernach Marias Krönung im 14. Gewölbejoch; im Jahre 1470 die Grablegung mit Nebenbildern und letztere zu den anderen Gemälden in der 3. Travee. Endlich 1471 die Bilder im 5. Gewölbejoch, als: Christi Auferstehung, Christus erscheint den Aposteln, während ihn die Frauen im Grabe suchen, sein Erscheinen vor Maria Magdalena und Christus in der Vorhölle sammt allen Vorbildern dieser Darstellungen. Die Gewölberippen sind meistens mit feinem, krauem Rankenwerk geziert. Sunter charakterisirt sich durch naive Anmuth und Frische, daher gelangen ihm am besten blondgelockte Frauen- und Engelköpfe, wenn gleich selbe keineswegs ideal schön sind, sonst zeichnet er breitere Typen der Köpfe mit einwärtsgebogenen Nasen; auch im Fleisch macht sich ein zarter lichter rosiger Ton geltend.

Im Chore der Johannaestauferkirche kehren dem ältesten Bilde des Kreuzgangs nahe verwandte Gemälde wieder, als eine figurenreiche Kreuzigung, wo Christus mit zusammengefunkenem Leib (vermitteltst 3 Nägel angeheftet) durch sein sanft geneigtes Haupt einen Zug stiller Größe darbietet; ein dreifacher Blutstrahl kommt aus seiner Seitenwunde, auf dem einen Kreuzesbalken sitzt ein Teufel, auf dem anderen ein Engel; das Kreuz umgeben auf der einen Seite Krieger, auf der anderen Johannes und Frauen und Longinus kniet sich ergriffen daneben. Das Dreikönigbild darunter ist in der Komposition ähnlich mit Fig. 215. Ferner treffen wir des einen Johannes Enthauptung, des anderen Marter in einem Kessel, einen sehr interessanten Christof und mehrere Einzelheilige; einige Jungfrauen mit feinen Zügen anmuthsvoller Würde bei aller Einfachheit der Ausführung. Aus dem 15. Jahrhundert ist ein Erbärmebild, eine Himmelkönigin und eine Disputation St. Katarinas mit den Philosophen, welche durch ihr hoherhobenes Haupt, den freien Blick und die sprechende Bewegung des Zeigefingers trefflich charakterisirt ist, vgl. Mitth. d. Cent-Comm. v. J. 1882. — Erwähnung verdient auch ein Tafelgemälde mit Christus am Kreuz, wo ein

in Dengler's Kirchen schmuck sorgfältige Studien über den Brigner Kreuzgang gemacht worden, so wären in typologischer Hinsicht über diese höchst merkwürdige Armenbibel, dann bezüglich der Entzifferung der Inschriften und der Motive der musterreichen decorativen Rippenbemalung weitere Nachträge noch wünschenswerth. Die Vorbilder und der beigelegte ihre Beziehung darlegende Text ist sehr interessant, wir können aber hier in unserer allgemeinen Kunstgeschichte nicht näher auf sie eingehen und müssen den Leser einwirken auf die oben citirten Schriften hinweisen.



Engel seine Seele mit einem Tuche in Empfang nimmt; in der Frauenkirche kleine Reste der einstigen Bemalung und an der Pfarrkirche ein Christof von 1550. Tafelbilder aus Brigen sieht man im Ferdinandeum zu Innsbruck und Clerikal-Seminar zu Freising.

Auch in den Filialkirchen der Umgebung von Brigen finden sich sehr interessante Wandmalereien, mehrere von den Meistern des Kreuzgangs. Ein Paar Einzelfiguren zu St. Cyrill. In der St. Jakobskirche an der Mahr 4 Temperabilder aus der Legende des Patrons nach Semper von Jakob Sunter um 1461; dann gegenüber in Merant, wo der Meister mit dem Skorpion die Wände des Schiffes und das Gewölbe des Chores mit Leidensscenen Christi nebst Parallelbildern, sowie Wandern des hl. Patrons Nikolaus bemalte, vgl. Kunstfreund 1887, 66.

Die Fresken in St Johann zu Melan (jüngstes Gericht, Bilder aus dem Leiden Christi und dem Leben des Patrons) hält Semper wiederum für Arbeiten des Jakob Sunter. Obgleich das Kirchlein in Obercarol seit 1113 Johannes d. T. geweiht ist, so finden wir in der Apside doch ein figurenreiches belebtes Bild aus einer anderen Legende, nämlich der hl. Ursula; und der Patron ist, wie andere Heilige, durch eine Engelfigur vertreten, während Johann Ev. in einer hübschen Landschaft auf Patmos erscheint. In der Ruine des darunter am Hofe Monstrol liegenden St Valentinskirchlein lassen die geringen Reste der einstigen Bemalung besonders eine Vertheidigung des Heiligen vor dem Richter einen Vergleich mit mehreren Bildern im Kreuzgang anstellen. Die Krönung Marias außen an der Kirche von Bahrn, umgeben von Engeln, die in reichem, ockergelbem Lockenschmuck dahinter einen Teppich halten, trägt die Zahl 1474 und gilt auch als ein Bild Sunter's.

Von anderen Brigner Malern ist Niklas Stürhofer nach Fischaller aus Sterzing's Verfachbuch S. 5 zu nennen und können die oben S. 333 angeführten Altarbauer als solche gelten, da sie die Malerei auch übten; vgl. ferner Kunstfreund von 1886, 87, 1887, 87, 1888, 63, 1889, 34. Von Wandmalereien erhielten sich in Neustift nur jene oben S. 136 beschriebenen Darstellungen, desto reicher ist, wie bereits bemerkt, die Tafelmalerei dajelbst in der Sammlung des Stiftes; ein Stück, den Tod einer Nonne in Tempera, schreibt man dem Jakob Sunter zu<sup>1)</sup>

In Mühlbach mehrere Leidensscenen Christi, verwandt mit einigen zu Brigen. Am Thurme der Kirche von Meransen, der vor der Westseite der Kirche steht und eine Halle bildet, ist ein herrlicher Christof von etwas realistischer Auffassung erhalten, z. B. zeigt er die Zähne, um die Schwere seiner Bürde darzulegen, im Brodbeutel hat er einen Wecken mit auf die Reise; im Wasser tummeln sich die abenteuerlichsten Thierfiguren, ähnlich wie im Brigner Kreuzgang.

Bruneck war die Hauptstätte der „Pustertthaler Schule“ — 1463 durch Meister Sebastian nach Dr. D. v. Schönherr vertreten — aber vorzugsweise durch die „Familie Pacher“, ungefähr von 1450—1515. Bestimmt als „Maler“ hat sich nur Friedrich auf der für die Spitalkirche in „Brigen“ bestimmten Taufe Christi 1483 genannt, jetzt im Clerikal-Seminar zu Freising; er und Hanns Pacher waren wahrscheinlich Brüder des von S. 332 bekannten großen Meisters Michael Pacher, eines Zeitgenossen Herlen's, Zeitblon's und Mantegna's; Michael verstand es in vieler Beziehung, die Eigenthümlichkeiten der deutschen und venetianischen Schule mit Glück zu vereinigen, Mitth. d. Cent.-Comm. 1870, S. 70. Als sein Jugendwerk gilt Maria mit dem Kinde zwischen Barbara und Katarina in der v. Wintkerischen Sammlung zu Bruneck. Eine Perle derselben bildet das aus dem nahen Uttenheim stammende Mittelstück eines Tafelaltars, ein Gemälde, welches große Feinheit und auch Naturgefühl bekundet; wenngleich die Modellirung etwas flach erscheint, adelt es dagegen die ruhige Haltung der Frauen, während das Jesuskind und die Engel durch große Lebenswahrheit sich auszeichnen, vgl. Fig 490. Sehen wir uns Maria näher an, so finden wir sie schmalschulterig gebaut, wie sie ihr Haupt mit weichergerundetem Kinn anmuthig neigt und die halbgeöffneten Augen gedankenvoll auf ihren Liebling richtet. Sie trägt blauen Mantel, dessen reiche Falten in weicher Knitterung niederfallen und ein reich gemustertes Kleid. Nach den Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1883, S. LIX wäre diese Arbeit des Meisters Michael Pacher seinem Altarwerk zu Gries (vgl. oben Fig. 457) vorausgegangen und schon um 1465—70 entstanden und somit jene oben angeführten Gemälde auf dessen Rückseite etwas jünger. — Nr. 20 dieser Sammlung:

<sup>1)</sup> Rob. Bischof führt in seinen „Studien“ mehrere Bilder aus Brigen und Neustift in den Sammlungen zu Schleißheim v. 1520, zu Freising v. 1430 und 1464, zu Augsburg an.



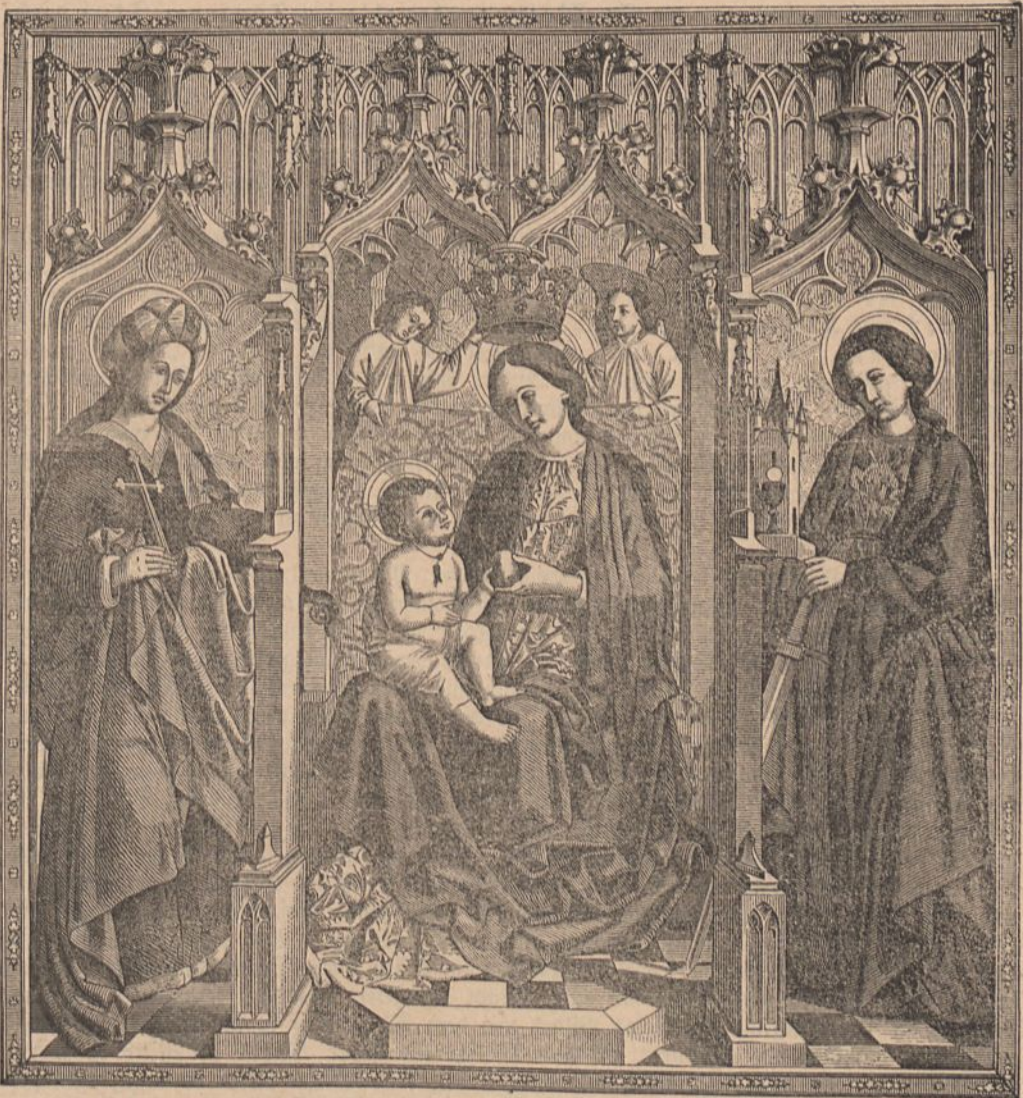


Fig 490, Altarbild in Uttenheim, Fusterthal.

Darstellung Mariens im Tempel ist ebenfalls von einem „Tiroler“, der auch in „Schleißheim und bei Herrn Dr. Sepp in München“ vertreten ist; über die Besuchungswürdigkeit dieser Sammlung weisen wir den Leser auf die Tafel zu Nr. 9 des Kunstfreund 1885 hin. Die Bildreste auf dem Bildstock „neben den Kapuzinern in Bruneck“ verrathen eine geübte Hand Michaels in der Technik, eine leichte Pinselführung, aber Gestaltungskraft und Charakteristik bleiben im Vergleich mit den Bildern auf den Innenseiten der inneren Flügel seines Hauptwerkes zu St. Wolfgang im Salzburger'schen zurück. (Mitth. d. Cent.-Comm. 1881, CXXXIV.) Die der Pacher'schen Schule zugeschriebenen Altarflügel im Widum des nahen Reischach mit Scenen aus dem Leben Mariens, lassen bereits den Uebergang der Gothik zur Renaissance erkennen, älter sind die herrlichen Tafelbilder im Kloster der Ursulinen.<sup>1)</sup> Das besonders symbolisch interessante Bild an einem Hause der Müllergasse aus der Schule Altdorfers verdient weitläufiger besprochen zu werden und können hierin erst später entsprechen. Der in mancher Beziehung interessante Delberg an der Sakristei von St. Georgen dürfte auch der Schule Pacher's angehören, wie die Geburt Christi und Anbetung in der hl. Geistkirche zu Prettau. Bei der Ausstellung

<sup>1)</sup> Als Pacher's Arbeit gelten auch die Nummern 166—72 in Ambras (Leben Mariens) und die 4 Kirchenväter in Augsburg.



zu Innsbruck i. J. 1865 war die St. Walburgskapelle im Tauferer Thal durch 2 Bilder (Delberg und Kreuzigung) vertreten, aus Pacher's Schule im 16. Jahrhundert.

Ein neuer Maler nennt sich in der mit kleinen Figürchen und Wappen i. J. 1526 bemalten Zech- und Trinkstube zu Bruneck (Haus des Apotekers) nämlich: Ulrich Sprinckenle; sein Sinnpruch lautet: „es ist aus;“ sein Wappen ist das Künsterlwappen, drei weiße Schilder auf rothem Grunde. Die schwunghafte Zeichnung, wie die sinnige Durchführung bezeichnen ihn als einen gewandten Künstler; vgl. Mitth. d. Cent.-Comm. mit vielen Abbildungen, 1878, 1. Hft.

Gegen Südwesten in der Umgebung von Bruneck uns wendend finden wir ein paar erwähnenswerthe Bilder an der St. Valentinskirche zu Pfalzen (von der Bemalung des Innern nur Spuren unter der Lünche) und in der Kapelle der Burgruine Schöneck eine Krönung Mariens durch Gott Vater und Gott Sohn, vielleicht vom Meister Wolfgang, der nach Dr. D. v. Schönherr um 1486 die Kirche in „Kiens“ malte. Von noch größerem Interesse wären die Bilder mit den charaktervollen Köpfen aus dem Leben der seligsten Jungfrau auf den Flügelthüren der Altäre in St. Sigmund, sind aber zu wenig untersucht, um ein bestimmteres Urtheil darüber zu fällen. In Enneberg ist die Pusterthaler Schule durch eine sehr gut gemalte Kreuzigung und andere Figuren an der St. Barbarakirche bei Wengen vertreten Ueber die allgemein hochgeschätzten Gemälde aus der Legende der hl. Katharina auf den Altarflügeln zu Corvara war bereits S. 333 die Rede.

Oberhalb Bruneck bewahrt der Hochaltar zu Mitterolang eine Anbetung der Könige von M. Pacher. Maria sitzt auf der geflochtenen Krippe in weitem blauen Mantel und violettem reich verzierten Kleide, auf dem Kopfe ein Tuch und darauf noch eine Krone; sie hält das Kindlein, das begierig nach dem dargbotenen Golde greift, mit beiden Händen den Königen entgegen. Josef hinter ihr stützt sich auf seinen Wanderstab und schiebt die Linke vor die Stirne, das Auge vor dem Glanze der Pracht der unerwarteten Gäste zu beschatten. Selbst Ochs und Esel drängen sich ungestüm heran. König Kaspar mit kahlem Haupte kniet bereits vor dem Heilande, voll Ehrfurcht seine Gabe opfernd, angethan mit schwarz gemustertem weißen Kleide und schwerem Mantel. Voll des Erstaunens erscheint Balthasar in grünem, pelzverbrämten Rocke, die Linke an die Krone gelegt, mit der Rechten sein Weihgeschenk in künstlerisch gebautem Horne haltend. Wie die meisten alten Bilder zeigt auch dieses des Mohren unscheinbare Gestalt durch prächtiges Kleid und Geschnaide hervorgehoben und bietet durch dessen sehr schlanken Wuchs eine anziehende Erscheinung, wozu noch die edle Monstranzform für seine Opfergabe nicht wenig beiträgt. Von malerischem Bau ist auch der Stall, dessen Balken Engel umschweben und dessen offene Seitenwand Durchblick auf den Spiegel eines Sees mit einer Stadt am Ufer gewährt. Genauere Prüfung bestätigt die Uebereinstimmung dieses Bildes mit dem Flügelrelief in Gries und den architektonischen Rahmen der „Geburt“ auf dem Wolfgangaltar. Dahlke in Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1884, CXXII, meint, daß diese Arbeit dem Grieser Altar vorangegangen sei. In Oberolang an einem Hause ein Christof noch im Idealstyl des 14. Jahrhunderts, so edel gedacht und gut ausgeführt, wie wenig ähnliche Bilder. Ein anderes Kunstwerk Pacher's: Die Bemalung des Bildstocß in Welsberg ist nur mehr in Zeichnungen von Maler Tobst und in Photographien zu sehen und eine Beschreibung in der „Wiener allgem. Ztg.“ v. J. 1882, 20. Dez. zu finden.

Reich an Wandmalereien aus der Schule des soeben genannten Meisters war einst das Dorf Teisten. Auch hier finden wir einen reich bemalten „Bildstocß“ mit interessanten Bildern (Leidenscenen des Herrn und einigen Heiligen) Innen und außen bemalt war die „Friedhofskapelle“; davon noch Christus mit den Evangelistenzeichen und Entkleidung Christi, Dornen-Krönung v. J. 1490 nebst Monogramm: V noch erhalten sind. Außen an der Kapelle der Pfarrkirche von 1471 ein Vesperbild aus 8 Figuren und der Tod Mariens. An der St. Georgskirche (s. oben S. 49) sehen wir außen einen farbenprächtigen St. Christof und andere Heilige (unter dem abgefallenen Bewurf eine ältere Malerei). Im Inneren sieht man an der Stirnseite der Absis den englischen Gruf, wo die Seele des Heilands zwei Engel mit Fahne, Weihwassergefäß und Weihwedel begleiten; am Gewölbe der Absis Christus mit der Mandorla von den Evangelistenzeichen umgeben, jetzt übermalen, rührt von einer viel früheren Zeit her, als die darunter befindlichen Bilder: Maria, den Schutzmantel ausbreitend und mehrere Einzelheilige, anziehende Figuren, ähnlich denen im östlichen Flügel des Brizener Kreuzganges, deren Alter eine Inschrift über dem Fenster mit der Zahl 1459 und dem Namen des Stifters: Pfarrer „Stadelherr“ angiebt, während die ebenbür-



tigen Gemäldereife, die von der Kanzel verdeckt sind, dem Jahre 1505 angehören. Dester begegnen wir wiederum den perlbesetzten Kronen und Mitren. Am Gewölbe interessante, arabeskenartige Decoration, ähnlich wie in der Kapelle des Schlosses Bruck.

In Aulfkirchen ist außen ein schöner Christof, wahrscheinlich von 1484, welchem Jahr auch die übertünchten Chormalereien angehören (14 Nothhelfer und Passionszeenen).

Das einfach gothische St. Niklauskirchlein zu Ospedale an der Ampezzaner Straße machen die Fresken an der Außenseite zu einem hervorragenden Denkmal der mittelalterlichen Malerei; der Styl der naiv gehaltenen Composition ist noch derjenige der giottesken Schule des 14. Jahrhunderts, obgleich sie erst am Beginn des 15. entstanden sein dürfte. Dargestellt sind zwei Lebenszeenen des hl. Bischofs Nikolaus: Die Rettung eines dem Sturme verfallenen Schiffes, wo Mönche beten, rothe Teufel die Luft durchschwirren, St. Nikolaus in großer Gestalt erscheint und segnet, also alles anders als wie in Terlan, näher dem Bilde Giorgione's in der Akademie in Venedig, über der Thür die thronende Madonna mit St. Anton und einem Bischofe, dann folgt: wie St. Nikolaus Gold in das Stübchen der 3 schlafenden Mädchen zu Patara legt und endlich St. Christof. (Mitth. der Cent.-Comm. v. J. 1885, S. LIV.)

In nichen. Am Südpotal der Stiftskirche die Figur eines Kaisers mit dem Doppeladler und zwei lesende Bischöfe: Candidus und Korbinian, 16. Jahrhundert, die Erschaffung der Eva daneben bedeutend älter. Ein gemauerter Bogen an der Friedhofsmauer zeigt die Verkündigung, das letzte Gericht mit mehreren fein gemalten Köpfen, der Stifter beschützt von Maria, darüber David umgeben von vielen Spruchbändern mit Bibeltexten, auch die Zahl 1485; nach Semper verräth das zarte Gemälde unverkennbar den Styl des Jakob Sunter. Eine Inschrift lautet: A. d. mcccclviii i. via assumptionis (vigilia assumptionis) fecit (?) Paulus behulle, also von der verwandten Hand eines anderen Meisters. Die Bilder über dem Friedhofsthor, darunter eine schöne Madonna mit Engeln, aus dem 16. Jahrhundert. Nahe dem Bahndamme ein „Bildstock“ mit dem Delberg, Christus am Kreuz und darunter die armen Seelen, Maria dem Kinde eine Frucht reichend, eine ebenfalls gute Leistung der Pusterthaler Schule, mit der Zahl 1500 (Nimben und anderes vergoldet) Mitth. der Cent.-Comm. v. Jahre 1878, LXIV und 1885, LIV. — Daran schließt sich ganz würdig die Bemalung des Chores von „St. Silvester auf dem Innickerberg,“ bestehend aus vier Päpsten (darunter Petrus) am Triumphbogen, die Anbetung der Weisen und der Jesusknabe im Tempel sowie andre Bilder hinter dem Altar und die Evangelisten mit den Kirchenvätern an den Rippen des Kreuzgewölbes; das Kirchlein wurde 1441 geweiht, 1455 mit Ablässen bedacht.

Die alte Kapelle der Burg Heimfels bei Sillian zeigt in einer Altarnische wiederum Bilder, an denen italienischer Einfluß etwas mehr herrschend erscheint, ähnlich wie zu Laatsch in Binstgan, auch perlverbräunte Mäntel finden sich vor nebst feurigem Colorit. Dargestellt ist Christus auf dem Regenbogen in der Mandorla, ein schlanker Christus am Kreuz mit schmalem Schamtuch, der englische Gruß und mehrere Einzelheilige, die alle noch dem 14. Jahrhundert angehören dürften, vielleicht vom Maler Erasen, der 1407 als Zeuge und Bürger von Bruneck vorkommt (Urkundenamml. v. Neustift, Wien b. Gerold). Die kleinen Bildchen am Altare zu St. Peter aus dem 16. Jahrhundert wären mit jenen am 14 Nothhelfer-Altar zu Ried in Anras zu vergleichen.

Ueber die Wandbilder in Teffenberg vgl. Kunstfreund von 1887, Nr. 7. Rob. Wischer bemerkt in seinen „Studien“, daß starke Neigung zu spätgotischem Contrast auffällt, welcher besonders verdrehtes und verrenktes Aussehen hat, mitunter Anlauf zum Großen nimmt, was sich wohl durch Italiens Einfluß erklärt, ähnlich wie auf einigen tirolischen Bildern bei Sepp in München und Großgmain im Salzburg'schen.

In St. Korbinian unterhalb Abfalterbach lobt die Diöcesanbeschreibung die Bilder auf den Flügelthüren des Altars, der die Zahl 1498 trägt, während die 36 Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn v. J. 1579 als etwas schwächer bezeichnet werden.

Wenngleich in Lienz nicht von einer eigenen Schule die Rede sein kann, so müssen doch sehr thätige Werkstätten angenommen werden, nämlich des Gerim von Luenz, wie er auf seinen heute übertünchten Malereien hinter den Seitenaltären der Franziskanerkirche sich nennt, sowie des Christof, maler von Luenz, den wir um 1488 in Obermauern kennen lernen. Nach der Volksfage war bis Beginn dieses Jahrhunderts die ganze Südseite der Stadtpfarrkirche bemalt, davon jetzt nichts mehr zu sehen ist. Beim sog. Siechenhaus steht ein „Bildstock“ mit einer gut componirten Anbetung der Weisen (einer zeigt auf den Stern), einer Kreuzigung und Einzelfiguren. Von einem dieser Meister sind wahr-



scheinlich die hohen Figuren Elisabeth und Andreas auf den Flügelthüren des ehemaligen Altars im Schlosse Bruck sammt den beiden Stiftern, Leonhard II. von Görz † 1500 und seiner Gemahlin. Nach d. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1875, S. 45 soll in der uns oben von S. 132, 165 und Fig. 192 bekannten Kapelle zur hlst. Dreifaltigkeit der Gedanke dargestellt sein: „Der Mensch vermag vom himmlischen Vater durch das Leiden Christi und durch die Fürbitte der hl. Jungfrau, durch die Kirche und die 14 Nothhelfer, (die aber noch mehr von den gewöhnlich bekannten verschieden sind, als diejenigen in Terlan), sowie verschiedene Schutzpatrone gegen Feuer, Krankheit u. s. w. geistiges und leibliches Heil zu erreichen. Dieser Gedanke ist wiedergegeben am Gewölbe des obern Altarraums durch Gott Vater mit der Weltkugel auf einem schönen Throne, hinter ihm Engel, die einen Teppich halten; darunter der englische Gruß, im unteren wieder derselbe greise Weltenereschaffer, wie er seinen Sohn am Kreuze hält und an den Wänden beider Räume verschiedene Heilige verehrt als Helfer in der Noth, darunter auch St. Sebastian und Michael. Den Abschluß bis zum Boden bildet ein Teppich mit Granatapfelmuster. Die Nordseite des Schiffes belebt die Kreuzschleppung mit vielen Figuren, die Geburt Christi, der Tod Mariens und die hl. Jungfrau ihren Schuzmantel ausbreitend, worunter auch die Stifterfamilie erscheint. Auf der Südwand wechseln Leidensscenen des Herrn mit Einzelheiligen, dem jüngsten Gericht und dem hl. Alexius unter der Stiege. Am Gewölbe sieht man die Evangelisten und Kirchenlehrer vor Schreibpulten. Das Ganze stammt nicht von einer, sondern mehreren Händen, überall zeigt sich aber die tüchtigste Technik vom Ausgang des 15. Jahrhunderts und eine volle Hingebung einer derberen realistischen Auffassung (unter anderem schwere Thränen auf den Gesichtern), naive und innige Anschauung, individualisirende Naturwahrheit, aber ebenso lassen sich auch Schwächen beobachten, Unkenntniß der richtigen anatomischen Verhältnisse, Unbeholfenheit und Handwerkmäßigkeit.

Oberlienz; außen an der Kirche eine seltene Darstellung des Mesopfers (ein Papst, ein Cardinal und ein Bischof vor der Mensa, über welcher ein Erbärmebild und darüber zwei Leidensscenen) zu sehen sind; die ganze Composition zeichnet sich wie durch hübsche Formen so auch durch das Colorit aus. Das jüngste Gericht auf der Todtenkapelle ist nur mehr schwach sichtbar.

Die Marienkirche von Obermauern im Birgenthal hat zahlreiche Fresken von vortrefflicher Ausführung aufzuweisen; große Meisterschaft in gedrängter epischer Darstellung rührende Kindlichkeit neben tiefer Auffassung sind hier vereint, vgl. eine Abbildung i. Mitth. d. Cent.-Comm. 1889, S. 158. Außen Maria mit dem Kinde und zwei Engeln in einer halbkreisförmigen Nische, sowie ein Christof von strenger Zeichnung mit dem Namen des Malers: Dies gemähl hat Christof maler von lüenz 1488 gemacht. Innen ist die Nordwand des Schiffes, theilweise der Triumphbogen und der Chor bemalt; dort Christus in vielen Leidensscenen (29, von der Erweckung des Lazarus bis zum Weltgericht), hier Maria die Hauptperson in mehreren Lebensscenen (Begegnung Anna's und Joachim's an der goldenen Pforte, Verkündigung, Geburt Christi, Opferung), Anbetung, Tod, Himmelfahrt und Krönung der Gottesmutter, und endlich wie sie den Schuzmantel von Engeln gehalten über die Stände ausbreitet auf der einen Seite, während auf der anderen der *vir dolorum* (der Schmerzensmann) kniet, über welchen David und Salomon und noch höher ein Engel mit gezücktem Schwert erscheint. Zu oberst schießt Gott Vater Pfeile herab, die auf dem Mantel Mariens abprallen oder abbrechen, ähnlich wie auf einem Bilde zu Oberlienz. Die Gewölbefelder sind mit mehrfarbigen, mustergiltigen Ornamenten geziert, der Chor mit den Evangelisten-Symbolen. Leider haben mehrere Bilder durch Feuchtigkeit sehr gelitten, jedoch ist der ihnen allgemeine edle Charakter nicht ganz verwischt; Hintergrund einfach, die Personen meist nebeneinander, wo nicht, da ist die Linienperspektive ziemlich richtig, die Handlung nicht sehr bewegt, mehr ruhig, die Zeichnung gut, die Gewandfalten scharf und natürlich, die Farben mittelkräftig, die Rimben mit Gold, kurz diese Bilder stehen jenen im Brigener Kreuzgang würdig zur Seite (Untergasser).<sup>1)</sup>

Eine große Kunstthätigkeit hat der Kunstfreund 1890, Nr. 8, ff. in der Stadt Sterzing nachgewiesen, von Wandmalereien sind aber wenige Reste auf uns gekommen. Ueber dem Portal der „Spitalkirche“ sieht man Gott Vater auf Goldgrund, seinen todten Sohn mit beiden Händen in seinem Schooß haltend, der hl. Geist in Taubengestalt von einem Nimbus umgeben neben seinem Haupte, eine ehrwürdige Komposition, ähnlich wie in Dengler's Kirchen schmuck, Taf. 57. Ueber die Tafelgemälde im Rathshaus war an oben

<sup>1)</sup> Andere Tafelgemälde aus dem Pusterthal finden wir im Museum zu Innsbruck.



citirter Stelle bereits die Rede. Anziehende Gemälde bietet die Kapelle der Burg Sprechenstein; hinter dem Altar sieht man die alte Abis und an deren Stirnseite den Delberg, die Kreuzziehung, sowie das Schweiß Tuch Christi, von Engeln gehalten; am Gewölbe Christus thronend mit der Weltkugel von den Evangelistensymbolen, die reich verflochtene Spruchbänder umgeben. Aus Christus spricht gefühlvolle und weiche Behandlung, um 1515 bereits übermalt. — Die Flügelthüren des Altars bei Mareit, 1509 von Mathias Stöberl verfertigt zeigen Scenen aus dem Leben der Patronin, der hl. Magdalena, unter welchen ein Bild besonders schön ist (Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1857, S. 327); von demselben Meister oder Vigil Haber (Kunstfreund 1890, 33) dürfte vielleicht auch die Anbetung, Beschneidung, Opferung und Christus im Tempel auf dem Altar in St. Barbara zu Gossensaß sowie der Tod Mariens daselbst sein, wo die anwesenden Apostel eine lebhaftere Theilnahme an dem Hinscheiden der Gottesmutter zu nehmen scheinen, v. 1515, die Nimbren sind nur mehr Linien.

Malernamen aus Innsbruck oder Meister, die von den Landesherren Friedrich, Sigmund und Maximilian Aufträge erhielten, begegnen wir mehreren, aber mit welcher Arbeit sie betraut wurden, darüber schweigt oft die Chronik. So nennt Dr. D. v. Schönherr den Meister Ulrich um 1313, Meister Kunz als Maler Heinrichs von Rottenburg um 1405. Von dem Seite 333 genannten Meister Hans, Maler in Wilten ist wahrscheinlich das vom Erzherzog Sigmund in der Pfarrkirche daselbst angebrachte Motivbild, wo er selbst mit seinem treuen Müllinen abgebildet ist.<sup>1)</sup> Urkundlich bekannte Maler, welche mit Arbeiten für den Hof des Genannten beschäftigt waren, sind: Josef Weniger, 1474—79; Ludwig Konrauer, Hofmaler 1475—91; Moriz Straßkircher, 1482; Nikolaus Pfaundler 1491, von dem wahrscheinlich Freidants Turnierbuch gemalt ist; Martin Engelberger 1493; Maler Melchior und Meister Mang, durch welch' letzteren Erzherzog Sigmund eine „Tafel“ für die Kirche in Seefeld malen ließ. Ferner beschäftigte derselbe 1492 den uns bekannten Meister Jörg von Klausen und Meister Lienhart und um 1460 den „Maler von Sterzing.“ Außerdem erscheint nach d. Archiv f. G. Tirols V, 242, ein Maler Christian aus Innsbruck im Jahre 1474 und Maler Rieder um 1522 (Kunstfr. 1889, 21). Einen vorzüglichen Meister haben wir in Mueltscher kennen gelernt, der die nordtirolische Richtung bestens vertritt, vgl. Kunstfreund 1890, S. 27.

Seitdem Innsbruck's Wahrzeichen: der „Wappenthurm“ — er hatte einen Erker wie das obere Stockwerk des goldenen Dach's und war durch Maler Kölderer mit 34 Wappen geziert worden — verschwunden ist (Tir. Vote, 1886, Nr. 297), so finden wir nur am goldenen Dach noch einige werthvollere Reste von alter Wandmalerei in der Landeshauptstadt, vgl. oben 249, 312.

Im Ferdinandeum dürfte ein und anderes der vielen Tafelbilder von genannten Meistern herrühren. Professor Semper führt nur mehrere von Frater Wilhelm Suevus (einem Schwaben, Franziskaner-Ordensmitglied in Schwaz?) an, der ziemlich stark vertreten ist, wie z. B. durch Christus als Knabe im Tempel, Krönung Mariens, Anbetung der Könige sowie den Tod Mariens; auch die Verkündigung mit zwei Scenen aus dem Leben Katharinas auf der Rückseite, Mauritius und Achatus, die Trinität von 1513, Anna selbst, sowie die Apostel zu dreien und Heilige zu zweien u. a. m. dürften ihm zuzuschreiben sein. Diese in zarten, grauen Tönen feingezeichneten und gut modellierten Darstellungen, an denen die breiten, etwas gedrückten Köpfe, besonders der Männer, das sorgfältig ausgeführte Haar, die großen, runden Augen, sowie die kurzen, weichen Hände vorzugsweise auffallen, erinnern lebhaft an die Fresken auf der Westwand des Schwazer Kreuzganges, eines Werkes desselben Meisters. — Die Kreuzigung 1. Cab. n. 5 ist vom Meister mit dem Scorpion, wie unter anderem die übermäßig schlante Gestalt Christi schließen läßt. Der Tod der hl. Ursula stammt aus dem Kreuzgang des Klosters Sonnenburg. Die Darstellung aus dem Leben Christi auf zwei Altarflügeln weist auf die Ostseite des Schwazer, sowie auf das 2., 3. und 5. Gewölbe des Brixner Kreuzganges hin, wo Jakob Sunter gemalt hat. Ein großer, nur bemalter Flügelaltar stammt auch aus Brixen. Im 2. Cabinet sind 2 Altarflügel mit der Heimsuchung Rochus und Sebastian von Andre Haller aus Brixen zu sehen. In der Bildersammlung von Wilten finden wir vom Franziskanerbruder Wilhelm Petrus und Paulus, Barbara und Katharina; vom Meister mit dem Scorpion eine Kreuz-

<sup>1)</sup> Maria über beide den Schutzmantel ausbreitend, um sie gegen die Pfeile zu schützen, die der himmlische Vater auf sie herabzuschießen im Begriffe steht.



zigung u. a. m. (Gemäldefammlg. d. Ferdinandeums von Semper bei Wagner); auf den Flügelthüren des Altars in der „Annakapelle der Hofkirche“ die Verwandtschaft Christi in ächtdeutscher Tracht mit lieblichen Köpfchen

In Hall treffen wir auf dem Altare der Kapelle über der Vorhalle an der Pfarrkirche eine Verjottung Christi, angeblich vom Bruder Wilhelm. Die Verkündigung, Anbetung der Könige, Maria Heimsuchung und Mariens Tod auf dem Flügelpaare des Altars von St. Magdalena im Hallthale sind derart mit reger Empfindung für Form und Farbe ausgeführt, daß sie zu den besten Tafelmalereien des Landes gezählt werden müssen. Zu hl. Kreuz in Gampas ein interessantes, übermaltes Dreikönigenbild vom Jahre 1424.

Das Obergeschoß der romanischen Doppelkapelle des einstigen Schlosses Aufenstein bei Matrei, jetzt Sakristei der darangebauten Kirche, zielt ein höchst originelles und seltenes Wandgemälde, das vorzugsweise wegen des reich symbolischen Inhaltes merkwürdig ist; es zeigt die Jagd des Einhorn als sinnbildliche Darstellung des Geheimnisses der Menschwerdung Christi, Mitte des 15. Jahrhunderts, aber bereits im 16. schon übermalt; gegenüber noch entdeckte Spuren von Bildern aus viel früherer Zeit, vgl. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1884. XXVII.

Schwaz ist in der Geschichte der Malerei wegen des Kreuzganges am Franziskaner-Kloster berühmt, vgl. oben S. 308. In Temperamanier sind 24 Scenen aus der Leidensgeschichte Christi dargestellt (vom letzten Abendmahl bis zum jüngsten Gericht, dem das Pfingstfest und die Aposteltheilung vorausgehen). Gemalt wurde nach den beigefügten Zahlen 14 Jahre lang (von 1512 - 1526); der Meister erscheint als ein vorzüglicher und origineller, die Einen lassen ihn den „Frater Wilhelm aus Schwaben“ sein, Andere bezweifeln diese Annahme, weil sein Monogramm Fr W S auf der Umrahmung und nicht auf einem Bilde stehe. Die überreiche, dekorative Umrahmung mit vielen Sinnbildern und Allegorien ist aber mit Ausnahme der gothisch polychronirten Gewölberippen in ausgesprochener interessanter Frührenaissance ausgeführt, während an den Gemälden selbst eine Verbindung von schwäbisch-bairischen Eigenthümlichkeiten mit italienischen auftritt, wo aber zugleich eine einheimische Schule sich ebenso stark geltend macht (Mitth. d. Cent.-Comm. 1881, S. CXIX). Rob. Vischer macht vor anderem auf die Kriegsknechte in mehreren Bildern aufmerksam, die meist slawisch, fast hunnisch aussehend mit ihren Schlitzen, herabhängenden Schnurbärten, hohen Kojatmützen ohne Rand und Zobelröcken. Bereits 1498, den 5. Mai erscheint nach Dr. D. v. Schönherr Kunstj. d. öst. Reich. urkundlich Nicolaus Kayser als Maler von Schwaz, der vielleicht auch einen Antheil an genannten Bildern genommen haben könnte. Die Bilder in dem Zugangsflügel zum eigentlichen Kreuzgange mit der Verkündigung, Geburt und Taufe Christi, Maria auf dem Monde stehend und eine Landschaft mit allegorischen Gestalten und Inschriften, auf die Erlösung bezüglich, sind späteren Ursprunges, unter anderem mit der Zahl 1589, von Bernhard Striegel aus Nümmingen in Schwaben, im Style Ostendorfers, ähnlich jenem Bilde zu Bruneck von demselben Meister. Als Gehilfen wollen Einige die Schwazer Maler Georg und Andreas Hettlinger annehmen, die 1652 laut Mitth. d. Cent.-Comm. 1887, CCXXXVII obige Bilder nach einem haarsträubenden Rezept verrestauriren wollten, nämlich selbe erst ausbessern wollten, nachdem sie die Originale mit Lauge abgewaschen, mit Strohriegel abgerieben und mit Messern abgeschabt haben! — Heute sehen die meisten dieser Bilder ziemlich beschädigt aus. In der Pfarrkirche ein Bild des Erlösers, auffallend durch seine ehrwürdige, hagere Gestalt und das bleiche Colorit, anfangs des 16. Jahrhunderts.

Das nahe gräflich Enzenberg'sche Schloß Trauberg bewahrt mehrere werthvolle Tafelbilder, unter anderem die Aposteltheilung, Himmelkönigin und Verwandtschaft Christi vom Schwazer Maler, Petrus und Paulus halb manteguesk halb deutsch u. j. w. Der „Stammbaum des Hauses Habsburg“, von Kaiser Rudolf bis auf die Enkel Kaiser Max I. mit feinen und ausdrucksvollen Portraits der betreffenden Persönlichkeiten, wahrscheinlich vom Maler des Schwazer Kreuzganges; durch Maler Vischer die eine Hälfte gut restaurirt, nicht so aber die andere durch Leier und Sperr — Ein figurenreiches Tournier.

Wenden wir uns nach Oberinntal, so wäre zuerst der in Kunstfr. 1885, Nr. 9 abgebildeten, auf Schloß Ferklehen bei Kematen gefundenen Bilder zu gedenken, dann des Stammbaumes Christi und der freudigen Geheimnisse auf dem Altar der Widumskapelle zu Flauring, einst Waffenjaal des Jagdschlosses Erzherzogs Sigmund; — schätzbare Bildchen der nordtirolischen Schule von 1510. Außen an der Kirche von Riez ein paar Wandmalereien, die nicht ohne Werth sind.



Das Kloster Stams bildete eine ganz eigene Werkstätte aus, welche die feinsten Arbeiten der Tafelmalerei lieferte. Dies beweist noch das Mittelstück eines aus Tafelbildern bestehenden Altars, als dessen Meister der nach der Klosterchronik in allen bildenden Künften erfahrene Abt Heinrich Gruffit gilt, 1369—1387, wie oben S. 330 bemerkt ward. Somit gehört dieses Temperagemälde, welches eine ungemein figurenreiche Krönung Mariens darstellt, noch dem 14. Jahrhundert an. Jesus und Maria sitzen in einer reichen gotzischen Nische mit durchbrochenen Wänden, durch welche viele musizirende Engel blicken. Im Vordergrund, vor den Stufen des Thrones, kniet ein betender Abt (Gruffit?), welchen der Evangelist Johannes der himmlischen Gruppe empfiehlt, hinter ihm St. Agnes und Barbara, darüber St. Laurentius und Stefanus; auf der andern Seite des Bildes Johannes der Täufer als Patron der Stamser Pfarrkirche und hinter ihm Abte, wahrscheinlich Bernhard von Clairveaux und Norbert von Magdeburg, die Stifter des Cisterzienser- und Prämonstratenser-Ordens, darüber St. Nikolaus und Augustin. Das Gemälde zeichnet sich durch idealen, anmuthigen Styl wie dieselbe Darstellung in Terlan aus; Prof. Semper weiß ihm nur die Miniatur Nr. 52 Cab. im Ferdinandeum näher an die Seite zu stellen, welche Maria als Himmelskönigin, von Engeln umschwebt und darunter Katharina, Barbara und Elisabeth zeigt. Auch dieses Bildchen scheint von deutscher Hand zu sein, so sehr es wie vorbergehendes Gemälde auf den ersten Blick an Italien erinnert.

In seiner Art ist auch ein zweiter Tafelaltar des Klosters, aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts von großem Interesse, nämlich wegen des reichen symbolischen Inhaltes der Nebenbilder, welche die Hauptdarstellung umgeben: Maria das Jesukind anbetend, zarte Gestalten mit lieblichen Köpfen und oben mit einer Anzahl von Glorienengeln.<sup>1)</sup>

In St. Margareth bei Stanz kamen Reste formschöner Wandgemälde neben dem Altare zum Vorschein, an welchen besonders die graugrünen Töne auffallen und auf die Spur des Meisters führen dürften. Die Bemalung einer Flur des „hohen Hauses“ in Grins ist wie S. 312 bemerkt ist, mehr wegen des mitunter drolligen Inhaltes, als wegen schöner Formen von Interesse. In der Kapelle des Schlosses Bärneck im Raunserthale ein Tafelbild mit Christus sitzend in der Luft, die Füße allein auf dem Regenbogen und eine kleine Weltkugel stützend, die durchbohrten Hände sanft ausbreitend; der nackte Körper ist mit einem Mantel bekleidet wie in Glurns, die Lilie und das Schwert halten Engel, unten Stifter und Stifterinnen und das Wappen der Raup, von denen Hildebrand 1474 das Schloß besaß.

St. Georg oberhalb Unter-Tözens ist innen mit 15 Leidensscenen Christi und anderen Bildern bemalt und das hat laut Inschrift am Portal der Südwand Max, maller 1484 gemacht. Es ist Temperamalerei in flüchtiger Ausführung, doch zeigt die Komposition unleugbare Vorzüge in Abrundung und Raumauffüllung, so daß man auf ein verloren gegangenes Vorbild schließen muß, vgl. Mitth. d. Cent. Comm. 1889, S. 82. Der S. 341 erwähnte Reliquienstein ist mit sehr gut erhaltener Temperamalerei nach citirter Zeitschrift v. J. 1888, S. 180 sienesischen Ursprungs, aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts; man sieht auf Goldgrund das jüngste Gericht dargestellt und zu Füßen Christi den Stifter in der Person eines Pilgers.

Im Lechthale entdeckte man bisher Spuren von einstiger Bemalung der St. Martinskirche in Elbingenalp (genannt die alte Pfarre mit bemaltem Holzzewölbe und einer Krypta) und zwei werthvolle Bilder aus dem Martyrium des hl. Sebastian im Kirchlein gleichen Namens zu Holzgau v. J. 1487; letztere sind Werke in edlen Formen aus der süddeutschen Schule.

Auch in Borsarlberg spürt man immer mehr den übertünchten Wandmalereien nach. Die ältesten Bilder, noch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts (?) sind die zu Viktorsberg entdeckten, darstellend das jüngste Gericht und eine Scene aus dem Martyrium des hl. Eusebius; an ersterer Darstellung sieht man die Schuld einzelner Verdammter bildlich ausgedrückt, so z. B. schwingt der Geißhals inmitten Haufen von Münzen einen schweren Prägehammer, der Schwelger oder Unkeusche erliegt der Last des von ihm getragenen Schweines u. s. w. Die Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1885, S. CXXXIV schreiben, daß obgleich sich an der Behandlung der Köpfe und Stellungen eine schablonenhafte Manier geltend macht, doch eine kräftige formgewandte Linienführung ausgeprägt sei, ein nicht zu verkennendes Geschick durch noch so einfache Umrisse in Mienen und Geberden

<sup>1)</sup> Nach Dr. Münzenberger finden sich verwandte Bilder in St. Lorenzkirche zu Nürnberg und in der Klarakirche zu Rostock. Vielleicht können wir nachträglich eine Zeichnung und genauere Erklärung bringen.



eine jeelische Situation zu verdeutlichen und in die Gewandung Weichheit und freien Fall zu legen. — Zu Lech ist ein Christof mit anderen stark verbleichten Fresken erwähnenswerth. Zu Reuthe im Bregenzerwald kamen die Apostel mit den Glaubensartikeln, Maria mit dem Kinde nebst St. Anna u. a. m. zum Vorschein, welche jenen obengenannten zu Vittorsberg nicht ferne stehen und um 1400 entstanden sein möchten, wie uns Conservator Senny berichtet. Mehrere interessante Gemälde bieten auch die Flügelthüren der alten Altäre z. B. jener zu Brand u. j. w.

### Ueber Glasmalerei.

Nicht zufrieden die Wände der Kirchen und Wohnungen mit farbenprächtigen Gemälden außen und innen zu zieren, suchte man auch für diese Räume nicht selten in farberglühenden Fenstercheiben einen bildreichen, reizenden Schmuck herzustellen. Auf die verschiedene Technik dieses herrlichen Kunstzweiges können wir vorderhand aus Mangel an Raum nicht eingehen; was die Formen und Compositionen betrifft, so folgen die Glasgemälde der Zeitrichtung, in welcher sie entstanden sind.



Fig. 491, Meran.

noch jene Prachtstücke, welche nun in der Pfarrkirche daselbst eingesetzt sind, Fig. 491. Man sieht Maria gekrönt, im Flammenglanze, im blauen Mantel und weißen, reich verzierten Kleide, das gekleidete Kind auf dem Arm, unter ihren Füßen den Halbmond, eine noble Gestalt mit etwas langgezogenem Gesichte. Daneben zwei ritterliche Gestalten, von denen eine den Erzherzog Sigmund als Stifter bezeichnet. Das andere Fenster stellt die Verkörperung Christi dar, bestehend aus 3 Figuren; der Herr segnend mit der Weltkugel, in derselben Glorie wie Maria und umgeben von stylisirten Wolken trägt rothen Mantel und violettes, grüngefüttertes Kleid. Darunter kniet in der Mitte eine Figur ohne Nimbus, ausgeführt in besonders hoher künstlerischer Vollendung, daneben zwei Heilige. Im dritten Felde erscheint Christus am Kreuz mit den Figuren der Stifter und der Inschrift: „Hanns Orienhofer a. d. 1493.“

Im Jahre 1533 kam Wolfgang Witzl von Augsburg, wo damals dieser Kunstzweig in hoher Blüthe stand, nach Hall, um daselbst eine „Glashütte“ zu erbauen und „Glaswerk“ zu verfertigen; im Jahre darauf erhielt er die Aufnahme und die Bewilligung zu „Scheibenegg“ nahe am Inn eine Glashütte zu bauen. Wegen der frischen hell durchscheinenden Farben waren die Gläser des Witzl weit und breit gesucht; der Meister starb

<sup>1)</sup> Das Glas zum gewöhnlichen Verschluss der Fenster nennen die Urkunden wegen seiner runden Form immer „Scheiben.“



aber schon 1541. Ihm folgte gleich Sebastian Hochstetter, ebenfalls aus Augsburg, ein noch vortrefflicherer Maler und Künstler, so daß ihm als einer Bierde der Welt der Stadtrath das Bürgerrecht ertheilte. Die Zeit, in welche diese Unternehmungen fallen, nennt die Kunstgeschichte „die bürgerliche“, da sie sich vorzugsweise auf Wappen, Portraits u. dgl. verlegte. Einer Aufschreibung zu Folge wurden folgende Glasgemälde damals in Hall gefertigt: 1. Für die Waldaupfische Kapelle das Wappen des Stiflers; 2. an den Stiegenfenstern der Fieger'schen Kapelle das Bild Kaisers Max, von Maria, Johann b. T., St. Georg, Egid, Anna, Elisabet, Katarina, Barbara und Helena; 3. hinter dem Hochaltar Christus am Kreuz mit Maria und Johannes, welche alle noch vorhanden und nun im Chore der Pfarrkirche eingesetzt und allerseits als denen in Meran ebenbürtige Kunstwerke und besonders wegen der guten Behandlung der Gewänder, s. Archiv f. G. u. Alterth. T. III, 20, Jnnsbr. b. Wagner, bewundert werden. Nach der Farbengluth zu schließen dürften auch jene 5 kleinen Leidensscenen Christi im Ostfenster der Kirche von Pinzon ob Neumarkt demselben Meister angehören. Schwächer in der Farbe ist der Verkündigungengel in Unterplanzing bei Kaltern, während die Glasgemälde im Chore der Pfarrkirche von Tisens wiederum brillant aussehen; dargestellt finden wir Maria als Himmelkönigin mit dem Jesuskinde von musizierenden Engeln umgeben, eine Kreuzigungsgruppe, Anbetung der Könige und mehrere Einzelfiguren; bei Johann Ev. ein Donator und das Wappen der Herren von Andrian neben ihm. Andere Wappen sind von den Botschen, Canzin und Niederthor, von denen Veit 1507—1548 Pfarrer von Tisens, aber zugleich Domherr von Augsburg war, von wo vielleicht die Glasgemälde herkommen könnten. Die Umrahmungen der einzelnen Bilder sind bereits im Renaissancestyl ausgeführt. Daran schließen sich die Glasbilder in der Pfarrkirche von Villanders, zweifelsohne eine Stiftung der Bergwerksgesellschaft daselbst, da ihre Verrichtungen in den Schächten und nebst der Himmelkönigin St. Barbara, sowie Daniel in der Löwengrube als deren Patrone dargestellt sind. Das älteste der noch erhaltenen Glasgemälde Tirols, wo Heilige dargestellt sind, dürfte jenes in der Kirche zum hl. Nikolaus bei St. Johann in Unterinntal sein, nämlich vom Jahre 1483, gestiftet von Ulrich von Welben, der sich und alle Heilige, welche diese Familie als Schutzheilige verehrte, darstellen ließ. In anderen Orten sind nur Wappenschilder erhalten: von Civezzano bei Trient bis Ebnit und Röhitz in Vorarlberg, wo sie in die Kategorie der sog. „Schweizer Glasbilder“ gehören, nämlich als im 16. Jahrhundert vorkommende Geschenke der Gutsbesitzer und Patrone an sich verehlichende Klienten, die ein neues Hauswesen gründeten.<sup>1)</sup> Vorarlberg hatte aber bereits vor 1574 einen eigenen Glasmaler mit Namen Thomas Reidhart in Feldkirch. Er hatte in diesem Jahre zwei Glasgemälde für die heil. Blutkapelle zu Seefeld im Auftrage des Landesfürsten Ferdinand geliefert und seine Leistung gefiel so sehr, daß ihm die Vollendung der gemalten Fenster der Hofkirche zu Innsbruck übertragen wurde, nachdem Paul Day 1561 gestorben war, der bereits 13 Wappen der österr. Länder gezeichnet und 8 eingesetzt hatte 1582.<sup>2)</sup> Seine Geburt fiel auf das Jahr 1503; er war der Stammvater eines Innsbrucker Künstlergeschlechtes, von welchem man einen Kaspar, Christof und Hans kennt. Paul Day hatte sich bereits um 1526 zum tüchtigen Maler emporgearbeitet, reichte aber den 14. April 1542 bei der Regierung das Gesuch um die Erlaubniß ein: Glasmalerei treiben zu dürfen und zwar aus dem Grunde, „weil eben so viel Maler allhier seien“. Ueber mehrere von ihm gelieferte Wappen liegen Rechnungen vor; dasselbe gilt von allen vier Genannten hinsichtlich der Bemalung von Wappen auf anderen Materialien, Näheres i. „Archiv f. Gesch. u. Alterthumskunde Tirols II, 317 ff, Innsbruck b. Wagner, dann zur Geschichte der Glasmalerei“ i. Tir. Bot. 1865, Nr. 133 und Jahrbuch d. Kunsth. Sammlg. d. allerb. Kaiserhauses XI. B.

<sup>1)</sup> Das Benediktinerstift Gries b. Bozen besitzt im oberen Kreuzgang eine hübsche Sammlung verwandter Schweizer Bilder.

<sup>2)</sup> Was die Darstellungen dieser Glasgemälde anbetrifft, so kamen nur zwei größere Gruppen religiösen Inhalts vor, nämlich Mariä Himmelfahrt und ihre Krönung, sowie die Predigt des hl. Apostels Andreas an das Volk, die übrigen Bildflächen füllten Portraits der Stifter und ihre Wappen aus. Heute ist keine Spur mehr vorhanden, Dr. D. v. Schönherr, Jahrb. d. Kunstsamml. d. österr. Kaiserhauses 11. B. und Mitth. d. Cent.-Comm. 1857, S. 192.





Fig. 492, Stams.

roßer Einfluß wird diesem feinen und Jedermann anziehenden Kunstzweig anderwärtig auf die Entwicklung der Malerei überhaupt zuerkannt und zwar mit Recht, wie z. B. in Böhmen; diese Behauptung dürfte aber auf Tirol wenigstens in der gothischen Periode kaum in Anwendung zu bringen sein, weil hier, wie wir gesehen haben, die Tafel- und monumentale Wandmalerei schon bei Beginn dieser Zeit in einem hohen Grade gepflegt wurde und Großes geleistet hat, so daß wohl sie obenan und tonangebend geblieben ist. In Folge dieser großartigen Erscheinung ist also wohl nicht zu vermuthen daß ein schwächerer Nebenbuhler den Ton angegeben und die Richtung bestimmt habe. Allerdings sind verhältnismäßig zu den Wandmalereien nur einige Miniaturen noch vorhanden, um von diesen wenigen Ueberresten einen entscheidenden Schluß ziehen zu können, zudem lassen sich wenige bemalte Bücher als einheimische Arbeiten nachweisen. War das Verzieren der Bücher durch Figuren wie Ornamente anfänglich ein Dilettantismus der Schreibkunst, so konnte sich die individuelle Anschauung den freiesten Spielraum gestatten, daher Gutes und Schlechtes, die feinste Empfindung wie Mangel an aller Durchbildung häufig nebeneinander; etwas anders wurde es später, wo es eigene Büchermaler gab und den Text eine zweite Hand schrieb.



Fig. 493, Bozen.

üchtige Behandlung des Figuralischen zeigen die ältesten Miniaturen des gothischen Stils, wenn sie auch nur einfache Federzeichnungen sind, so z. B. Christus am Kreuz als Vorsatzblatt des Canons eines „Missale“ im Museum zu Bozen, vgl. Fig. 494; es ist zwar bereits 1293 zu „Laibach“ von Ruipold, wie er sich am Ende des Buches nennt, geschrieben worden, jedoch der in sich zusammengezogene Leib des Erlösers, mit drei Nägeln angeheftet, ist sehr ähnlich jenem Kreuzfixe in der Johanniskirche zu Brixen, sieht aber bewegter aus als die verwandte Darstellung in der alten Pfarrkirche zu Bozen; die Behandlung spricht besser für die gothische als die romanische Periode. Die Initialen sind einfach mit der Feder durch Krisel belebt, vgl. nebenstehendes T. Fig. 493. Bedeutend mehr ausgeführt und als Malerei behandelt erscheint die Miniatur vorfindlich in einem Ablassbrief für die Kirche in Innichen den 31. Dez. 1338 von Erzbischöfen und Bischöfen zu Avignon ausgestellt. Der erste Buchstabe des Anfangswortes *Universis* umschließt auf violettem Grunde, der braun und weiß gemustert ist, das Bild der gekrönten Himmelskönigin mit dem Gottesohn auf dem linken Arm, während ihre Rechte ein Herz (besser eine birnförmige Frucht) emporzuhalten scheint. Der erste Balken der Initialen zeigt ein frühgothisches Blattwerk, der zweite auf grellrothem, aber braun gemustertem Grunde einen knieenden Mönch mit großer Tonsur und gelber Stirnbinde und einem nicht ausgefülltem Schriftbände in der Rechten. Mit ähnlicher prachtvollen Ausstattung finden wir die Ablassbriefe von ebendaher und aus demselben Jahre in den Kirchen von Kaltern und Tarrenz. Daran schließt sich ein „Pontificale“ im Domschatz zu Trient, geschrieben und verziert von Priester Johann von Bugella, Diocese Verelli, vollendet den 21. Sept. 1402 für den Bischof Vital, Generalvicar des Trientner Bischof Georg I. von Liechtenstein; eine reich illustriertes Mariarium in der Stadtbibliothek dortselbst 15. Jahrh. Zu Bozen sind erwähnenswerth ein Ablassbrief im Pfarrarchiv, ein paar Chorbücher bei den Franziskanern und ein Gebetbuch vom Ende des 15. Jahrhunderts in der Gymnasialbibliothek, ähnlich jenem im Kloster Stams, vgl. Kirchenfreund II, 139. Das fürstbischöfliche Archiv und auch jenes des Domkapitels in Brixen bewahren ebenfalls ein paar Ablassbriefe, sowie das Priesterseminar daselbst ein Missale des 15. Jahrhunderts mit farbenreicher Bemalung, ähnlich wie jenes in Umbras und der Universitätsbibliothek zu Innsbruck; alle übrigen bemalten liturgischen Bücher dürften an Reichthum der Ornamente vor anderem die Missale zu Teisten und im Kloster Stams übertreffen. Im letzteren macht sich der spätgothische Styl etwas mehr dadurch geltend, da an den Ornamenten spätromanische Motive verwendet werden, so daß sie schwache Kenner der Stylentwicklungen öfters für wirklich romanische angesehen haben, vgl. die erste obiger Initialen. Fig. 492.

Auch in dieser Periode wetteiferte selbst die Nadel mit dem Pinsel. Indem die feinfühlende Hand des Stickers oder der Stickerin es versuchte, durch kurze hart neben



einander gelegte Stiche mit offenen Seiden- oder Wollenfäden die Umrisse der auf den Stoff übertragenen Zeichnung auszufüllen und hiebei verschiedener Farben, hellerer und dunklerer, sich bediente; so ward es möglich, nicht nur allein zufällige Draperien der Kleidungsstücke an den Figuren mit lebhafter Wirkung herzustellen, sondern auch die Gesichter in einem bestimmteren Gepräge wiederzugeben. Nachträglich wurden dann die Hauptcontouren noch besonders im sogenannten Stielstich hervorgehoben. Vgl. Kunstfr. v. J. 1886, S. 74, 75. Eine der ältesten ornamentalen Arbeiten, die trotz der leichten Abnützung dieser Kunstleistungen noch auf uns gekommen sind, dürfte die in verschiedenfarbiger Seide und in Gold gestickte Mitra des Stiftes Marienberg sein. Der Grundstoff ist nur feiner Linnen, die Form aber noch die niedrige und hält die Mitte zwischen Fig. 282 und 457. Die Ornamente präsentiren sich in keiner sprechend charakteristischen Behandlung der Gothik, das Ganze dürfte kaum älter sein als aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo 1440 dem Abt Peter I. der Gebrauch der Inful vom Papste Eugen IV. gewährt wurde. Ein Caselkreuz mit überaus starken Hauptcontouren findet man im Museum zu Bozen; außer Christus am Kreuz ist dargestellt: zu oberst am Längenbalken Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes im Schooße, am rechten Querbalken Nikodemus und Johannes Evangelist, am linken Magdalena und Josef von Arimathea und unten die Grablegung, sowie die Auferstehung, eine Arbeit aus dem 15. Jahrhundert. Damit verwandt, aber vielleicht etwas älter ein anderes Caselkreuz im Schloß Ambras und zwei im Domschatz von Trient. Von letzteren zeigt eines 12mal abwechselnd den Löwen, Pelikan und Adler zwischen Ornamenten das andere Maria über dem Halbmonde mit St. Vigilus, Petrus und Johannes Ev. Interessant sind daselbst aus derselben Zeit die 4 gestickten Scenen aus dem Leben des hl. Bisthumspatrons Vigilus, worunter auch der Sieg des Kaisers Honorius über die Manen, erlangt auf Fürbitte des Heiligen, vorkommt. Dester machte man auch von der einfacheren Applications-Manier mit leicht eingestickter Schattirung verschiedenen Gebrauch, wie unter anderem ein Caselkreuz mit dem Cruzifix im Museum zu Bozen einigermaßen beweist (Kunstfr. 1886, S. 81). Wo diese schönen Arbeiten geschaffen wurden, blieb bisher unbekannt, einzelne jedenfalls in Klöstern des Landes. Im Jahre 1525 erscheint unter den 64 deutschen Bürgern Trients, welche nach dem Aufstande dieses Jahres dem Bishofe Treue schworen, auch Meister Leonhardt, Seidensticker und das Jahr hernach nahm Klaus, Seidensticker aus Innsbruck mit dem Maler Paul Dax Antheil an den Kriegszug Georgs von Freundsberg gegen Rom, nach dessen Einnahme er bald an der Pest starb (Ferd. Btsch. 1884, S. 68 und Tir. Vot. 1865, S. 321). In einem Loblied auf dem kunstsinngen Fürstbischof Bernard von Cles, verfaßt von dessen Leibarzt Piero Andrea Mattioli wird nach Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1886, S. 10 auch ein gewisser Francesco als tüchtiger Sticker zu Trient erwähnt.



Fig. 494, Bozen (Museum).

Am Ende des 15. Jahrhunderts versuchte sich selbst der Webstuhl auf dem Gebiete der Malerei und strengte sich aus allen Kräften an, der Stickerkunst den Siegeskranz in der künstlerischen Verwendung der Fädenmalerei streitig zu machen. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts verfertigten einzelne Weber größere Wandteppiche mit überraschend schönem, polychromen Bildwerk aus Seide und Gold. Hievon liefern 7 Stücke von 1 m hoch und 1 m



breit im Schatz des Trientner Domes den schönsten Beweis. Diese figurenreichen Prachstücke veranschaulichen Szenen aus dem Leben und Leiden des Heilands, als: seine Geburt, die Fußwaschung, Christum vor Kaiphas, vor Pilatus, das Kreuz tragend, die Abnahme vom Kreuze, die Auferstehung und zwar als große Hauptbilder, während andere Darstellungen, meist je zwei in den oberen Ecken, einfacher gehalten in kleinem Maßstabe erscheinen, so z. B. beim 1. Bilde: Maria Verkündigung und Anbetung der Weisen, beim 2. der Delberg und die Gefangennahme u. s. w. Auch in typologischer Beziehung entfalten sie manches Seltene. Die breiten Randborduren treten bereits im Renaissancestyle von geschmackvoller Zeichnung auf und deuten uns die Entstehung im 16. Jahrhundert an und zwar von 1514—1536, in welsch' letzterem Jahre nach oben angedeutetem Gedichte diese Kunstwerke bereits da waren, ursprünglich für die St. Sebastianskapelle des fürstb. Schlosses Buon consiglio bestimmt. Die Tapete mit der Auferstehung des Herrn ist besonders interessant, weil sie auf dem Gewandsaume des im Bilde rechts neben der unteren Mittelfigur stehenden, mit einer Hellebarde bewaffneten Kriegsknechtes den Meister und Ort der Anfertigung angibt mit der Inschrift: Peeter de Arsentii's Brüssel; auf dem Grabe steht 1529. Jedes Jahr am Feste des hl. Vigilius kann Jedermann diese seltenen Kunststücke an den Wänden der Sakristei bewundern, vgl. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1886, S. 15 mit Abb. Von kaum geringeren Werth dürften die Wandteppiche mit ganz denselben Bildern in der Hofkirche zu Innsbruck gewesen sein (Mitth. d. Cent.-Comm. 1857, S. 191). Andere, etwas jüngere Stücke ähnlicher aber einfacherer Ausführung finden sich zu Deutschmeß beim Gastwirth Martinelli aus der gräflich Thun'schen Verlassenschaft und ein paar auch im Schloße Enn und Traßberg. Nachträglich zu S. 244 ist des sogenannten „Abler Ornat“ — besser einer weiten Messcasel in Glockenform — im Domschatz zu Brixen zu gedenken (abgebildet und beschrieben i. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1861). Der Name kommt von den mit rosenartigen Blumen wiederkehrenden, stylisirten Ablern her, welche als Musterung des Stoffes erscheinen. Es ist ein kostbares und heute seltenes griechisches Purpurgewebe des 10. Jahrhunderts. Der symbolisch und ideal aufgefaßte Adler hat den Schweif weit, die Flügel mäßig ausgebreitet, schaut nach links und steht majestätisch auf einem Schemmel. Die Vorder- wie Rückseite dieser Casel zierte ein schmales gabelförmiges Kreuz, golddurchwirkt mit kleinen Thieren und Ornamenten, ähnlich wie Fig. 280 und 281 zeigen.

Auch die durch Pressung interessant gemusterten alten Buchdeckel verdienen eine Erwähnung. Bald finden wir eine breitere, ringsum laufende Bordüre, gefüllt mit Ornamenten in Verbindung mit allerlei Thiergestalten, selbst förnlichen Jagden, z. B. Hirschjagd (bei den Serviten in Innsbruck), bald ist ein streifenartiger leerer Rahmen angebracht und das Zwischenfeld mit einer schönen Musterung ganz ausgefüllt. Dester fehlt es selbst der Vorder- oder Rückseite nicht an breiteren Bordüren. In Kirchenarchiven erhielten sich nur mehr ganz wenige gemusterte Buchdeckel aus der gothischen Periode, eher finden wir einige in den Bibliotheken, wie in Marienberg, Innsbruck (Universitätsbibliothek u. Statthalterei-Archiv) und dgl.

## N. Renaissance oder italienischer Baustyl von 1520—1800.

Wie die Wiedergeburt oder Wiederaufnahme der antiken Formen (vorzugsweise der römischen), die gemeinhin genannte „Renaissance“ oder der „italienische Styl“ auch in Tirol einzudringen begonnen hat, bezeugt unter anderem der Wahlspruch des Altarbauers Wolfgang Haller um 1520 (s. oben S. 333);<sup>1)</sup> des Weiteren belehrt den Leser die sehr interessante Baugeschichte der Hofkirche zum hl. Kreuz in Innsbruck (Kunstfr. 1890, Nr. 5 ff.). Da sehen wir, daß der Landesherr als Baumeister mit Entschiedenheit der Gothik huldigen wollte, während seine Beamten und die aus Italien berufenen Architekten mit Kraftanstrengung zum neuen Kunststyl sich hinneigten und trotzdem, daß letztere, obgleich sie von ihrer Betheiligung an der Vollenbung der herrlichen gothischen Pfarrkirche von St. Pauls bei Bozen unmittelbar herkamen, dennoch immer wieder dem Erzherzog Ferdinand die von ihnen

<sup>1)</sup> Von diesem Meister stndet sich ein kleiner Flügelaltar mit der Zahl 1513 im Museum zu Innsbruck.



entworfenen Details (Portale u. s. w.) in entschieden neuerer Bauweise vorlegten und denselben zu deren Gutheißung veranlaßten. Es wurde ein neuer, fremdartiger Styl förmlich zur Mode, ein Styl aber, der streng genommen keine neuen charakteristischen Formen entwickelte, vgl. Fig. 16 mit den hier nächst folgenden.

Der bekannte thatkräftige Bernard II., Cardinal und Fürstbischof von Trient aus dem Hause der Edlen von Cles (1514—1539), baute nach der allgemeinen Annahme die geräumige, mit weit gespanntem Gewölbe versehene Pfarrkirche seiner Geburtsstätte Cles im spätgotischen Style, außen noch mit kräftigen Strebe Pfeilern; ebenso die etwas kleinere aber immerhin ansehnliche Kirche von Civezzano bei Trient, welche aber außen keine Gliederung mehr erhielt. Diese ließ er nun durch den Comasken Anton Medella (auch Medaglia) mit Marmorplatten und Lesenen ganz nobel im reinsten neueren (italienischen) Styl außen (sehr ähnlich wie Fig. 495 erscheint) ringsum bekleiden, so daß die langen Fenster mit ihrem noch heute gut erhaltenen Maßwerk umgeben von den ganz fremdartigen Formen wie in einem Gefängnisse sich ausnehmen; innen jedoch wurde der gothische Charakter des Gebäudes nicht im mindesten verlegt. In Trient selbst führte genannter Kirchenfürst durch denselben Baumeister die ziemlich geräumige Marien Stadtpfarrkirche (Maria maggiore) vom Grunde aus an der Stelle einer älteren, woran noch der romanische Glockenthurm erinnert, ganz neu auf.<sup>1)</sup> Der Bau ist, wie Fig. 495 zeigt, in einfach edlem italienischen Style hergestellt. Von außen sind die fein gearbeiteten Flächen mit ziegelrothem, die Lesenen, Gesimse und Portale mit matt weißem Marmor aus der nächsten Umgebung überkleidet, welche Farben eine gefällige Harmonie geben. Ueber dem Sockel folgt bald ein reicheres Gesims und breite Lesenen tragen mit ihren jonischen Kapitälern eine sog. „Attika“ oder ein niedriges Stockwerk, das mit dem ziemlich weit vorspringenden Dachgesimse abschließt. Darüber hinaus sieht man zwei flache Wulddächer und ein noch höheres zweiflügeliges Hauptdach mit niedrigem Giebel, so daß eine Art dreischiffiger Anlage zum Ausdruck kommt. Dieser entspricht aber die innere Einteilung nicht vollständig; denn hier gibt es nur ein geräumiges Schiff mit einem Tonnengewölbe und zu jeder Seite je 3 Kapellen mit Altären. Je zwei Fenster, welche im Halbkreise abschließen, erhellen jede einzelne Kapelle. Daran schließt sich ein über mehrere Stufen erhöhter Chor und ein etwas noch höherer Altarraum in Form einer hohen Abside. Die Westseite durchbricht ein kreisrundes Fenster, in welchem durch eingesetzte Säulchen mit ausgebauchten Schäften Anklänge an die alten Radfenster erscheinen. Die 3 Portale erhielten ihren heutigen Schmuck erst in der Folge. Das Hauptportal schließt im Halbkreise und wurde 1535 durch Beiträge des „Hieronimus v. Stellimauer“ mit einer stark vortretenden Umrahmung, bestehend aus hohen Sockeln, Säulchen, Nischen und mit mehreren Gesimsreihen versehen und dadurch um so ansehnlicher gemacht. In etwas strengerem Style ist das südliche Seitenportal umkleidet; die viereckige Thür flankiren verzierte Lesenen mit Maskenkapitälern, darüber liegt ein Fries mit nackten, musizirenden Genien und den Abschluß bildet ein Wappenschild.<sup>2)</sup> Genannte Familie, sowie jene der Geremia und Prato besorgten auch die innere Vollendung, so daß diese Kirche beim Beginn des großen Concils vollendet war, und zu vielen Vorbesprechungen sowie einigen Sitzungen dienen konnte (Schnitzer, die Kirche des hl. Vigilius, Bozen 1825, S. 341).



Fig. 495, Trient.

<sup>1)</sup> Die darauf bezügliche Schrift außen am Chore lautet: Bernardo Clesio Presule et Principe Tridentino Auctore MDXX; darunter steht: Antonius Medalla Lapidida de Pello superiori vallis Intelvi Cumensis huic operi presuit MDXXIII.

<sup>2)</sup> Andere nennenswerthe Portale finden sich an der Pfarrkirche von Condino, abgebildet in Mitth. d. Cent-Comm. v. J. 885, S. XCVI und an der Hofkirche von Innsbruck, eine Abb. im 11. B. d. Jahrb. d. Kunstf. Sammlg. d. allerb. Kaiserhauses.



Laut der angeschriebenen Zahl 1515 wäre die Einwölbung des Schiffes der St. Vigiliuskirche auf dem Friedhofe von Pinzolo im Rendenathal ein noch älterer Versuch im italienischen Style; die einfacher 3 Kreuzgewölbe mit Gräten tragen Säulen, die attische Basis und Blätterkapitälle haben; letztere bestehen oberhalb aus stark aufgerollten Schnecken und unterhalb aus schwerem unberändertem Manthusblatt, ähnlich der Fig. 440. Das ganze dreitheilige Schiff macht einen ruhigen, gefälligen Eindruck.

Ob die St. Markuskirche des ehemaligen Dominikaner-Klosters zu Trient, nun zum Gottesdienste der Deutschen benützt, Ende des 16. Jahrhunderts nur ihre Einwölbung erhielt oder im gegenwärtigen größeren Umfange mit geradlinig schließenden Chorraum neu aufgeführt wurde, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Der regelmäßig angelegte Kreuzgang auf deren Südseite mit schönen Rundbögen und kräftigen Säulen in Verbindung mit leichten Kreuzgewölben stammt wahrscheinlich aus angenommener Zeit.

Daran schließt sich auch die Stadtpfarrkirche von Arco, ein schönes Gebäude mit Kuppeln in edlem Style; die Einen lassen diese Kirche nach Palladio's Zeichnung, die Anderen von einem Wiener Architekten aufgeführt sein.

Bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts war die innen reiche Marienkirche nächst Riva vollendet worden; sie entstand in Folge eines Gelübdes des Johann Brusaveri, daß sein Sohn, der unter einem umgestürzten Getreidewagen zu liegen kam, durch Anrufung Mariens am Leben erhalten blieb. Nach d. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1872, S. XLVI bildet dieses Gebäude einen Kubus, über den sich ein Achteck mit pyramidalem Dache erhebt; auf drei Seiten des Schiffes treten schwache Anbauten hervor, so daß die Form eines gleicharmigen Kreuzes entsteht; beim Beginn des Achteckes schließen diese Kreuzarme mit Pultdächern ab. An die vierte Seite des Schiffes reiht sich ein quadratischer Chor an. In den Ecken sind innen Nischen, die mit halbtügeligem Abschluß aufs ungezwungenste zum achtseitigen Obergeschoß und zu der das letztere krönenden Kuppel überleiten. Die Anbauten, sowie der Chor haben Tonnengewölbe. Zwei kräftig profilirte Gesimse, das eine beim Beginn des 2. Stockwerkes, das andere unter der Kuppel gliedern das Innere in horizontaler Richtung, in vertikaler versehen Wandpfeiler mit reichen korinthisirenden Kapitälern diesen Dienst zwischen Nischen und Vorsprüngen. Nischenrahmen und Pilaster sind aufs reichste mit Stuckornamenten verziert durch David Kelli; die nicht gerade bedeutenden Wandmalereien sind von Guido Kotti. Die Befriedigung, welche der Bau des Innern macht, wird durch die allzubunte und überladene, barockmalerische und plastische Decoration beeinträchtigt. In den Nischen sind 4 Altäre mit schönem Christus am Kreuz von Guido Keni, dann St. Karl, Antonius und Hieronimus von Jacob Palma d. jüng, nicht von Palma d. ält., da ihnen das diesen Meister auszeichnende Colorit fehlt. Ein bedeutendes Produkt der Holzschnitzkunst sind die 14 Reliefs an den Chorstützen von Jos. Caliarì (Sündenfall, Noe, Melchisedech's und Abraham's Opfer, Verstoßung Hagar's). Die Kirche von Condino in Judikarien zielt ein an sich mustergiltiges Portal, die kleinen Reliefs daran stimmen aber bei aller ihrer Vortrefflichkeit in Zeichnung und Ausführung weniger zur Bestimmung eines Gotteshauses (Abb. i. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1885, S. XC). Andere größere Kirchenbauten, ausgenommen einige Kapellen, kamen bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts nicht zu Stande, desto größere Thätigkeit entfaltete sich in der Profanarchitektur, worin die geistlichen Fürsten mit dem Landesherrn und einigen Schloßbesitzern Großes leisteten. Wahre Prachtbauten erhoben sich zu Trient (castello di buon consiglio), zu Velturns am Sommerschloß des Fürstbischofs von Brixen und zu Ambras im Lustschlosse des Erzherzogs Ferdinand II., welche heute noch in ihrem vernachlässigten Zustande und ihren Umbauten unser Erstaunen erregen. Daran reißen sich mehrere Burgen wie Madruzze bei Trient, Steniko, Cles, Thun, Brughier, Castelfondo, Belasio, Campan, Gandeck, Löwenberg, Juval, Tarantsberg, Annaberg, Churburg, Fürstenburg, Trostburg, Freundsberg, Traßberg. Man kann sagen, daß jede der bedeutenderen alten Festen mehr oder minder in neuerer Zeit umgebaut und erweitert wurde.

Auf der Südseite des S. 147 und besser noch 308 BCD im Grundrisse dargestellten Castells in Trient hat bereits Fürstbischof Johann v. Hinderpach den Bau des neuen Castells begonnen, vgl. Fig. 187 A., welchen Bernard von Cles in prachtvoller Ausführung um 1534 vollendete. Die Entwürfe dazu machte Meister Johann Maria Falconetto aus Verona um 1517, die Ausführung übernahm Martino aus Como. Der Fürstbischof berief zur inneren Ausstattung viele berühmte Künstler seiner Zeit, als: Girolamo Romanino, Domenico Riccio (genannt Brusaforci), die beiden



Palma, Marcello Fogolino aus Vicenza, die Brüder F. und G. Doffi, Paolo Farinato (bekannter als Paol Veronese), Girolamo da Trevisani u. a. Mit und nach diesen arbeitete auch Giulio Romano und Vincenzo Vicentini.<sup>1)</sup>

Auch noch die nächst folgenden Fürstbischöfe und Cardinäle Christof und Ludwig von Madruz ließen sich die weitere Vollendung des Neuschlosses angelegen sein, schlugen darin ihre Wohnung auf, während das alte Schloß zu Amtszimmern benützt wurde. So blieb es bis 1797, wo die Franzosen beide Gebäude schrecklich verwüsteten, heute dienen sie als Kaserne! Der Haupteingang war neben dem südlichen Halbthurm der Ringmauer, heute vermauert (vgl. Fig. 174, A). Das Neuschloß präsentirt sich als einen mächtigen zwei-stöckigen Vierecksbau mit einem halbrunden Vorbau und hohen Fenstern; innen führen in beiden Stockwerken auf drei Seiten ähnlich prächtvolle Hallen mit Säulchen wieder, die Halbkreisbögen und Kreuzgewölbe verbinden wie im 2. und 3. Stockwerk Fig 438 aufweist. An den Wänden der Stiege, welche vom Hofraum in das erste Stockwerk führt, ist der hl. Vigilius gemalt und eine Reihe der Bischöfe, welche bis 1780 fortgesetzt erscheint, wo aber öfter der alte Bischof übermalt wurde, da man ein Bild des neuen anbrachte. Die Gemälde an der Stiegedecke stellen Karl den Großen umgeben von seinen Ministern und Soldaten mit Lanzen und Fahnen vor, nach der noch sichtbaren Jahrzahl 1530 gemalt.

Durch eine Gallerie über einem andern Vorhof gelangt man in eine Halle, von welcher der Ausgang zur Kapelle, zum Speisesaal und zum kleinen Löwenhof führt. Im Atrium erhielten sich noch die Fresken von Gottheiten des Meeres, der Luft, der Erde (Cibele, Apollo, Mercur, Minerva, Jupiter, Juno, Mars, Bacchus, Cupidos, Ceres und Vulkan). In der Kapelle sieht man reiche Stuccaturen an der Decke, die aber stark beschädigt sind, die Wände, einst mit den bekannten Prachtgobelins des Domschatzes behängt, stehen nun leer da. Der kleine Löwenplatz hat den Namen von 2 Löwen aus weißem Marmor, welche an einer Quelle Tränke hielten; das quellende Wasser des schönen Brunnens wurde von 4 ebenfalls weißen Delphinen aufgefangen und in der Mitte des Wasserbehälters erhob sich eine Broncesäule über vier Larven, aus welchen ebensoviele Kinder Wasser schöpften, während Diana und einige Nymphen badend dargestellt waren. Die Säule trug Daphne umarmt von Phöbus! Dieses Werk des Volterano ist nicht mehr vorhanden. Die eine Seite dieses Hofraumes umgab ein Säulengang und hatte historische Fresken; so über den Bögen das Bild Max I., Karls V., Ferdinand I., Philipp II., an den Wänden röm. Kaiser und am Gewölbe steht eine Fetzgans mit einem Sonnenwagen, Judith und Holofernes, Virginia von ihrem Vater getödtet, Lucretia sich erdolchend, Cleopatra mit der Schlange, Delila und Samson, dann mythische und tanzende ländliche Gruppen.

An vielen dieser Darstellungen kamen derartige lascive Nuditäten vor, daß man bei der Ankündigung des großen Concils doch darüber noch erröthete und den Maler Daniel Ricciarelli da Volterra berief, welcher viele Figuren mit Kleidern versah, wie er in Rom denselben Auftrag an der Darstellung des jüngsten Gerichtes von Michael Angelo vollzog. Von anderen Gemächern ist zunächst das Thurmzimmer zu erwähnen, dessen Wände mit goldgedruckten Ledertapeten bekleidet waren; die Decke hatte Reliefs und Fresken: Cäsar im Senate, Antonius mit dem Kopfe des Pompejus und in kleineren Feldern verschiedene Gottheiten und scherzhafte Gruppen, römische Kaiser zu Pferd. Im anstoßenden Zimmer erwärmte man im Winter den figuralen plastischen Schmuck, als: Scenen der ersten Eltern, Cain und Abel, um eine constante Wärme zu erzielen. Der Audienzsaal hatte an der Decke Schnitzwerk mit Bronzereliefs, an den Wänden theils Gobelins mit mythologischen Figuren, theils Bilder von Kaisern und Kirchenfürsten; in der Mitte stand ein Springbrunnen. In den oberen Stockwerken zeigt noch ein großer Saal schönen Deckenschmuck von vergoldeter Holzarbeit und Fresken. Der Kamin aus weißem Marmor mit 2 Satyren und Trophäen von Panzern und Rüstzeug ist eine Arbeit Vincentini's Vincenzo. (Dr. M. Deribauer.)

<sup>1)</sup> Die Anwesenheit dieser vielen Künstler blieb auch nicht ohne Einfluß auf einzelne vornehmere Bürger der Stadt, die künstlerisch großartige Häuser, förmliche Paläste aufführen oder ihre älteren Gebäude doch bemalen ließen: so sieht man in der St. Markusgasse an der Casa Monti, jetzt Philippi, die Thaten des Hercules von einem unbekanntem Meister (Giulio Romano?); an der Casa Garovaglia zu oberst den Streit des Apollo mit Midas, dann eine Schlacht und darunter Scipio, der dem Fürsten der Celtiberer die Braut übergibt, von Brusaforti mit der Jahreszahl 1551; andere Fresken an der Casa Cazzuffi; an der Casa Geremia, jetzt Podetti, wo 1508 Kaiser Max I. Quartier nahm, dessen Figur, sowie ein Glücksrad u. dgl. noch zu erkennen ist. Die schon stark beschädigten Fresken an 2 Häusern des Domplatzes sollen von Morcello Fogolior aus Vicenza gemalt sein.



Die Prachtliebe an den Bauten der Fürstbischöfe begeisterte wirklich einige Stadtbürger zur Ausführung von Palästen. So erbaute 1581 der Bankier Georg Fugger von Augsburg jenen später an den aus dem 30jährigen Krieg bekannten General Mathias Gallas und nachher an Zambelli übergegangenen großartigen, vom Volke genannten Teufelspalast im großartigen Style Palladio's, der ihn gezeichnet haben soll. Er nimmt sich aber etwas kalt aus gegenüber dem Palast Tabarelli (erbaut vom Domherrn Anton de Fatis=Tabarelli), heute im Besitze von Moar=Salvadori, nach einem Plane Bramante's; dieser ist mit Rusticaquadern überkleidet, die schönen Rundbogenfenster sind mit Säulchen umgeben, einzelne durch solche getheilt und das obere Stockwerk unten und oben von einer Reihe schöner Relief-Medaillons eingefast, angeblich eine Arbeit des 1525 in Trient gebornen Alexander Vittoria. Erwähnenswerth sind auch die etwas jüngeren palastähnlichen Gebäude der Familien von Sardagna, jetzt Ciani nach Sanmichele und der von Prato.

Der Bau des Lustschlosses in Velturns ward 1577 von Christof III., Cardinal und Fürstbischof von Brixen aus dem Hause der Edlen von Madruz begonnen, und seinem Nachfolger Thomas Freiherrn von Spaur 1586 durch Mathias Parlati, Büräer und Maurermeister zu Brixen vollendet und diente öfter als Sommeraufenthalt der Brixner Bischöfe bis zur Säcularisation ihres Fürstenthums; heute befindet er sich im Besitze des Fürsten von Lichtenstein (vgl. Diöcesanbeschreibung S. 44). Er ist ein im Allgemeinen einfacher zweistöckiger Vierecksbau mit wohlberechneter origineller Raumeintheilung ohne freien Innenhof. Da alle Steinmearbeiten fehlten, mußten die Maler Hans Vogler, Albrecht Knoll und Daniel Saalbach aus Brixen Rusticaquadern, Profile und Fensterumrahmungen in Verbindung mit nackten Knaben und einzelnen Köpfen durch den Pinsel ersetzen. Die Kapelle lag ursprünglich im Erdgeschoß, später richtete man ein Zimmer im oberen Stocke dazu ein und führte ein Thürmchen aus Holz auf dem Dache auf. Als Kunstdenkmal macht sich dieses Gebäude durch die Innenausstattung, besonders durch seine kunstreichen Vertäfelungen in Verbindung mit Vergoldung geltend. In dieser Beziehung steht es einzig in seiner Art da und nimmt einen hohen Rang ein. Wände wie Decken sind auf verschiedene Weise geschmackvoll und fein durch eingelegte Arbeiten hervorgehoben. Als Grundton herrscht das Eichenholz vor, in welches Nuss-, Birn-, Delbaum- und anderes Holz eingefügt wurde, größtentheils eine Arbeit des Meisters Hans Pineider aus Meran und Hans Rumpfer (vgl. Kunstfr. v. J. 1889, S. 70) aus Brixen; mehrere geschnitzte und vergoldete Consolen und Rosetten sind in ein paar Zimmern von Thomas Barth aus Bruneck. Das fürstliche Wappen verfertigte der Steinmeze Sylvester Huber. Enthält das Erdgeschoß Schloßerarbeiten von Gallus und Jacob Erspämer aus Brixen, so sind jene einiger Zimmer und eines Wandkästchens von Hans Mezger in Augsburg, ein prachtvoller Majolofaofen von Paul Pietschdorfer in Bozen. Von Malerei kommt dekorative über einem Getäfel und besonders feine klassische im Erker eines Zimmers vor. Nicht ohne Werth sind auch die Scenen aus dem Leben Jesu in zwei kleineren Zimmern. Abbildungen des Getäfels in den Mitth. d. k. k. Cent.-Comm. v. J. 1880 auf mehreren Tafeln und in „Deutsche Renaissance von Paukert“, Leipzig bei Seemann. Ueber die fürstbischöfliche Burg in Brixen sei anschließend an die Notiz auf S. 162 bemerkt, daß die hohen um 1595 begonnenen Bogengänge im Erdgeschoße und in den beiden Stockwerken des geräumigen freien Innenhofes etwas Großartiges bieten; in Nischen sind 24 von Hans Reichle um 1601 aus Thon verfertigte Statuen der Helden und Fürsten aus dem Hause Habsburg aufgestellt, Figuren von edler Haltung und mit ausdrucksvollen Köpfen (Tinkhauser).

Das Schloß Umbras auf einem anmuthigen Hügel bei Innsbruck bildet einen hohen Vierecksbau von drei Stockwerken und hat einen engen, freien Innenhof. Es wurde durch den Erzherzog Ferdinand II. in den den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts prachtvoll umgebaut und mit verschiedenen Nebengebäuden umgeben. Die Wände des Schloßhofes, dessen Gallerien aber mit ähnlichen Anlagen anderer Burgen sich nicht messen können, sind grau in Grau in allen Stockwerken von der Hand eines deutschen Renaissancekünstlers noch unter Ferdinand mit Allegorien von Tugenden, des Reichthums, der Wissenschaften und Künste, mit mythologischen Triumphzügen, sowie Heldengestalten und einzelnen biblischen Scenen bemalt. Von der inneren Ausstattung sieht man noch die Decke des Speisesaales, gemalt von Fontana aus Ala mit den Hauptplaneten als Götter und anderen Sternbildern sowie die cassettirte Decke der Bibliothek, im 1. und 2. Waffensaal. Der große oder sogenannte „spanische“ Saal im Schloßhofe, gebaut 1570, ist als Ehrenhalle des Landes mit dessen Fürsten bemalt (an den Wandsockeln der einen Seite Scenen aus Roms Königsgeschichte), nach Dr. D. v. Schönherr von Pietro Rosa aus Brescia, einem Schüler Tizians.



Die Ausstattung der Decke und die Vollendung der schönen Intarsiarbeiten stammt vom Hofstischler Meister Conrad Gottlieb laut Monogramm C. G. mit der Jahreszahl 1570. Die Schlosserarbeiten fertigte Ludwig Saylor aus Innsbruck, die Vergoldungen Conrad Leitgeb von dort und die Stuccaturen am Fries mit den Hirschgeweihen André de Cliever aus Brüssel, † 1584. Den Urheber der ornamentalen Decoration bezeichnet eine Inschrift am zweiten Rundfensterchen links vom Eingang als Dionys (Denis) van Hallart 1571, einen Niederländer, der das Groteskenmotiv al fresco in der Weise deutscher Renaissance ähnlich tüchtig wie Giulio Romano in italienischer Manier phantasiereich behandelt (vor ein paar Jahren von Jobst aus Wien glücklich restauriert). Von den Gegenständen der heute nicht unbedeutenden Sammlungen dieses Schlosses stehen mehrere mit der Kunstgeschichte des Landes in näherem Zusammenhange, worauf wir aber nicht näher eingehen können, sondern auf den „Führer durch das Schloß von Dr. Nlg.“ verweisen, der daselbst zu haben ist. Wie der Landesherr allen übrigen bildenden Künsten huldigte, werden wir noch später hören. Auch in dem bereits erwähnten, theils noch der gothischen Periode angehörigen Schlosse Trauzberg — einem großen quadratischen Bau auf der Höhe zwischen Schwarz und Jenbach, der in seinem Inneren einen zweistöckigen unten spitzbogigen, oben rundbogigen Arkadenhof umschließt — verräth die Mehrzahl der Formen an der prachtvollen Ausstattung durch Getäfel, eingelegte Arbeiten und Malerei einen Kampf zwischen beiden Stylen, in welchem die Renaissance den Sieg errang! Den Bau vollendeten laut einer Inschrift am Thurne der Haupttreppe die reichen und prunkliebenden Gebrüder Tänzl Jakob und Simon um das Jahr 1500. Es ist die am meisten stylgerecht eingerichtete Burg des Landes, welchen Vorzug sie aber erst dem Grafen Arthur von Enzenberg, Vater des gegenwärtigen Besitzers verdankt.

Einem ganz eigenartigen Profanbau (vielleicht noch aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts) begegnen wir in Salurn, nämlich einem umfangreichen „Weinkeller“, der von außen unaussehlich, nur als einfaches nicht gar hohes Vierecksgebäude mit starker Böschung erscheint, aber innen sehr überrascht, indem er sich als die schönste „Säulenbasilika“ mit erhöhtem Mittelraum und einem Gange über den Seitenräumen präsentiert. Die Säulen ruhen auf einer attischen Basis und haben ganz einfache Blätterkapitäl. Die Leute heißen diesen wie jeden einer Kirche verwandten sonderbaren Raum, einen „Heidentempel.“ An dem wahrscheinlich erst später aufgesetzten schönen Dachstuhl findet sich die Zahl 1648.<sup>1)</sup>

Da die Renaissance die mühsamen Errungenschaften mehrerer Perioden vor sich hatte, so war es nicht schwer, die ihr gestellten Aufgaben richtiger zu lösen; sie konnte verschiedene Auswahl treffen und that es auch mit mehr oder minder Geschick. Bald entwickelte sich eine größere Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenbaukunst, selbst in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo es bis 1648 bekanntlich unruhige Zeiten gab. Bezüglich des Grundrisses des Kirchengebäudes fanden alle möglichen der bisher geübten Formen eine Anwendung; so begegnen wir dreischiffigen, meist aber einschiffigen Anlagen, auch mit dem Kreuzschiffe (Pfarrkirche von Innsbruck, Klosterkirche von Gries, beziehungsweise der Dom von Brigen) und dann nicht selten polygonen (meistens achtfseitigen) Kirchen, auch ganz kreisrunden. An Kloster- und Stiftskirchen, wo mehrere Nebenaltäre erwünscht waren, wurden Kapellenreihen beliebt. Der Abschluß des Chores ist in der Regel geradlinig oder halbkreisförmig, hie und da unregelmäßig dreiseitig, d. h. die Wand unmittelbar hinter dem Altare ist etwas breiter als die beiden schiefen Seiten. Im Aufbaue kehrt immer die Hallenform vor. Da man nach möglichst breiten, lichten Räumen strebte und in Folge dessen zur Haltbarkeit des weitgespannten Gewölbes starke Widerlager nothwendig waren, so mußten sehr massive Wandpfeiler gebaut werden wie z. B. im Dome von Brigen, der bei gleicher Breite früher dreischiffig war. In der Jesuitenkirche zu Trient haben selbst Betchörlein darin Platz. Die Gewölbe hingegen erscheinen verflacht, da sie oft selbst der Quergurten entbehren mußten und nur aus verflachten Kuppel- oder Tonnengewölben bestehen. Noch schlimmer steht es, wenn der Halbkreis an den Wölbungen nicht rein ausgeführt ist. Das Innere ist in der Regel gefällig hoch angelegt, öfter aber kommen hierin Uebertreibungen vor z. B. in der Kirche von Salurn v. J. 1626—1641, in jener zu Grins aus dem Ende der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts u. s. w. Die Fassade großartiger zu gestalten wurde ein stattliches Thurnpaar gewählt z. B. an der Pfarrkirche von Brunek (auch vor dem jetzigen Umbau), Steinach, Innsbruck (auch an der Jesuiten- und

<sup>1)</sup> Bezüglich der Bauanlage hat unser Keller mit jenem luthrischen in Oberlichtenwald zu Unterfeiermark nichts gemein, vgl. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1882 S. 89.



Johanneskirche daselbst), zu Fließ u. s. w. Der Abschluß der Thürme ist in der Regel nicht schön, sondern zu gesucht und zu kleinlich, durch zu viele kleinere Stockwerke und Ausbauchungen gebildet, ganz anders in Italien. Die übrigen Seiten der Renaissancekirchen sind nicht selten leer und kalt, ohne Gliederung, besonders wenn die Fenster nur kurz erscheinen. Durch schöne Innenverhältnisse zeichnet sich vor anderem die ehemalige Kloster- und Pfarrkirche von St. Michael an der Etsch aus; auch deren ehemalige Tochterkirche zu Margreid kommt ihr einigermaßen nahe; ferner sind erwähnenswerth: die Kirche in Kallern, Klosterkirche in Gries, die Dom- und Seminarikirche zu Brixen,<sup>1)</sup> St. Johann in Murn v. J. 1785, Welsberg v. J. 1738, Taisien, Anras v. J. 1756, Windischmatrei v. J. 1777 mit zwei Gallerien an den Langseiten des Schiffes, (ein sehr geräumiges Kirchengebäude), die 1724 von Ant. Gump vollendete Pfarrkirche von Innsbruck mit einer Kuppel über dem Presbiterium, ein Muster eines Barockbaues, wo die guten Fresken vom bair. Hofmaler Cosmas Damian Asam mit der Stuccatur seines Bruders Aegidius gut stimmen, besser als in Neustift bei Brixen; die Fassade aus Haustein wie bei der großartigen Jesuitenkirche mit hoher Kuppel um 1640 von P. Carolus, die auch Kreuzesform und 6 Seitenkapellen hat, über welche Gänge hinlaufen, vgl. Kunstfr. v. J. 1887, S. 7, ähnlich in der Stiftskirche von Wilten, geweiht im J. 1665. Die Wandpfeiler sind mit Marmor überkleidet, das schwingvolle Gewölbe mit Stuccaturarbeit geziert; die Stiftskirche von Wilten, zeichnet sich durch eine reiche Fassade aus, jene von Stams, 1743 vollendet, macht sich durch ihre doppelten Kreuzesarme bemerkbar.

Einige Calvarienbergskirchen hat man noch strenger als die Marienkirche bei Niva in gleicharmiger Kreuzesform mit einer Kuppel über der Vierung aufgebaut z. B. in Bozen v. J. 1680, Kallern.

Von gleichem Interesse sind auch die vieleckigen in der Regel (achtseitigen) und förmlich kreisrunden Kirchen und Kapellen; sie tragen einen verjüngten Oberbau und schließen in einer Laterne ab. Seltener kommt letzterer an Vierecksbauten vor, wie an der heil. Kreuzkapelle des Domes von Trient, v. J. 1682 nach Entwurf vom Maler und Architekten Jos. Alberti aus Cavalese, vgl. oben Fig. 161 (zu äußerst links). Achtecksformen haben St. Moritz bei Gries, die Frauenkirche in Säben, die Kirche von Straß in Pusterthal, Zell in Zillertal, jene im nahen Heizenberg und das Seekirchlein bei Seefeld, vergl. Fig. 496 und 497. An den zwei vorderen schiefstehenden Seiten springen nach außen halbkreisförmige Kapellen für die Nebenaltäre vor; die dazwischen liegende Fläche ist durchbrochen, um in den länglich viereckigen Hauptaltarraum zu gelangen, dessen andere Hälfte mit abgeschnittenen Ecken zur Sakristei abgetheilt ist. Den Abschluß bildet der Glockenthurm, der in ein Achteck übergeht und ein kuppelartiges Dach trägt. Das Schiff überragt eine förmliche Kuppel, dessen Laterne noch eine Art Streben mit Schwibbogen stützen. Das Innere ist mit Stuccoarbeiten und mit Gemälden geziert wie gewöhnlich und mehr oder weniger auch an den oben genannten Bauten vorkommt. Das Seekirchlein wurde 1628 auf Befehl und Kosten des Erzherzogs Leopold V. erbaut.

Ein gefälliges Kirchlein ist St. Karl in Gfrill über Salurn; sein Grundriß bildet ein Sechseck, woran sich ein dreiseitiger Altarraum unmittelbar anschließt, Fig. 498.

Endlich gibt es noch einige Kirchen, welchen ein Kreis als Grundform dient. Hieher gehören die Mariahilfskirche in Innsbruck, St. Karl in Bolders, St. Georg bei Telfs u. s. w. Erstere hat eine größere und zwei kleinere im Halbkreis gebildete Absiden und über der Mitte eine ansehnliche Kuppel; letztere halb Hochrenaissance, halb Barock und bemalt von Knoller, ist ähnlich, erhielt aber nachträglich noch zwei Nebenkapellen, (Fig. 499) und macht sich von außen phantastischer, weil auch über jeder Abside eine Kuppel sich erhebt. St. Georg besteht aus einem einfachen Kreis, dem ein quadratischer Altarraum angefügt ist. Daran schließen sich St. Franziskus bei Taschenlehen nächst Ampas und hl. Kreuz in Pöll, die hl. Grabkapellen zu Spinges und Innichen mit ihren gedeckten Gängen um den Hauptbau, ähnlich wie in Fig. 174–77, St. Anton in Siebeneich bei Terlan v. J. 1609 hat Kleeblattgrundriß wie Fig. 75.

Wie selbst in Italien, dem Vaterlande der Renaissance, bald Verfallszeichen dieses Styls eintraten, und der bekannte Popsstyl sich geltend machte, so wiederholte sich auch

<sup>1)</sup> Erstere v. J. 1754 nach den Entwürfen vom f. b. Kammerrath Peiffer und des Maurermeisters Delaja in Bozen; sie zeichnet sich vor anderem durch kostbare rothe, gelbe und grünen Marmor-Verkleidung an den massiven Wandpfeilern u dgl. aus (aus Borchetta, Pfunders, Brentonito; letztere wurde 1764 erbaut und zeigt ein gefälliges Innere, wogegen das Äußere etwas mehr poppig ist.)



in Tirol dieselbe Erscheinung seit Beginn des 17. Jahrhunderts immer mehr, je selbstständiger und freier der Künstler den Traditionen des Mittelalters gegenüber aufzutreten sich erlaubte, bis um 1740 die ausgelassenste Willkür mit allen Formen oder der Rococo-Styl zur Mode wurde. Vor anderem trat die alte Steinmetzkunst in den Hintergrund, denn bei Kirchen wurde höchstens noch das Portal aus Haussteinen hergestellt, für alle Details wählte man nur Mörtel- und Gypswerk. Die Oberdecken trugen nur den Schein eines Gewölbes durch ein Lattenwerk zur Schau; in der Pfarrkirche zu Innsbruck (vgl. B. Weber und Diöcesb. II, S. 99) wählte man sogar eine flache Gypsdecke, suchte aber vermitteltst Malerei täuschend eine Wölbung zu präsentiren! Bald verschwor man sich förmlich gegen die gerade Linie und sie selbst an Stellen nicht anzuwenden, wo sie Jedermann für angezeigt finden muß; so z. B. gibt es an den Längenseiten des Schiffes der Kirche von Nals v. J. 1813 nicht eine 1 M. breite gerade Fläche, um ein Kreuzwegbild passend anzubringen, alle Wandstreifen zwischen Fenstern und Pfeilern sind geschweift. Ähnliche willkürliche Formen lehren an den Kirchen von St. Michael in Füssen von 1760, der Pfarrkirche von Wilten, St. Johannes in Innsbruck u. dgl. wieder. Den Schluß von Allem bildet dann die immer größer werdende Scheu vor jeder Färbelung und die strenge Durchführung des trostlosen Weißquastes von außen wie innen, welche Geschmacklosigkeit in Italien erst an den Neubauten dieses Jahrhunderts eintrat und nie wie bei uns zur Regel wurde.

Wer ohne nähere Untersuchung nur so oberflächlich die Kirchen Tirols sich ansieht, der meint wie anderwärts sehr viele davon erst aus der Renaissancezeit herstammende zu entdecken. Dem ist aber nicht so, sondern die Mehrzahl gehört der späteren Gothik, einige auch der romanischen Periode an, welche die in die neueren eingeführten Formen verrannte Geschmacklosigkeit diesseits der Alpen derart barbarisch mißhandelt und ihrer charakteristischen Merkmale beraubt hat, daß man sie für Bauwerke eines ganz fremden Styles halten möchte (Kunstfr. v. J. 1886, S. 38, 91.) Das Neuere wurde meistens mehr oder minder unberührt gelassen, aber im Innern herrscht ein wahrer Gräuel der Verwüstung. Vor anderem wurden die Rippen und Gurten der Decke herabgeschlagen und die Gewölbekappen verflacht, wodurch das feste Gewölbe nicht selten großen Schaden gelitten hat. Die schlanken Wandpfeiler bekamen eine schwerfällige Gypsuhüllung und am Beginn des Gewölbes setzte man ein massives Gesimse an. Das zarte Maßwerk der Fenster mußte gänzlich weichen, meist auch der Spitzbogen und überhaupt der ganze schlanke Bau der Lichtöffnungen, um anderen von größerer Breite Platz zu machen. Die Fenster im Poligon des Chores wurden gänzlich vermauert, so einst in der Pfarrkirche von Meran deren drei (Kunstfr. 1887, S. 94.) Wenn ein gefälliges, fein architektonisch aussehendes Ganzes durch alle diese Gewaltthaten erreicht worden wäre, ähnlich wie die Gothik aus den einfachen romanischen Bauten gemacht hat, dann hätte diese immerhin etwas zügellose Freiheit mit ehrwürdigen Baudenkmalen eine Nachsicht in Anspruch nehmen können; aber nirgends wird etwas Besseres an einer modernisirten gothischen Kirche nachgewiesen werden können, überall schaut Einem nur Barbarismus entgegen. Der Leser

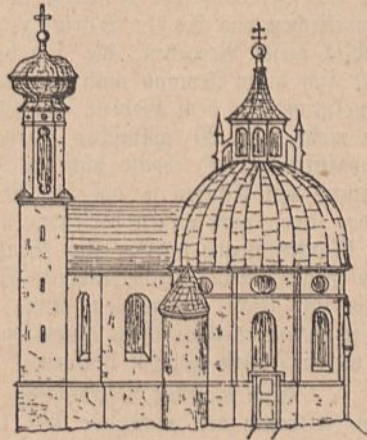


Fig. 496, Seefeld.

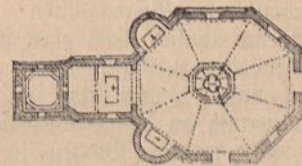


Fig. 497, Seefeld.

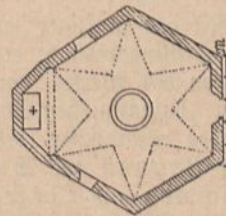


Fig. 498, Gröden b. Saturn.

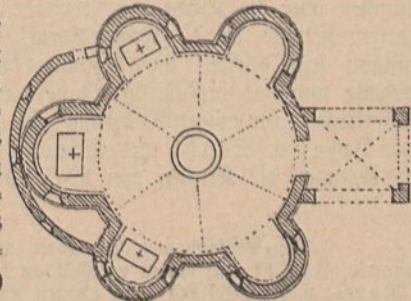


Fig. 499, Bolzano.



nehme sich nur die Mühe zuerst das Allgemeine und besonders das Neuere einer und anderen verdächtigen Renaissancekirche zu untersuchen und mit dem Innern zu vergleichen und er wird unsere Behauptungen nicht übertrieben, sondern nur bestätigt finden; z. B. an der Stiftskirche von Neustift (s. oben Fig. 299), der Pfarrkirche von Brixen, Bruneck, und Lienz, dann der Hofkirche in Innsbruck, vgl. Kunstfrd. v. J. 1890, S. 26, den Pfarrkirchen von Hall, Schwaz, Mattenberg, Kufstein, Rißbüchel u. s. w. Beim Anblick dieser Vergehen, die sich der italienische Baustyl hat zu Schulden kommen lassen, wird sich kaum Jemand auch für diesen Styl besonders begeistern können; es war die rothe Revolution auf dem Gebiete der Baukunst! Merkwürdigerweise finden sich aber davon an den mehr als 20 gothischen Kirchen des italienischen Landestheiles kaum Spuren dieser Gewaltstreiche und ebenso nicht in Italien selbst, wo man wohl in der Folge die Ausstattung mit Altären u. dgl. im Renaissancestyl ausführte, aber den Charakter des Baues weder innen noch außen verlegte, meist nicht einmal an unbedeutendsten Details. Selbst die Glockenthürme durften ihre Spitzhelme auch dann noch beibehalten, wenn neben ihnen eine größere neue Kirche anderen Styls später aufgeführt worden ist, während bei uns der Leser sich leicht überzeugen kann, daß die schlanken gothischen Helme der Glockenthürme meistens einem verköpften Kuppeldache mit allerlei rettig- und schlafhaubenartigen Abarten in vielen Fällen weichen mußten<sup>1)</sup>

Eine trostlose Verflachung machte sich an jenen neuen Kirchen geltend, welche in dem Zeitraum der zwanziger bis fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts aufgeführt wurden, in dem sogenannten „Ingenieur- oder Staatsstyl“, von Leuten geplant, die das Wesen eines Kirchengebäudes wohl nie studiert hatten. Es sind außen wie innen leere Gebäude, gleichen einem schmucklosen Bierdeckstaken; die Portale sind oft übermäßig hoch, die Fenster einem Kreissegmente ähnlich, hoch oben stehend („Ochsenaugen“ genannt), der Giebel des Daches an den Facaden zurückgeschnitten, so daß ja jedes Emporstreben von vorne herein verpönt erscheinen muß! Innen ließe sich noch nachträglich durch figurale Bemalung an den Wänden eine Erinnerung an das Gotteshaus wach rufen, für das Neuere gibt es kein Heil. Es könnten solche trostlose Bauten in Wälsch- wie Deutschtirol mehrere genannt werden, aber wir wollen eine namentliche Aufzählung unterlassen, um die betreffenden Gemeinden nicht zu beleidigen, mehr könnte in keinem Falle erreicht werden.

Mit den fünfziger Jahren begann eine edlere Richtung endlich sich Bahn zu brechen; aber deren Erstlingsversuche erheischen nachsichtig beurtheilt zu werden, da der gute Wille dem Gelingen des Werkes voraus zu gehen erscheint. Den Anfang machte man mit dem sogenannten „byzantinischen Styl“ d. h. einem gefälligen modernen Rundbogenstyl, den man bald auch den romanischen (besser: romanisirenden) nannte. Er wurde zuerst an den Pfarrkirchen von Bruneck und Steinach versucht, jedoch etwas strenger als von Claricini zu Deutschmehz und Levico mit Kuppeln, zu Telfs (dreischiffig mit zwei Thürmen) baute. Daran schließt sich Ingenieur Geppert aus Innsbruck, der seiner Weise bis zum Tode (1890) treu blieb, einer ähnlich romanisirenden Bauweise, in welcher St. Ludwig in München oder die Kirche der Vorstadt Altlerchenfeld zu Wien und dgl. erbaut sind. Vor anderem betonte er die Kreuzesform, worin sein bester Bau die Kirche von Stils in Binstgau sein dürfte; die Dominikanerkirche in Eppan hat den Thurm über der Vorhalle und das dreischiffige Innere eine flache Kuppelwölbung. Verwandten Styles ist die Klosterkirche „zur ewigen Anbetung“ in Innsbruck von den Gebrüdern Huter. Strenger faßte Josef v. Stadl aus Steinach geb. 1828 das Wesen des romanischen Styles auf; dies bezeugen die Kirchen von Weerberg (mit zwei Thürmen), St. Sebastian in Cava-

<sup>1)</sup> Von Profanbauten sind unter anderen hervorzuheben: das großartige Merkantilgebäude zu Bozen v. J. 1717, mit einem ansehnlichen durch Bilder verziertem Saale; das v. Sternbachische Schloß in Mareit v. J. 1739 mit einer schönen Kapelle und zwei vorgeschobenen Seitensügelu, deren Dachrand nach B. Weber zu sehr behängt und geschmückt erscheint; in Innsbruck (das 1725–28 von Anton Gump erbaute Landhaus mit interessantem Stiegenhause, ein paar von C. D. Asam aus Baiern von N. Moll bemalten Sälen und der St. Georgskapelle; die große kaiserliche Burg mit weitem Innenhofe und dem sog. Riesenjaale bemalt von Maulbarsch (die himmelaufstürmenden Riesen darstellend, einer wegen der Bilder und des Mablaster-Altars von Sartori sehenswerthen Kapelle, alles in üppigem Popsstyl nach dem Plan des k. l. Ingenieur Major's v. Walter ausgeführt; das Helbingerhaus mit reicher Stuccofacade; der Palast des Thurn Tagis, nun Postgebäude, mit einem Saale von Knoller 1786 bemalt; die Triumphpforte von 1765 wieder nach v. Walters Plan, in edlen Verhältnissen mit Bildwerk von Hagenauer aus Salzburg, vgl. B. Weber Land Tirol S. 313 und Tiroler Boten 1890, Nr. 39. Merkwürdig ist, daß die Vorliebe für Erker in Städten und auf dem Lande durch die ganze Periode sich erhielt, aber nur in deutschen Gegenden, während man im italienischen Landestheile nur selten einem Erkerbau begegnet.



lese, die Herz Jesukirche an dem von ihm großartig und praktisch erbauten Knabenseminar zu Brixen, die Kirchen zu Pflersich, Wengen und Barbian, Maria Kast in Eppan, Kloster- und Kirche zu Zams, die Herz Jesu-Kapelle in Passeier und das interessante, dreischiffige Kirchlein am Brenner-Bade. Streng durchgeführt ist der Umbau der Kirche zu Unterinn von H. Madein. In Vorarlberg ist der romanisierenden Kirchen des Klosters Mehrerau, zu Lauterach, Gözis u. dgl. zu gedenken, erstere von Ausländern, letztere von Geppert erbaut.

Charakteristische Gothik zeigt sich an dem überaus reichen Grabkirchlein des Erzherzogs Johann in Schönna vom Architekten Wappler aus Wien: an den Kirchen von Proveis, Oberstückl, Pichl (Pusterthal), und Geißau bei Bregenz von Josef v. Stadl; zu Stans von Josef Huter und Angerer und von ersterem der dreischiffige Bau in Miesingen mit erhöhtem Mittelschiff und kräftigen Strebepfeilern an der Fassade wie an den Nebenschiffen; St. Nikolaus in Innsbruck und die Kirche zu Fraustranz (beide dreischiffige), Weiler in Silberthal in Vorarlberg, Rabenstein in Passeier (vgl. Kunstfreund 1889, S. 43) nach den Plänen des 1891 verstorbenen Baron v. Schmidt in Wien. Die Kirche des Klosters Riedenburg von einem Schweizer gilt als etwas weniger glücklich im Vergleich zu den vorhergehenden. Der großartigste gotische Neubau erscheint an der Pfarrkirche von Predazzo im Fleimserthal durch Ingenieur Mayr aus Innsbruck. Ueber die Kirche in Teis (vgl. Kunstfreund vom Jahre 1890, Nr. 8.

Von Restaurirungen sind an kirchlichen Bauwerken zwei großartige am Dome in Trient und an der Pfarrkirche von Meran zu verzeichnen, vgl. Kunstfr. v. J. 1886, S. 14, 61, 94; 1887, S. 94; 1888, S. 14, 77; 1889, S. 47. St Peter in Trient und die Pfarrkirche von Pergine erhielten neue reiche Fassaden-Verkleidung in italienischer Gothik, deren erstere aus Ende der 40er Jahre ziemlich mißlungen ist. Die Kirchen von Laureng, Lazfons und Lengstein wurden verlängert, letztere erhielt auch Kreuzesform; umgebaut wurde auch St. Leonhard bei Meran. Im Innern restaurirt wurde St. Helena auf der Töll, die Kirche von Burgeis, St. Leonhard in Passeier, Lana, Terlan, St. Pauls, Deutschnoven, Kolman, Innichen, Tessenberg, Lienz, Sterzing, die Ursulinen- und Pfarrkirche in Innsbruck, Rattenberg, hl. Kreuz bei Hall, die Kirche von Landeck u. s. w. Auch mehrere Burgen wurden mehr oder weniger umgebaut oder restaurirt, am glücklichsten wohl das Fürstenhaus in Meran und die Burg Tirol unter Leitung des Dr. D. v. Schönherr, dann Runggelsein und Enn durch den Architekten Schmid aus Wien, Madruz bei Trient; Ambras bei Innsbruck durch Deiminger; umfassendere Veränderungen kamen auch an den Burgen Vorst, Trautmannsdorf und Katzenstein bei Meran, Karneid, Prejßels und Garnstein im Eisackthal u. s. w. vor.

## ie Plastik

hat während der Renaissance-Periode mehrere an sich schöne und großartige Werke religiösen wie profanen Inhalts geschaffen, die aber hier in Tirol größtentheils — wenigstens anfänglich in der sogenannten Hochrenaissance“ von fremden Künstlern ausgeführt wurden, wie der Leser bereits S. 364 ff. erfahren konnte, so daß bei Besprechung dieser Periode das Ausland stark berührt wird, was indeß auch von größerem Interesse ist. Als Material zu den verschiedenen Arbeiten diente vor anderem Stein (Marmor) und Erz, indessen auch die Holzschnitzerei mag nicht gering gewesen sein, da viele Altäre aus Holz mit reicher Vergoldung, Zimmervertäfelungen und reiche Ausstattungen der Wohnräume hergestellt wurden, vgl. obiges Citat. So erzählt Zanella in seinem Büchlein: Maria maggiore in Trient, S. 19, daß dort die ersten Altäre alle in Holz reich geschnitzt und dicht vergoldet waren, die heutigen aus Marmor erst nachträglich aufgestellt wurden. Die vorzüglichen Marmorreliefs (Geburt und Anbetung Christi, David und die Sibyllen) nebst reicher Ornamentik an der dortigen Orgelempore sind künstlerisch vollendete Leistungen im Style italienischer Hochrenaissance, aber wiederum Arbeiten von Ausländern, von Tullio Lombardo und das Ornamentale von Vincenzo Vincentini aus Padua. Ob deren Schüler der im Jahre 1525 zu Trient geboren und 1600 zu Venedig als berühmter Künstler Alexander Vittoria irgend einen Antheil genommen hat, ist zweifelhaft (Maria magg. v. Zanella S. 23), mit Recht können ihm nur das mit seinem Namen bezeichnete Wappen am von



Schulthausischen Gebäude zu Lavis und der Kopf eines Knaben im Museum zu Innsbruck Nr. 693 zugeschrieben werden.

Das untere der bemalten Steinreliefs auf dem rechten Seitenaltar der Pfarrkirche von Brentonico trägt die Inschrift: *Guilielmus Manuellis de Avio 1511 sculpsit*; es ist unmittelbar über der Mensa eingesetzt und stellt dar: Jesus als Erbärmelbild im Grabe stehend: seine Arme halten Maria und Johannes leicht ausgespannt, weiter sind rechts und links Magdalena und Laurentius angebracht. Daran lehren noch Anklänge der Gothik wieder sowohl hinsichtlich der Formen als auch der Stellung, indem dieses Bildwerk gleich einer Piedrella eines Altars für ein darüberstehendes größeres Relief, die Auferstehung Christi darstellend dient, mit der Jahreszahl 1635, in gefälligem neueren Style componirt und ausgeführt.

Außen an der Sakristei der Pfarrkirche von Bozen sieht man eine Gedenktafel des Ambros Wirjung v. S. 1513, die ihm sein Vater ein Augsburger Bürger gesetzt hat. Der kniende Verstorbene wird durch Maria dem mit der Dornenkrone und der Geißelruthe dastehenden Erlöser empfohlen; darüber im Bogenfeld erscheint der segnende Gott Vater. Die Komposition ist nach R. Vischer italienisch, was auch die ganze architektonische Umrahmung deutlich ausspricht, die Formgebung besonders die zur knorrigen Contur neigende Behandlung des Nackten mehr deutsch. Das Monogramm ist nebenanstehendes:



In Innsbruck haben wir es mit dem Grabmale Max I. in der Hofkirche (vgl. Kunstfrd. 1890, Nr. 5 ff.) zu thun, einem sehr originellen Kunstwerke, welches aus einem mit herrlichen Reliefs, sowie der knienden Erzstatue des Kaisers gezierten Aufbau von Marmor und den diesen umgebenden 28 überlebensgroßen Erzfiguren besteht, die nach Rugler bei etwas kurzen Verhältnissen alle in würdigen Styl und reicher Ausstattung gehalten sind. Dieses Grabdenkmal wurde schon auf Anregung des Genannten begonnen, aber erst unter Kaiser Ferdinand und dessen Sohn Erzherzog Ferdinand von Tirol vollendet. Nach dem ursprünglichen Plane sollte es vollständig in Erz mit 100 kleineren Erzbildern hergestellt werden, von welchen jene 23 heute in der silbernen Kapelle aufbewahrt, schon vollendet waren. Die anfänglich bestimmte Form der Hauptanlage erlitt aber durch die inzwischen eingetretene Hinneigung zur Renaissance wesentliche Veränderungen. Merkwürdig ist der große Einfluß der Malerei, den diese hiebei auf die Plastik ausübte, wie wir sofort sehen werden. Die nach anfänglichem Plan bestimmten großen Ahnenbilder herzustellen bediente sich Kaiser Max des in Augsburg sesshaften Malers Gilg (Egidius) Sesselschreiber. Mit Berufung des in Nürnberg als Rothschmid thätig gewesenen Stefan Godl beabsichtigte der Kaiser sogar eine Schule der Erzgießerei für Tiroler, deßhalb dieser Meister beauftragt wurde, „gute Gesellen mitzubringen und junge Leute aus dem Lande aufzunehmen.“ Der Gießer und Büchsenmacher Peter Leiminger oder Löffler auf dem Gänsebichel (Büchsenhausen) hatte den Guß der großen Erzbilder zu besorgen.<sup>1)</sup> Bis März 1513 vollendete Sesselschreiber das Bild König Ferdinand's von Portugal. In dasselbe Jahr fällt auch die Vollendung der herrlichen Standbilder der Könige Theoderich und Arthur, welche nun sicher auf die Werkstätte des berühmten Peter Vischer in Nürnberg bezogen werden können und den größten künstlerischen Werth haben. Da Gilg Sesselschreiber sowie dessen Sohn und Schwiegersohn ihren Aufträgen nicht nach Wunsch nachkamen, so wurde ersterer sogar entlassen und Stefan Godl bestellt, nachdem die weiteren Verhandlungen mit Peter Vischer erfolglos geblieben waren. Godl, dem auch Maler Jörg Kölderer Zeichnungen lieferte, beeilte sich derart mit seinen Arbeiten, daß 1528 bereits 23 der heute vorhandenen Statuen fertig waren, starb aber im März 1534, nachdem er 17 große Standbilder vollendet hatte. Nun führte Bernhard Godl bis 1539, wo er auch starb, die Arbeiten theilweise weiter und Jörg Kölderer behielt bestimmenden Einfluß auf die Herstellung der kleinen höchst werthvoller Erzbilder, für welche er die Zeichnungen lieferte. Die Ausführung der weiteren Statuen bekam dann Georg Löffler, deren Entwürfe Maler Christof Amberger machte; für die Modellierung der Bilder Clodwigs und Karl des Großen berief man aus Brigen den Bildhauer Veit Arnberger.

Zur Ausführung des Grabes legten Francesco de Tertiis, Hofmaler des Erzherzogs Ferdinand und der deutsche Maler Bogter Entwürfe und Skizzen vor. Doch wurde erst ein späterer Entwurf nach den im Dienste des Kaisers stehenden Künstlern: Ferabosco, Jacob Strada und Natale Venezian maßgebend für die nunmehr in Marmor geplante Herstellung. Diese übernahmen 1561 die Kölner Bildhauer Bern-

<sup>1)</sup> Dieses Namens gibt es in der Folge nicht weniger als 9 Erzgießer: Gregor, Hans, Franz, Wenzel, Philipp, Alexander, Elias und Adam.



hard und Arnold Abel, deren Bruder Florian, damals Maler in Prag, die Zeichnungen zu den Reliefs des Grabmals anfertigen sollte. Sie hatten aber keine Lust die Arbeiten nach den eingelangten Zeichnungen zu beginnen und suchten selbe Anderen zu übertragen. Nachdem sich die Verhandlungen mit dem Bildhauer Giovanni da Bologna zerschlagen hatten, reiste Arnold Abel in die Niederlanden. In Mecheln nahm er Alexander Colin und Silius von Santfurt, in Antwerpen Philipp Diewas von Torney und Heinrich Hagart auf. Doch kamen nur Colin und Hagart nach Innsbruck. Beim Tode Arnolds Abel 14. Februar 1564 arbeiteten auch die Gesellen Franz Willems, Hans Ernhofner und Michael von der Becken mit. Während der Bildhauer und Steinmetz Georg von der Werdt Gesimse und Inschriftentafeln fertigte, arbeitete Colin mit seinen Gesellen rasch vorwärts. Die Aufstellung des Grabmals durch den aus Kunstfreund 1890, S. 19 bekannten Steinmetzen Longhi zog sich aber etwas in die Länge und inzwischen goß Hans Lendenstreich, der 1570 aus München berufen wurde, die vier Cardinal-Zugenden, zum Schmucke der oberen Ecken des Aufbaues, von denen eine von Nove Lehner, die übrigen von Collin modelliert worden waren. Erst 1582—1584 führte der italienische Bildgießer Ludovig de Duca aus Cevala in Sicilien den Guß der Statue Maximilians aus, welche den Deckel des Sarges schmücken sollte, wogegen das das Ganze umgebende reiche Gitter nach Zeichnung des Innsbrucker Malers Paul Trabel bereits der Prager Büchsenmacher und Schlosser Jörg Schmidhammer fertig gestellt hatte. Die bis 1589 sich hinziehende Fassung desselben besorgten die Innsbrucker Maler Paul Trabel, Christof Perckhammer und Konrad Leitgeb. An allen Erzbildern sehen wir große Sorgfalt auf die Ornamentik verwendet und dieselben auch in dieser Beziehung prachtvoll gemacht. Sesselschreibers Arbeiten zeigen noch Nachklänge der Gothik und doch zugleich feste, entschiedene Hingebung zur Renaissance. Hervorragt Theobert Herzog von Burgund, wahrscheinlich eine Arbeit Peter Leimingers (Löffler), daran reiht sich Philipp von Burgund, unstreitig die gelungenste Statue, während Maria Blanca als die anmuthigste Frauengestalt erscheint. Von dem Reliefs in feinstem carrarischen Marmor sind deren drei (21, 22, 23) von den Gebrüdern Abel, die übrigen von Colin, alle werden ausnahmslos als wahre Meisterstücke der Renaissance bewundert; ihr Inhalt bezieht sich auf die merkwürdigsten Thaten des Kaisers (vgl. Einth. Diöcesanbeschreibung und Näheres über das ganze Grabmal B. XI. d. Jahrb. der künftl. Sammlung d. Allerh. Kaiserh. v. Dr. D. v. Schönherr, Wien bei Holzhausen, mit vielen Abb.)

Als Arbeiten des Alexander Colin gelten auch die Grabmäler des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemalin Philippine Welfer in der sog. „silbernen Kapelle der Hofkirche“ sowie der Katharina Loxan am Eingange derselben (alle drei mit den lebensgroßen Gestalten der Verbliebenen und einigen Reliefs), sowie im Museum eine Grablegung und Auferstehung Christi. Abb. bei Pauckert deutsche Renaissance L. b. Seemann.

Ein bedeutender Erzguß der Renaissance ist das Grabmal des erzh. Rathes und Schmelzherrn Hanns Dreyling in der Pfarrkirche von Schwaz: darauf sieht man in noch altar-ähnlicher Anordnung seitliche Flügel und ein breites Mittelstück, dessen schönes Relief die Aufnahme des Apokalyptischen Lammes am Throne des Vaters, darunter anbetende Verkörte darstellt. In den Seitentheilen zeigen Nischen zwei Figuren im Arbeitsgewand der Erzgießer und über ihnen die Trophäen von Bergbau- und Gießer-Instrumente. Beide Männer sind wahre Charakter-Typen der Zeit und vielleicht die Portraits der Künstler, die sich als dem Verstorbenen verwandte und befreundete, uns bereits bekannte Meister in folgender Inschrift nennen: Mir gab Alexander Colin den Poffen, Hanns Christof hat mich gegoffen 1578. Ferner das eiserne „Gedächtnißmal“ des Ulrich Tugger von 1225 im Styl gleichzeitiger Augsburger Arbeiten. Auf einem Stein an der Grufkirche sind nur mehr Knochen, Würmer und ein Todtenkopf ausgegemeißelt, wird somit allein an den schaurigen Tod und nicht auch an die Auferstehung erinnert; daran schließt sich die Inschrift: hie liegen bir (wir) alle gelech: ritter, edel, arm und auch reich 1506.

Als Seitenstück bereits v. J. 1509 findet sich zu Meran (außen der Pfarrkirche) im Relief auf rothem Marmor die Leiche eines in ein Tuch gehüllten Mannes, von Würmern zerfressen! Nicht fern davon befriedigt besser der Bronzeguß mit der Kreuzigungsgruppe und darüber Gott Vater als Denkmal des Wilhelm Freiherrn v. Wolfenstein † 1586, erinnernd an die gleichzeitigen Erzarbeiten aus der Zeit zwischen der Schule der Löffler und jener der Kaspar Glas in Innsbruck. (Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1884, S. CXCIV.)

Hier könnte auch der eisernen Thürchen gedacht werden, welche drei Seiten des an der Wand gestellten Sacramentshäuschen in Seefeld verschlossen haben; Erzherzog Fer-



binand bestellte sie 1575 in Mailand, mit den Darstellungen des letzten Abendmahls, der Scene in Emaus und des Wunders mit der Hostie in dieser Kirche. Alle Bilder zeigen schöne Komposition sowie eine tüchtige Hand zu getriebener Arbeit in Eisen; finden sich dormalen bei Herrn Milani in Frankfurt a. M. (Mitth. der Cent.-Comm. v. J. 1877, S. 21 mit Abbildungen.)

Kunstvolle Arbeit kann man die große Grabtafel der Familie Kupferschmied in Rixbichel v. J. 1520 nennen, aus Sandstein mit einem älteren Relief aus Marmor in der Mitte, und mehreren anderen theils auf Christi Leiden, theils auf Familienereignisse sich beziehenden Darstellungen. Ein benachbarter Stein des Gregor Erlbach v. J. 1525 zeigt die Gregorsmesse (Mitth. der Cent.-Comm. v. J. 1878, S. XVII.)

Zu Vells unsern Innsbruck ein großes ehernes Kreuzifix v. J. 1522 nach dem Diöcesbl. ursprünglich nächst der Gallwiese mit Maria und Johannes aufgestellt, zeigt edle Formen. Mehrere interessante Grabsteine sind innen wie außen an der Pfarrkirche von Sterzing (Kunstfr. 1890, S. 31), im Kreuzgang von Neustift, zu Niederdorf und am Dome von Brixen zu sehen. Am letzteren (im Kreuzgang) hält man jenes des Fürstbischofs Christof v. Fuchs, errichtet 1580, für eine Arbeit Colins; der Deckel trägt das Bild des schlummernden Kirchenfürsten in herrlicher hoherhabener Ausföhrung. Durch Größe wie Kunstwerk zeigt sich das Grabmal des Jakob v. Trapp jun. Pfleger von Wals und Glurns † 5. Juli 1563, in der Kirche von Schluderns aus; es zeigt einen vor einem Kreuzifix knienden Ritter in vollster Rüstung, nur sein Helm und seine eisernen Handschuhe liegen vor ihm auf dem Boden; Brustbilder zweier anderer Geharnischter halten mit der einen Hand das Kapital über ihrem Haupte, mit der anderen ritterliche Embleme. Auf einer Kugel steht die Zahl 1573 als Bedeutung der Vollendung des Ganzen. Figurenreich (Maria Krönung und Bild des Verstorbenen) ist die Grabplatte des Sigmund von Hohenlandenburg v. J. 1553 in der Pfarrkirche zu Bregenz (Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1884, S. CLXVII). Im Ferdinandeum zu Innsbruck eine künstlerisch wie geschichtlich werthvolle Denktafel v. J. 1543, einst an der StraÙe über dem Fernpaß mit den Hochreliefs Karl V. und Ferdinand I. (ebendasselbst 1889, S. 273).

Ein sehr schönes Gebilde der Hochrenaissance ist das große Kreuzifix aus Marmor in der Franziskanerkirche zu Schwaz, das 1521 nach Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1863, S. 108 von Padua kam; hochgeschätzt wird auch ein elsenbeinernes Altarkreuz daselbst. Ein noch vorzüglicheres Kunstwerk aus derselben Zeit in Holz gearbeitet war aber das Kreuzifix aus der Waldraß-Kirche, mit bedeutenden Nachklängen der Gothik Fig 500, jetzt eine große Zierde des Domes von Breslau. Sein Formenadel bekundet die Arbeit einer Meisterhand, die hinsichtlich sorgfältiger Naturtreue und Feinheit alle gleichartigen Werke in Tirol aus jener Zeit und ein gutes Stück über die Landesgrenze hinaus weit übertrifft. Näheres in der Kunstchronik v. J. 1882. Erwähnung verdient auch jenes große Kreuzifix in der Pfarrkirche von Brixen. Ein ferneres hervorragendes Kunstwerk dieser Zeit ist der Delberg in der Kirche von Wils bei Hall, bestehend aus Christus und den drei Jüngern (der Engel kam erst, jüngst dazu.)<sup>1)</sup>

Interessant ist der Bau der Altäre in der edleren Renaissance nicht nur allein wegen der langen bis fast ins 18. Jahrhundert dauernden Nachwirkung der in der Spätgothik gebräuchlichen Anordnung, sondern auch wegen ihrer leichten und gefällig verzierten Formen im Vergleich zu dem, was man später (und bis zur Stunde) für Renaissance ausgab und als solche schuf. Wir finden an diesen theilweise vergoldeten theilweise verschiedenfarbig bemalten Altären einen Unterbau nach Art der alten Piedrella mit plastischem

<sup>1)</sup> Dahlke veröffentlichte in der Kunstchronik (1882) folgendes merkwürdiges Urtheil hierüber: „Im Gegensatz zum Verfahren mittelalterlicher Künstler, welche zwar die Heiligen in Gewänder ihrer Zeitgenossen kleideten, aber die steifen Gestalten durch Licht- und Schattenpiel prächtiger Stoffe zu heben, die Mienen durch den Ausdruck edler Eigenschaften zu beleben, das spröde Holz oder den Stein mit geistigem Gehalt zu durchdringen wußten, sind hier die Figuren mit staunenswerther Sicherheit der Technik geschnitten und die Gesichter Spiegelbilder glatter Wirklichkeit geblieben. Uebertriebene Schätzung der virtuosenhaftesten Ausgestaltung machte diesen Delberg der Werkstätte des Albrecht Dürer angemessen erachten oder als eine hervorragende Leistung seiner Schule bezeichnen; das zweifelloste technische Geschick des Meisters hat aber weder den Mangel an großartiger Auffassung und Durchgeistigung des Inhalts noch an Formschönheit erjeht. Alle Kunst in der Modellierung des Nackten, aller Fleiß in den Haaren und der Bartbehandlung, wie das Naturgefühl in der Ausarbeitung der Sehnen und des Adergeflechtes verdecken nicht den weltlichen Charakter der Figuren und das bewußte Streben nach effectvoller Darstellung kennzeichnet das Werk als ein Produkt aus späterer Zeit, die schon das Weltleben dem kirchlichen Sinn des Mittelalters wie der geläuterten Anschauung der Frührenaissance (?) entfremdet hat.“



Schmucke oder mit Malerei. darüber einen Viereckskasten (Tafel) mit der Hauptdarstellung, umrahmt von zarten Säulchen oder verzierten Lesenen, die ein kräftigeres Gesims tragen und auf diesem lehrt ein öfter durch Bildwerk ausgefüllter Giebel oder ein Bogenfeld wieder, hie und da noch mit einer Statuette bekrönt. Das Mittelfeld, das auf beiden Schmalseiten Verzierungen oder auch Statuen hat, kann nicht selten noch durch bemalte Flügelthüren geschlossen werden. Nach dieser Anordnung beschreibt Dr. D. v. Schönherr in der Geschichte des Kaisers Max Grabmal die 5 Altäre der Hofkirche in Innsbruck, Flügel sind jedoch nur am Hauptaltar besonders erwähnt, einem Werke des Kasper Leichenbrand in Ulm u Hans Walch, Schreiner in Mündelheim um 1556 vollendet; die Nebenaltäre waren vom Maler Bockspurger in Salzburg und dem Innsbrucker Maler Degen Berger. Die Tafel zu einem Nebenaltar, Maria Himmelfahrt darstellend, schuf der Mailänder Maler Dominikus de Pozzo, welche allein auf uns kam und nun im Ferdinandeum zu sehen ist. Dasselbst steht auch ein schöner Altar des Innsbrucker Hofmalers Sebastian Schel v. J. 1517, er stammt aus dem Schloß Anna-berg in Binstgau. Andere ähnliche Altäre mit und ohne Flügel finden sich in Pinzon, Schönna, (St. Martin), Schanzen, Obermontani, Schluderns, in Chur — und in Fürsteneburg, in Schwaz u. s. w. Ein verwandtes Epitaphium hängt an der Wand eines Chörleins der Pfarrkirche von Hall.

Unter den Altarwerken dieser Zeit bietet der Hochaltar des Cisterzienser-Klosters Stams einen außerordentlich eigenthümlichen Bau dar, welcher nach der Klosterchronik von Bartlmä Steinle aus Weilheim gebaut und wie auf dem angebrachten Wappenschild des Erzherzogs Maximilian des Deutschmeisters zu lesen ist, im Jahre 1612 vollendet worden ist. Der Leser sieht nach Fig. 501, daß ein Hochaltar in ausgeprochenem Renaissancestyle mit Säulen und bedeutendem Unterbau wahrscheinlich zum Zwecke der Anbringung des Tabernakels den Kern bildet. Diesen umschlingt ein ungemein zahlreich sich verzweigendes theilweise beblättertes Astwerk wie eine Schlingpflanze. Rechts und links am Fuße der Mensa erhebt sich je ein Stamm, die sich dann vom Beginn des zweiten Stockwerks des Altars an auf die phantasiereichste Weise in fast unzähligen Verzweigungen kreuzen und bis über die höchste Spitze des Altarauffazes lustig mit den zartesten Ausläufern hinausragen. Zudem zieren ferner das Ganze nicht weniger als 80 größere und kleinere Heiligenfiguren, sowie viele Engel. Dargestellt ist der Stammbaum der Erlösung. Den Fuß der Baumstämme halten Adam mit der Hacke und Eva mit dem Todtentopfe und dem verbotenen Apfel in den Händen zu beiden Seiten der Mensa besetzt, dann folgen Joachim und Anna, und darüber ragen die Brustbilder von Zacharias und Simeon aus Blumen heraus. Die Hauptgruppe des Altars bildet Maria mit dem Jesuskinde und dem Zepter, Johannes d. T. und Johannes Ev. sowie Petrus und Paulus nebst den Ordensheiligen Bernhard und Bruno (mit dem Kreuze); etwas höher stehen wiederum auf Blumen die Statuetten von St. Katharina und Barbara oder Ursula, Laurentius und Stefanus. Den Aufsatz füllt die figurenreiche Darstellung von Maria Himmelfahrt in drei Abtheilungen über einander aus: unten stehen die Apostel um das leere Grab, darüber schwebt Maria mit gefalteten Händen von Engeln rings umgeben in die Höhe, wo auf Wolken thronend Gott Vater und Gott Sohn mit dem hl. Geist die Krone zu ihrer Erhebung als Himmelskönigin bereits in den Händen halten. Die weitere Umgebung bilden außer den vier Kirchlehrern zwei Knabengestalten (St. Veit und ?), St. Georg und Christof, sowie

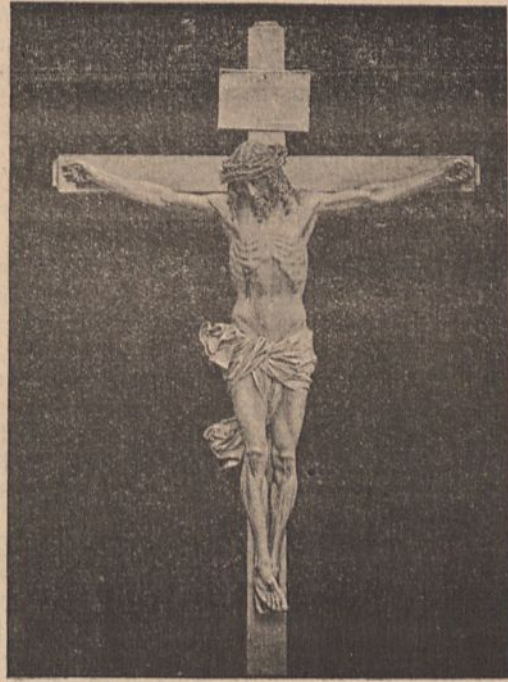


Fig. 500, Waldrast.



zwei unbekannte weibliche Heiligen und der Abschluß besteht aus Christus am Kreuz zwischen zwei Engeln. Das Ganze macht mit seinen vielen vergoldeten Heiligen, von denen mehrere auf blauem Grunde erscheinen und dem versilbertem Astwerk einen in seiner Art reizenden Eindruck trotz Stylmischung von Verfallgothik und Renaissance.

An den Orgelkästen mögen die Flügelthüren zunächst zum Abhalten des Staubes von den Pfeifen angebracht worden sein, bilden aber geöffnet auch eine nicht unerhebliche Zierde des ganzen Werkes. Das Gehäuse der Orgel in der Hofkirche zu Innsbruck von 1560 ist in gelungener Erneuerung der vormalig überklebten Intarsien im Style Addegrevers von Jörg Ebert aus Ravensburg und der durch die Hand des D. Pozzo mit biblischen Szenen bemalten Flügelthüren noch erhalten; ebenso jenes der Franziskanerkirche zu Bozen, gebaut 1618 von Math. Nigler und Andrä Puz aus Passau mit Lebensszenen der hl. Jungfrau auf den Flügelthüren, die sich durch schönes Colorit im Style des Paol Veronese auszeichnen. Von größerem Interesse ist auch jener kleine im Kunstf. v. J. 1890, S. 11 beschriebene Orgelkasten in der Zenoburg b. Meran.

Von anderen kirchlichen Einrichtungsstücken im besseren Style der Renaissance ist ebenso Weniges wie von der Gothik auf uns gekommen; einen hervorragenden Platz nimmt aber die Kanzel der Kirche von Stegen bei Bruneck ein; es ist eine zarte wie höchst zierliche Arbeit im feinen Style des Uebergangs, geschmückt mit Figuren von Heiligen und Engeln.

Der Bet- oder Fürstchor in der Hofkirche zu Innsbruck (1568—1571) sowie das danebenliegende Uhrgehäuse (1570) sind wegen ihrer tüchtigen Ausführung und der Intarsien oder eingelegten Arbeiten im Style deutscher Renaissance für uns merkwürdig; den größten Theil des ersteren fertigte der Tischler Hans Waldner aus Ravensburg, den kleineren und reicherer den uns schon bekannte Conrad Gottlieb ein Innsbrucker. (Abb. in „deutsche Renaissance IV. Tirol v. Pautert“. Leipz. b. Seemann.)

Im 17. Jahrhundert treten die Erzgüsse des Kaspar Gras aus Franken, Kammerhofboffier der Erzherzoge Max (Deutschmeisters) und Leopold in den Vordergrund, von ihm kennen wir ein schönes Kreuzifix im Chore des Klosters Wilten, den Riesen Haimon daselbst und eine Kreuzabnahme in der Sakristei der Pfarrkirche von Bruneck aus dem Jahre 1620; in Innsbruck dann: Leopold zu Pferd auf dem Rennplatz von ihm (mit Hilfe Reinharts gegossen), ursprünglich die Hauptfigur zu einem Brunnen, zu welchem die übrigen Figuren in Ambras noch vorhanden sein sollen und das Grabmal Erzherzogs Max des Deutschmeisters, welches jetzt auseinandergelegt die Umrahmung zweier Thüren im Presbyterium der Pfarrkirche daselbst bildet, ursprünglich aber auf vier Säulen in der Mitte stand und mit der Figur des Verstorbenen, sowie des hl. Michael bekrönt war.

Anderer namenswerthe Bildhauer dieser Zeit sind: Andreas Feistenberger, geb. 1646 zu Ritzbüchel (von ihm Abraham in der Capistrankirche zu München) Pichler Johann aus Moos in Passeier, † 1719 zu Bozen, wo die lebensgroße Statue des Heilands in der letzten Calvarienbergs-Kapelle, sowie das liebliche Relief über der Klosterpforte der Tertiärinen seine Arbeiten sind, die an sich schöner aber mehr portraitartigen als ideal gehaltenen Statuen der Calvarienbergskirche von Georg Mayr aus Bozen. Braun Matthäus aus dem Oetzthal dessen St. Ivo-Statue auf der Prager Brücke um 1711 große Anerkennung verdient Rauchmüller Mathias (er arbeitete an der Dreifaltigkeits-Säule zu Wien; geschätzt ist der Raub der Sabinerinnen von 1670 aus Elfenbein in der Lichtenstein'schen Gallerie daselbst) Andreas Tomasek schnitzte 1584 die Bildnisse der in der Gruft des Klosters Stams beigesezten Fürsten; über andere Plastik vgl. Kunstfreund 1886, S. 32; 1887, 31, 53; 1888, 62, 69; 1889, 35.

Herrliche italienische Arbeiten v. 1610, meisterhaft in Holz geschnitten zieren einen Altar der Pfarrkirche zu Hohenems (Christus am Kreuz, Maria Verkündigung, Geburt Christi, Anbetung der Könige und Krönung Mariens u. a. m. Mittl. d. Cent.-E. v. J. 1866; ebendasselbst v. J. 1885 ist S. XXII auf die figurenreichen Grabsteine zu Niederdorf in Pusterthal aufmerksam gemacht.

Das 18. Jahrhundert nennt uns noch mehrere Namen von einheimischen Bildhauern, trotzdem daß die Meister von vielen Statuen und Gruppen bis zur Stunde unbekannt geblieben sind; man vergleiche unter anderem nur den Katalog des Ferdinandeums in Innsbruck, Stafflers Topographie v. Tirol u. dgl. Nach dem tirol. Künstler-Lexicon gehören in diese Zeit Bergler geb. 1718 zu Windischmatrei; seine Arbeiten sind die meisten Passions-szenen auf dem Calvarienberg zu Salzburg, die Grabmonumente der Bischöfe Rabatta und Lamberg zu Passau, ein Prachtwerk zu Truchseß-Beil in Würt-



temberg u. s. w. Dominikus Mollin († 1761) aus Wengen arbeitete in seiner Behandlung der Formen wie Peter und Paul im Dome zu Brixen, und seine Magdalena im Ferdinandeum Nr. 661 bezeugen; er hielt sich auch bei dem geschätzten Bildhauer Christof Benedetti aus Castione bei Mori auf, der 1706 die Annasäule in Innsbruck und 1748 den Hochaltar des Domes von Brixen baute. Durch kräftigen realistischen, (lebenswahren), wenngleich etwas über den Ausdruck charakterisiren sich die Arbeiten des Franz Nißl, geb. 1731 zu Fügen, dessen Hochaltar mit vielen Figuren er erbaute; bekannter sind seine Kreuzfixe im Besitze vieler Privaten. Seine besten Arbeiten zu Siecht, wobei ihn Anton Huber, ebenfalls aus Fügen, kräftigst unterstützte, sind leider verbrannt; andere sieht man zu Niederdorf, Mattenberg und Brixen im Brixenthale (in letzterem Orte ein Vesperbild). Ein sehr tüchtiger Schüler von ihm war Joh. Pendl, geb. 1791 zu Ried im Zillerthale, † 1859 zu Meran, der noch viel feinerem Realismus huldigte und alles Derbe seines Meisters zu vermeiden verstand. Nachdem er sich bei den Professoren Zauner und Klieber in Wien ausgebildet kam er durch Empfehlung des Abtes Karl von Marienberg, wo auch mehrere Statuen von ihm zu sehen sind, nach Meran. Am berühmtesten sind ebenfalls seine Kreuzfixe (außen an der Pfarrkirche von Meran und bei vielen Privaten), einige Figuren am hl. Grabe der Franziskaner zu Bozen u. s. w. (vgl. IV. Jahrgabe des Lesevereins für christl. Kunst i. Meran). In Trient schuf Franz Giorgio von Lavarone 1768 den schönen Brunnen auf dem Domplatze mit der Statue Neptuns, Tritonen, Sirenen und Delphinen.



Fig. 501, Stams, S. 395.

Eine interessante Künstlergruppe entstammte dem Oberinntal und mehrere Mitglieder derselben kamen in Wien wieder zusammen. Ähnlich dem Nißl wirkte Josef Anton Kenn zu Imst † 1790; sein Schüler Balth. Horer aus dem Kaunserthale, Hofbildhauer zu Passau nahm Franz Zauner einen hoffnungsvollen Kunstjünger neben Josef Deutschmann ebenfalls aus Oberinntal zu sich in die Lehre. Zauner kam 1768 auf die Akademie nach Wien, wo Jakob Schletterer aus Weins (Oberinntal) sein Professor war. Der junge Schüler hatte sich bald zum tüchtigsten Selbstschaffter emporgearbeitet, nachdem er auch in Metallguß bei Melchior Hefel, wiederum aus Oberinntal, Unterricht genommen. Zauner zeigt seine an sich große Tüchtigkeit an profanen Werken; unter anderen arbeitete er mit Balth. Moll aus Innsbruck an den Gartenstatuen zu Schönbrunn, wodurch er den Beifall Maria Theresias ärtete und Professor der Akademie wurde. Die allgemeine Signatur der Zeit, in welcher Zauner wirkte, ist: „Revolution, leichteste Aufklärung und bureaukratischer Absolutismus; alle mittelalterlichen Traditionen und das flatterhafte barocke Wesen in der Kunst wurde von einem nüchternen Classicismus verdrängt, der so gemüthlos und unbeweglich ist, als wäre er auf gläsernen Beinen gestellt.“ —

Diese entschiedenen Worte aus dem Grazer Kirchenschmuck v. J. 1889, S. 136 schrieb Michael Stolz, dem mit Josef Miller die Ehre gebührt in Tirol, besonders im Norden des Landes, wie Franz Pendl und Josef Wapler im Süden die Fahne der christlichen Bildhauerkunst hoch gehalten und eine gute Richtung, eine bessere als bisher in allen Zweigen gepflegt wurde, angebahnt zu haben; die Männer, welche sich ihnen in der Pflege der Architektur angeschlossen, wurden bereits angeführt, die Maler, welche mit



ihnen einen Bund schlossen, werden gleich genannt werden. M. Stolz aus Matrei und 1891 im Alter von 70 Jahren gestorben, erhielt die Anfangsgründe in der Plastik durch Johann Krenn in Znau und von dort kam er zu Klieber aus Telfs, Direktor der bildenden Künste in Wien, wo er sich bald der edlen Richtung Führich's innig anschloß. Bereits 1848 nach Innsbruck zurückgekehrt, entwickelte er große Fortschritte und bildete eine edle charakteristische Richtung aus, obgleich er bezüglich der Behandlung der Bauart oft seine eigenen Wege ging. Der Leser vergleiche nur seine Vesperbilder in der Pfarr- sowie Marienhilfskirche zu Innsbruck, die Altäre und die Figuren derselben zu Zirl und Landeck mit jenen zu Sarnthein, St. Pauls, Laßons, Friedhofskapelle zu Innsbruck und St. Alfonso zu Rom; ferner seine Entwürfe zu den Figurenfenstern in Kaltern und zwei Statuen daselbst (Kunstfrd. 1888, S. 40), sowie den Delberg zu Tisens mit der figurativen Bemalung des Schiffes der Kirche von Wechselburg in Sachsen und den Aposteln in der Kirche zur ewigen Anbetung in Innsbruck, sein Herz Jesubild (Kunstfrd. 1886, S. 22); dann seine Entwürfe zu den Mosaiken an der St. Nikolauspfarrkirche in Innsbruck oder Fig. 25 in unserem Werke: Die christl. Kunst i. Wort u. Bild und zu kirchlichen Einrichtungsstücken in Mitth. f. christl. K., Innsb. bei Wagner), so springt dessen großes, thatkräftiges Kunsttalent leicht in die Augen vgl. Kfrd. 1886, S. 23). Auch war Stolz ein trefflicher Lehrer und verstand es nicht nur allein tüchtige Schüler heranzubilden, sondern auch gleich mit Hilfe derselben gediegene Arbeiten auszuführen. Seine Schüler sind die 3 folgenden: Dom. Trenkwalder, wie dessen Reliefs zu Telfs in Stubai und die 14 Nothhelfer in St. Leonhard bei Meran (Kunstfr. 1889, S. 44), die Rosenkranzkönigin zu Deutschneven u. a. D. bezeugen; dann Alois Winkler ebenfalls in Innsbruck glänzt durch sein großes Relief im Friedhof zu Girsland (Kunstfrd. 1889, S. 55, des Marienaltars im Vincentinum zu Trient; Statuen der Dominikanerkirche zu Eppan und St. Nikolauskirche zu Innsbruck, Blaas durch seine Kreuzigungsgruppe im Vincentinum zu Trient und in Barbian; der talentvolle Autodidakt And. Guter in Kaunserberg gehörte zu kurz dieser Schule an, sonst würde er vielleicht auf gleicher Höhe mit den Genannten stehen.

Von A. Griffemann in Znau sieht man mehrere gelungene Statuen am Friedhofe zu Innsbruck, Rosenkranzgruppe bei den Dominikanern in Eppan u. a. D. J. Knabl aus Fries spielte bekanntlich eine große Rolle zu München, wo er die dort übliche mehr äußerliche, wenn gleich zarte Behandlung der Formen nach dem Mittelalter tiefer und geistreicher auffaßte, wie seine größten Werke: die Mittelgruppe des Hochaltars der Frauentirche daselbst und zu Passau beweisen; in Tirol finden wir von ihm einen Erlöser der Welt und ein Kreuzifix (als Ortlieb'sches Grabmal) zu Innsbruck; die Figuren auf dem Gnadenaltar in Säben und den Seitenaltären zu Lana, eine Maria Immaculata in der Franziskanerkirche zu Kaltern (Kunstfrd. 1888, S. 40). Knabl starb 1882 zu München. Josef Miller, geb. 1809 zu Pettneu im Stanzertale, gestorben 1882 zu Innsbruck. Vom Lehrmeister Fr. K. Krenn in Znau mit Knabl nach München ziehend, bildete er sich dort unter Entres, Schönlaub und besonders durch den Eintritt in das Atelier Konrad Eberhards tüchtig aus und gewann vieles von den Ideen voll tiefsinniger Schönheit und anziehender Kraft dieses großen christlichen Künstlers, vgl. das Grabmal des bekannten Professors J. A. Möhler und das 12. Kreuzwegbild in der Au-Kirche daselbst, dann die 4 Bundesstatuen der St. Nikolaus-Pfarrkirche von Innsbruck, sowie die Grabmäler auf dem Friedhofe in Schwaz (kreuztragende Heiland) und das Straffer'sche, wo Christus die Pforten der Vorhölle sprengt und das v. Riccabona'sche, wo Maria vor dem Leichnam Jesus kniet, zu Innsbruck; Christus „in der Kiste“ auf dem Altar in Zirl und Maria auf dem Hochaltar zu Pfaffenhofen streng romanischen Stils. Sein tüchtiger Schüler Bieger aus Oberinntal verfolgt eine ebenso edle Richtung zu Salzburg. Daran schließt sich Eberhart in Wilten, sich auszeichnend durch seinen Altar in Kolman sowie die Figuren zum Hochaltar von St. Nikolaus in Innsbruck, eine Marienstatue in Andrian u. s. w. Er ist ein Schüler des Josef Ritter von Gasser, Professor der Akademie in Wien, geb. zu Prägraten 1810, der sich berühmt machte durch seine vollendete Form bei nobler Composition (auf dem Friedhof zu Bozen von ihm Maria von Engeln umgeben in der Giovanellischen Gruft, in Innsbruck der Tod des hl. Josef aus Kreidestein und ein thronender Erlöser der Welt aus Carara-Marmor). Einen ehrenvollen Platz unter den tirolischen Künstlern nimmt ein anderer Schüler: Jakob Gieber, geb. 1825 zu Ainet bei Trient ein; von ihm sind nebst 6 Statuen in der Botivkirche zu Wien, alle Altarstatuen und der Kreuzweg in der Kirche des Stiftes Admont in Kärnten (Studien u. Mitth. des Benedikt. u. Cisterzi.=



Ord. 1883, 1). Von Josef Gröber aus Pusterthal († zu München) zielt eine schöne Erlöserstatue den Eingang des Friedhofs in Innsbruck: auch das Grabmal des bekannten Theologie-Professors M. Mesmer zu Nasseireith ist von ihm.

Franz Pendl, Sohn des genannten Altmeisters in Meran, wo er im Jahre 1890 einen 70. Geburtstag gefeiert hat, entwickelte ebenfalls große Fortschritte in einem edlen Style; man vergleiche seine Marienstatue (als Unbefleckte) in der Pfarrkirche von Meran und Tirol, das Kreuzifix in ersterer und auf dem Friedhofe in Bozen, mit der Königin des Rosenkranzes und dem Pfingstfeste in der Spitalkirche (beide zu Meran), ferner Maria auf einem Grabstein außen an der Kirche von Lana, die Altargruppe der Friedhofskapelle in Girlan, die Apostelstatuen im Chore der Pfarrkirche von Meran (sein jüngstes Werk) u. s. w. In einer ähnlichen, aber etwas freieren Richtung arbeitet sein Sohn Emanuel in Wien (meistens für profane Zwecke) nachdem er sich länger in Venedig weiter ausgebildet hatte, während Anton Kob aus Partschins, ein Schüler des Johann und Schwager des Franz Pendl, in Bozen ebenfalls durch viele Kreuzixe und andere Statuen sich einen Namen gemacht hat, daselbst das Pfingstfest im Altare der Spitalkapelle, die Figuren in den Kapellen des Kalvarienbergs). Zu großen Hoffnungen berechtigt F. Schaz, Schüler des Franz Pendl, derzeit in Algund, für dessen Kirche er eine lobenswerthe Statue des Auferstandenen schnitzte. Seb Steiner aus Sterzing und sein Sohn Julius arbeiten derzeit zu Meran in seiner Manier meistens in Stein; von ersterem das zarte freie Hochrelief (Kreuzziehung) am Baron Di Pauli'schen Grabmal in Kaltern, ein Kreuzifix aus Arcostein in Terlan, eine Maria von gutem Rathe im österr. Gesandtschaftspalast zu Sophia und des Baron Heinrich v. Giovanelli in Bozen, von letzterem eine Kreuzigungsgruppe zu Bonn, St. Johannes neben dem Pendlischen Kreuzifix in der Pfarrkirche zu Meran u. s. w. Tief in die anmuthige Kunstrichtung des Mittelalters drang Josef Wäfler ein, geb. zu Lana, derzeit in Meran, allseitig beschäftigt und besonders von allen die deutsche Kunst liebenden Fremden sehr gesucht; seine gründlichen Kenntnisse des romanischen und gothischen Styls, ausgebildet bei Fuchs in Köln unter der freundlichen Leitung August Reichensperger zeigen selbst die allereinfachsten Umrißfiguren auf Kirchenthüren u. dgl.; einen klaren Beweis seiner edlen Kunstrichtung bieten die Altäre zu Meran (Englisch = Fräulein-, Kreuzschwester- und Benediktiner = Hauskapelle), zu Algund, Mais, Lichtenberg, Kaltern (Mitterdorf), Klausen, Tessenberg, Maria Saal in Kernen, Rabenstein, das Vesperbild am Grabmal des Tob. Kirchlechner in Meran, St. Sebastian im Flügelaltar der Pfarrkirche daselbst. Ed Pösch, geb. 1856 zu Imst, nach dem Besuche der Werkstätte Trentwalder's jetzt in Wien, wo er durch mehrere Figuren die Aufmerksamkeit auf sich zog, vgl. St. Leopold-Blatt 1890 Nr. 12.

Auch im Gröbenthal, dieser eigentlichen Heimat der Holzschnitzkunst in Tirol machte sich in neuester Zeit eine bessere Richtung geltend, seitdem einige junge Leute in München sich einigermaßen weiter ausgebildet haben. Anlage zum figurativen Schnitzen erscheint unter den Bewohnern dieses Thales wie eine natürliche Erbschaft und auch an tüchtigeren Talenten dürfte es nicht fehlen, aber diese ewig großsprecherischen Anzeigen in den verschiedensten Blättern „in allen Stylen tüchtig sein und jede Aufgabe — selbst die schwierigsten architektonischen nicht ausgenommen“ — lösen zu wollen; dieses Haschen nach Zeugnissen von Jedermann und das Hervorheben von angeblicher Billigkeit ist gediegeneren Arbeiten, die mit Vorbedacht und Ruhe ausgeführt werden müssen, nicht geziemlich. Vielleicht übt die k. k. Fachschule in St. Ulrich unter der Leitung des allgemein gebildeten Direktors Langie, eines Polen und des bewährten Lehrers Heider aus Schwaz vgl. Kunstfrd. v. J. 1885, S. 48) einen recht günstigen Einfluß aus: z. B. auf Ferdinand Demetz, Tavella, Stufleser, Moroder (Kunstfrd. 1887, S. 77) u. a.)

Eine von allen anderen Bildhauern des Landes abweichende Richtung, eine modern-italienische hat sich Andrea Malfatti in Trient angeeignet; es ist ein feiner Naturalismus, durch den sich Viele blenden lassen, der besonders zu ersten, religiösen Aufgaben wie zu Grabmalern nicht passend erscheint, was die gräflich Lodron'sche und Oberer'sche Grabstätte zu Innsbruck, die des Mazzurana, der Comtesse Cloz in Trient u. s. w. beweisen. Etwas strenger ist Giov. Chiochetti ebenfalls Trient angehörig; von ihm ist der Kreuzweg in Levico. Es verdienten noch mehrere Bildhauer namentlich angeführt zu werden, aber wir können nur einiger noch gedenken, z. B. des Feuerstein aus Borarlberg (Gruppe i. d. Kirche v. Hartlatdorf und Grabmäler in Dornbirn) und Tschager aus Sarnthal, beide derzeit in Rom, des Silbernagel aus Lengmoos (von ihm ein Christus am Delberg gleich beim Eingang in den Friedhof von Bozen) und mehrere Statuen in



der Botivkirche zu Wien (z. B. St. Athanasius), wo er mit Natter aus Oberinntal einen guten Klang hat (von letzterem das Walther-Denkmal in Bozen); dann der beiden bereits verstorbenen Rainalter aus Bozen (Vater und Sohn), sowie ihres Schülers Hellrigl aus Partschins, von welcher dreien mehrere Statuen im Friedhof von Bozen zu sehen sind; ferner Fuschg in Trient, A. Dichtl in Hall (einige Statuen in der Dominikanerkirche zu Eppan), Josef Hintner aus dem Gießertal und B. Ueberbacher aus Bozen, beide in München, u. a. m. Vgl. Kunstfreund 1885, S. 94; 1890, S. 6 u. ff.



Fig. 502, Heimfels.

Was die Kircheneinrichtungsstücke der späteren Renaissance, besonders anfangs dieses Jahrhunderts anbetrifft, so ist hierin in Vergleich zu Italien ein großer Rückschritt zu verzeichnen und in Betracht zu ziehen sind überhaupt nur Altäre und Metallarbeiten. Der Aufbau der Altäre ist durch die massiven Säulen und die schweren, weitvorladenden Gesimse schwerfällig geworden, sei es, daß sie noch aus Holz oder aus kostbarem Marmor gebaut wurden. Der Tabernakel ist meist auf ein einstöckiges kleines Häuschen beschränkt, nur der frei sich erhebende Tabernakel der Kirche von Kaltern (aus der Dominikanerkirche zu Bozen) macht sich mit einigen anderen im italienischen Landestheile großartig; das Altarbild ist wie im Dome zu Brigen auf Consolen an der Wand zwischen entsprechender architektonischer Umrahmung angebracht. Zierlich und durch viele heitere Kinder belebt finden wir einen Tabernakel zu Ampezzo; diese an sich reizenden Figürchen sind ganz nackt und haben eine solche Stellung, daß sie für dieses Tempelchen des Allerheiligsten schamlos und gänzlich unwürdig sich erweisen. Würdig und freistehend wäre der Tabernakel in den Franziskaner- und Kapuzinerkirchen angelegt, wird aber bei jeder Festfeier zum Schemmel des untergeordnetesten Altarschmuckes gebraucht!

Bei dem Aufschwung aber, den die verschiedenen Kunstzweige seit den letzten 50er Jahren auch in Tirol nahmen, blieb der Altarbau nicht zurück. Hatte man auch hier wie in anderen Ländern anfangs von dem romanischen wie gothischen Style einen schwachen Begriff und erschien in den meisten neuen Altären nur die Anordnung des Sopsstyles romanisiert oder gothisiert, so gab es doch interessante Ausnahmen. Das älteste bessere Muster ist der Altar zu Pfaffenhofen in Oberinntal, der einen zweistöckigen freistehenden Tabernakel hat, während der Aufbau frei an der Wand hängt; alles ist zart und stylstrenge und fein behandelt selbst die Figuren nicht ausgenommen, welche letztere sonst nirgends der Architektur so genau entsprechen. Den Entwurf machte der geistreiche Eisenwein, Direktor des germanischen Museums in Nürnberg für den kunstfinnigen Alex. Vener, Minoriten in Padua, geb. zu Pfaffenhofen. Daran schließen sich die drei bereits genannten romanischen Altäre in Meran (von Wafpler); dann von Josef Schmid in der St. Johanniskirche zu Imst, von Felsburg im Vincetinum zu Brigen (ein großartiger Tabernakelbau mit der Wechselburger Kreuzigungsgruppe), dann die Altäre zu Telfs und in der Dominikanerkirche zu Eppan. In Borsarlberg hat man sich mit „Eiborienaltären“ versucht. M. Stolz wagte an zwei Seitenaltären zu Sarnthein sogar Flügelthüren, welche zu diesen romanischen Bauten ganz gut stimmen und Nachahmung verdienen. Aus Stein nach Zeichnung des Josef Ueberbacher sind die romanischen Altäre zu Leifers und St. Sebastian in Cavalese, aus Holz jene in der Kirche von Tiers, der Hochaltar in Sarnthein, dieser mit Flügelthüren gebaut. Die neuen Altar-



bauten gothischen Styles wurden bis vor wenigen Jahren mit einem Hochbau angelegt, der aus ungleichen, architektonisch mit einander verbundenen Nischen bestanden hat, gekrönt von Wimbergen und Gialen; die großartigsten Hochaltäre findet man zu St. Pauls von M. Stolz, zu Willanders und St. Peter im Ahrnthale von Josef Schmid; erst Bildhauer Wafzler machte Versuche mit Schrein- und Flügelthüren und zwar in Verbindung mit Tabernakelbau und zwar derart, daß dieser in der Mitte als Sakramenthäuschen in Form eines mehrstöckigen Thurms nicht verschlossen wird, sondern frei bleibt; so an den Altären von Teßenberg, Mais u. a. ähnlich der Abbildung im Kunstfrd. 1889, S. 31. Ein feiner wie reicher Flügelaltar ohne Tabernakel ist jener zu St. Leonhard bei Meran, vgl. Kunstfrd. 1889, S. 44. Viele schöne Entwürfe zu Altären machte P. Johann M. Reiter, Prof. in Hall. Von Altarbauern ist Raffener in Schwaz, Andergassen in Hall, F. Groß in Oberbozen, PikoLuatsch in Bozen, Tröbinger in Neustift, J. Rudhart zu Levis b. Feldkirch u. a. m. zu nennen. Der Hochaltar der Pfarrkirche zu Feldkirch ist aus Holz gebaut und mit vergoldeten Kupferplatten nach Denglers Kirchenschmuck I überzogen.

Die meisten der heute im Gebrauche stehenden heil. Gefäße gehören der Popszeit an und sind plump gebaut; bessere und interessantere Stücke gibt es nur wenige. Von Monstranzen verweisen wir auf Figur 502, welche einen zierlichen organischen Bau in Kreisform präsentirt, geziert mit kleinen Medaillons, die in Glasmalerei die 12 Apostel darstellen und die größere Mittelöffnung für die consecrierte Hostie umgeben; dazu kommt zartes Ornament, welches vom Fuße bis zu oberst, wo die Figur des Heilandes steht, angebracht ist. Es ist eine Arbeit eines gewissen Eglof in Konstanz vom Jahre 1593. Eine viel spätere, seltsame, große Monstranze besitzt die Kirche von Taisten; sie hat eine mehr ovale Form und den Mittelpunkt nimmt ein Marienbild ein, deren Brust kreisförmig zur Aufnahme der hl. Hostie ausgehauen ist. Kelche mit schönen Verhältnissen zwischen den einzelnen Theilen und geschmackvolleren Ornamenten begegnet man ebenso selten in einzelnen Kirchen, z. B. in Terlan, Cles u. s. w.; daselbe gilt von Altarkreuzen und Leuchtern. Eine Prachtarbeit von Messinggusse italienischer Renaissance aus dem 17. Jahrhunderte sind die zwei vielarmigen, etwas verschieden gebauten Chorlampen der Pfarrkirche zu Bozen: die eine soll das Geschenk einer Familie, die andere der Handelskammer daselbst sein. — Einen in der That höchst werthvollen Schatz verschiedener Altarzierde aus kostbarem Metall besitzt die Wallfahrtskirche zu Maria Stein, Bezirk Kufstein; man findet vergoldete Statuen, frei gearbeitete Reliquienischeine, silberne Reliquientafeln u. dgl. m. Es sind Weihegeschenke frommer und reicher Wallfahrer, darunter Kaiser Mathias, der eine Krone sammt Szepter schenkte. Ein und anderes Stück dürfte auch inländischem Künstlerfleiß entstammen. Ueber ältere Goldschmiede vgl. Kunstfrd. 1888, S. 30, 47. Besonders erwähnenswerth ist noch Peter Ramoser, geboren 1722 in Bozen; von ihm sind die schönsten Altarleuchter und der Rahmen um das Herz Jesubild in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt, seine plastischen Figuren aber in Rom und München. In unseren Tagen fertigten künstlerisch schöne kirchliche Gefäße: J. Mayr in Untermais, Kappl in Schwaz, Lippert und Unterberger in Innsbruck, Ueberbacher und Ranzi zu Bozen.<sup>1)</sup>

Eine schwungvolle Behandlung, meist von gefälliger Form, hat sich durch die ganze Renaissanceperiode an Eisenarbeiten (Gittern und Grabkreuzen u. dgl.) bewahrt, so daß diese künstlerischen Gebilde einer sorgfältigen Erhaltung höchst würdig sind und nicht als altes Eisen veräußert werden sollen! Schöne Gitter finden wir in den Kirchen zu Ritzbühl, Hall, Innsbruck, Wilten, Stams (letztere von einem Laienbruder Mich. Neurauter † 1694) verfertigt, vgl. Kunstfrd. 1886, S. 3 und Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1885, S. XX.) Abbildg. in Paukerts deutsche Renaissance, Leipzig b. Seemann. Ein oder anderes Stück eines älteren Grabkreuzes gibt es auf vielen Friedhöfen

<sup>1)</sup> Wenngleich der höchst kostbare Kirchenschatz der Loretokapelle bei dem Kapuzinerkloster in Klausen kein einziges Stück einheimischen Künstlerfleißes aufzuweisen hat, so können wir doch nicht umhin wegen der musterartigen Objekte in edelster Renaissance der Leser darauf hinzuweisen und ihm zu rathen zu kirchlichen Gefäßen dieses Styls hier sich Muster und Motive zu holen. Da finden wir als älteste Arbeit eine Pastafel mit dem Eccehombildniß meisterhaft in Bernstein geschnitten, dann sieht man ein prachtvoll gearbeitetes Haus- und Reliquienaltärchen, ein Altarkreuz, mehrere Leuchter aus Bergkristall mit kunstreich metallischer Einfassung, Kelche, Messlänthen, Blumenvasen u. dgl. Daran reihen sich Antependien und Messkleider mit farbenreicher feinsten Stickerei, in Ornamenten und Figuren, nebst mehreren Emails, Tafelgemälden und Eisenarbeiten; Alben mit den zartesten Spitzen. Dies alles ist eine Stiftung der Königin Maria Anna von Spanien, Prinzessin von Pfalz-Neuburg aus dem Jahre 699 für genannte Kapelle, die sie wie das nebenanstehende Kapuzinerkloster an der Stelle der Geburtsstätte ihres Reichvaters P. Gabriel Pontificer erbaute, vgl. Diöcesan-Beschrbg, Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1878, S. 17, Ferdinandeumszeitchrift v. J. 1842, S. 102.



und darnach sollen neue hergestellt werden; niemals denke man an die elende Waare aus Guss Eisen! Auch zwei interessante Träger von Inschriftentafeln des Friedhofs in Wilten und St. Nikolaus bei Innsbruck hat Paukert abgebildet.

Die an kostbaren und künstlerisch gearbeiteten Objekten verschiedener Kleinkünste reiche Sammlung des Schlosses Ambras, nun in Wien, dürfte auch manche Leistungen von Tiroler Künstlern oder doch solcher, die hier eine neue Heimat gefunden und ihre edle Thätigkeit beschlossen haben, enthalten, worüber kaum nähere Untersuchungen angestellt worden sind. Von neuesten Kirchengefäßen seien erwähnt: ein Kelch im Besitze des Canonicus v. Giovanelli in Trient nach einer Zeichnung des M. Stolz, ein anderer romanischer nach P. Johann M. Reiter, ausgeführt von Unterberger, eine Monstranze nach Wasler's Zeichnung für Veldturns; das großartigste Werk ist der 1 Meter lange Reliquienschrein von Kappl in Schwaz, nach dem Entwurf von Josef Schmid für den Fürstbischof von Brixen.



## Auch die Malerei in der Renaissanceperiode

hat überhaupt und selbst in großartigerer monumentaler Ausschmückung der Kirchen und Profangebäude wie in den früheren Perioden tüchtig in Tirol sich bewährt und ist seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mit geringen Unterbrechungen bis zur Stunde mit Vorliebe wiederum gepflegt worden. Die Darstellung ist eine stark dramatische, die oft übertrieben wird, so in der Kirche von Terlan an einem Bilde der Verkündigung schon um 1500, vgl. Kunstf. 1891, S. 13. Das Colorit erscheint nicht selten blaß, der Faltenwurf der oft flatternden Gewänder wenig nobel geordnet, häufig verworren angelegt, die Finger der Hände auseinander gespreizt, jedoch gibt es nebenher rühmliche Ausnahmen. Bezüglich der Technik ist im deutschen Landestheile zuerst ein Rückschritt zu bemerken; man begnügte sich mit schwacher Tempera, oft auf grobem Grunde, von welchem die Farben sich leicht abwischen lassen oder von selbst abbröckeln. So fanden wir es bei Ablösungsversuchen der Tünche von den Gemälden in einzelnen Kirchen, z. B. St. Kosmas bei Gries, in Wölten, St. Magdalena oder Allerheiligen bei Hall u. s. w. Später wurde die Fresco-technik geübt und mitunter mit guter Kenntniß.

Das Rippengewölbe der St. Nikolauskirche in Kaltern ist mit Ornamenten und Decoration behandelten Figürchen zierlich geschmückt, nach P. Clemens i. d. Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1889, S. 142 im Style deutscher Renaissance; die gleichzeitigen Wappen auf dem Chorbogen sind mit der Zahl 1532 bezeichnet.

Nicht viel später dürfte die reiche und sehr schwungvolle Decorierung in gut gestimmten bunten Farben am Gewölbe der Vorhalle über einer Seitenthüre der Pfarrkirche von Cavalese und einer Nebenhalle der Kirche von Barollo, Gemeinde Livo auf dem Monsberg sein. Daran schließt sich der Fries in der Hohlkehle des Kaffgesimses links vom Haupteingange der Pfarrkirche zu Meran und ein verwandter in der Vorhalle der Kirche von Tesero im Fleimserthale.

In der St. Michaelskirche zu Schluderns sieht man eine Darstellung des Fegfeuers, aus dem durch die Fürbitte der Knieenden und Betenden die armen Seelen von Engeln emporgehoben werden; von bedeutend höherem Werthe aber ist außen das große Frescobild, etwa aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts; es stellt den Delberg dar. Der Heiland kniet in einer schönen Landschaft, der sich der Künstler mit sichtlicher Vorliebe gewidmet hat; in der reichen Umrahmung von Säulen und Festons erscheint das Wappen der Grafen von Trapp (Mitth. d. Cent.-Comm. 1889, S. 186).

Die Zahl 1541 und das Monogramm BRD trägt die größere Tafel des Flügelaltars der alten Kirche von Burgstall bei Meran, jetzt im Besitze des Erben des Canonicus Josef Zingerle in Trient, mit der Darstellung der Geburt Christi und der Anbetung der Könige. Die Flügelthüren hängen in der Kirche Maria maggiore daselbst. Die Bilder haben einen anmuthigen Charakter, wengleich die Ausführung etwas schwach ist.

Das Altarbild der Friedhofskirche zur hl. Luzia in St. Pauls mit der Jahreszahl 1590 nennt Robert Vischer „in seinen Studien“ eine italienische Arbeit von einem verspäteten Anhänger Perugino's und die Umrahmung deutsche Renaissance; unter den Arkadenbögen fand er eine italienische Komposition der Grablegung Christi mit Dürer'schen Motiven. Auf Traditionen derselben Schule, aber in etwas mehr handwerklichem Geiste,



beruhen auch die Malereien auf Leinwand an der Chorwand der Spitalkirche von Meran (Geburt Christi, Pfingstfest und Krönung Mariens) Mitth. d. Cent.-Comm. v. J. 1884, CXCIV. Tüchtig in der Composition sowie besonders in der Technik (feines Fresco) zeigt die Bemalung des Bildstockes bei Brunek (am Wege ins Tauferer Thal), laut Inschrift erst vom Jahre 1619; dargestellt ist die Geburt Christi, der Delberg, die Kreuzigung und die Auferstehung, in Begleitung von einzelnen Heiligen: St. Florian, Leonhard, Johann d. T. u. a. nebst mehreren Wappen. Das Ganze ist ein würdiges Seitenstück zum andern Bildstock bei dem Kapuzinerkloster und erinnert noch stark an die Gotik, so daß man dem genannten Jahre kaum traut und damals nur eine Uebermalung eines älteren Originals vermuthen möchte, da selbst Maßwerkformen als Ornament noch vorkommen.<sup>1)</sup>

Ein bedeutungsvoller Meister war Melchior Stölzle (Stözl), dessen Geburtsstätte bis heute unbekannt blieb; er war schon 1611 thätig und Hofmaler in Innsbruck. Seine im venetianischen Styl gehaltenen Bilder erwecken noch Erinnerungen an die Spätgotik, z. B. die Pestheiligen im Altare von Dreieiligen: Sebastian, Firmin und Rochus, unter denen der Bischof in der Mitte eine höchst würdige Gestalt ist und bei der Fußwunde des hl. Rochus erscheint noch ein Engel und zwar in Diakontenracht wie im Mittelalter, eine Arbeit nach 1613, wo die Kirche erst geweiht wurde. In der schönen Anbetung der Könige zu Obermais (St. Georgskirche) führt uns Stölzl Portraits vor: ein König ist der Erzherzog Maximilian, St. Josef ist Kaspar oder sicherer Eckart von Rosenberg (ein Liebling dieses Landesfürsten), Maria seine Gemalin (Mitth. d. Cent.-Comm. 1880, S. CLXI). Man schreibt demselben Meister auch die Bemalung der St. Magdalena- oder Allerheiligenkapelle auf dem Friedhofe von Hall zu, welche laut Inschrift i. J. 1660 der Stadtbürger und Handelsmann Michael warät und dessen Ehefrau Juliana Zeislerin haben ausschmücken lassen (mit dem Bilde der hh. Dreifaltigkeit, worunter das Lamm und eine größere Anzahl Anbetender sowie Donatoren in kleinem Maßstab; der Auferstehung Christi und der Menschen, endlich Szenen, die sich auf christliche Tugenden beziehen. Ebendasselbst).

Bezüglich der Maler Hettinger in Schwaz sei zu S. 376 noch bemerkt, daß nach Mitth. der Cent.-Comm. v. J. 1884, S. CXXIII denselben eine Bemalung des Kreuzgangs am Franziskanerkloster nur zugemuthet werden kann, wenn einmal erwiesen sein sollte, daß sie sich in Italien aufgehalten haben, denn die jüngern Bilder im Zugangsflügel erinnern zu sehr an florentinische und römische Arbeiten. Zum Beweise aber, daß die Hettinger einige Bilder übermalt haben dient folgende Inschrift (unter der Darstellung des jüngsten Gerichtes): *Has Picturas Anno 1652 renovarunt Georgius et Andreas Hettinger filius illius et Anno 1687 iterum idem Andreas et Joannes Georgius filius ejus Pictores Suazenses.*<sup>2)</sup>

Unter Erzherzog Leopold begegnen wir Martin Theophilus Polak (einem Polen, † 1639 als Hofmaler); seine Bilder sprechen in Composition, Zeichnung und Colorit für einen geistreichen und gebildeten Maler (Maria von Egypten in der Frauenkirche zu Brixen; Maria Vermählung in der Servitenkirche zu Innsbruck. Magdalena im Ferdinandeum (Repertorium d. Kunstwissenschaft v. Janischek VIII B.) Christof und der bethlehemitische Kindermord im Dom zu Trient. Einige Verwandtschaft hat das Tafelgemälde von 1600 in der Erhardskapelle des Franziskanerklosters zu Bozen, darstellend Maria mit Erhard und Magdalena, vgl. Kunstfreund 1891, S. 16.

Am Beginn des 17. Jahrhunderts treten wieder mehrere eingewanderte Maler auf. Der Abt von Stams (Thomas Luga) brachte nach einer Romreise i. J. 1617 den Paul Honegger mit sich, der dann 1689 zu Innsbruck starb. In Stams bemalte er

<sup>1)</sup> Wie die fürstlichen Gebäude und Burgen entsprechend den humanistischen Bestrebungen ihrer gelehrten Besitzer mit Darstellungen aus dem Gebiete der Allegorie und Mythologie, umrahmt und begleitet von Knaben mit Blumenkränzen und Fruchtkörben geschmückt wurden, davon war bereits S. 384, 385 die Rede, nachträglich erinnern wir noch an ähnliche verblichene Gemälde v. J. 1587 zu Pressels, Hafselsburg, Zaval, Churburg. Sie und da sind auch einzelne Häuser in Dorfgemeinden an der Außenseite reicher bemalt worden, worauf wir aber an dieser Stelle nur kurz aufmerksam machen können; hieher gehört z. B. ein Haus zu Wenus in Oberinntal, deren Wandflächen zwischen den Fenstern verschiedene biblische Szenen schmücken; die älteste Jahreszahl lautet 1576, während 1608 wahrscheinlich auf die vorgenommene Restaurierung hindeutet. (Mitth. d. Cent.-Comm. 1890, 134). Eine gleich werthvolle Außenzierde wurde dem Hause Nr. 22 in Unterlabitz zu Theil, wo neben Bildern religiösen Inhaltes auch das Menschenalter in 10 Abstufungen dargestellt ist; beigelegt ist die Zahl 1590, in welchem Jahre zweifelsohne alle Darstellungen entstanden sind.

<sup>2)</sup> Ueber verschiedene andere Malernamen vgl. Kunstfreund v. J. 1888, S. 63, 69 u. 70.



die einstigen Orgelthüren mit der Geburt Christi, Dreikönigen, wo der Meister als Zuschauer erscheint, u. s. w. (jetzt im Klostergange aufgehängt); Maria erscheint dem hl. Bernard (in einem Altärchen), welches Bild sich durch gute Vertheilung zwischen Licht und Schatten auszeichnet, sonst herrscht eine gewisse Härte wie bei allen seinen Arbeiten vor; auch Vorliebe zur grünen Farbe ist ihm eigen. (Tir. Künstler-Lexicon). — In's Schnalferthal hatte sich Christof Helfenrieder, Hofmaler in München geflüchtet; Jlg nennt ihn in Mitth. d. Cent.-Comm. 1884, CXCIV, nicht besonders geistreich, aber traditionell tüchtig. Man rühmt an ihm richtige Zeichnung und blühendes Colorit, feine und fleißige Ausführung, wie man an den Bildern des Hochaltars zu Karthaus sieht; 1617 überfiedelte er nach Meran, in dessen Pfarrkirche die Pestpatrone von ihm sind; 1635 starb er selbst an der Pest. Bald folgte Mathias Puffjäger (Puffieger) aus Rottenbuch in Oberbaiern, der beim Freiherrn v. Flugi Unterstützung fand und von ihm zu B. Loth nach Venedig und nach Rom zu weiterer Ausbildung geschickt wurde, von wo er 1682 zurückkehrte. Puffjäger war ein begabtes Künftalent von guter (venetianischer) Schule, aber seine Gemälde leiden durch zu flüchtige Behandlung. Jesus im Tempel in der Pfarrkirche von Meran (mehrere Bilder in Neustift und Wilten (Speiseaal), Stams, T. Aly.

Im italienischen Landestheile ist Andreas Pozzo aus Trient, erwähnenswerth; Laienbruder des Jesuitenordens geworden und gebildet in der Malerkunst bei Luigi Scaramanza zu Mailand, malte er das Bild des Hochaltars der Jesuitenkirche seiner Vaterstadt und der Pfarrkirche von Brixen, in Rom, Bamberg und Wien die Gewölbe seiner Ordenskirche. Er gilt als Virtuoz in der Prospektmalerei. (Tir. Künstler-Lexicon).

Anton v. Baroni, geb. 1682 zu Sacco und ausgebildet bei Ballestra in Verona und dann bei Marotti in Rom hat die Kirche seiner Heimat bemalt; auch mehrere Delbilder sind von ihm bekannt, die sich durch kräftige Zeichnung, glühendes Colorit und kühne Handhabung des Pinsels auszeichnen, so die Bilder hinter dem Hochaltare S. Maria del carmine in Roveredo, das Altarbild der Annuntiatakirche zu Trient u. dgl.

Alberti Josef, geb. 1664 zu Cavalese und daselbst als Priester 1730 gestorben; nachdem er in Rom längere Zeit Studien gemacht, malte er in Trient die hl. Kreuzkapelle des Domes aus; eines seiner besten Bilder ist die Martyr des hl. Simon von Trient im Ferdinandeum zu Innsbruck; in der Kirche von Wälsch-Michael vier Altarbilder, eines zu Margreid (Josef und Anton), das Abendmahl zu Cavalese u. s. w. Lobenswerth sind die Köpfe alter Personen; er war Lehrer von mehreren tüchtig gewordenen Schülern (P. Troger, G. Grazmair, M. Unterberger).

Anton Greßta, 1671 geb. zu Ala; nachdem er zu Verona bei seiner großen Vorliebe zur Malerei darin sich ausgebildet hatte, bemalte er hauptsächlich die Kirche in Sacco, die seit 1830 zerstörte Kirche Maria del Carmine zu Trient; seine Bilder sind anmuthig und schön in den Farben; 1720 starb er als Hofmaler des Fürstbischofs zu Speier.

Ulrich Glantschnig, geb. 1661 zu Hall, entfaltete sein geniales Malertalent vorzugsweise zu Bozen, wo er bei Maler Deutenhofer sowie bei Heinrich Frisch in Meran seine Erstlingsstudien machte und dann bei Karl Loth in Venedig sich weiter vervollkommnete; nach Bozen 1686 zurückgekehrt, malte er das schöne Hochaltarblatt der Franziskaner —, sowie die drei Könige, St. Katharina und Florian in der Pfarrkirche; sein Portrait findet sich in der trefflichen Hochzeit von Cana im Kloster Neustift; er starb zu Bozen 1722.

Des Namens Unterberger sind 4 hochgefeierte Maler von Cavalese bekannt, Werke gibt es in Tirol nur von dreien. Michael U., geb. 1695; von Venedig über Deutschland nach Wien sich begebend, übte er dort abwechselnd mit Troger das Rektorat der Akademie bis zu seinem Tode 1761 aus. Er wird gerühmt wegen seines fließenden Pinsels; blühendem Colorits und selbst prächtiger Draperien (Rosenkranzbild in Kaltern, Tod Mariens im Dome von Brixen, Josef und Theresia in Neustift). Sein Bruder Franz U. zeichnet sich nach Linthausers Divesanb. S. I 141 durch leichte und doch kräftige Behandlung besonders kleiner Figuren und Schilderungen der himmlischen Herrlichkeit aus. Sein Colorit ist gewöhnlich blasgrau. † 1770 in seiner Geburtsstätte. (Himmelfahrt Mariens in Oberbozen und Cavalese, Rosenkranzbild im Dome zu Brixen, die 2 Bilder der Seitenaltäre im Schiffe der Pfarrkirche und der Kreuzweg in der Kirche der Klarissinnen daselbst). Christof U., geb. 1732, ein Neffe des Genannten; er kam nach Rom, wo ihn Mengs als Gehilfe bei der Bemalung der vatikanischen Bibliothek annahm, die er dann allein vollendete. Seine Meisterschaft versetzt man in die gute Vertheilung von Licht und Schatten (Enthauptung der hl. Agnes und Verklärung Christi [Kopie



nach Rafaël im Dome zu Brixen, das Portrait des Hofrathes Kees im Merkantilsaale zu Bozen (Kunstfrd. 1886, 54).

Joh. Grassmair, Sohn des Glockengießers Georg zu Brixen, geb. 1691; hätte sich dieser fruchtbare Maler nach seinem längeren Aufenthalt in Italien wie richtige Zeichnung und befriedigende Komposition auch ein entsprechendes Colorit, besonders im Carnat angeeignet, so würde er zu den besten Künstlern des Landes zu zählen sein. Von seinen vielen Altarblättern sind zu nennen: Mariä Himmelfahrt in der Pfarrkirche zu Innsbruck, die hl. 7 Väter in der Servitenkirche, der Schutzengel in der Kirche von Stufels zu Brixen; sein Denkstein (1751) von Bauners Hand steht in der Pfarrkirche zu Wilten (Staffler's Kunsttop. v. Tirol II, 98).

Paul Troger, 1698 geb. zu Welsberg, erhielt seine Bildung in Venedig und Bologna, kam dann nach Wien, wo er Direktor der Maler-Akademie wurde und daselbst 1777 starb; seine Gemälde zeigen von einem großen, erfinderiſchen Geiste, die Komposition ist reich, aber überhäuft mit verschiedenen Gruppen, so am Gewölbe des Domes von Brixen, seinem größten Werke; in Salzburg bemalte er die St. Sebastianskirche.

Johann Holzer, geb. 1709 zu Burgeis, wetteifernd mit den größten Künstlern seiner Zeit, starb leider schon im 31. Lebensjahr in Baiern, wo besonders Augsburg viele Bilder von ihm besitzt; seine letzte und beste Arbeit, die Gewölbemalerei der Klosterkirche zu Schwarzach in Franken, zeichnet sich durch sichere Zeichnung, feurige und reiche Phantasie, sowie lebendiges Colorit aus. Tirol besitzt unseres Wissens kein Bild von ihm. Seine kunsthistorische Bedeutung liegt in der Frescomalerei, die er tüchtig handhabte, ohne jemals in Italien gewesen zu sein; er gilt als deren Schöpfer in Deutschland.

Nach Norden uns wendend, finden wir der Zeit nach zunächst Anton Zoller, geb. 1695 zu Telfs, einen Schüler des Michael Hueber in Innsbruck, mit dem er den Saal des Klosters Stams befriedigend malte; später zierte er allein die Gewölbe der Kirchen zu Telfs in Stubai, Gschnitz, Schmirn und Patsch; von seinen Altarblättern werden jene zu Anras und das des Hochaltars zu Lienz hervorgehoben. (Tir. Künstler-Lexikon).

Auch die Gegend von Außerfern erfreute sich damals eines nennenswerthen Malers, nämlich des Anton Zeiler, geb. 1716 zu Reutte; nachdem er in Augsburg und Italien Studien gemacht hatte, bemalte er auf ehrwürdige Weise die Kirche des Seminars zu Brixen, jene von Zell und Doblach, worunter erstere die beste Arbeit sein dürfte und durch schöne Farbengebung sich auszeichnet. Er starb 1794. Es gab noch zwei Maler desselben Namens; sein Better, Paul Z., wurde Hofmaler in Wien, ohne jemals Reutte verlassen zu haben, wo er in der Pfarrkirche das letzte Gericht dargestellt hat. Franz Anton Z. malte 1760 die große Kuppel der Klosterkirche Ettal in Baiern, sein Colorit sticht aber von dem der kleineren (vom M. Knoller gemalt), gewaltig ab.

Alle tirolischen Maler der Renaissanceperiode übertraf Martin Knoller, geb. 1725 in Steinach. Zu seinem eigentlichen Lehrer hatte er den Direktor der bildenden Künste in Wien, Paul Troger, in dessen Manier er schon 1754 die Kirche zu Anras bemalte. Als 30jähriger Mann ging er nach Rom, wo er bei der Erkenntniß, daß er nichts könne, ganz in die Schule der großen Italiener sich hinein zu finden suchte, namentlich des drei Jahre älteren, damals dort blühenden Raphael Mengs. Hier bildete sich allmählich der Charakter seiner Kunst heraus; dieselbe theilt zwar nach Dr. Keppler den frei naturalistischen Zug der ganzen damaligen Richtung, übertrifft aber letztere an Tiefe der Gedanken und an Wärme und Wahrheit des religiösen Gefühls. Die Sicherheit und Virtuosität der Zeichnung ist staunenswerth, seine Phantasie unerschöpflich; sein künstlerisches Schaffen ist ein genial leichtes und rasches, aber nie flüchtig und oberflächliches, sondern im Bunde mit dem ganzen Interesse des Geistes und mit dem Fühlen seines Herzens. Die Kompositionen läßt er mit spielender Leichtigkeit und mit schöpferischer Kraft aus dem Pinsel fließen; sie sind nach zöppfischer Art frei und ungezwungen, mitunter ausgegossen, aber doch nicht willkürlich, nicht ohne logisches und künstlerisches Band. Dabei ist der Künstler ein Farbenkenner und Farbenfreund ersten Ranges. In Tirol gehört die Bemalung zu Bolders vom Jahre 1764, wie später die Klosterkirche zu Neresheim in Württemberg zu seinen vorzüglichsten Leistungen. Auch bemalte er die kleine Kuppel in Ettal, wie bereits bemerkt ward, und den Bürgerjaal in München. Den Schluß bildete die Klosterkirche von Gries bei Bozen, wo alle Altarbilder ebenfalls von ihm sind. Auch zu Meran, Tramin, in dem Deutschordenshause zu Bozen, in Oberbozen, bei den Serviten in Innsbruck, Zams und Steinach sind Altäre durch seine Arbeiten ausgezeichnet. Das Ferdinandeum zu Innsbruck besitzt



mehr als ein Duzend Knoller'sche Bilder, meistens Portraits, ein schönes Heiligenbild, das Kloster Marienberg. Näheres in der Broschüre: M. Knoller v. Menghin, Meran b. Sandl. Knoller starb 1804 zu Mailand, wo er ständigen Aufenthalt genommen hatte.

Unter seinen deutschen Schülern ist Josef Schöpf aus Telfs (geboren 1745) der berühmteste geworden, an Phantasie seinem Meister sogar überlegen, an Anmuth und Ausdruck ihn nicht erreichend. Unter den von ihm bemalten Kirchen dürfte an der hl. Blutscapelle zu Stams sein bestes Werk, an der Kirche von Kaltern das schwächste sein; zu St. Johann im Ahrnthale hatte er neben der Gewölbmalung auch alle Altarbilder geschaffen und so ein gut stimmendes Ganzes hergestellt. Ferners schmückte er die Kirche von St. Johann in Innsbruck, Willnöß, Wattens und Reith im Unterinntale. Altarbilder finden sich zu Brixen (Dom), Klausen, Stanz, Miemingen, Volders und Schwaz. Sein letztes Werk war 1820 das Frescogemälde in der Servitenkirche zu Innsbruck.

Ein anderer talentvoller und geistreicher Schüler ist Philipp Haller aus Innsbruck; sein grelles Kolorit ist tadelnswerth (Kirche zu Kirchdorf, Krankencapelle zu Stams), aber seine Arbeiten verrathen eine tüchtige Künstlerhand, der selbst Göthe das gebührende Lob an der Seite seines Meisters angedeihen ließ, den er in Gries, Ettal und Neresheim kräftigst unterstützte. Endlich Röß Michael, ebenfalls aus Innsbruck, geb. 1760.

Martin Stadler, 1792 geb. zu Imst, ein Schüler von Schöpf, spricht seinen edlen Character auch in seinen Werken aus, so im Bilde des Hochaltars der Calvarienbergkirche zu Bozen, zu Grams u. dgl. Josef Arnold aus Stanz, geb. 1788, zeichnete sich durch gute Zeichnung und durch schönes Kolorit aus, aber mehr auf der Leinwand, als auf Wandflächen (Kirche von Brixen), die Kreuzwegbilder der Pfarrkirche von Innsbruck, Altarbild in Schlötters u. s. w. Seine preisgekrönten Bilder zu Wien sind im Ferdinandeum zu Innsbruck zu sehen.

Im Süden glänzte Johann Ritter von Lampi, geb. 1751 zu Rom auf dem Nonenberg, wo das schöne Bild des Hochaltars Maria Himmelfahrt von seinem kräftigen Geiste einen schönen Beweis liefert; auch der hl. Bruno soll von ihm sein. Erwähnung verdient nachträglich Horaz Giovanelli aus Carano in Fleims, † 1639, Schüler der beiden Palma, herrlich in Colorit (Cavalese Neumarkt u. a. D.). Pfenner Anton, geb. 1691 zu Böls im Eisackthale, zeichnete sich in seinen besten Jahren (geb. 1791) durch treffliche Copien aus, so unter anderem Knoller's Bilder in Gries und die weltberühmten Landschaften, verbunden mit biblischen oder anderen Scenen, welche Josef Koch aus Elbingenalp (geb. 1768) geschaffen hat (Bozen b. Giovanelli, Innsbruck im Ferdinandeum). Jos. Craffonara, geb. zu Niva, seit 1817 in Rom sich ausbildend, wo er 1825 zwei Altarbilder (Vesperbild und St. Vigilius) für die Pfarrkirche seiner Heimath malte; in Bozen der Kreuzweg auf dem Friedhose und im Ferdinandeum eine Kreuzabnehmung von ihm.

Die Malerei, welche, wie bemerkt, gleich der Architektur und Plastik seit den letzten 50er Jahren auch eine entschiedenere Richtung eingeschlagen hatte, charakterisirt sich bei religiösen Bildern durch streng kirchlichen Sinn in großer Erhabenheit, und Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben wissen edle Composition und historische Treue zu bewahren. Wie im 14. und 15. Jahrhunderte der Süden des Landes, so hat jetzt vorzugsweise der Norden eine tüchtige Malerschule hervorgerufen. An diesen neuen Schöpfungen gewahrt man kein Prunkten mehr mit dramatisirender und realistische Kunstfertigkeit, mit Ruditäten, gesuchten perspectivischen Verkürzungen u. s. w. — weder in den handelnden Personen noch in den nöthigen Räumen. Es sind Werke der höheren, belehrenden und symbolisirenden Kunstformen, an denen das Unwesentliche strenge vermieden, das Bedeutame mit Nachdruck behandelt, das Beiwerk, die Landschaft und Localität andeutungsweise gebildet oder auf jenes Maß beschränkt wird, welches die epische Seite der Bilder, die einfache klare Aussprache der Gegenstände nothwendig bedingt. Nach dieser allgemeinen und bei fast jedem einzelnen Meister eintreffenden Charakteristik können wir den Leser einfach auf die Werke desselben zur eigenen Ueberzeugung verweisen.<sup>1)</sup>

Diesen herrlichen Künstlerreigen eröffnete der um 1800 zu Wolfsurt in Vorarlberg geborene Gebhard Flak, seit 1838 in enger Verbindung mit Overbeck zu Rom sich zu

<sup>1)</sup> Ueber ältere Nadelmaler oder Seidensticker vgl. Kunstfreund 1888 S. 90, die Mitth. d. Cent. Com. v. J. 1876, CXXXI. nennen Johann Ant. Scartezini, † 1725 zu Mais, wo er für Herrn Flugl auch mehrere historische Stücke gemalt hatte, da er auch Maler war; geboren zu Civezzano, fand er große Begünstigung von Seite des Fürstbischofs Mich. Graf v. Spaur. Eine lobenswerthe Etiderei dieses Künstlers mit seiner Unterschrift war 1876 in Wien ausgestellt.



einem Künstler ausbildend, dessen Heiligenbilder durch Feinheit und Liebenswürdigkeit in idealer Formschönheit und schönem Colorit hervorleuchten (St. Gebhard bei Bregenz aus der Zeit vor dem Aufenthalte in Italien, Wolfurt, Oberdorf b. Dornbirn u. a. m. D., Flauring, Franziskanerkirche in Schwaz; die hl. Cäcilia im Besitz der Frau v. Mayrl in Innsbruck und ein Altarbild der Pfarrkirche in Bozen (die armen Seelen darstellend) gelten als zwei der hervorragendsten seiner Meisterwerke. Overbeck bemerkte einmal einem seiner Freunde, er müsse mehr componiren, als malen, weil er den Pinsel von Flaz nicht hat. Stahlstiche von allen Flaz'schen Bildern bei Benziger (Christl. Akademie, Prag, 1882 und Tirol desj. Jahres).

An Flaz schließt sich enge Franz Hellweger an, 1812 geb. zu Lorenzen; vom Dorfmalers Winkler in Taufers durch die Unterstützung des Herrn Johann v. Bintlir in Bruneck in die Schule von Heß in München eintretend, machte er bald derartige Fortschritte, daß ihn Ed. v. Steinle mit nach Köln und später Schraudolf nach Speier nahm, um beide bei der Bemalung der dortigen Dome zu unterstützen. Alle Bilder Hellweger's charakterisiren sich ebenfalls durch tiefes religiöses Gefühl, geistreiche Auffassung bei edler Form und gefälliger Färbung; es zeigt sich daran eine glückliche Verschmelzung des Wirklichen mit dem Idealen ohne durch sentimentale (süßliche) Darstellung zu bestechen, man vergleiche seine Flucht nach Aegypten im Ferdinandeum, die Bilder zweier Seitenaltäre in der Stiftskirche zu Innichen, die Altäre der Pfarrkirche von Bruneck, die Vermählung Katharina's zu Aushofen, St. Katarina in der Bintlir'schen Gallerie zu Bruneck, zwei Bilder bei den Kapuzinern in Bozen, darunter ein Herz-Jesusbild mit der etwas eigenthümlich erhobenen Rechten. Das Maria Rosenkranzbild in der Kirche von Silz ist vielleicht die beste seiner größeren Arbeiten. Ueber das Album des 1880 zu Innsbruck verstorbenen Meisters siehe Kunstfreund 1885, S. 39.

Durch seinen Pinsel zeichnen sich auch die Bilder des Karl Blaas, Akademie-Professors in Wien, aus (1815 geb. zu Mauders); von ihm ist das Hochaltarbild der Pfarrkirche von Innichen, des Kirchleins in der Franzensfeste, die Bemalung der Flügel eines Altars in Landeck und des Museums des Arsenal's in Wien. Sein Sohn Eugen Blaas versuchte sich in einem größeren Fresco der St. Valentinskirche zu Obermais (Bekehrung der Rätier durch diesen hl. Bischof), worin er sein Talent unter anderem auch in schöner coloristischer Behandlung beweist.

Kaspar Fehle in Innsbruck strebte eine ähnliche Richtung an, wie aus seinen vielen Altarbildern, z. B. zu Flauring, Schmirn, Pienz, Hopfgarten, Seminarikirche zu Brigen und seinem Bilde (Maria auf dem Throne) im Ferdinandeum hervorgeht.

Die größten Meister der neuesten Malerschule Tirols sind Wader Plattner u. v. Felsburg. Sie geben sich nur mit religiöser Malerei ab, wofür ihnen das Land nicht genug dankbar sein kann, daß in einem nach Hettinger so realistischen Zeitalter wie das heutige ist, welches durch bestechendes Colorit und das Modell die Ideenarmuth und die innere Leerheit zu decken sucht, wenigstens die hl. Kunst noch Verständniß und liebende Pflege findet.

Georg Wader, 1824 zu Wolf bei Steinach geboren, mußte bis zu seinem 26. Lebensjahre als Müllergeselle dienen, bis er seinem Onkel, ein Maler zu werden, folgen und nach München reisen konnte; seine eigentliche Schule machte er an der Seite seines Onkels, des Professors Schraudolf bei der Bemalung des Domes von Speier durch. Auf Vermittlung des Genannten erhielt er den Auftrag zur Bemalung der Kirche von Bruneck, an deren Gewölbe er die Geschichte Mariens, von ihrer Geburt bis zur Krönung im Himmel, anbrachte. Auch alle Ornamente, welche die Gemälde begleiten, sind von seiner Hand. Die Strenge und der Ernst der Composition, die Harmonie der prachtvollen Färbung erzeugen eine feierliche Stimmung, eine Wirkung auf das Gemüth, wie sie nur die besten Werke der alten und neuen Zeit hervorzubringen im Stande sind; frei und selbstständig, sowie geistreich sind alle Bilder behandelt, und versteht der Meister die schwierige Technik des Frescomalens meisterhaft zu handhaben (Kirchenschmuck v. Laib u. Schwarz X. B. 3. Hft. S. 45 u. Mitth. f. christl. K. Innsbr. b. Wagner. 6 Hft.). Ferner schmückte Wader mit kunstvollen Bildern die Kirche seiner Heimat (mit Scenen aus dem Leben Christi), sowie jene von Kematen (Legende der hl. Magdalena) und Ischl in Oberösterreich, in welcher letzterer er sein größtes Werk als Denkmal sich setzte, ohne es jedoch ganz vollenden zu können (im Chore die 7 Sakramente, im Schiffe die Legende des hl. Nikolaus). Auch im Friedhof zu Innsbruck finden sich einige Bilder von ihm, z. B. der Abschied Jesus von seiner hl. Mutter. Er starb 1881 daselbst, wo er sein Haus mit einem



Bilde des hl. Georg geschmückt hatte. Für die Tiroler Glasmalerei hatte er viele Cartons entworfen (Waterland 1881 Nr. 160).

Franz Plattner, 1826 geboren zu Zirl. Vom Maler Arnold zu Innsbruck nach Wien gekommen, schloß er sich zuerst Führich und dann Cornelius so innig an, daß man ihn füglich den „tirolischen Cornelius“ nennen könnte. Ersterer hat die Wurzel der christlichen Kunst in sein Herz eingesezt, hat ihn gelehrt aus Schrift und Legende Nahrung zu saugen, während letzterer mehr seiner Form die maßgebende Richtung anwies, obgleich andererseits der Ernst und die Kraft der cornelianischen Schöpfung auch in der Conception seiner Gemälde, wie in deren Ausführung zu Tage tritt. Sieben volle Jahre lebte er zu Rom in inniger Freundschaft mit Flaz, Overbeck und Cornelius. Man rügt an ihm vielfach die Herbhheit und in den letzten Jahren die Unzulänglichkeit seiner Formgebung, aber von Allen übereinstimmend wird die Größe und Tiefe seiner cyklischen, originellen Compositionsweise mit Recht gerühmt. Als Probestück seiner Leistungsfähigkeit schmückte er die Kirche seines Geburtsortes mit den Hauptfesten des Kirchenjahres nebst den 4 großen Propheten; dann bekam er den Auftrag, die Friedhofskapelle von Innsbruck zu bemalen; er wählte die apokalyptischen Reiter, das jüngste Gericht, das neue Jerusalem, die vier letzten Dinge (nach der Parabel des reichen Prasser und des armen Lazarus: Christus als Richter, Dreifaltigkeit, Armenjelenbild u. s. w.), endlich die Werke des Christen für seine Verstorbenen (Fasten, Beten, Almosengeben). Dann folgte eine Auferstehung im Friedhof zu Schwaz, die Bemalung der Kirchen von Dornbirn (Legende des hl. Martinus und der Pfingstsonntag) und Gözis (in der Abside: *justitia de coelo prospexit*, bestehend aus Gott Vater von Engeln umgeben, Christi Geburt, Pfingstfest u. dgl.). Die Friedhofskapelle von Gurlan zeigt uns die Sündfluth, den Thurmbau in Babel und Leidensszenen Christi. Die Pfarrkirche von Zenesien das *Te Deum laudamus*, der Chorbogen von Wieders die Menschwerdung Christi. Auf Anregung des Prälaten Dr. v. Hettinger bekam Plattner auch die Bemalung der Universitätskirche zu Würzburg in Baiern, worüber eine eigene Broschüre erschien. Unseres großen Künstlers letztes Werk waren die Fresken der Wallfahrtskirche Maria Stein im Unterinntale, nach deren Vollendung er bald starb (im Jahre 1887).

Albrecht v. Felsburg, geboren 1838 in Wien, wählte 1866 Tirol als die Heimat seiner Großeltern zum bleibenden Aufenthalt und ließ sich in Innsbruck nieder. Zuerst in Stuttgart und dann in München unter Schraudolph sich ausbildend, schloß er sich enger an die Kunstanschauung des Mittelalters an, trotzdem, daß seine Lehrer weniger dieser Richtung huldigten. Gleich in seinen ersten Bildern zeigte er eine derartige anziehende Darstellungsweise und eine Innigkeit im Ausdrucke der Figuren, daß man ihn mit Recht den „tirolischen Fiesole“ nennen kann. Hieher gehören: 2 Bilder in Herzogenbusch, der Tod der hl. Elisabeth (in der kath. Kirche zu Eisenach), Maria Immaculata, beide letztern im Stiche des Düsseldorfer Bilder-Vereines bekannt, letztere auch im theologischen Institute zu Innsbruck ausgeführt; dann der hl. Josef im Farbendruck verbreitet. Ueber die Bemalung der Kirche in Proveis durch die Hand dieses trefflichen Meisters, siehe Kunstfreund 1888, S. 85 und 1889, S. 14. Sein großartigstes Werk ist die Ausmalung der Kirche des Vincentinums zu Brizen nach einem großartigen Thema: das hohe Priestertum Jesu Christi, der sich in seiner unendlichen Liebe für die sündige Menschheit hinopfert. Dies hat v. Felsburg in einer Gedankenfülle und Zartheit ausgeführt, die allgemeine Bewunderung erregt. Die katholische Glaubenslehre sammt den Vorbildern des alten Testaments und den Sinnbildern des neuen, von der Erbsünde bis zum jüngsten Gerichte ist in großen Bügen an den Wänden zu lesen, vgl. Kunstfreund 1890, S. 6. Derselbe Meister hat auch die Bemalung der Kirche in Fiehl nach Maders Tod vollendet, den Schwazer Friedhof mit dem Kreuzweg geziert und die Kirche der Ursulinen in Innsbruck durch einige Bilder begonnen.

Daran schließt sich Franz Spörr aus Innsbruck, bekannt durch seinen Fleiß, sowie seine Gewandtheit im Entwurf und seinen Sinn für Stimmung von Decorationen. Mit Felsburg malte er die eine Hälfte des Chores der Kirche von Proveis, den hl. Franziskus nach Ghirlandajo in der Arkade der PP. Franziskaner zu Innsbruck, den Vetsaal des Johanneums und St. Josef für das Gesellenhaus in Bozen, dann den Chor der Kirche von Steinegg. Bei Bemalung der zweiten Nebenabside der Kirche von Telfs starb er 1886. Die Vollendung derselben und die Hauptabside sowie den ganzen Chor übernahm dann die noch viel tüchtigere Hand des J. Ertl aus Schwaz, vgl. Kunstfreund 1887, S. 2. Heuer bemalt dieser die Kirche von Weerberg.

Ein edles, hochbegabtes Künstler-Bruderpaar sind August und Edmund von Wörndle, geboren zu Wien, Enkel des Landsturms-Commandanten von 1796 in Spinges,



Tirol als zweite Heimat mit Vorliebe betrachtend. Von Ersterem kennen wir den Kreuzweg im Friedhof zu Innsbruck und zwei große Deckenbilder in der Kirche von Wörgl, schöne kleinere Wandbilder in der Kapelle des Schlosses Ambras, Führich's Schule tüchtig vertretend; der Künstler wohnt derzeit in Wien, wo wir 7 Bilder aus Noah's Geschichte in der Botivkirche finden, fortwährend im Dienste der religiösen Kunst thätig und hoffnungsvolle Kräfte, wie den jungen Schuhmacher aus Innsbruck, zur Gründung einer kirchlichen Malerschule um sich sammelnd. Edmund pflegt in hohem Grade und unübertroffener Tüchtigkeit die christliche Romantik, welcher sein berühmter Parcival-Bilder-Cyclus entsprang, vgl. Kunstfr. 1885, S. 43; einige Stücke desselben sind in Gobelintechnik bereits für das Vincentinum in Brixen ausgeführt. Daran wird sich ein Cyclus Walthers von der Vogelweide nächstens anschließen. Interessant sind seine zwölf Ansichten aus Palästina, selbst von ihm aufgenommen, in Rom ausgeführt und in Kupfer von eigener Hand gestochen, Blätter voll Charakter und Naturwahrheit; dann nennen wir die Bemalung des Andreas Hofers-Saales beim „Goldenen Stern“ und die Tiroler Landschaften im Spartassa-Gebäude, Samson und Christof im Ferdinandeum zu Innsbruck, die Tagzeiten in einem Hotel-Saal zu Trient, sowie seine Bilder im Cursaale zu Arco.<sup>1)</sup>

Johann Hintner aus dem Gsieserthale, ein Schüler Schraudolfs, bemalte nach Farbenstizzen des M. Stolz das Schiff der romanischen Klosterkirche Tschillen (Wechselburg) in Sachsen und die zwölf Apostel in der Klosterkirche der ewigen Anbetung zu Innsbruck, restaurirte die alten Fresken zu Terlan, Windisch-Matrei, Tessenberg, Mais, Maria Saal in Kärnten und Sarnthein; auch malte er eine hl. Elisabeth mit ihren Kindern von der Wartburg verstoßen, im Privatbesitz zu Bozen, den Kreuzweg zu St. Leonhard in Meran und mehrere Altarbilder (Gisman, Kapuzinerkirche zu Meran) u. s. w.

Maler Richard von Attlmayr aus Innsbruck verewigte sich durch seine zarten Bilder der Tiroler Heiligen, welche er selbst in feiner Manier gestochen hat (Verlag bei Wagner, Innsbruck).

Noch gibt es mehrere junge Maler im Lande, deren Leistungen jetzt schon unsere Aufmerksamkeit verdienen. Voran steht Bernlochner in Thaur, ein würdiger und tüchtiger Schüler Plattner's; nachdem er eine Menge Cartons für die Tiroler Glasmalerei mit verdientem Lobe gezeichnet, bemalte er seine Ortskirche und im Jahre 1890 eine Friedhofs-Artade in Brixen. In genannter Kunstanstalt finden wir auch den Felix Schach, einen Innsbrucker, sehr thätig, er schließt sich mehr der Richtung von Felsburg und des Mittelalters an, wie auch seine Farbencartone für die Kirche in Umhausen, der Altarfiguren im Linzer Dome und dgl. bezeugen. Im letzten Jahre restaurirte er in feiner Manier zwei kleinere alte Wandgemälde der Kirche zu Burgeis. Eine ähnliche Richtung verfolgt nun auch Heinrich Kluibenschedl von Riez, seitdem er an der Seite von Felsburg in der Kirche von Proveis und des Vincentinums zu Brixen zu wiederholten Malen gearbeitet hatte; das bezeugen seine eigenen Malereien in der Kirche von Oberhofen, Ellbögen und Degg. Einem weiteren Schüler Plattner's begegnen wir in Kandolph zu Haiming, der in Wildermieming die 7 Sacramente am Gewölbe der Kirche gefällig darstellte. Johann Rabensteiner, derzeit in Klausen, ein Schüler der Münchner Akademie ist vor anderem als tüchtiger Restaurateur alter Bilder bekannt; eine größere Arbeit von ihm ist die Bemalung der Kirche von Hallstadt; andere neue Bilder von ihm finden sich an den Flügelaltären zu Mais, zu St. Nikolaus in Ulten und Innsbruck. Zu Bozen treffen wir den Franziskanerpater Cajus d' Andrea, geboren zu Innsbruck, welcher durch sein angeborenes Malertalent verbunden mit großem Fleiße in der Composition wie Ausführung eines jeden Objectes, dann durch längeren Aufenthalt zu Rom, Siena und Florenz große Kenntnisse sich erworben hat und in die schönsten Werke der dortigen Frührenaissance tief eingedrungen ist, wie seine daselbst gemalten farbenhaftigen Aquarelle und die farbenprächtige und figurenreiche Bemalung des Besaales im Gymnasialgebäude zu Bozen zur Genüge bezeugen (vgl. Kunstfr. 1887, S. 2). Leichtigkeit der Composition wie Gewandtheit in der Führung des Pinsels zeigt auch der andere Ordenspater. Johann M. Reiter aus Lienz, nun in Hall, wie seine Versuche am Altare der St. Katharinakirche zu Kaltern der Klarissinnen zu Brixen, zu Maria Schmolln in Oberösterreich u. a. D. erkennen lassen. Schade, daß er sich nunmehr mit Entwürfen u. dgl. zu Altären abgibt.

<sup>1)</sup> Sein Genre ist ein ganz anderes als das ebenfalls in seiner Art sehr hoch zu schätzende unseres anderen hochgefeierten vaterländischen Künstlers Deferegger und seines Schülers Joh. Moroder zu St. Ulrich in Gröden; für ersteren ein eigener Saal im Ferdinandeum, welchen Copien nach Gemälden des Künstlers aus der Hand einer geb. Frau Mair aus Bozen ausfüllen.



Ueber mehrere begabte Dekorations-Maler: N. Schwarzenberger aus Brizlegg, derzeit in der Tiroler Glasmalerei; von ihm die Decorations-Malerei in Beerberg und Lichtenberg; Ignaz Stolz in Bozen, der in der Kirche von Tennesien mit dem Kreuzwege Führich's in großen Figuren den Versuch einer decorativen Wandbelebung machte, Bart in Brixen, Felder ein Vorarlberger u. a. vgl. Kunstfreund 1886, 90; 1887, 26; 1883, 93; 1890, 6 u. dgl.

Auch die laut S. 378 seit dem Ende des 16. Jahrhunderts außer Acht gelassene Kunst „auf Glas zu malen und die prächtigsten Farben dauernd einzubrennen“ fand durch Albert Neuhäuser in Verbindung mit dem Architekten Josef v. Stadl und dem Maler Mader im Jahre 1861 wiederum emsige Pflege und steht als Tiroler Glasmalerei unter der Leitung des Dr. Zele noch zur Stunde in großer Blüthe da. Es wurden viele farbenprächtige Fenster, mitunter von großartiger Composition in den verschiedenen Stylarten nach aller Herren Länder, selbst nach Amerika und Asien gesendet. Von den zahlreichen Stücken im Lande selbst nennen wir jene streng romanischen Styls in der Kirche des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern zu Innsbruck, des Vincentinums zu Brixen, zu Pfaffenhofen der Dominikaner zu Eppan; der gothischen Kirchen: St. Nikolaus in Innsbruck der Pfarrkirchen zu Bozen, Meran, Trient und der Pfarrkirchen von Kaltern, Arco, Neustift im Renaissancestyl. Einige Mustervorlagen dieser Kunststalt siehe im Kunstfreund 1885, Taf. 5 und 6; 1887, Taf. 2 in unserem Werke: Die christl. Kunst in Wort und Bild, Fig. 32, 189 und 199.

Interessant wie ehrenvoll für unser Land ist es auch, daß genannter Albert Neuhäuser selbst die Kunst der „Mosaik“ jenseits der Alpen zuerst ins Leben gerufen und seit 15 Jahren eine allgemein belobte Mosaikwerkstätte in Innsbruck errichtet hat. Im Lande selbst kann dieser kostspielige Kunstzweig, welcher seit den ersten christlichen Zeiten mit seiner außerordentlichen Farbenpracht die vornehmsten Gotteshäuser geziert hatte, nicht in größerem Maßstabe zur Geltung kommen, jedoch fehlt es nicht an lobenswerthen Versuchen, wie z. B. zu Innsbruck an der Fassade der St. Nikolauspfarrkirche, an der Abside der Klosterkirche der ewigen Anbetung daselbst (siehe christl. Kunst in Wort u. Bild Figur 68), an 8 Häusern und im Friedhof daselbst, zu Bozen (in der v. Streiter'schen Friedhofs-Arkade) und Girlan und Bruneck, Weihezeichen der Dominikanerkirche zu Eppan und endlich an der Mosaikwerkstätte zu Innsbruck selbst. Ueber andere kunstreiche Arbeiten vgl. wiederum: D. christl. K. i. W. u. B. Fig. 87, 88, 114, 281.

Endlich wäre noch der Stickerkunst für Kirche und Haus zu gedenken welche dem Aufschwung der übrigen Kunstzweige gleichen Schritt gehalten hat. Aller Orten bis in die Wälder der hintersten Thalgründe rührten sich fleißige Hände, um Würdiges im recht n. Verständniß der Stylarten und der verschiedensten Technik zu schaffen. Hofer zu Sterzing, Fräulein Roschmann, Mayr und Uffenheimer zu Innsbruck Sailer zu Obernrieming errichteten förmliche Anstalten mit vielen Arbeiterinnen, um der Nachfrage nach gestickten Paramenten, Fahnen, Bahrtüchern, Baldachinen u. dgl. zu genügen. Dazu kommen die einzelnen Stickerinnen in den Frauenklöstern um ihren eigenen Bedarf selbst zu decken. Eines bleibt uns aber ein Räthsel daß trotz aller fortgeschrittenen modernen Technik in der Stickerei die „Weichheit“ den Arbeiten abgeht und merkwürdiger Weise gerade jenen mit der Hand gestickten mehr als denen von einzelnen Maschinen hergestellten. So z. B. zeigte uns Dailler in Wien, Huber-Meyerberger von Archberg bei St. Gallen in der Schweiz u. A. ganz überstifte Meskleider, welche man „unbeschadet“ der schönen Arbeiten zu einem Ballen zusammenswickeln konnte, ähnlich wie manche alte Handarbeit. Möchte es gelingen auch bei den viel vorzüglicheren Handarbeiten diesen höchst wünschenswerthen praktischen Vortheil der Weichheit wie bei den Maschinenleistungen recht bald zu erreichen!

Da es beim ersten Versuch einer Kunstgeschichte Tirols unmöglich war alle Kunstwerke zu würdigen so sollen im Kunstfreunde noch weitere Nachträge folgen.

**Nota:** Zwischen Seite 176 und 179 fehlt am Texte nichts, nur an der Angabe der Seitenzahl hat sich ein Versehen eingeschlichen.



## Allgemeines Inhaltsverzeichnis.

- A. **Die vorgeschichtliche Zeit bis ungefähr 13 J. vor Christus** (Steinzeit, Bronzealter und Eisenalter) S. 1—16.
- B. **Rätien unter den Römern** 16—34 (die religiösen Gebäude und Tempel 34—36).
- C. **Die christl. Kunstperiode in Tyrol bis ungefähr zum Jahre 1000**, 36—68.
- D. **Einflüsse der byzantinischen Baukunst auf Tyrol** 68—73.
- E. **Die romanische Periode v. J. 1000—1300**. S. 73—128 (zweischiffige Kirchenbauten 128—130; Kapellen (1. Friedhofskapellen; 2. Burgkapellen; 3. Hundkapellen) 130—140; Klosterbauten 140—146).
- F. **Ueber Profanbaukunst**: Burgen 146—171; Städteanlagen 171—173.
- G. **Uebergangszeit** (vom romanischen zum gothischen Baustyl, 1170—1300) S. 173—176; Ornamente des romanischen Baustyles 176 u. 179<sup>1)</sup>; Steinmazzzeichen 179, 180; Baumeister 180.
- H. **Die Plastik oder bildende Kunst der romanischen Periode** (in Stein und Holz 181—196; in Metall 196—212).
- I. **Malerei in der romanischen Periode** (monumentale Wandmalerei 212—240; Emailarbeiten 240—242; Sticerei und Webekunst 242—244).
- K. **Die gothische Periode v. J. 1300—1550**. — 1. Geschichtliche Einleitung 244—251; 2. Ausbildung der Gothik 251—300; 3. Spätere Gothik und ihr Verfall 1450—1550, S. 300—306; 4. Klosterbauten der gothischen Periode 306—308; 5. Profanbaukunst (a. geistliche Residenzen 308—311; b. Landesfürstliche Wohnungen 311—312; c. Stadtbauten mit den Rathshäusern 312—314; d. Burgen 314—316; e. Baumeister und Steinmazz und Steinmazzzeichen 316—320).
- L. **Plastik der gothischen Periode**, 14. Jahrh., in Stein, Holz, Elfen und Elfenbein 320—328; 15. Jahrhundert: Altäre 328—336; Sakramenthäuschen 336; Todtenleuchter oder Lichthäuschen 337; Bildstöcke und Wegkapellen 337; Kanzeln 338; Tauf- und Weihwassersteine 328; Chorstühle 339; Kirchenstühle 339; Kirchenthüren 339; Täfelwerk und Holzdecken, Truhen 340; Stifterbilder 341; Ornamente und andere Schnitzwerke 341; Goldschmiedekunst (Reliquarien, Monstranzen, Kelche, Rauchgefäße, Leuchter, Pastorale, Erzguß, Glocken, Eisenarbeiten) 341—347.
- M. **Malerei der gothischen Periode** (Wand- und Tafelmalerei) 347—378; Glasmalerei 378—380; Miniaturmalerei 380; Sticerei 381; Webekunst (Gobelins) 382.
- N. **Renaissance oder italienischer Baustyl** (1520—1800) in Verbindung mit der neuesten Richtung bis auf unsere Tage; Baukunst 382—390 (neueste Zeit 391); Plastik 391—397 (neueste Zeit 397—401); Metallarbeiten 401—402; Malerei 402—406 (neueste Zeit 406—409); Glasmalerei, Mosaik und Stickekunst 410.

**Nota:** Von S. 176—179 fehlt am Texte nichts, es hat sich nur ein Versehen in der Angabe der Seitenanzahl eingeschlichen.

## Das besondere Inhaltsverzeichnis

dürfte dem Leser in Form einer „Uebersicht nach einzelnen Gruppen“ besser entsprechen als ein einfaches alphabetisch geordnetes Namenregister. Von bekannteren Knotenpunkten ausgehend lassen sich die weniger bedeutenden Orte leicht finden. Damit wird „ein praktischer Führer zu einer Kunstreise“ geboten, mit vielen „Nachträgen u. Ergänzungen.“

Abkürzungen: Fnd. = Fundstelle prähistorischer u. römischer Alterthümer; röm. = römisch; rom. = romanisch; goth. = gothisch; it. St. = italienischer Styl (Renaissance); Th. = Thurm; K. = Kirche; Pfl. = Pfarrkirche; Skulpt. = Skulptur; Alt. = Altarbild; Mal. = Malereien; a. = alt; r. = rechts; l. = links. Die einfachen arabischen Ziffern deuten die Seitenzahl, jene in „Fettdruck“ die Abbildung an.

**Ala**, röm. Soldaten-Colonie (Ala exercitus, woher der Name, der zuerst 1157 erscheint; Spuren eines Castells auch am r. Eischufer.) S. 18. Pfl. v. 1600, mit Bildern v. Brusaforcei (Madonna), Palma und Crassonara (Oratorium). St. Peter i. Walb. 40, 239.

**Avio**, das Palatium des Antoninischen Reisebudes, Fnd. 15, 18, 132. Mal. i. d. Burgruine 350. Die alte Pfl. eine Basilika mit offenem Dachstuhl; i. d. neuen ein Duercino.

**Roveredo**, unter dem um 1300 (?) von den mächtigen Herren v. Kastelbarco erbauten Schlosse **Junk** (junges Schloß?), das einen eigentümlichen, von den Venetianern (1413—1510) angebauten Rund-

thurm mit großer Böschung noch hat, der andere in neuerer Zeit abgebrochen. Die Kirchen alle neueren Styls mit guten Gemälden: Pfl. St. Markus von 1450, St. Hieronimus v. Brusaforcei; Mariae Pfl. v. 1678, Elias u. Elisabeth v. Baroni aus Sacco; Maria del suffraggio mit mehreren guten Bildern, wie auch im städtischen Museum. Im nahen Lizzana mit der Ruine einer uralten Burg, erbaut v. d. röm. Familie der Licinier, 1439 zerstört durch die Venetianer 19, die Pfl. it. St. i. Kreuzform mit guten Bildern; Th. alt mit kegelförmigem Helme 291. In Pieve di Valarja: Pfl. goth. Sacco, Fnd. 21, K. mit Mal. v. Baroni 404. — Siera, Fnd. 15, mit kargen Resten der Burg Predaja (Prataglia) 22.



**Mori**, Pfl. it. St. — Th. rom. mit Helm wie in Vizzana. St. Karl, frühgoth. mit quadratischem Chore 252, daran verschlungener Spitzbogenfriess, wie an St. Anastasia i. Verona. St. Maria außerhalb Tierno, goth. Mal. 350. — Besagno, a. d. Sakristei Reste d. frühchristl. Basilika St. Geno 40; Mal. 350, Ruine v. Castel Bald nach Dr. Schneller. — Brentonico, Burgruine gl. N. 11, Th. rom. a. d. R. it. St. mit alter, dreischiffiger Krypta 196, 197, 254; goth. Sculpt. 392, Mal. a. einem Hause, ähnlich wie in Besagno.

Ueber Loppio, Burgruine 19, Penede 153, Nago 20, Torbole 20 nach **Riva**, Fnd. 20; über der Stadt eine Burgruine mit Rundthurm; in der Stadt die Burg Rocca, 14. Jhrh. 148. Pfl. it. St. mit werthvoller Ausstattung, Mal 350, i. d. Epitaff. Geburt Christi v. T. B. 1530. Außer der Stadt die an Bilderwerken reiche Marienk. 384. Gegen Torbole R. mit ält. Bauthellen, ein Bildstock mit Steinreliefs: Christus als Richter und Misericordiable mit Maria u. Johannes. Ende d. 15. Jhrh. Aus derselben Zeit zu Pieve des Ledrothales ein Marienbild in sitzender Stellung, gekrönt, mit rothem goldverbräuntem Gewande, in d. Rechten das in der einen Hand eine weiße Blume, in der anderen die Weistafel hält. Ein ähnliches Bild mit einzelnen Heiligen in der Antoniuskirche zu Tenno v. 1532, das sehr hoch geschätzt wird.

**Arco**, Fnd. 20, Burgruine gl. N. 151, 152 Pfl. it. St. in großartiger Anlage, 384, mit schätzenswerthen Bildern. Weiter nördlich Drena, Burgruine gl. N. und bei Dro St. Abondio mit alten Fresken.

**Trient**, etrusk. Ursprungs, Tridentum nach dem Dreizack des Neptuns, dessen Haupttempel a. d. Stelle des heutigen Domes stand, davon noch 2 Steine Fig. 23, 24, 10; die Stadt v. d. Römern stark befestigt 12, 14, 12, 18, 14, 22—24, mit vielen Thürmen 154, jener a. Domplatz mit spät. Zinnen 436 und einer alten Glocke, Renga genannt, Kunstfr. 1885, 62, 1887, 5. D. Dom reich, rom. St. 36, 39, 65—66, 77, 85, 90, 92, 93, 125—127, 98, 99, 102, 110, 137—161; 115, 119, 122, 180; 383, 384, jüngst befriedigend restaurirt; Kuppel neu, Kunstfr. 1886, 61, 1889, 47. Sculpt. 184, 185, 212—216, 244, 245; Taufst. 338; Grabst. 329; Kreuzigungsgruppe aus Holz, 14. Jhrh. (i. d. Kapelle), Hochaltar in Ciboriumform, it. St. Mal. 62, 237, 353. Madonna del Coro, treffliche Kopie d. 15. Jhrh. aus Rom. J. d. Sakristei, der einstigen Taufkapelle, Fig. 66, ist der Sarcophag des hl. Vigilius 41, 42; Reliquarien 208, 240, 279, 279 b, a. Bücher: 40, 62, 200, 380, 230, 231, 249, 252, 253; Gobelins u. Stickerien 380—382. S. Maria maggiore, it. St. mit rom. Th. u. Sculpt. 120, 383, 495, 391; daneben Reliefs (Christus i. Leiden v. Fig. 214). S. Lorenzo, neben dem Bahnhof, entweicht (urkund. 1150), d. R. nach Zanella (M. maggiore p. 60) erst um 1243 gebaut, 81, 82, 69, 71, 89, 117, 98, 160, 124, 142. St. Apollinar, Fnd. 16 mit eingemauerten röm. Steinen 19, 35, 68, 45—47, Grabst. 189; Mal. 353, 483, Kunstfr. 1887, 78. St. Markus 140, 273, 353, 384; hinter d. Altar frühgoth. Kapelle, nun Wohnung des Rektors. Friedhof 399. St. Peter, einfach gothisch mit neuer geschmackloser Fassade, 265, 317; Kunstfr. 1886, 68, innen ein Steinrelief; reich ausgestattete Kapelle. St. Magdalena, 23, v. J. 1311 nach P. Just. Lab. Archiv, frühgoth., nun Caperne. Maria del carmine, reiches Innere. St. Martin, gutes Bild v. Cignaroli. Jesuiten = nun Seminarirche im Jopfstyl 387. St. Ignatius v. Troger nach B. Weber. Fürstb. Burg 171 u. Castell: 147,

187, 150, 153, 309, 437—43, 384. Mal. a. Porta d' Aquila, Kunstfr. 1890, 12, Paläste 386, Kunstfr. 1886, 7, Mal. 385; Kunstfr. 1889, 21. Sardagna, Fnd. 22, 98, 106, 140. Villazano, Fnd. 23. R. Madonna della Grotta it. St.

**Von Trient ins Valsugana** (reich an Fnd. 24). Rechts auf einem Hügel St. Agatha, rom. mit gutem Altarbild. Civezzano Fnd. 43, 44, 66; Pfl. goth. i. it. St. überkleidet 383, 429, b, alte Marienstatue; Glasmal 379. Etwas höher bei Fornas: St. Stefano mit Altar und Fresken d. Boznerschule, 15. Jhrh. 353. Pergine: Pfl. goth. 3schiffig mit 14 Pfeilern, 250, 261, mit neuer Fassade, guten Bildern. Im fürstb. Schlosse gl. N. 153, gechnitzte goth. Thüren und ein Chorstuhl. Frassilongo i. Mochenithal, theilweise goth. 251 mit jüngst übermalten Fresken am Chorgewölbe. St. Christoph und St. Hermes am See, 37, 18; Calceranica: R. goth. 3schiffig, außen massiv überkleidet. Schloß Bigolo. Caldonazzo, R. mit hl. Familie i. Stil Raffels. Levico, Fnd. 24. R. neuromanisch, großartig 390, 399. Unterhalb Novaledo 2 Viercksthürme, zwischen welchen die Straße ging; weiter gegen Roncegno ein Rundthurm (Marter) mit starker Böschung. Borgo, das römische Ausgum, Fnd. 8, 24, 40, i. Gerichtsgebäude, einst Klarissin. Kloster mit der St. Anna, alte Gemälde; Burg Telvana; Pfl. it. St. mit guten Bildern. Daneben die St. Anton u. Rochuskapelle mit Gruft v. 1509; im oberen Stodwerke am Kreuzgewölbe die Evangelistensymbole u. faltenreich gekleidete Engel mit lockigem Haare; an den Wänden die Legende von St. Rochus in mehreren Bildern; auf dem Altare Maria mit dem Kinde, umgeben von musicirenden Engeln, darunter die Kirchenpatrone nebst St. Georg (Grazer Kirchenschm. 1882, 80). Ueber andere Schloßruinen u. Ortschaften siehe 24. Castell Tejino 16: R. goth. restaurirt durch Paßler. Ruine der Burg Rosel 171.

**Von Trient nach Roveredo**. Am „linken Etschufer“: Mattarello, Fnd. 22; in der Kapelle der von Rundthürmen umgebenen Burg, 153, ein alter Flügelaltar, deutsche Arbeit. — Ueber Calliano die Ruine Beseno u. höher St. Valentin, vorm. mit Abside gothisirt nächst Folgaria: R. it. St. mit Krypta 88. Schloß Stein am Wege nach Bolano mit St. Rochus aus dem Mittelalter. Darüber Destor (ad decem turres) röm. 21. Von Interesse ist auch die Partie am „rechten Etschufer“ mit vielen Funden von Altarstümmen, Mauerresten und alten Filialkirchen 22, auch Castelbarco's Ruinen, deren Herren gl. R. einst lange bis zur Landesgrenze unumschränkt herrschten. In der Kirche von Villa, bemalt von Baroni, ein Marienbild orientalischen Aussehens und eine kostbare Kapelle, eine Art Mausoleum der Grafen Vodron, um 1620, mit Portraits der Stifter auf Kupfer. In der Sakristei schöne, golddurchzogene, gewebte und gestickte heil. Gewänder von 1574, eine Fahne, Antipendien, ein Altarkreuz von 1519 mit gothischen Anklängen. (Grazer Kirchenschm. 1882, 14.)

**Von Trient nach Judicarien**. Cadine Fnd. 6; an der Kirchenmauer ein Römerstein. Vezzano; R. it. St. mit Altären aus Holz und Stein, an der Mensa des Hochaltars feine Mosaik; Leichenzug des hl. Vigilius; auf einem Seitenaltar das tabernakelartige Reliquiengehäuse der hh. Valentin u. Parentin v. 1515 aus Marmor; zwei romanische Löwen tragen die Säulen der Orgelempore. St. Valentin, sehr ähnlich 63, mit altem Flügelaltar, daran Maria Verkündigung aus der Brignersschule 352. Haus Nr. 83 mit herrlichem Marienbild 353. Weiter zur Rechten das fürstb. Schloß in St. Magentia mit interessanter Ausstattung; links



das restaurirte Schloß Madruz, 153 und das Calavino; R. it. St. mit der Kapelle der Madruz, wo 7 Herren dieses Geschlechtes von Lizian's Hand sein sollen. Am See Toblino das Schloß gl. N., urf. 1124, Fnd. 20; ein Römerstein, kleiner Innenhof ringum mit Arkaden; oberhalb ein großer Saal Mitth. C. C. Comm. 1885. XCIII.) Bei Alle Sarche beginnt der Eingang ins Judicarien, 20. Comano, ein Warmbad und Fundort vieler röm. Münzen. Darüber das Dorf gl. N. u. Godenzo — Poja 291 mit stattlichen Spitzthürmen. Etwas höher die Ruine Campo, Spine, Restoro, 153. Weiter rechts Vleggio oder Santa Croce: R. dreischiffig mit Krypta, spätg. St. 260. Gegenüber Stenico mit gut erhaltenem Schloß gl. N., theils goth., theils it. St., Römerstein; 314, Mitth. d. C. C. 1890, zwei Säle, der eine mit romanischen, durch Säulchen getheilten Fenstern und zwei schönen Fresken, der andere mit Bildern aus der Renaissance, 350. Preore: Friedhofst. goth. u. bemalt, 351. Bei Tione (mit großer Pfl. it. St.) am Bache St. Vigil 63. Ueber Pelug 41, St. Zeno mit einigen Fresken 351; St. Anton außer dem Dorfe 83, 278, reich bemalt, 351. Ebenso St. Vigil 351, 384 in Pinzolo 482 u. Stefan in Carisot 79, 101, Altar v. 1551; in Giustino Mal. (Geburt Christi und Tod Mariä) 352; dann St. Anton 352 gegen Maria Campiglio mit rom. Thurm 16, R. dreischiffig mit sechs Pfeilern, 15. Jhh., alte Marienstatue und 3 ältere Altäre. Im Unterjudikarien oder dem Chiesethale Fnd. 20. Bei Cimego die Spuren zweier alter Burgen (Römercastelle?); Condino; Pfl. it. St. groß mit schönem Portale, daran mehrere fein gearbeitete Brustbilder von Heiligen und Engelsköpfe, oben Maria mit 2 Engeln 384, nebst Symbolen und Geräthschaften zu sehen sind. St. Lorenz mit Schloß St. Barbara v. Vodron 153 hat im Schiffe flache Decke und ist im Chor bemalt (Evangelisten und Apostel).

**Bozen**, bekannt v. J. 379, röm. Lager, 17, 26, 15; seit 608 unter d. bair. Grenzgrafen, 1156 südlichste Stadt Baierns, die alte Befestigung bis 1292 bewahrend, 171. Pfl. i. Schiff (mit frühgoth. Gewölbe und goth. Fenstern) an 2 Portalen u. am Unterbau d. Thürme rom. 82, 72, 98, 100, 136, 110, 117, 125, 163—65; d. Chor v. edler Gotth., 1400 vollendet, 246, 252, 270, 333, 363, 276, 381, 390, 288, 421, 422, Thurm 294, 418; Gnadenbild rom. 186; innen u. außen goth. Sculpt. 324; Grabst. 456, 392; Kanzel 461; vier Lichthäuschen 460; alte Thür und Chorstühle 339, 340; Fresken goth. 356, goth. Monstranze 343; Kronleuchter (Lampen m. Armluchtern) 401. Altäre it. St., Hochaltar mit guten Statuen, Bild v. Laz. Vazzarini, St. Dominikus gute Copie, andere v. v. Glantschnig, arme Seelen v. Glas. Glasmal. Alte Pfl. von 1180, modernisirt, goth. Monstranze, altes Kreuzst. ähnlich Fig. 494, 194; Th. d. a. Spitalst. 203. Friedhof: ein Grabmal rom. St. v. Eisenwein, v. d. Giovanellischen eines v. Gasser, das andere v. Steiner, mehrerr. and. v. Rainalter 399; Mojaith. v. Neuhanser 410; Kreuzweg v. Grassonara 406; Kapuzinerkloster 26, Bilder v. Hellweger 407. Dominikanerkloster (nun Caserne) 74, 206, 175, 245, 392, 394, 306. Franziskanerkloster 74, 130, 182, 143, 176, 245, 307, Kreuzg. rom. 183, 184, R. goth., Th. 413. Sculpt. 324. Flügelalt. 332. Mal. 409. Kunstf. 1891, 16. Alt. v. Glantschnig. Miniaturenreiches Gebetbuch u. Chorbücher. Johannem, Kapelle mit Altar u. Mal. v. Spör 408. Tertiariennkl. 396. Deutschordenst. goth. Grabst. Kunstf. 1890, 7. Alt. v. Knoller 405. Burg Weggenstein 310. Gerichts-

gebäude 312. Schrofenstein, Mal. 356, Merlantilgebäude mit guten Portraits v. Gliedern d. Kaiserhauses u. s. w. 405. In städt. Museum: Römersteine aus Nals, Taufstein 220, a. Kelsche 237, rom. Kreuze, a. liturg. Bücher, Missale, geschrieben 1293 von einem gewissen Ruotlib (nicht Ruotpolb) 380, Stickerien; mehrere Bilder der a. Pusterthaler Malerschule. Stillendorf, Kapelle mit restaurirten goth. Altären aus Durnholz 333, St. Florian u. Willanders. Maresch 26, 157 mit Mal. Mothenstein mit Bilderammlung. Alle Filialen der Pfarre Bozen sind rom. St. u. bemalt: St. Peter, 84, 278, 382; St. Katharina in der reich bemalten Burg Runkelstein 158, 445, 318; die untere Kapelle in Schloß Ried 158; St. Oswald 84; St. Johann 84, 76, 90, 134, 356; St. Magdalena 84; St. Justina 84, 359; St. Lorenz i. Nentsch, St. Georg in Wangg 84, Kunstf. 1891, S. 2; St. Martin i. Campill 81, 84, 357 mit 3 a. Altären; St. Vigil 484, 485, 358; (daneben d. Kalvarienbergf. 388, 406, Sculpt. 396); St. Jakob i. d. Au 102, a. Alt. 358; (i. d. Höhe die Habelburg, Mal. d. 16. Jahrh.)

Ueber **Harneid**, R. goth. restaur. Mal. v. Rabensteiner, u. Burg gl. N. 359 alte Mal. — Nach Gummer mit goth. Chore; Wälschnoven: Filiale St. Sebastian rom. — Eggenthal, Th. rom. — St. Agatha u. Deutschnoten mit goth. R. 334, 338, 340; St. Helena 410, Mal. 360; Petersberg goth. u. a. Kanzel. Veifers Th. rom., R. neu, a. Weiperbild, Altar und Kanzel rom. 400; St. Peter rom. goth., Alt. „Auf der Pfl.“ alte Reste d. Burg Lichtenstein?

Auf den **Ritten** über die Sarntthalerstraße; Schloß Wanga (umgebaut) 132, 158, 277; Dorf Wangen: St. Johann, spätg. Pfl. und St. Vigil goth., Lichthäuschen 337. Oberinn Th. rom., R. goth. Kanzel v. Meister Christof v. 1549. Oberbozen Alt. v. Chr. Unterberger, 2 von Knoller 405. St. Jakob rom. modernisirt. Mal. 360. Unterinn Th. goth., R. rom. umgebaut Kunstf. 1886, 91, 1888, 24, 74, Monstr. 343, Lichthäuschen 337. St. Sebastian rom., umgebaut, Fnd. 6, Ruine Zwingenstein. Siffian gut. Alt. Lengmoos Th. u. Port rom. 90, 96. R. goth. restaur., Krypta 254, Grabst. Lichthäuschen 337. Mittelberg goth. Mal. überündt 360. Lengstein Fnd. 15, 28, R. umgebaut, goth. wie eine Filiale 256.

**Harthal**: Sarntthaler Fnd. 6, Th. rom. R. neurom. wie die Altäre 378, 400. goth. Monstr. 343. Grabst. Friedhof. 291. St. Cyprian goth. u. Mal. 338, 360, rom. Crucf. i. Kunstf. 1890, 3. Burg Rained 158, 340, Kap. rom., alt. Casel. Kranzstein goth. Nordheim, goth. R. Sculpt. 339. St. Valentin, rom. mit geschmückter Decke 109, 275, Mal. außen, innen überündt. Durnholz, R. rom. mit Resten v. guten Fresken. Überstückl. neue goth. R. v. Angerer, Alt. v. Trenkwalder. Pens, R. goth., Stühle alt, Kunstf. 1885, 91, Christof. St. Johann, rom. und frühgoth. Sculpt. 187.

Nach **Gries**. St. Quirin 43, 26, 172; Burg, später Augustiner u. nun Benediktinerkloster 27, 132, 157, alt. Klosters. entweiht, goth. mit Nebenschiff, d. untere Kreuzgang rom. 97, 142, der obere goth. 306, eine herrliche Fresse am Thorthurm 359, neue Klosterf. it. St. bemalt v. Knoller, 387, 405; a. Pfl. goth. mit Gruft u. Altar von Pacher 253, 256, 277, 391, 404, 406, 432, 340. St. Oswald in Trojenstein („am geschaidten Thurm“ 27) rom. mit Nummerirbild. St. Jakob rom. 84, goth. alt. 359, Ruine Raffenstein Fresken, St. Georg goth., Sculpt. 345, 355—57, Altar neu nach Felsburg. Fenesien, Th. goth. R. neu, bemalt v. Plattner 408 u. 410. St. Va-



Ientin i. Nobis rom. Aßing mit schönem goth. Chore, 272.

Nach **Heberetsch**. Burg Sigmundskron, Fnd. 16, 26; 131, 155, 239, 276, 314, 336; 2 Kapellen, d. obere 79, d. untere St. Blasius rechteckig mit Vorhalle. Girlan, K. neu, Friedhof neu, goth. Mal. v. Plattner 408, Sculpt. v. Winkler 398 u. Frz. Pendl 399. St. Pauls, Pfl. goth. restaur. Kunstf. 1886, 43, 312, 313, 265, 335, 267, 344, 373, 403, 405, 288, 417, 297, 428, 431, Wesperr 324, Stiftersehilde 341, Grabsteine, Sakramenthäuschen 336, Altäre v. Stolz 398. Friedhof mit Hallen 17. Jahrh. u. St. Luziaf. spätgoth. Mal. 402. St. Nikolaus i. Unterain, spätgoth. Flügelalt 334. Missian, Gräberfnd. Burg Hocheppan mit d. St. Katarinaf. (bemalt), 18, 38, 62, 131, 189, 190, 155, 213, 248, 217, 258—62. Alte St. Vigiliuskirche i. Perdonig rom. 79. Die Burgen Korb u. Doimont 115, 131, 156; Freudenstein mit 2 Thürmen 156, goth. Kap. St. Valentin, goth. Kap. 296, a. Altäre 339, 360; Englar, K. u. Thüren goth. Ganded it. St. mit reich geschnitten Altarraumen v. 1608. Wart 156. St. Michael goth. Die Dominikanerk. und Maria Kasi, neu, rom., beide reich ausgestattet 390. St. Anna spätgoth. mit a. Thüren. Montigl, K. u. Keld goth. Kalkern: Fnd. 26, 37. St. Leonhard i. Unterplanig 139, 178, 179, 288, 379. Pfl. it. St. Mal. 404, 405, Th. unten rom. oben goth. 118, 291, 415, Grabst., Grabkreuze, Speisekell 343, Miniaturen 380, Sculpt. 187. Calvarienbergf. 388. Französkf. auf d. Grundm. d. a. Rottenburg, Tafmal. 360. St. Katharina, goth. Mal. 360 u. Kunstf. 1887, 62. Schloß Campan, theils goth. Schnitzwerke 340, 341. St. Nikolaus, Thurm u. Portal rom. 109, 119, K. goth. 302. Mal. 360, 402. St. Rochus, goth. Mal. v. 1520. St. Anton, Th. sehr alt 26, K. goth. 282, Thür 340. Altenburg 26. St. Peter rom. 25, 42, Mal. 349; St. Vigiliusk. goth. 303, Mal. 349.

**Auf den Aonsberg.** Eine Gegend mit zahlreichen Funden röm. Alterthümern, röm. Castellen, 24, 25, 38 u. goth. K. Malosco mit Schloß gl. N. — Fondo K. modern St., Th. goth. — rechts Senale 75, 261, 265, 296, 325. Laureng, mit vergrößelter goth. K. St. Michael i. ersterem D. frühg. Castelfondo, K. goth. mit Mal. v. 15. Jahrh. 355. Kapelle i. Schloß gl. N. rom. mit alt. Altar u. Chorstuhl 339. Ruine v. St. Peter rom. u. der Burg Vigna, links über dem Bache Sejo, K. goth. 305 u. Dambel, Fnd 11, 14 K. theilweise rom. Flügelalt 334. — Weiter Arsjio oder Brez Pf. (Kunstf. 1890, Taf. zu Nr. 8) u. Filialen goth. — Floz, K. goth. v. 1457. Burg Arsjio goth. Revò, Thurm sehr alt, rom. 14, K. goth. Ueber Cagnò mit g. K. nach Livo (Carollo 355 u. Pregarhena), Bajelga K. goth., 336 nach Rumo (Marzena u. Mion 205) mit Pfl. u. Filialen goth. Styls; Moenigo 185, Lanza 210, dann im Hintergrund Probeis. K. neu, goth. 391, bemalt v. Felsburg 408. — Auf dem Rückweg ins Sulzthal über Caldes mit zwei Burgen (eine Rocca genannt, rom. 154, die andere it. St.) nach Malè, Dimaro (mit St. Brigitta 76), Pellizano 41, alle 3 Orte m. goth. Kirchen u. rom. Portalen; an letzterer K. auch Wandmal. 335. — Auf dem Weg nach Cles (v. ecclesia, um 400 Bau der ersten Kirche durch St. Vigilius) Fnd. 6, 10, 14; Burg gl. Namens. Pfl. goth. 429 a., 383. — St. Vigil rom. mit Wandmalerei 355. Gerichtshaus mit Säulchen wie Fig. 440. Weiter südlich links Tassul Portal rom. 111, K. goth. mit Wandmal. u. Reliquienschein 341.

Valer röm. 24, Schloß Man 152, umgebaut 1530 durch Gaudenz v. Madruzz, Terres, Friedhof. goth. Styls. Flavon: Pfl. goth. 300, Reliquienkreuz 342. Cunevo, K. goth. mit schmalen Fenstern. Denno goth. Pfl. v. 1539 u. röm. Burgruine auf dem Hügel Corona. Segonzano bei Lober. St. Jacob rom. mit Wandmal. 354. Schloß Velasio, Th. röm. 18. Dercol (goth. K.) u. Cresin mit Stellen reicher antiker Funde 6, 11, 15. — Am linken Nocußer: der Thurm Bisione, dann Castell St. Pietro mit Rundthurm, beide römisch 24. Castell Thun 152, 354. Dardine 354. Revò Fnd. 25 mit 2 goth. K., Mal. 354 u. Tres mit goth. K. u. Mal. sehr schönen außen wie innen 354. Torra, Th. von Coredo, Amtshaus mit Wandmalerei 355, an einem Hause eine herrliche Kapelle 355. Sanzeno 10, 8, goth. K., rom. Th., romanisirendes Portal 111, Mosaik. St. Komedio mit 5 Kirchlein über einander goth. oder rom. St. 50, 51, 70, 93, 107, 184. Salter, goth. K. u. Mal. 354. Caséz, K. ital. goth. 100, 129. St. Bartholomäus bei Romeno 64, 79, 406. St. Anton frühgoth. Cavareno 128 Sarnonico, K. goth. theilweise noch rom. 81. St. Maria goth. mit rom. Th.

**Von Bozen nach Orient.** Branzoll, goth. K. mit rom. Th. u. rechts über der Etich Pfatten 8 (Freske a. alt. Kirchth. 358), mit dem Stadthof 8, 10, Fnd. 1—7 (letzte Figur leider verkehrt (!) eingeseht); Burgruine Laimburg und darüber Leuchtenburg 188, 154, Auer: goth. Monstranze 343; St. Peter goth. mit rom. Th., Sakramenth., alte Thür 340, Christof. v. 1526. St. Daniel goth., Flügel-Altar, Fresken 361. Castelfeder 26 mit Resten der St. Barbarakapelle. Neumarkt, röm. 25, 264, 313, goth. 3schiffige K. 346, 347 u. rom. Th., goth. Monstranze 343. St. Maria i. Bill, goth. 311, 339, 340, 388, 393, 414, 425—27, Sakramenth. 459, Kanzel 338, Grabst. Ruine Kaldiff 154. St. Florian, rom. 52, 142. (Am rechten Etschufer Tramin 37, 38, 101, 389, 360, mit goth. Pfl. 247, 256, 293, 416, Altb. 405, goth. Monstranze 343; Taufst. 338, Fresken wie in den Filialen St. Valentin 84, 338, 361, St. Jacob 26, 213, 235, 272—75, 361 u. zu Söll 257, 361, alle mit rom. Th. u. in letzterer ein alter Altar 361. Grau u. goth. K. — wie in Kuratsch mit rom. Th., in letzterer goth. Monstranze 343. Penon 128, 336, Enticlar mit röm. Burgresten 26, Margreid, K. it. St. 388, goth. Thurm 272, 290, decorative Mal. i. „Heidentempel“, Kurtinig, K. goth., Monstranze 336, Unterfenenberg rom. Abside 76, 257. Salurn Fnd. 11, 16, (die „Haderburg“ 25), goth. Monstranze 343, der basilikenartige „Keller“ 387, Buchholz u. Gfrill mit goth. K., in letzterem D. St. Leonhard rom., St. Karl it. St. 498, St. Michele 74, 142, Klosterf. it. St. 388, Königsberg mit polygonem Bergfried 154 u. rom. bemalter Kapelle 131, 353. Lavis 392. (Absteher nach Cembra Fnd. 10, 11, 120, Pfl. u. St. Peter goth. 305, 353, letzteres bemalt) Am rechten Etschufer Deutschmeß, K. neu, Gobelins bei einem Privaten 382, Schloß Corona 171, Wälschmeß, St. Peter, spätg. 305 Grabst. In Gardolfo bei Trient und darüber am „Kalisberg“ Kirchen mit Spitzthürmen.

**Von Neumarkt ins Fleimsthal.** Ueber Pinzon, K. goth. 338, mit Fresken 361 u. Flügelaltar Glasm. 379 (höher Truden mit goth. K.) Montan, Thurm alt —, K. neuromanisch, 338, Monstranze u. Rauchfaß goth. Styls 343. Schloß Cnn erneuert 347 mit goth. Kapelle u. Schnitzar-



beiten 339 Gobelins 382, links in der Höhe Aldein 257. San Lugano 37, Th. rom. v. 1225 nach Bonelli IV, 125. Rechts nach Altrei mit goth. R. — Zu Dajano u. Varena goth. R. m. rom. Th. 303. Cavalese, goth. Pfl. 265 mit guten Bildern Furlanelli u. des Giovanelli aus Carano, 404, 406 bemalte Vorhalle 403, altes Wespertbild i. d. modernen Nebenkirche. Franziskanerkirche Mal. wie i. d. Pfl. St. Sebastian rom. 390. Ehemaliges „fürstl. Amtshaus“ mit Wappmalerei. Unter dem Dorfe die Ruine v. St. Valerius, geweiht 1160 mit rom. Th. a. d. Stelle einer Burg? — Tesero, Pfl. goth. wie die Vorhalle, St. Rochus 252 (mit Fresken) 355. St. Leonhard u. die Kirche in Forno (St. Lazarus). Predazzo (Prabazzo), neue goth. R. 391 St. Nikolaus goth. mit Mal. 355. Abstecker über St. Martin di Castrozza, Spiz, urf. 1181 mit rom. Th. 76 Wandn. überflücht, Mönche in weißem Kleide, nach Primiero, R. goth. 250, Reste eines alt. Altars, mit überflücht Mal. ein Bild frei, 355, goth. Monstranze 343. Ruine der Burg Pietra, eines eigentlichen Felsen Schlosses; von einem halbrunden Vorbau kommt man durch eine Felsenpalte in einen Hof und von da einst erst über Stiegen in die Burg auf unzugänglicher Felsen Spitze. Moena, spätg. R. mit rom. Th., Grabst. v. 1588. St. Wolfgang rom. mit Abside u. flacher Dede wie St. Peregrin. Vigo, Pfl. goth. mit Krypta 254, 265, Th. rom., goth. Monstranze 343. St. Juliana, Th. rom., R. goth., alt. Altar 334 Wandm. 355. Campidell und Gries, R. theilweise noch goth., Th. rom. und in ersterer goth. Monstranze 343.

**Von Bozen nach Meran.** Gleich außerhalb Gries der Weiler Morizung Jnd. 10, 11, rom. Th. 84, Rundkirche, Freske an einem Hause 359, Bildstod 338. St. Rosmas u. Damian goth. mit schönem Thurm und Portale, Reste von Mal., darüber die Ruine Greifenstein 15, 157. Siebeneich S. 1, Jnd. v. Gräbern 15. St. Antonst. 388 Terlan, Jnd. 31, 84. Taurane um 828, Th. der kleinere (urf. 1206), 84, 114, 98, 120, 175, der größere neu, nach jenem von 1530; R. v. edler Gothik, 1400 vollendet, 284, 246, 253, 305, 338, 348, 376—80, 387; Sculpt. 448—51 (letzte Fig. nach Vischer v. einem Schüler Pisano's), 324, 326; reich bemalt (Legende Mariens), im Chor v. 14. Jahrh., i. Schiff v. 1407 durch Hans Stocinger aus Bozen 347—50 u. Kunstfr. 1890, 34 ff. Reliquienkreuz 342, 3 Grabst. 327; Glocken 344; St. Michaelst. mit Mal. v. 1407 durch d. Meister d. Kirchenschiffes (Maria, St. Michael, wie dieser mit dem Teufel um eine Seele kämpft) St. Peter, Ruine 14. Jahrh. Ruinen d. Burgen: Helfenberg, Neuhaus u. Gerent, Liebeneich, umgebaut. Bilpian, Grabst. 327 (darüber Wölken Jnd. 6., Th. wie 3 Fialen rom. 122, Pfl. goth. 302 mit alter Gruppe 334, St. Anna frühgoth. 175). Gargazon mit dem Krösthurm 31. Burgstall, Ringwall 11, 13. R. neu. — Am rechten Etschufer: Andrian R. neugoth., Th. rom. 90, zwei Burgen 158, Mal. 359. Maiss, R. neu 389, Th. rom. (modernisirt), alt. Taufst. 338, St. Valentin 252, 359. Schwanburg Ruine Payerberg u. Casatsch (Helfenberg) 158. Auf der Höhe St. Apollonia u. St. Jacob 167, 486, beide rom., letztere R. mit Sculpt. 325 u. Fresken 234. Ueber Wehrburg 31, mit Fresken 359, nach Kagenzungen, 159, Fahlburg noblen it. St., darüber Zwingenberg 159 u. Grill 487, 468, nach Tensen, Pfl. goth. 101, 402, 302, Th. rom. 119, 275, 302. Glasm. 379, St. Michael (nicht Nikolaus) goth. 296, Mal. 363

Lichthäuschen, 337. Willan mit goth. Thurm 290. Ruine Maieburg 159, 363. Ueber Leonburg u. Burgruine Brandis 259, nach Lana, Pfl. goth. 289, 296, Flügelaltar, 334, Lichthäuschen, 337, Kanzel 338, St. Georg 79, rom. mit Fresken 363, wie das interess. St. Margarete/61, 79, 102, 364. St. Agatha (Glock. 1586) u. St. Anna i. Widum v. 1454 goth. Uiten: An Braunsberg vorbei 159, 207 nach St. Magnus, it. St. in Kreuzesform, Ruine Eichenloch 159, St. Pantraz goth. St. wie St. Michael. St. Moriz rom. 102 mit Fresken 364 u. alten Glocken 210; St. Nikolaus mit goth. Chore, restaur. — Maiss, Jnd. 6, 15, 20: R. goth. 246, 318, 372, 338, mit restaurirten Fresken 861; Mariätrost, Th. rom. Wespertbild 326.

**Meran, 171, 313; Pfl. goth. 246, 259, 315, 342—49, 354, 360, 294, 365, 366, 396, 400—409, Mal. 361, 362, 403—405; Sculpt. 452, 324, 325 (Altar 335, Grabsteine 392, Weihwasserst. 339); Glasm. 491. St. Barbarat. 292, 255, 370 neue Christof. Spital. goth. 301. 261, 314, 368, 397; Sculpt. 397 rom Kreuzfig. a. d. Wand, nicht auf einem Altare 196, alte Reliefs am neuen Hochaltare nach Dürrer's Leben Marias (Cent. Com. 1884, CXCIV) v. Schnatterbed? 334, verwandte Mal. auf Leinwand, aber derber behandelt, Freske a. Gewölbe 362; Chorstuhl 339; Reliquienkreuz 342. Reste des Klarisenklosters auf dem Rennweg (goth. Kreuzgang) 248. Landesfürst. Burg goth. mit Kapelle v. 14. u. 15. Jahrh. 311, Sculpt. 341, 347, Mal. in d. Kapelle u. zwei Erkern, in letzteren v. Bedeutung 362, durch Dr. v. Schönherr zu einem Nationalmuseum in kleinen gemacht. In Obermaiss, St. Georgen, Mal. 403; Die Burgen Plana (Relief eines Greifen, rom.) Ruine mit goth. St. Sebastianst. 296, vorüber an St. Valentin neueren Stils mit rom. Th. u. Mal. 407, Trautmannsdorf goth. R. 248, Kagenstein, St. Katharina i. d. Ehart, goth. m. Mal. u. ein Flügelalt. Fragsburg (goth. R.); zurück über Rameg, Goien, St. Georgen rom. 98, 99, 173, 134, mit Fresken 363 u. a. Altar nach Schöbna, R. goth. alt Thurm. Taufst. 338, Thür 340, St. Martin 94, 98, 99, 109, 168, 128, 124, — mit 2 a. Alt. 395, Grabf. des Erz. Johann 391. Nach dem Dorfe Tirol, R. goth. 246, Th. rom. Grabst. St. Rupert, 252, 363. Schloß Auer 32, goth. Altar. Ruine Brunnenburg 160, Burg Tirol, rom. Jnd. 32, 159, Kapelle rom mit Fresken u. Sculpt. 60, 92, 95—98, 111, 114 (das Tympanon begrenzen unten Adam und Eva, nicht Engel) 123, 151, 152, 191, 195, 339, Mal. 233, 363, St. Peter rom. 58, 82, 133, 101, 198, 188, 189, 363, Thurnstein 160, Agund 7, 183, goth. Chor; R. i. Plars mit Fresken 362. R. d. Dominikanerinnen 74, 102, rom. Portal 184, über dem Gewölbe Fresken 362. Vorst mit goth. R. 312; über St. Felix, goth. nach Marling mit rom. Th. 118 die R. goth. 292, 258. Tscherm's 32, Leberberg. Nach Passierer. Am sog. Pulverturm 31, durch das Stadthor zur Reoburg 31, 161 mit Doppelpapelle 38, 59, 96, 101, 142, 153, 112, Orgel. 396, nach Rains mit goth. R. u. Rissian, R. it. St., Wespertbild 326, Taufstein 187, 217, in St. Michael überflüchte Fresken: St. Martin, R. u. Monstranze goth. Stils 343 in St. Michael, hübscher Altar it. St. St. Leonhard R. mit Nebenischiff Chor u. Th. goth. restaurirt Herz Jesul. 291. St. Hippolitus auf Glaiten, alt gänzlich modernisirt. Thurm der Fausenburg mit Fresken. Platt mit neurom., Rabenstein mit neuer goth. R. 331.**



**Von Meran nach Vinschgau.** Töll, Fnd. 33, 16, St. Helene goth., 252 gut restaurirt, Mal. 332. Bartschins Fnd. (Römerstein a. einem Hause) alt. Bergfried & goth. mit Gruft, alte Thüre; Stulpt. i. Widum. Links auf der Höhe über Aspach mit neuer goth. K. die Fochkirche St. Vigil, Th. vom 121 Fresken. Rabland 32, goth. K. (a. l. u. d. Etich; Plaus goth., Th. rom., Tarantsberg m. Portraits Sammlung) 161 Naturns 32, K. goth., St. Protulus rom 84 außen Fresken, 361. Tabland 364, Th. rom In Schnalserthal: die Ruine der Karthause 248, 275, u. St. Anna 342 mit Mal. 404 Pfl. M Statue 228, 196, 472; Burgruine Juval 33, 312 mit Mal 439. Tschars Pfl. spätg. u. 1515 modernisirt. Grabst. v. 1499. Latsch mit der Burg gl. St. 33; Pfl. goth. 252, 259, 264 restaurirt. Spitalf. 76, 334, wie Büchelk. goth., erstere mit einer Fresse (jüngstes Gericht) 364 u. goth. Altar. St. Nikolaus rom. 84 profanirt. Vints Tarfch 2 Kirchen goth. mit rom Th 156, 119, St. Medardus rom. mit einer Fresse 14. Jahrh. 364, Darüber Annaberg 153, 339, mit goth K wie in Veiler Platz 287, Mörter K. goth. mit überlängten Fresken; St. Vigil rom. 82, 75, 340, mit Fresken, innen v. 1120 (Rf. 1890, 24) Burgruine Unter- u. Obermontani 33, mit St. Stefansk 101, 158, darin Fresken 364 u. alte Altäre. Schanzn, K mit älteren Altären. Schlanders mit der Burg Schlandersberg; Pfl. spätg. 290 modernisirt m. schönen Spithurm, Taufst. 338; St. Michael mit Gruft; Spitalf. spätg. (Vints Gölflan, 58, 76, goth. K. mit rom Th. 99, St. Walburg goth. 419 mit Gewölbemal. 365, Laas; a. d. Pfl. Friesstücke über der Sakristei und symbol. Thiere auf den Ecken, wie der Thurm vom ersten rom. Baue 183, 333. St. Marx 131, (profanirt), wie St. Sijinius rom. 84. Dem Ort Gyrz gegenüber Tschengels; Pfl. spätg. 52, St. Ottilia frühg. Ruine Tschengelburg 33 und gegenüber Gargis. Stils, K. neurom. 390. Prad m. d. rom. St. Johannisk. urf. 1281, Fresken in der Abside 365. Agums, Pfl. spätg 1510; Gitter d. Kapelle mit goth. Nachklängen. Lichtenberg; K. spätg. über der alten rom. 254 mit Fresken an der Abside 366. Taufst. 333, Besperbild m. Krönung im Hochaltar. Ruine des gln. Schlosses 272 mit Fresken 489, wie St. Christina. Schluderns; Pfl. u. 1489 spätg. St. mit schönem Portale 285, u. Grabmal. 394. St. Michael mit älteren Altar u. Wandmalerei, und Taufst. i. d. Gruft 338, 402, Thurburg mit alt. Altar u. Waffensammlung.

(Im Thale Matsch 2 Burgruinen u. rom. Th. a. d. Pfl. mit goth. Chore u. Sacramenthäuschen, alten Kelch 343 u. Taufst. Ein schlanker Spithurm im Dorfe ohne Kirche mit einer Glocke v. 1457.) Glurns. Stadt mit Ringmauern und alt. Hause Nr. 50 (Spagenthurm) röm. Pfl. goth., mit rom Th. Weihwasserstein 339, Mal. 366. Tartsch, K. u. Th. wie in Glurns; Fresken Weihwasserst. 339, 348. St. Veit rom. m. alt. Glocken 241, 210, Mal, Fnd. 15, 33, 55, spätg. modernisirt K. mit schönem Thurne 295, außen röm. Inschriftenstein; St. Michael mit Fresken, daneben eine geschnitzte Gruppe, St. Martir 119 u. Benedikt, K. u. Th. rom. letzteres mit Fresken 278. Burgruinen (der runde Trostthurm 18, 33. u. Fröhlichsburg) Laatsch; in St. Michael Taufst. 188. St. Leonhard halb rom halb frühgoth 295, 257, 272, 278 mit goth. Altare und Fresken wie St. Casarius u. St. Michael daneben 367. (Dieser im Thale: Taufers mit den Ruinen Unter u. Oberreichenberg 161, Mal. 367. St. Johann rom. 74, 79, 82, 145, mit Fresken 233, Pfl. mit

rom. Th. St. Nikolaus, Valentin u. Martin goth. letzteres mit Fresken 367 u. alt. Altären. Schleis Th. rom. eine Barth., röm.?, Burgeis 53, 146, 109, 115. An der Straße d. achteckige goth. Marienk 255, Pfl. u. Th. rom., 202, gothisirt, Besperbild 321 restaurirt Fresken, 347, St. Nikolaus mit bemalter Holzbede 275. Die Kapelle in Fürstenburg (mit uralten Details) 161, 340, goth. mit Gewölbemalerei 367 u. alt. Altar. Marienberg 74, 79, 85, 142, 213, 60, 97, 115, Klost. rom. (modernisirt), mit Krypta 270, Stulpt. 326 u. Fresken vgl. 228, 271, Grabstein 327. Todtenschild 341. Reliquiar 207, 238, Casel 280, 281, 242, Mar. Bild 406. St. Stefan m. viereckigem Chore, urf. 1160, 324 rom. 296, Besperbild 324. Haid Fnd. 15. Graun, neue K. mit rom Th., alte Herberge mit Mal. Reshen: St. Nikolaus, rom in Rechteckform, Raubers 33. Pfl. spätg. modernisirt; die Kapelle in der Burg gl. R. rom. profanirt.

**Von Bozen nach Brixen.** Von Blumau über Steined: K. goth. restaur. alt. und Mal. im Chore v. Spör, im Schiff v. Hintner u. Bart. Burgruine nach Tiers: Th. rom. K. it. St. restaur. St. Cyprian urip. rom. — zurück über St. Katarina im Ried (goth. mit Fresken 367), (Völseraicha mit rom. Th. 84), Pressels, Burg 316 u. rom. K. mit Fresken 367, Ums., sehr interessante Flügelaltar 334, Obervöls gothische Kirche nach Völs. Pfl. goth. 253, 265, 230, 343, St. Michael rom. 171, 131, St. Peter, Th. rom. Kirche goth. mit Flügelaltar, wie St. Konstantin, 343 St. Vigil, goth. 359, Ruine Nischberg, St. Oswald mit rom. Th., Ruine Hauenstein u. Salegg, St. Valentin in Eis (alte Statuen) und Fresken, 367. Kastelrut (Reste der alten Burg); Pfl. neu. St. Michael goth. (Th. rom.) St. Nikolaus in Eisen; Altargruppe 332 hinunter u. Waidbruck mit 290, Trostburg 161, 197. In der Nähe Kolman, K. spätg. 251, 305, restaur. Kunst 1890, 5; Burg 316, u. St. Leonhard goth.; links auf der Höhe Saubach mit goth. K. u. Altären g. St wie Dreikirchen 353 A, 362, alte Glocke, Mal. 368, K. in Barbian neu, K. rom. 331, wie der alte Thurm mit alter Glocke; Abstecker nach St. Ulrich in Gröben Fnd. 16, K. neu, reich restaurirt; St. Jakob theils rom. 79, theils frühgoth. 252, 361, Glocke 209, bemalt 368. St. Christina, Th. rom.; Wolfenstein: Burgruine 161, K. neugoth. Auf dem Rückweg über den Lajenner Ried (St. Katharina goth. wie der bemalte Bildstock 368, nach Lajen: Pfl. neu, Frauent. 395, a. Glocke, u. St. Nikolaus in Albions mit Altar goth. Mal 368, Th. rom.) hinunter nach Klausen, 28, 313. Burg Branzoll, Pfl. St. Michael 254, u. Apostelf. goth. Kunst. 1889, S. 27, 296, 433, und St. Sebastian rom. 76, 130, 139, 180, 181, alte Glocke; M. Loreto am Kapuzinerkloft 401. Vins in der Höhe Willanders. Pfl. goth. 282 Gasmalerei 379, St. Michael rom. 131, wie die Kapelle im i. d. Burg Gravetsch, 162, 368. St. Valentin 74 Kloster Säben, 23. Frauenkirche 37, 33, 27, Kunst. IV. 69; hl. Kreuzt. 27, 41. St. Valentin in Verdings 84, (überlängte Fresken) St. Andreas in Gorn, St. Peter und die Frauenkirche in Lajfons wie der Th. d. goth. Pfl. rom d. Altäre neu. Rechts von Klausen über Gufisbaun, mit einer Burg 162, K. wie der bemalte Bildstock 367 goth. nach Villnöb; K. neu 406, St. Valentin u. St. Jakob, St. Magdalena goth 305. Flügelaltäre 271. Teis: Rf. 1890 Nr. 6. Weiter gegen Brixen links Besturns: Pfl. 253 mit alter Statue 326, wie St. Peter u. St. Georg goth.;



Schloß 464, 386 rechts; Albeins: St. Margaret goth. wie die R. i. Carns, 396, darin Sacramenth. 336 u. alte Statuen sind.

**Graven**, Fnd. 28, 172; Dom, 46, 28, 82, 87, 88—92, 90, 108—110, 121, 141, 285, 397, 405; Domschah 240, 282, 244, 341, 343; Kreuzgang 81, 108—110, 145, 185; Frauenf. 46 u. Kunstf. (1889, 56) Mal. 221, 264—66, 370, 403; Johannist. 29, 30, 54, 428, Mal 226, 269, 368; Grabsteine: 189, 399, 454, 455 Pfl. goth., Mal. 370; Sculpt. 394; a. bischöfl. Residenz 46, 141, 143, 336; b. d. Franciscanern ein Altar 332; Seminarf. 388, 405, 250; Vinzentinum R. rom. 391, Mal. 408, 409; Friedhof goth. Mal. 409; Filialen alle goth. u. bemalt so in d. Mahr, Tschötsch, Tils, Tetsching, Monstrol, Melan u. Klerant, 370. St. Andre: Mar. R. auf dem Friedhof Rundbau, 131, in Karnol rom. Mal. 370, St. Leonhard goth. wie zwei Kirchen in Lüssen mit goth. Altare und Monstranze 343.

**Neustift** 74, 143, 306; Th. rom. 118—21, 162, Chor d. R. goth. 299, 259, verzopft; u. 2 spätg. Weiberbild, 226, Mal. i. d. a. Sakristei 15 Jahh. i. Aufgang z. Thurm Mal. v. 1445, über d. Thurmhalle i. einer Nische ältere, 14. Jahh. Kreuzgang d. rom. Säulchen beraubt, goth. eingewölbt 306, 2 Kapellen (rom. u. goth.) mit goth. Thür, i. sog. Frauenkist. 3 schiffige Kapelle (über d. Mühle wie St. Salvador i. Hall). St. Michael: 174—77, 135, Mal. 25. Jahh. Bibliothek mit a. Tafelgemälden u. litg. Büchern. Kas, Kay (Thurm rom.), u. Vahrn goth. R., in legerer Mal. 370.

**Von Graven nach Bruned.** Nicha, goth. R. wie i. Schabz (28), St. Paulus u. Pfl. in Rodand goth.; St. Blasius rom. Burg Rod. 162, Mal. in der St. Michaelskapelle, um 1580 angebaut. Mühlabach Th. rom. R. goth. wie d. Monstranze 343, v. 1525, Mal. Meransen, Th. goth. R. neu. Mal. 370 u. Sculpt. Spinges 388. Untervintl: 28, Th. rom. a. Pfl. goth. 84, 247. alt. Glode. Obervintl: R. goth. Darüber Terrenten: St. Jeno u. Margareth rom. 84 mit goth. Altar. St. Sigmund: Th. rom., R. goth. mit goth. Alt. 332 Riens: Th. rom. dann Hoferu: R. mit a. Altar u. die Ruine Schöneck mit Mal. 272. Palzen: St. Valentin: goth. v. 1434, Fresken 372. Ehrenburg, Fnd. 15, Krypta 37, 48, kleines Weiberbild von 1570, 3 Ißtern u. Glen 256: R. goth. Lorenzen: Im Widum gewölbte Holzdecke, Pfl. Schiff rom. sonst goth. 252, Marienstatue, goth. Monstranze (v. 1515) 343 Grabst. St. Martin goth. 358, wie die R. des Klosters Sonnenburg. 74, 87, 88, 130, 170, 191, 296, wovon die Absiden rom. St. noch sind; Spitalf. rom. mit alt. Kreuzf. 191. Montal, R. goth. v. 1594, Michaelzburg, 111, Abtecher nach Enneberg zu der Pfarre hoher Epithurm, eine alte Marienstatue Mal. v. Horaz Giovanelli † 1639 u. Arnold Glode v. Böffler 1520, St. Vigil Th. rom. wie in Abtei, Gl. v. 1438, R. in hl. Kreuz u. Stern goth. Wengen, R. neu, rom. u. Mal. in St. Barbara v. 1401 mit a. Empore aus Holz 372. Corvara, goth. R. 252, goth. A. mit Mal. 372. — Buchenstein mit der Ruine Andraz 152. Pfl. goth. v. 1454, Th. rom. v. 1140, Statuen v. Molling; Kapelle z. U. l. Fr. (Flagellantenf.) goth. mit Krypta. — **Bruned**, Fnd. 15 Burg 163, Pfl. (Chor außen goth.) sonst neu rom. u. bemalt nebst Altarbild. 407, Weiberbild 224, Kreuzf. 335, Erztafel i. d. Sakristei. Grabst. 396 u. Freske in d. Mühlgasse, Nr. 99 Heimat M. Pachers. Ursulinenklosterf. goth. 285, restaurirt, alte Bilder. Spitalf. alt. Kreuzf. Reint. außen Fresken,

16. Jhrh. venetian.; Bildstocke b. d. Kapuzin. u. a. Weg nach Taufers; bemalte Zechstube i. Hause des Apothekers; Burg v. Wintler'sche Bildersammlung 490, 370, 407. Stegen, R. goth. alt. Kanzel 396. Nach Taufers: St. Georg, Fnd. 15, 296, Mal. Delberg, 371, (Rechts oben Kelburg 164, Mühlbach goth. R. u. Altar. Gais: Pfl. rom. 81, 70, 89, 123, 100. Ruine von Neuhaus i. Uttenheim, 164. Mühlen, R. goth. wie die Pfl. 267, mit Sacramenth. (außen) 336; St. Michael rom. 131 wie die Kapelle in der Schloßruine 339, Taufers 93, 116, 147, 164, mit Kreuzf. u. Thür rom., Getäfel einer Stube goth.; Absis im Thurme der Ruine im Kofel 72 (sowie St. Gertraud im Mühlwald, auch mit Nebenschiff;) die übrigen Filialen sind goth. als: in Morizen 363, 372 und Kematen, (beide zweischiffig) in beiden auch alt. Altäre. Auch d. R. i. Hornach 266 u. im Reintal sind goth. in letzten Statuen, ebenso die R. in Luttag 336 u. Weissenbach, letztere mit a. Altare 322, Sacramenth. u. Glode 1498. St. Martin in Ahru v. edler Gotthil. Th. rom. Uebergangst. 228, daneben d. alte Widum, mit Getäfel 310, Pfl. 406. Bretau hat zwei goth. R. 250, in heil. Geist 256, Wandm. 371.

**Von Bruned nach Tienz.** Gleich rechts die Lamprechtsburg 29, 132, 164, dann links Percha 257, 306, Rajen u. Rajen, gegenüber drei Olang mit rom. Thürmen, die gekuppelte Fenster haben, endlich Tesselberg 324, u. Geiselberg 325. überall goth. R. u. auch in zwei Sculpt. u. Mal. i. Mitter- wie Oberolang 372. Welsberg Fnd. 16, 372. Raint. goth. 305, Burg 164. Teisten, Burgruine Thurn, Pfl. mit goth. Kapelle 256, Mal. 372, Grabst. u. Schilde 465, Monstranze 401, Missale 380; St. Michael u. ein Bildstock wie St. Georg 48, 31—32, bemalt 312. Pichl, neue goth. R. 391. St. Magdalena in Hintergies goth. v. 1488. Niederdorf 29: Pfl. außen goth., Bilder v. Knoller Sculpt. v. Nigl. St. Anna 130 a. Thür, Malerei: Botivbild, St. Magdalena goth. Toblach, R. neu 405, a. Grabst. St. Maria in Aufkirchen, (mit Gruppe 458). St. Nikolaus in Waten goth. 373. Mal. 14 Nothelfer a. d. Empore noch i. Geist d. 16. Jahrh. St. Josef in Verschach rom., Sculpturen des Calvarienberges 335. (Nach Dippdale, goth. mit Fresken, 373. Cortina, schöne R. it. St. mit neuem 76 M. hohem Th. romanisirend. reicher Tabernakel.) Tunnichen 29; 74, Stiff. rom. 50, 33—35, 67, 68, 82—85, 92, 93, 99, 100, 123, 135, 102, 138, 104, 108—112, 118, 200, 180, Sculpt., Kreuzigungsgruppe, 213, 184, 221, 243, 247, Fresken 373, Taufst., Chorstuhl 339, Reliquienkreuz 342. St. Michael pfl. mit Rundthurm 18, 389, Mal. 407, Kapitelhaus mit Wappen; St. Katharina, rom., Bildstock mit Fresken 373, Grab. od. Alt.-Öttingerf. 358. St. Silvester auf dem Berge mit Fresken 373. (Seiten R. neu, kostbare Stückerien i. Popsstyl, Grabkreuze.) Bierschach u. Winnebach mit rom. Th. v. 1212, u. goth. R. v. 1450. a. Statue. Sillian: Pfl. außen goth. Schloß Heimfels 164 mit rom. Kap. u. Fresken 373. In St. Peter alt. Monstranze 502, 401. Höher: Tessenberg, R. goth. 305 mit restaurirten Fresken 373. Straß, R. it. St. 388. St. Jakob gothisch, mit überkündeten Mal. Gegenüber St. Oswald goth. Zur Linken auf der Höhe Naras, R. it. St. 388, 405, Reste daneben der alten rom. u. gothisirten Kirche 55, 56, 72, 57, 58, 204. St. Anton 305 u. hl. Geist goth., dieses mit a. Alt. In gleicher Höhe Aßling 15; St. Korbinian im Thale v. 1468, goth. mit alt. Altar u. Mal. 373. — **Tienz**, Fnd. 9, 29, 50, 36, 117, Pfl. 256, 294,



**307, 308, 288, 290, 291**, mit Kreuzförmig 335 u. Krypta, mit 2 Skulpt. Kunstf. 1887, S. 37 u. 1891 Nr. 3. Grabst. 328. St. Michael, spätg. **411, 434**, mit Grabst. Franzisk. u. Dominikanerine n. goth., urf. 1243. Bildstock Stiechenhaus 378. Kapelle i. Schloß Brud rom. **192—194**, 164. Fresken und Tafelg. 378. — Goth. K. der Umgegend sind: in Lesach, Ruzdorf, Lavant u. Igelsdorf 252, 288. Ueber Oberlienz (goth. K. u. Fresken 474 nach Ainert (goth. K. 8 eckige Wegkapelle 255); St. Johanni. Wald, K. spätg. 305. Ruine Wienburg 85, u. St. Veit i. Deferegen, Unterbau der K. u. d. Th. rom. mit einer Kapelle, die eine Abside hat, Taufst. **218, 188**, K. goth. wie in St. Leonhard 304, **352**, Glasgemälde, alt. Keld u. Monstranze. In Kals 2 goth. K. Windischmatrie K. it. St. 388. Th. goth. von ansehnlicher Größe, Bogenries an den Gesimsen u. St. Nikolaus rom. **59, 84, 78, 79, 88, 472**, wie die entweihte Kap. im Schloß Weissenstein 165, in ersterer interessante rom. übermalte Fresken 218, 223, **267, 268**, Obermauern i. Birgen; Th. rom. **207, 176**, Sculpt. 185, **215** u. goth. Keld. K. goth. mit vielen Fresken 374.

**Von Briven nach Innsbruck.** Franzensfeste: neues goth. Kirchlein, Bild v. Blaas sen. 407. Ruine Weissenstein bei Mauis 29, 165; Trens: K. spätgoth mit verehrter Marienstatue v. 14. Jahrh. 326. Bildstock in Freienfeld (Sündenfall mit Symbolen), Fund röm. Meisenst.; Stiles, Pfl. theilweise goth., alte Monstranze 342. **Sterzing** Fund. 16, 29, Pfl. goth. (Kunstf. 1890, 27), Taufst. 338, Statuen **453, 326**, Lichtweibchen 341, Grabst. 394; St. Peter 296 (am Ansig Föchlsthurm mit Schnitzwerken 313.) Spitalf. 247, 252, mit Fresk. 375, Rathshaus **444**, Wiesen goth. K. mit alter Monstranze 343. Pitsch, Fund. 14, Th. rom. K. in Außerpytsch theilweise goth., d. einstige Widumskapelle rom., goth. Keld. Die Burgen Sprechenstein mit rundem Bergfried 81, Mal. 340, und Reifenstein 29, 165, Eisen- u. Schnitzarbeiten 346, Sculpt. u. Wandm. Abb. in Panterts Zimmergothf. Jaufenthal goth. K. wie in Tuins und Telfes (Reliquiar). Tschöves, Th. rom. Flains, spätg. Mareit 29, 338, Schloß Wolfsthurm 380, St. Magdalena a. Altar 375, Chorstuhl, Kanzel, Burgruine Straßberg 166, Gossensaß: K. mit altem Taufst., goth. Monstranze; St. Barbara 250, Altar 324, Mal. 375. Pflersich: neue K. 391 rom. St. reich bemalt v. Mair nach Zeichnung v. Jos. Schmid. Brennerbad: neue dreischiffige K. rom. St. 391. Auf dem Brenner: Th. rom. wie in Lueg 95, 289, u. Neßlach mit a. Altar 324. Binaders: K. theilweise goth. Steinach Fund. 16; K. neu rom. St. 390, bemalt v. Wader, Alt. 405. St. Ursula in Mauven **73, 82**, St. Magdalena in Trins goth. Matrie 130, 51; Burg 166, K. mit der Erlöserstatue 193; St. Johannes goth. (1509) 256, 265, **316, 351, 338**. St. Margareth in Pfonz urf. 1177, 283. St. Katharina in Aufenstein, theilweise rom. mit Fresken 376. Waldrast: Vesperbild, 14. Jahrh. Kreuzförmig **500, 394**. Ellbögen, K. neu bem. v. Klübenfeld 4. 9. Im Stubaitthal: Nieders K. 4' 8, außen goth., Th. rom. Bulpmes 343, Telfes, Sculpt. 398. Neutift K. groß i. Popstyl. Patich: goth. Portal 283, 405. Igels 15 (Hohenburg 20), bei Gökens die Ruine Wöllenberg 166.

**Innsbruck.** Ursprung 173, 180, Hofkirche (Kunstf. 1890, Nr. 5) 395, 396, Pfl. i. Popst. 388, 405, Grabmal 392, a. Altar 324. Jesuitent. 388, 389; Spitalf. mit a. Kreuzförmig 335; Servitent. 405, 406; Ursulinent. Altar u. Mal. v. Felsburg, 408; Marienhilf 388; St. Nikolausf.

3schiffig, neu, goth. St. Mosait. Sculpt. v. Winkler. D. K. am Kloster d. ewigen Aebetung, bemalt v. Plattner u. Hintner, Mosait; K. am Mutterhause d. barmh. Schwestern, rom. St. (flache Decke) reich bemalt v. Mair nach Jos. Schmid und sthlstreng ausgestattet. Johannesf. 389; Ferdinandeum mit reichen Kunstsammlungen aller Art 210, 375, 394, 405, 406, 409; Universitätsbibl. **251, 254, 216, 255, 256**; d. Goldene Dachl 312, 317; Rathshaus 313; Dttoburg 173; Annasäule v. 1706; Erzbild Leopolds; Triumphpforte mit Sculpt. u. Landhaus 390; Friedhof goth. St. mit Sculpt. 398, 399 u. Mal. 407, 408; Wilten 16; Klosterf. 74, 127, **435, 326, 388**. Grabst. 326, Bilderammlung 330, a. Keld **333, 236**. Pfl. alte M. Statue 323, Botivaf. 375 Rundkirchlein rom. 134, 275, **424** K. d. Barmelittinen, restaurirt. Schloß Ambras 324, 381, 346, Altar 335, Mal. 409; Lans goth. v. 1457; Ampaf 15, 30 (Th.); St. Vitus goth. v. 1521; St. Martin v. 1482; Hl. Wasser a. Statue 326; Mutters u. Matters K. außen goth.; Ruine Sonnenburg 16; Arams: die St. Michael- u. die Kummernußf. 255, 335.

**Von Innsbruck nach Kufstein.** Ueber Hötting Fund. 15, 18, 30, K. goth. mit der Zahl 1491 auf dem Portal, Th. rund 118, alte Kapelle 132; Weiberburg Kap. goth., Mal; Mühlfau K. neu, basilikenartig eingedeckt; Thaur 87, K. neu bemalt v. Penzlocher 409; St. Ulrich u. St. Peter rom. 52, 132, Flügelaltar. Hl. Kreuz goth. u. Mal. 376. **Hall**, 18, 30, Pfl. goth. **286, 281, 283, 288, 296, 300, 338**, Monstranze 342, Reliquarien **469—71**, Mal. 376, 395, Glasmalereien 378, Sculpt. am altgoth. Altar d. Gnadenf., Eisenarbeiten **476**, Grabst. Kapelle d. Burg Gasseg 166, **195** u. Bildsäule im Salinengebäude 338, goth. wie St. Salvator (mit weit vortretenden Wandpfeilern, die Durchgänge haben und dadurch das Schiff dreitheilig machen, a. Ciborium **473**) u. d. Friedhofshofst. (Mal. 403 u. Sakramenth), Jesuitent. mit Gefäßen d. 16. u. 18. Jahrh.; Rathshaus mit Wappen; Abjam K. goth., Thurm rom., ein Fresko. St. Magdalena (Hallthal) goth. 250, 336, 343, a. Altar 375; Wils Delberg 394; Gnadenwald Th. rom.; Taschenlehen 16; Bolders K. goth., Grabst., St. Karl it. St. **499, 403**; Schloß Friedberg 167; Wattens K. bemalt v. Schöpf 406; Weerberg, neu i. rom. St. 390, decorirt nach Schwarzenberger mit Bildern v. Erl. 408. Bill, einfach goth. mit goth. Reliquarien 342; Hl. Kreuz 338. **Schwaz**, Pfl. goth. 250, **298, 259, 309, 310, 336, 337, 289, 296, 420**, Empore, Taufst. 338, alte Thüren 339, geschnitzte Gruppe, Mal. altes Bild des Erlöfers, Grabst., Erztafeln 393, Lichthäuschen 337, Friedhof neu, goth. v. Jos. v. Stadl, Mal. 408; St. Michael mit Krypta, goth. Altar u. Glasgemälde; Franzisk. K. 307 u. Kreuzgang (reich bemalt) 376, 403, Kreuzförmig 394; Burgruine Freundsberg 167, St. Martin außen noch goth., wie d. Spitalf.; Bomp, K. goth. wie die Kapelle auf Sigmundsflust 167; Fiecht, Klosterf. neu; Georgenberg 52 mit eingemauerten Thiergestalten rom. St., altes Vesperbild 326; nicht ferne eine goth. Füllal. Stanz, K. neu, goth. 391, darüber Traßberg 167, 316, 328, 340, 343, 376, 282, 387, mit goth. Kapelle, Sacramenth. u. schönen Sammlung **246**, Wandm. 376. St. Margarethen, außen goth.; Ruine Rottenberg; Straß, Glocke 1521; Thurmed 167 mit massivem Burgfried; Ferbach, K. goth. **330**, wie in Eben, Th. rom. goth. Monstranze; Achenrain 15; Brud, St. Leonhard, goth., Th. rom. (Absteher ins Füllenthal: Fügen, goth. K. mit Krypta, Statuen von Nisl; St. Pantraz, spätg. 296; Zell 53, **240**,



405, Th. goth., Grabst., R. it. St. wie die R. v. Heizenberg 388, Hippach 343, Mairhofen mit goth. R.) Münster mit einem stattlichen Spitzthurm, eine seit d. 13 (?) Jahrh. verehrte Marienstatue aus Holz, an der Monstranze eine alte Engelsfigur d. 15. Jahrh. (Erzb. Sigmund), Glocke v. 1509. Gegenüber die Burg Lichtwer 168; Burg Kropfsberg 167 u. Mayen 168, 340; Reith 37, 53, goth. Taufst.; St. Michael goth. v. 1329, 338, 406; Brizlegg Fnd. 15, 53, goth. R. v. 1510. **Battenberg** 53; Stadtburg 168, Pfl. u. Spitalf. goth. 250, Taufst. 338, Monstranze 343, Pfl. 397. Im Servitenloft, goth. Kapelle 248, Grabst. 327, Arbeiten v. Nisl wie in Mariathal; Steinberg mit Sakrament; Kranzach 290; Ratfeld, Th. rom., R. goth. 53; Kundl: St. Leonhard goth. 53, **209—211**, 267, **341**, 296. (Links v. Jnn: St. Johann i. Söll goth.; Maria Stein Burg u. R. 132, 168, Marienstatue u. Kunstschätze 402.) **Börgl**, Mal. 409; Burg Zitter, 168, Peterst. v. 1532; Brixen 397 u. Hopfgarten, R. Pöpf. St. neu bemalt v. Groder aus Vieng (?); St. Elisabeth v. 1428; Kirchberg, R. it. St.; Rißbüchel: Pfl. **326** u. M. Kirche goth., Th. rom. 118, Grabst., 394; Eisenarbeiten; St. Johann, R. it. St. mit 2 Th.; St. Nikolaus i. Weidau, Mal. über d. Gemölbe u. Glasmal. 379; Goigen, a. Marien-Statue; St. Ulrich am Pillersee u. St. Adalar goth. mit 2 Gemälden, angeblich v. Leonardo da Vinci. Waidring große R. it. St.; Kössen, Th. goth. 290, 2 goth. Reliefs; Schwendt, goth. restaur. mit d. Th. a. d. Facade wie in Walchsee; Niederdorf: St. Margareth, einst Madegundis u. St. Nikolaus b. Ebbs (332) goth.; Erl, R. mit dreieitigem Chöre; Ruffstein, Stadtburg 168, 316, Pfl. goth. 302, Grabst.; Schwöich 290; Kirchbüchel, R. neu, Th. goth.

**Von Innsbruck nach Wanders.** Rematen, R. neu mit Fresken v. Mader 407; Ferklehen 376, mit Doppelkapelle u. alten Mal.; Vels, Fnd. 16, 30, Kreuzfz aus Erz 394. (In Selrain, 15: St. Quirin, goth. 252, **371**, erbaut 1481 v. Veit Schiferer.) St. Sigmund, Reliquienschrein u. a. Altarkapeln; Ranggen, der a. goth. Chör, nun Sakristei, bemalt, Friedhofsk. rom.; Birl mit der Ruine Fragenstein 30, 53, 168, R. neu, Alt. 398, Fresken v. Plattner 408. (Ueber Reith 30, nach Seefeld: Pfl. goth. 254, 259, 265, **328**, **350**, 336, 393, **374**, 278, **398**, am Altar a. Figuren 333, Sakrament., Taufst. 338; Seelkirche **496**, **497**; Scharnig 30. 53) **Hattling**, R. außen goth. 285; **Flaurling**, R. theilweise goth. 285, 343; **Grabst.** Mal. 407, Kapelle des Widdums 311 mit a. Altar 335, Mal. 407; **Oberhofen** 53, modernisirte bemalte R. 409; **Pfaffenhofen**, spätgoth. in streng rom. Styl prachtvoll ausgestattet 400. **Burg Hörtenberg** 34, 168; **Telfs**; **St. Michael** 95, **165**, 129, Pfl. neu rom. St. u. bemalt, 408; **St. Veit** **289**; **Riez**, R. goth., **Grabst.** 330, **Fresken** 376, **Glocke** von 1493; **Stams** 74, an der Klosterkirche die alten Absiden **86**, **166**, 127, das Uebrige it. St., 3 a. Altäre 377, **501**, 395, **Grabst.** 189, **Thonstücke** **423**, **Reliquarium** 343, **Grufst** mit Statuen 396, **Mal.** **257**, **376**, **492**; **Pfl.** 53, goth., alte Statue **450**, **Mal.** 403 u. altes Gebetbuch mit Miniaturen. (Nach Wieming, neue dreischiffige goth. R. m. altem Spigth. Wildermieming, **Fresken** v. Plattner, umgeben mit den 7 Sakramenten v. Randolf; **Burgruine Rlam** 18, 139, 169)

(**Jns Lechtal**: **Fernstein** gegenüber eine alte Warte; **Ruine Sigmundsburg**, **Vermoos**, R. goth.; **Breitenwang** 54, 250, 321; **St. Martin** in **Elbingenalp** 131, 254, 338; **Holzgau** 377; **Wils**; **Burg Wilsed**, 2 Chöre, alte

**Besperglocke** mit den Namen der Evangelisten; **St. Anna**, spätg.; **Holzgau** (St. Sebastian), goth. von 1485 mit Wandm., Sakrament., **Glocke** von 1512; **Lech** (Mschau), **Kirche** zum hl. Geist, Th. rom. massiv, **Chor** goth., **Schiff** mit Holzgewölbe 336.) **Silz**, R. neu, **Mal.** 407; **Schloß Petersberg** 34, 131, 169; **Haimingen**, goth. R. 278, 285, mit Glasm.

**Jns Döhtal**: **Dez**, R. goth. mit Krypta, a. L. d. Zahl 1305, **Mal.** 409; **Längenfeld** 253, **429**, **Sölden** 338; **Karres**, R. goth. 256, 289, 295; **Brennbüchl**, neues goth. Kirchlein (gegenüber ober Arzl: **Wenz**, R. goth.; **Ruine Hirschberg** 169); **Jmst**, 15, 54; **Pfl.** am Portal die Buchstaben: S T O, F, wie die Michaelsk. goth. u. **Fresken** 250, 266, **323**, 298; **St. Johann** reich decorirt; **Pestkapelle** mit Vorhalle, daran ein Gemölbe aus Holz und älteren Tafelmal. v. 17. Jahrh. **Tarrenz**, R. goth., **Miniat.** 380; **Wenus** 403; **Schönwies**; in **Obsaurs** spätg. R. mit überstüchten **Fresken**. Darüber die **Burgruine Kronburg** 152 u. noch höher zu **Geist** das nralte **St. Gallust.** (in **Bieredersform**); **Rams**, 391, **Alt.** 405; **Landed** Fnd. 15, 33, R. goth. 264, 265, **327**, 285, **Taufst.** 338, a. **Altar** 335; **Burg Landed** 169; **St. Pirmin** mit flacher **Dede** 101; **Fließ**, R. z. hl. Kreuz, goth. mit rom. Th. 338. **Schloß Videned** 169; **Prug** 54, 119, 326, rom. **Glockenthurm** (wie an den goth. R. v. **Rauns** u. **Kaltenbrunn**, letztere mit alter **Marienstatue**; **Schloß Värned** 170, goth. R. v. 1473, **Mal.** 377. **Ried** 16; **St. Christina** goth.; **Unterlabis** mit bemaltem **Hause** 403 u. **Burgruine Landed** 33, 169, 170; **Fiz**, R. theilweise goth.; **Sersaus**, Pfl. spätg. 16. Jahrh., alte **Marienstatue**, **Taufstein** **463**; a. Pfl. u. ältere **Kapelle** im **Widdum**, 54; **St. Georg** rom., **Wandm.** 377, **Reliquienschrein** 341; **St. Beno**, **Ruine**; **Bfunds**, i. d. spätg. **Mariet.** ein **Altar** mit **Flügelthüren**.

**Von Landed nach Vorarlberg.** **Perjen**, Fnd. 16, 33; darüber die **Ruine Schrofenstein** 33, 169; **Stanz**, R. goth., **Th. rom.** **201**, 175; **St. Margareth**, frühg. mit **Fresken** 377; **Grins** 312, **Altar** 377; **Schloß Wiesberg** restaurirt. **Fischgl** in **Bahnau** 343; **Galtür**, **M.** Statue auf dem **Monde**, 14. Jahrh., **Glocke** v. 1441.

**Arberg** (St. Christof) 76. **Fene** Ortschaften, welche sofort einfach genannt werden, haben eine Kirche m. goth. Chöre (vgl. S. 55 u. 306, **Nota**), als: **Klösterle**, **Dalaas**; **Windenz** 33, 55; **Lech** (Ager) **Sakrament.** Im **Montafon** u. **Silberthal**: **Tschagguns** (**Besperbild**) 326; **Bartholomäberg**, **Altar**, rom. **Kreuz** **229**; die **Pfl** u. **St. Agatha** im **Silberthal** goth., 340, **Reste** alter **Altäre** 335; **Gallentirch**; **Vürs** 55 a. **Statuen**; **Brand** (**Altar**); **Ludesch**, a. **Kreuzfz** 200, 335, 336; **Thüringen**, 335; **Windisch** 14, **St. Nikolaus** 291; **St. Gerold** goth. **Grabst.** v. 1585, **Glazg.** **Schnitzw.**; **Schlins**, **Sakrament.**, **Grabst.** u. **Fromengersch** 2 a. **Altäre**, **Glocke** v. 1816; **Röns**; **Sattens** 55, 331, 335; **Frastantz** (neue goth. R. 391); **Göfis** (**Clunia**) 34, **Metallaltar**. **Feldkirch** 33; **Pfl.** goth. **283**, 252, 258, wie die **Monstranze** u. das **Sakrament.** 337, **477—80**, restaurirt, bemalt v. Kolb, **Metallaltar**; **U. L. Frauenkirche** goth., **Reliefs** 335; **Schattenburg** 170; **Tisis**, hl. **Kreuzf.** v. 1380; **Lofters**, a. **Pfl.** goth. wie **St. Wolfgang** v. 1499, **Wegkapelle** mit a. **Statuen** u. **Wandm.**; **Altenstadt**; **Rankweil**, **Rundthum** 18, 54, 118, 170, goth. R. wie **Vortragkreuz** **223—27**; **St. Michael**; **Weiler** 391 (nicht im **Silberthal** gelegen); **Laterans** 343, **Sakrament.**, **Glasm.**, **Sculpt.**, 2 hölz. **Kapellen** vgl. 77 (höher im **Thale**); **Brederis**, **Flügelaltar**; **St. Viktors**



berg 55, 335, 377; Sulz; Röhls 55, Sagramentlsh, Glasm. 379; Weiler, neue goth. K.; Klaus (Heidenburg 34), Glasm., Grabst. v. 1598; Koblach a. Altar; Götzis (a. Pfl. goth. 305) d. neue rom. 391 mit Fresken v. Plattner 408, Montfort 149; Meschach, höher Ebnet, Glocke v. 1407; Ruine Neumontfort 170 u. Neuburg; St. Urbogast; Hohenems, Pfl. Skulpt., Grabm d. Kaiser v. Ems v. 1635, Schnitzw. 396, St. Sebastian mit Grabst.; Burgruine: Altems u. Neuems (1465) 170; Dornbirn, K. neu mit Fresken v. Plattner 408, (im Oberdorf Mal 407); Lustenau 55; St. Johann in Höchst, Grabst. d. And. v. Kalk u. s. Gemahlin v. 1523 u. Glocke Pfäfers v. 1565; Geißau, neue goth. K. 391 wie in Kenebach; Riedenburg, K. neu i. goth. St. 391; Mehrerau 74, 85, 128, Kloster. neu in rom. St., reich bemalt von Schwarzmann in München.

**Bregenz** 13, 17, 21, 22, 34, 55, 173, Th a. d. neueren Pfl. massiv goth. St. v. 1477, vielleicht noch älter, Grabsteine 394; St. Gebhard, Mal. 407; in St. Martin ein Fresko: Wilhelm II. v. Montfort vor einem Kreuzfig; Museum, Sculpt. u. Mal mit besonders vielen röm. Alterthümern, 34, 341; Buch 34 u. Kiefensberg mit alten Glockenthürmen, die nach Staffler I, 37, 42, f. röm. gehalten werden. Legend: „Klaus“ 34; Möggerz, St. Ulrich rom. mit massivem Thurm, goth. Chor, Kummerkuß u. rom. Kreuzfig; Langen, Glocke v. 1553. Im Bregenzerwalde: Mittelberg, K. goth. mit rom. Th. 412, 462; ähnlich St. Anna in Hirschegg; Reuthe 378; Au K. v. 1494, 338; Damüls K. goth. 335, 340, goth. Monstz, Glocke v. 1459; Egg, Sagramenth. v. 1497, rom. Kreuz.

## Alphabetisches Register

der im Kunstfreund und in Kunstgeschichte erwähnten Künstlernamen.

Da bisher wenige Namen von Künstlern Tirols vor dem 16. Jahrhundert bekannt waren, dürfte die auffallende Vermehrung derselben im folgenden Verzeichnisse sehr willkommen sein.

A. bedeutet Architekt, B. Bildhauer, Stm. Steinmetz, M. Maler und Faymaler, G. Goldschmied, Gm. Glasmaler, Schn. Schnitzer, Schreiner und Kunstschreiner.

- A. di Zugno, M. 350.  
Abel Bernhard u. Arnold, B. 393  
Adam, B. 318 u. Kunstf. 1889, 21.  
Adam d' Arugno, 102, 180.  
Aigner Math. Orgelb. 396.  
Alberti Jos., A. 388 u. M. 404.  
Amberger, M. 392.  
Andergassen, A., B., 401.  
Angerer Sev. v. Schwarz, A., 391.  
Apelin v. Bozen, G. 244.  
Architectus Brixinensis, A. 316.  
Arnold Jos., M. 406.  
Arnberger Veit, B. 392.  
Arntens de Peter, M. 382.  
Arzt Georg, M. 354, 356.  
Asem Mair, M. 319.  
Aim, Schn., Kunstf. 1888, 63.  
Ajum aus München, A. 318.  
Attkmahr Richard, Kupferstecher 409.  
Auz Hans, B. 319.  
Baroni v. Ani., M. 401.  
Barth Thomas, Schn. 386.  
Barth Jos., M. 410.  
Bartlmä Parlier 317.  
Behulle Paulus, M. 373.  
Bembis And. de Freund, M. 369.  
Benedetti Christ., B. 397.  
Bergler Jos., B. 396.  
Bernhard u. Jacob, M. 349, 361.  
(Bildhauer, fremdei. Zmsb. 393.)  
Blamirer i. Meran, M. 362.  
Blaas Karl u. Eugen, M. 407.  
Blaas J., B. 398.  
Bodsdorfer, B., v. ihm ein Grabstein i. Kreuzgang zu Neustift, 15. Jahrh.  
Bodsdorfer, M. i. Salzburg 395.  
Bon, Ant. del, A., Kunstf. 1890, 25.  
Bolladella, Mary, A. 319, 320.  
Bojio de, A. Kunstf. 1886, 52.  
Burkhard Engelsberger, A. 294, 319.  
Caliari Jos., B. 384  
Carolus, P. Jesuit, A. 388.  
Chiappani, Gkg. Kunstf. 1889, 89.  
Chiochetti Giov., B. 399.  
Chlieber, G. 343.  
Claus, M. v. Brixen, Kunstf. 1889, 34.  
Cliever de Andre, Stuccatore 387.  
Christof, M. v. Luenz 373.  
Christof, Meister d. Kanzel i. Oberinn. 1549.  
Christof, G. 343.  
Christof, M. aus Meran 361.  
Christof v. Bozen, A. 317.  
Chunrat, A. zu Neumarkt 317.  
Chuno, G., Kunstf. 1890, 20.  
Chunz, M. in Meran 361.  
Christian, d. alte Meister, A. 398.  
Claricini J. v., A. 390.  
Conrad aus Bozen, M. 361.  
Conrad, M. 244.  
Conrad u. s. Sohn, M. 361.  
Colin Alex., B. 393, 394.  
Conrat (praweller), Schn. 339.  
Crassonara Jos., M. 406.  
Crivelli Andrea, A. 319.  
D' Andrea P. Cajus, M. 409.  
Dax Paul, M. u. Gm. 379.  
Dax Kaspar, Christof u. Hans 379.  
Deferegger J., M. 409.  
Demek Ferd., B. 399.  
Delaja, A. 388  
Deutenhofer, M. 401.  
Deutschmann Jos., B. 397.  
Dichtl A., B. 400.  
Dietmar v. Tramin, A. 317.  
Dionis de Veraria, M. 351.  
Dojji, Gebrü. J. u. G., M. 385.  
Doring Nikolaus, A. 320.  
Ebert Jörg, Schn. 396.  
Eberhart K., B. 398.  
Eglof, A. 401.  
Egnolt Thomas, M. 349, 358.  
Empl Christian, G. Kunstf. 1887, 12.  
Eндorfer Jörg, B. 344.  
Engelberger Martin. M. 375.  
Erspämer Gallus u. Jac. Schloffer 386.  
Ertl Jos., M. 408.  
(Erzgießer 392.)  
Essenwein J., A. 400.  
Eyller. II, A. Kunstf. 1890, 31.  
Falconetto Joh. Mar., A. 384.  
Farinato Paul (Paul Beronesse), 385.  
Feistenberger And, B. 396.  
Felder, M. 410.  
Felsburg Albrecht v., M. 408.  
Ferabosco Pet., B. 392.  
Furstein J. G., B. 399.  
Fur (Fur), A. 317.  
Flag Gebhard, M. 406.  
Fogolior Marcello, M. 385.  
Fontana, M. 386.  
Francesco de Tertiis, M. 392.  
Francesco, Stider 381.  
Fridlin, M. aus Meran, 361.  
Friedrich, A. Kunstf. 1890, 30.  
Fries Leonhart, A. 318.



- Frommüller Bartlmä, A. 318.  
 Fuchs Hans, B. Kunstfr. 1889, 21.  
 Fuschg A., B. 400.  
 Fürtaler Andre, A. 319.  
 Gabriel Christof, A. 319.  
 Gärtner Frz., B. Kunstfr. 1890, 20.  
 Gasser F. v., B. 398.  
 Gaudensuchs Jacob, M. 351.  
 Gangsburger Conrad, Gm. 378.  
 GeorgvonderWerdt, B. 393.  
 Gerim v Luenz, M. 373.  
 Geppert F. v., A. 390.  
 Gihnig Joh., M. 361.  
 Giorgio Franz, B. 397.  
 Giovanelli Horaz, M. 406.  
 Girchner, Seidenst. Kunstfr. 1888, 70.  
 (Glasmaier 378.)  
 Glieder Jac., B. 398.  
 Glantschnig Ulrich, M. 404.  
 (Glockengießer 345, 392.)  
 Goldschmiede in Klausen, Kunstfr. 1888, 30, 47.  
 Godl Stefan u. Bernh., Weiser 392.  
 Goldberger Hans, A. 318.  
 Gottlieb Conrad, Tischler 387.  
 Grass Kaspar, B. 396.  
 Grassmair, Gldg. Kunstfr. 1885, 55.  
 Grassmair Joh., M. 405.  
 Gregory, A. 317.  
 Gresta Ant., M. 404.  
 Grienberger, Uhrm. Kunstfr. 1886, 51, 1887, 5.  
 Grissemann A., B. 398.  
 Gröber Joh. B. 399.  
 Groß J., Schnitzer 401.  
 Grunzit Heinrich, M. 330, 377.  
 Guet Hans, Maurer 319.  
 Gump Ant., A. 388, 390.  
 Hagart Heinrich, B. 393.  
 Hagenauer, B. 390.  
 Hallartvan Dionis, M. 387.  
 Haller Phil., M. 406.  
 Haller Wolfgang, B. 333.  
 Haller Andra, B. u. M. 333, 375.  
 Hans, A. zu Bozen 318.  
 Hans, M. v. Hall 313.  
 Hans, M. v. Judenburg 330.  
 Hans, M. (Maurer) 317.  
 Hans v. Wilten, M. 333, 375.  
 Har Johann, Meister des Grabsteines des Truchseß in Neustift, 15. Jahrb.  
 Harber Hans, M. Kunstfr. 1890, 28.  
 Hattler Hans, Zimmerm. 317.  
 Hefel Melch., B. 397.  
 Heider, B. Kunstfr. 1886, 91.  
 Heinrich Preuß, A. 318.  
 Heinrich, M. aus Meran, 244.  
 Heinrich, B. 397, 361.  
 Heinrich, A. in Bozen 245.  
 Helfenrieder Christof, M. 404.  
 Hellrigl J., B. 400.  
 Hellweger Franz, M. 407.  
 Hettinger Gebrüder, M. 376.  
 Hieronymus v. Trient, M. 353.  
 Hiert, M. Kunstfr. 1885, 54.  
 Hintner Jos., B. 400.  
 Hintner Joh., M. 409.  
 Hochstetter Seb., Gm. 373.  
 Hofer Andre, A. 317.  
 Hofer J., Stider 410.  
 Honegger Paul, M. 403.  
 Hueber Hans a. d. Etzsch, A. 318.  
 Hueber Wolfgang v. Feldkirch, von ihm d. Entwurf zum Sacramenth. dafelbst.  
 Hueber Michael, M. 405.  
 Hugo, M. 223.  
 Huter Gebrüder, A. 390.  
 Huter And, B. 398.  
 Jacob v. Eising, A. 319.  
 Jacob Visierer 318.  
 Jacob mit Bernhard, M. 349.  
 Jacobus Alemanus, A. 316.  
 Zehle Kaspar, M. 407.  
 Jobst, M. 387.  
 Jörg, M. v. Klausen 375.  
 Jörg, A. 318.  
 Juncz, Zimmermann 317.  
 Kaspar, M. Kunstfr. 1888, 69.  
 Kast Hans, A. 318.  
 Kbiendl Gabriel, B. 333.  
 Keller (Kofler), M. 361.  
 Kessler Hans, Schlosserm., Kunstfr. 1888, 69.  
 Klaus, Seidenstider 331.  
 Klieber J., B. 398.  
 Klotter Hans, B. 333.  
 Kluibenjschndl Hein., M. 409.  
 Knabl J., B. 393.  
 Knoll Albrecht, M. 386.  
 Knoller Martin, M. 405.  
 Kob Anton, B. 399.  
 Kob R., M. Kunstfr. I, 94.  
 Koch Jos., M. 406.  
 Kofl Hans, A. ? 318.  
 Kölderer, M. 359, 392.  
 Konrater Ludwig, M. 375.  
 Kunz der Maler 375.  
 Lampi v., M. 406.  
 Larch Hans, B. Kunstfr. 1887, 22.  
 Lebenscher, M. 359.  
 Lehner Kon., B. 393.  
 Leiminger (Döfler), Erzgießer 392.  
 Leitgeb Conrad, M. 387.  
 Lendenstreich, Erzgießer 393.  
 Leonhardt, Seidenstider 381.  
 Leichenbrand Kasp., Schn. 395.  
 Lienhart, B. 333.  
 Lippert A., G. 401.  
 Longhi, A. u. B. 393.  
 Lorenz, Schlosserm. 347.  
 Lucas, Maurer u. B. 330.  
 Luchner L., M. Kunstfr. 1887, 87.  
 Ludwig de Duca, B. 393.  
 Ludwig, Zimmermann 318.  
 Luz Hans, A. 294.  
 Mader Georg, M. 407.  
 Maderin Joh., A. 391.  
 Maler v. Sterzing, Kunstfr. 1890, 20.  
 Malfatti And., B. 399.  
 Mang, B. 375.  
 Maucellis Guilielmus, B. 392.  
 Martin, A. 317.  
 Martin Theophilus, M. 403.  
 Martin aus Como, A. 384.  
 Mauracher Jud., M. 361.  
 Marx, maller 377.  
 Mayger Coll roens, A. 318.  
 Mayr, A. 391.  
 Mayr J., G. 401.  
 Mayr Fr., M. 359.  
 Mayr Maria, M. 409.  
 Medalla Ant., A. 383.  
 Melchior, M. 378.  
 Mezger Hans, Schn. 386.  
 Miller Silvester, M. 361.  
 Miller Jos., B. 398.  
 Mülser Hans, Gldg. Kunstfr. 1887, 5.  
 Moll Nik., B. 390, wo es heißen soll: Statuen v. N. M.  
 Monogramist i. Söll, M. 361.  
 " m. d. Scorpion, M. 369.  
 " A. R. M. M. 362.  
 " A. V. B. 392.  
 " B. R. D. M. 402.  
 Moroder Joh., M. 402 und Sohn, B. 399.  
 Mueltcher Hans, B. 334.  
 Marzih, M. aus Bozen 361.  
 Natale Venezian, B. 392.  
 Reichhart Thomas, Gm. 379.  
 Neuhauser Albert, Mojaiker 400.  
 Rifinger Christan, Stm. 338.  
 Niklas i. Innsbruck, A. 318.  
 Niklas, Schlosserm., 347.  
 Nisfl, B. 397.  
 Pacher Rich., B. 330, 332, 349, 370.  
 Pacher Ferd., 332.  
 Pacher Hans, 332.  
 Palma Jakob, M. 384.  
 Pantraz, Maurer 318.  
 Paolo di Paoli, Gldg. Kunstfr. 1885, 55.  
 Paradis di Stimla, A. 180.  
 Parenter Marx, G. Kunstfr. 1889, 13, 21.  
 Parlati Math., A. 386.  
 Paul, Gldg. Kunstfr. 1887, 87.  
 Paulsteiner A., n. d. Volkslage d. a. R. u. d. Thurms i. Mieming.  
 Pendl Joh., Franz u. Emanuel, B. 397, 399.  
 Perchtold aus Bozen, M. 361.  
 Berger Degen, M. 395.  
 Berthamer Christof, M. 393.  
 Bernochner N., M. 409.  
 Peter v. Examin, A. 317.  
 Petsch Ruedrecht, B. 333.  
 Pfarrkircher Lienhart, A. ? 319.  
 Pfaundler Nik., M. 375.  
 Philipp, A. 319.  
 Philippus, G. Kunstfr. 1890, 20.  
 Pichler J., B. 396.  
 Pieger N., B. 398.  
 Piskolnatsch J., Schn. 401.  
 Pitschdorfer Paul, Radler 386.



Pineider Hans, Schn. 386.  
 Plattner Franz, M. 408.  
 Posch Ed., B. 399.  
 Pozzo Dom., M. 395.  
 Prein Hans, Ergg. 344.  
 Penner A., M. 406.  
 Puntner J., A. 319.  
 Puschjäger M., M. 404.  
 Puz A., Orgelbauer. 396.  
 Rab, Schlosserm. 347.  
 Rabensteiner J., M. 409.  
 Raber (Rauber) Marg, M. 361, 375.  
 Raffener J., Schn. 401.  
 Rainalter B. u. Sohn, B. 400.  
 Ramofer Pet., G. 401.  
 Randolf J., M. 409.  
 Ranzi R., G. 401.  
 Rappl J., G. 401, 402.  
 Rappolt M., A. 319.  
 Ratold, Gypsgießer 330.  
 Rauchmüller M., B. 396.  
 Rauser, M. 376.  
 Recheis, M. Kunstf. 1890, 6.  
 Reffel Christian aus d. Lechthal. Erbauer d. K. i. Agums 1493, Diöcesb. IV, 795.  
 Reichle Hans, B. 396.  
 Reichart, G. 343.  
 Reichlich Max, M. 359.  
 Reinhart M., B. 396.  
 Reiter P. J. M., M. u. Zeichner 401, 409.  
 Relli David, Stuccator 384.  
 Reni Guido, M. 384.  
 Renn A., B. 397.  
 Ricciarelli Daniel, M. 385.  
 Riccio Dom. (Brusajorei) M. 384.  
 Richtmayr Christian, Schn., Kunstfr. 1888, 69.  
 Rieder Peter, M. Kunstfr. 1889, 21.  
 Romanino Girolamo, M. 384.  
 Romanino Giulio, M. 384.  
 Rohregger, Decorationsm. i. Meran, Kunstfr. 1887, 94.  
 Rosa Pietro, M. 386.  
 Roschmann, Stid. 410.  
 Rotti Guido, M. 384.  
 Rudhart J., B. 401.  
 Rueprecht, M. Kunstf. 1888, 69.  
 Ruitlieb, Miniaturm. 380.  
 Rumpfer Hans u. Jerem., Schn. 386.  
 Saalbach Daniel, M. 386.  
 Sachs, Schlosserm. 337.  
 Sartori, Steinmez 390.  
 Sanyer Ludwig, Schlosser 387.  
 Schaber Thoman, A. Kunstf. 1890, 31.  
 Schab J., B. 399.  
 Schab Felix, M. 409.

Schel Seb., M. 395.  
 Schid E., M. Kunstf. 1885, 54.  
 Schlesinger Jörg u. Gilg, B. u. Ergg. 344.  
 Schletterer Jac., B. 397.  
 Schmid Jos., A. 400, 402.  
 Schmidhammer Jörg, B. 393.  
 Schmidt Jos., Dombaum. 391.  
 Schnatterbed Hans, B. 334.  
 Schnizer u. Kunstschreiner 396.  
 Schöpf Jos., M. 406.  
 Schopp Kaspar, A. 319.  
 Schumacher R., M. 409.  
 Schwarzenberger R., M. 410.  
 Schymann, Steinmez 339.  
 Sebastian, Schn. Kunstfr. 1889, 35.  
 Sebastian, Glasm. 378.  
 Sebastian, M. 370.  
 Seidensticker 381, 406.  
 Seiter, Steinmez 313.  
 Seffelschreiber Gilg, M. 392.  
 Sigmund v. Stegen, A. 318.  
 Sigmund Hofmaler unter Max I., i. Seefeld thätig nach Dr. Schönherr.  
 Silbernagel J., B. 399.  
 Simon de Bascensis, M. 352.  
 Simonde Averbria, M. 352.  
 Spör Franz, M. 408.  
 Springenkell Ulrich, M. 372.  
 Stabl Jos. v., A. 406.  
 Stadler Mart., M. 406.  
 Stefan, A. 317.  
 Steiner J. u. Julius, B. 399.  
 Steinle Barthlmä, B. 393.  
 Steinmez 317, Kunstfr. 1886 50, 1889 34.  
 Sterzinger Hans, A. Kunstf. 1890, 32.  
 Stocinger Hans, M. 349, 356.  
 Stöberl Mathias, M. 331, 375.  
 Stolz Michael, B. 397, 402, Kunstfr. 1886, 23.  
 Stolz Ignaz, M. 410.  
 Stölzle Melch., M. 403.  
 Strada Jacob, B. ? 392.  
 Strickner And., M. aus Steinach, von ihm ein Gemälde zu Unterinn.  
 Striegel Bernh., M. 376.  
 Stürhofer Niklas, M. 370.  
 Sturm Hans, A. 318.  
 Stufflefer J., B. 399.  
 Suttner Jacob, M. 349, 355.  
 Tavella R., B. 399.  
 Thoman, Steinmez 318.  
 Thoman Kaspar, A. 318.  
 Thomas, Glasm. 378.

Tiefenbrun Ulrich, M. 336.  
 Tobel Hans, A. 318.  
 Tobihal, Emailleur, Kunstfr. 1890 7.  
 Tobler Stef., A. 319.  
 Tomash And., B. 396.  
 Toml, Maurer 319.  
 Topf Otmar, B. Kunstf. 1838, 70.  
 Trabel, M. 393.  
 Trenkwalder Dom., B. 398.  
 Trevigni da Giob., M. 385.  
 Troger Paul, M. 405.  
 Tröbinger, Schn. 401.  
 Tschager A., B. 399.  
 Tullio Lombardo, B. 391.  
 Ulrichs, G. Kunstf. 1890, 20.  
 Ueberbacher A., B. 400.  
 Ueberbacher Jos., A.  
 Ueberbacher Stefan, G. 401.  
 Uffenheimer, Sticker 410.  
 Ulrich v. Brigen, G. 244.  
 Ulrich, M. 375.  
 Unterberger Michael, Franz, Christof, M. 404.  
 Vincentini Vincenzo, B. 385.  
 Vischer Gregor, M. Kunstf. 1888, 70.  
 Vitl Wolfgang, Glasm. 378.  
 Vittoria Alex., B. 391.  
 Vogler Hans, M. 386.  
 Voglber, M. 392.  
 Volterano, B. 385.  
 Wagenrieder Jörg, M. 378.  
 Walch Degen, Schn. 395.  
 Walcher Georg, A. 319.  
 Waldner Hans, Schn. 396.  
 Warter Georg, B. Kunstf. 1888, 69.  
 Wasler Jos., B. 399, 402.  
 Weibhauser Benedikt, A. 318.  
 Weniger Jos., M. 375.  
 Wendle Nik., Schmied, Kunstf. 1888, 70.  
 Wiesing, Glasm. 378.  
 Wilhelm, (frater Suesus) M. 375, 376.  
 Winkler Valentin, A. 319, 375.  
 Winkler Jos., B. 398.  
 Würndle Aug. u. Edmund v., M. 408, Kunstf. 1888, 43.  
 Wolfgang, M. i. Bozen, 378.  
 Wolser Thomas, M. 362.  
 Zauer Franz, B. 397.  
 Zeiler A., M. 405.  
 Zielstein, Steinmez 313.  
 Zoller A., M. 405.  
 Zwölfer, Glodeng. Kunstfr. 1886, 61.

N. B. Ueber verschiedene Künstlernamen in Bozen und Ueberetsch: Kunstfr. 1886, 31, 1887, 31.

















BIBLIOTEKA GŁÓWNA

344608L/1